This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

830.
Z94

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Fünfzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1905.

Inhalt.

Allgemeine und Einzelforschung 409 und 449.
Bankbilanzen 463
Bauernschlacht, die sendlinger . . . 71
Baumwollkrach, der 115
Bergarbeiterstrike s. Fastenpredigt.
Bismarcks Wahnsinn 155
Börse, die Ruhe der 269
Börsenreform 75
Briefe, drei 428
Briefe, vier 305
Charolais, der Graf von 286
Conried und Viotta 294
Dom s. Hof und Dom.
Einzelforschung s. Allgemeine.
Elegie 263
Fastenpredigt 355
Feind, der unseres Lebens 93
Feldmarschälle s. Notizbuch 188.
Fischer, der Fall 251
Fontane s. Notizbuch 188.
Garcia, Botschaft an 379
Geisteskrankheit, gemeingefährliche . 347
Genie, ein verkommenes 144
Geschwister, die 419
Leidehandel 424
Lose 99
Lij, Maxim s. Ruß.
Sparzerstiftung s. Notizbuch 188.
Velsverträge, die 351
und Dom 389
Sarchitektur 273
Affaire s. Ruß.
Japanisches Tagebuch 373
Irmgards Lachen 180
Kaiser Friedrich-Museum s. Hofarchitektur.
Kaiser Wilhelm-Denkmal in Graudenz s. Notizbuch 501.
Kirchliche Kunstpflege 261
Kohlensyndikat, das 385
Körber s. Notizbuch 79.
Kryptomnesie 325
Kultur s. Spanische.
Kunst und Sozialismus 335
Kunstgewerbeschule s. Notizbuch 504
Kunstmeister s. Toskanische.
Kunstpflege s. Kirchliche.
Kußl, Lieutenant s. Genie.
Ladenburg 182
Legenden s. Nietzsche.
Leichenparade 311
Liaisons dangereuses 481
Lüschen 67
Mächtigste, das 462
Marriot, Emil 209
Maler, die beiden 29
Menschen, neue 446
Menzel s. Leichenparade.
Moritz und Rina . . . . . 1 und 467
Neudeutschland s. Briefe 307.
1904 42
Nietzsche-Legenden 170
s. a. Briefe 309, 429.
Nikolaus, Sankt 431
Notizbuch 79, 188, 226, 501
Novelle 143

Offizierersatz 342
Ordenskommission s. Notizbuch 233.
Orientalia 302
Parsifal s. Conried.
Pietsch, Ludwig s. Notizbuch 83.
Polenpolitik s. Fastenpredigt.
Port Arthur s. Port Nicolai.
Port Nicolai 47
Pour Le Mérite s. Notizbuch 188.
Presseball s. Notizbuch 231
Psychologie des Geistes 382
Rasse, die 85, 131
Reichstag, der russische 197
Religion, moderne 457
Revolution, die russische 161
Ruhstrat s. Notizbuch 80.
Ruß 393
Russenanleihe, die 497
Russische Schaukel 235
Samskola 34
Sankt Nikolaus s. Nikolaus.
Saxa loquuntur 123
Schaeffle 367
Schule und Haus s. Notizbuch 188.
Schwur, Ihr 202
Seekabel-Gesellschaften, die deutschen 298
Selbstanzeigen 39, 112, 147, 186, 223, 266, 340, 421, 495.
Sozialismus s. Kunst.
Spanien 16
Spanische Kultur 55
Stoessel, beim General 119
Strike, der 149
Strike, was der lehrt 205
s. a. Briefe 305.
Swakopmund s. Notizbuch 230.
Tagebuch s. Japanisches.
Thierexperiment, ums 109
Toskanische Kunstnester 101
Ungarn s. Notizbuch 226.
Versuchung 293
Wagner-Briefe an Wesendonck s. Briefe 428.
Werkstätten, Wiener 65
Zeiten, Neue 492
Zollgesetze s. Fastenpredigt.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Januar 1905.

Moritz und Rina.

Kreſſin, Chriſttag 1904.

Edelſter und Beſter!

Diesmal gings wirklich nicht. Rheuma oder Podagra? Jedenfalls wollten die alten Knochen nicht vorwärts. Gelinde Verzweiflung (gelind auch nur von wegen bekannter Sanftmuth). Fürchtete ſchon, das Deputat würde nicht fertig und Deine Ergebenſte vor Mit- und Nachwelt blamirt. Denn Tutchen kraucht ſeit ſechs Wochen, ganz in Wolle verpackt, mit allerlei Wehwehchen herum und ſieht aus, als hielte ſie nicht mehr lange. War kein Malheur, wenn das hausfrauliche Piedeſtal in Ordnung. Na, ich habs ja geſchafft; unter Koloraturmartern aller Arten und mit Eilbotenbeſtellung. Glaube ſogar, daß die Karpfen ſich gewaſchen haben und der Puter ſich bei Borchardt ſehen laſſen könnte (hoffentlich hat Euer cordon bleu die Füllung nicht wieder durch Raffinirtheit verhunzt). Dann aber ſchnappte es vernehmlich. Nichts zu machen. Die Pfoten ſteif und der Kopf brummte. Zum erſten Mal lag die Epiſtel de rigueur nicht in der Weihnachtkiſte. Urſache nicht klar. Da Dein Schwager ſich die anſtändigen Manieren noch nicht ganz wieder abgewöhnt hat, waren wir am Tage von Le Bourget zu Dreien beim Abendmahl. Hundewetter. Aber Erkältung ſolls nach der neuſten Mode ja auch nicht mehr geben. Und warum nur zu Dreien? Das iſts eben. Der Junge hatte am Zwanzigſten abtelegraphirt. Denke Dir! Nicht etwa krank, Gott Lob; eine dunkle Sache. Auch aus dem gewundenen Brief, der folgte, nicht zu erkennen, ob Urlaub verweigert, überhaupt nicht erbeten oder für andere Zwecke aufgeſpart. Fuhr mir hölliſch in die Knochen. Weihnachten ohne den Kleinen! Monate hat man (ein Bischen,

glaube ich, selbst sein ehrenwerther Herr Vater) sich darauf gefreut; und nun die ganze Herrlichkeit verregnet. Lügen kann er nicht. Der Brief roch mir aber verdächtig. Ohne Grund läßt man doch eine Mutter mit verfehltem Lebensglück nicht sitzen. Irgend was mit Liebe? Wenns nur immer noch die Stuartspielerin mit dem roßkastanienroth gefärbten Haar ist, der er das auf der vergessenen Rechnung entdeckte Armband apportirt hat: je vieux bien. Wer Dich, mignon, Bruder nennen darf, wundert sich über Männlichkeiten schon lange nicht mehr. Ob er aber, der ein Herz für Familie hat, wegen so Einer wegbliebe? Ists ernsthaft, hat er sich wo im Trüben verfitzt oder gar von den Angelmamas der Garnison festhaken lassen, dann spiele ich nicht mehr mit. Jedenfalls mußte ihm seinen ganzen Kram Hals über Kopf einpacken und hinspediren. Natürlich auch Bäumchen mit Zubehör. Auf die Gefahr, daß die magere Schottenkönigin den Pappengel mit ihrer Cigarette anqualmt und mein gutes Marzipanherz zwischen ihren gelben Hauern zerknabbert.

Auch gestern also zu Dreien. Keine sehr feierliche Angelegenheit. Das Mädel halb abwesend (der Marinemann ihrer Seele schwimmt noch immer in östlichen Gewässern) und wir Alten nicht übertrieben fröhlich-selig. Leutebescherung war noch das Einzige. Als Dein Adolf in angeborenem Taktgefühl unter der brennenden Tanne nach der ekligen Zeitung griff, machte ich Schluß. Früher als sonst. Um Vorlesung jüdischer Leitartikel über die Bedeutung des Christfestes zu vermeiden. Pustete aus und ging in die Klappe. Als ich zwei Stunden später aufstand, um mir das Bild des Jungen zu holen (vom November; er sieht forsch drauf aus), fand ich Mariechen überm Tagebuch, das beängstigend dick wird, und den Landwehrmajor bei sanft angewärmtem Rothspohn. Trister wars am Heiligen Abend noch nie. Der Bengel! Das zieht man mit Sorgen groß, damit es Einem die Feiertage verdirbt. Er aber, Adolfus der Enorme, markirte wieder mal den Philosophen. Der Lauf der Welt, Kind (womit er mich zu meinen geruht). Solcher junge Mensch habe das Recht, sein eigenes Leben zu führen; könne nicht stets an Mutterns Schürze baumeln. Kein Unglück, wenn mal verplempert. Dummheiten sind da, um gemacht zu werden. Uebrigens sei noch nichts erwiesen. Für Indizienbeweis nicht zu haben. Nur keinen Elternegoismus. Hübsch Jeder für sich. Bildung. Freiheit. Der ganze Quatsch. Und schließlich: wir müßten uns nachgerade dran gewöhnen, mit einander allein zu bleiben. Mit höchst neckischer Zärtlichkeit. Philemon und Baucis? Herz und Hütte? Gesegnete Mahlzeit! Ich bin schon satt.

Und Ihr? Ideales Ehepaar mit glatt vernarbten Wunden? Eure Bescherung auf alter Höhe. (Der Dank an Lotte prompt abgegangen.) Viel zu viel;

namentlich das Mädel verwöhnt Ihr mir. Der Pelz würde hier die Gänse rebelliſch machen. Item, Ihr verſtehts und ich komme mir, mit Würſten et le reste, dagegen kommißmäßig vor. Auch Lottens Brief wieder ein Troſt in Thränen. Ein Räthſel, daß ſies mit Dir ſo lange aushielt. Doch Euer Hochgeboren ſelbſt? Das Zettelchen iſt für die Katze. Und an die faulen Ausreden von Grippe und Quartalsgeſchäften glaube ich nicht. Pas si bête. Soll mir der Miſtelzweigbrief nun auch ſchon abgeknickert werden? Seit ſiebenhundert Ewigkeiten nichts gehört. Eigentlich ſeit der Nordſee, zu der Du, junger Adler (Pſalm 103, 5), uns im September noch verführt. Fandeſt es hier ja bald langweilig. Trotzdem Lotten die Maſt in Ruhe ſichtlich bekam. Trotzdem Du die Lebemannsringe um die berüchtigten Augen verlorſt. Und trotzdem ein Blinder merken mußte, wie wohl es der verwaiſten Schweſter that, ſich endlich wieder nach Herzensluſt ausſchwatzen zu dürfen. Wir mußten mit. Speigefahr zählte nicht. Nett wars. Segelei und famoſe Hummern, Dünenlager und Sonnenuntergang. Gar nichts zu ſagen. Nur eben nicht wie zu Haus. Dafür fehlt dem Globetrotter jeder Sinn. Daß die uralte Pommerſche ihm aber wieder ſo ſtockfremd werden würde, hatte, nach großartigen Betheuerungen, doch nicht geglaubt. Anderthalb Kärtchen. Madame kann verbauern.

Will aber nicht. Fällt ihr nicht ein. Feſt vorgenommen, dans le mouvement zu bleiben; auch ohne brüderliche Stütze der Hausfrau. Nur iſts mit dem mouvement nicht weit her. Scheint mir wenigſtens; und verfolge doch eifrig, was los iſt. Kein Grund zur Freude, kaum einer zu ordentlichem Zorn. Es läppert ſich zuſammen. Die Hauptſorge wohl, daß dem geehrten Reich (aus dem mir bekanntlich nichts mache) und unſerem armen Preußen das Geld fehlt. An allen Ecken und Enden. Kommt davon. Sparſamkeit vieux jeu. Immer Feſte: neue Deviſe. Und warum mußten die Zölle herunter und wir ſo ungefähr an den Bettelſtab? (Dies nicht etwa als richtige Frage gemeint. Abgewöhnt. Wünſche nicht, als die läſtige Dame betrachtet zu werden, die Seiner Allweisheit das Leben ſauer macht. Davon haben Euer Liebden mich kurirt.) Daß es beſſer wird, wage noch nicht, zu hoffen. Poſadowsky, dem ſo lange die Stange hielt (weil Dein Mann) und der in Wien ja ziemlich ſtramm eſen ſein mag, himmelt die Geldleute an, die uns die Zukunft wunderſchön liren ſollen. Von der Kündigung der Handelsverträge hört man, knapp Neujahr, noch nichts und Niemand weiß, was mit den Ruſſen über das Vieh abgemacht iſt. Dazu die Geſchichte von Elard Oldenburg-Janu-u. Vielleicht hat er ſich verplappert; aus den Fingern ſaugt ſich ein alter rde-Ulan ſo was nicht. Das von Dir, Geſetzgeber, mitregirte Land hat alſo

Minister, die offen sagen, sie würden auch einen schlechten Vertrag unterschreiben, weils „sonst ein Anderer thut“. So weit sind wir nun glücklich. Weißt übrigens, wer diese würdige Excellenz ist? Bülow, dem es zuzutrauen, hat dementirt. Man möchte diese Perle doch fassen. Kannst Dir vorstellen, wie hier drüber hergezogen wird. Nur Adolf nicht. „Endlich Einer, der das Kind beim Namen nennt. So denken Alle. Einfach das erlösende Wort“. Der Mann hat sich überhaupt zu einer Resignation herangeläutert, die mich auf die Akazien treiben könnte. Alles programmgemäß. Alles vorausgesagt. Kein Anlaß zu Staunen oder gar Aerger. „Wenn schlechte Reden sie begleiten, dann hört die Arbeit langsam auf.“ In diesem Stil täglich. Daß er nicht mehr brandroth ist und keine Neigung mehr hat, mit Herrn Bebel Brüderschaft zu trinken, ganz schön. Nur dieses überlegene Lächeln! Aus der Haut könnte man fahren. Bülow macht den Engländern drei Dutzend Bücklinge. „Wird wohl nöthig sein.“ Schäkert im Reichstag endlos mit den Umsturzleuten, statt sie am Kragen zu packen. „Sehr vernünftig für seine Verhältnisse.“ Manchmal fürchte ich, er wird mir noch gouvernemental. Unmöglich? Hast den Helden Deiner unseligen Wahl stets überschätzt. Dann wieder, nach ein paar Pullen, führt er Reden, daß ein Fremder ihn fähig hielte, eine Junkerfronde auf die Beine zu bringen. Durchschnittsstimmung aber: Alles geht seinen Gang und wir können nur lächelnd zuschauen. Den halben Tag über Schmökern. Ordentlich in Schwung brachte ihn nur die Bergwerksgeschichte (von der ich nichts verstehe); vielleicht wegen der zu meinen Schrecken angeschafften Papierchen. Spekulant: hat noch gefehlt.

Das Fabelhafteste: er ist noch immer russisch; und verleidet mir damit beinahe die letzte Lebensfreude. Was hat man denn weiter? Ohne die Japaner hätte ich das Jammerjahr kaum überstanden. Das Große Los für uns. Zehn Monate sind um; und Deine moskowitischen Freunde haben keinen einzigen Erfolg. In Asien Wichse, zu Haus Revolution in Sicht. Wenn ich bedenke, daß selbst Du, Diplomate, noch in Norderney den ganzen Einsatz auf Kuropatkin riskiren wolltest und eine schwache Greisin Eurem Zweibund widerstand, könnte ich mir fast was einbilden. Die Truppen verhauen. Die Schiffe nicht fertig. Und damit hat man uns seit Sedan bang gemacht! Der verehrte Zar wird froh sein müssen, wenn er mit einem halbwegs anständigen Frieden davonkommt. Kann sich offenbar aber nie entschließen. Ohne ein Bischen Konstitution (billig und schmutzt nicht) wirds schließlich doch nicht gehen; warum also nicht gleich? Mir kanns Wurscht sein. Außer dem einen Stoessel haben sie keinen Mann zu versenden. Hurra für Kuroki und Togo! Die machen das Rennen. Und je mehr Hiebe die Russen kriegen, um so besser für uns. (Daran ändert sich nichts, selbst wenn Du ironisch die linke Plombe zeigst.)

Hätten wir nur nicht das Elend in Afrika! Was irgend zu entbehren war, habe für die Beſcherung rübergeſchickt. Aber nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Und Eure Millionäre mit der „hohen Kultur“ kümmern ſich nicht drum. Auch noch weiter oben wenig Intereſſe. Mir ein Räthſel. Die Sache zieht ſich doch ſo lange hin, daß man von Krieg ſprechen muß. Kolonien waren niemals meine Puſchel. Wird dran verdient, dann ſchöpfen die Handelsmänner die Sahne ab; und gehts ſchief, müſſen unſere Söhne Ordnung machen. Wie viele brave Jungen haben wir ſchon verloren! Da hilft kein Mundſpitzen mehr: auch wer nicht fürs Afrikaniſche iſt, muß fordern, daß ſo viel ehrliches Blut gerächt wird. Die alte Lene (zu Deiner Zeit beim Federvieh) hat ihren Letzten, den Franz, auch hingegeben. Als ſie den erſten Schmerz ausgeweint hatte (auf die Nachricht trabte natürlich ſofort mit Mieze hin), wollte ſie was, woran das Herz ſich halten könne; ob der Enkel auch wirklich für König und Vaterland geſtorben ſei. Kannſt glauben, daß ich loslegte; ſo recht warm aber wurde mir nicht. Krieg und Soldatentod war in Preußen ſonſt was Anderes. Alles mit dem Herzen dabei und Jeder wußte, daß der alte Gott es nun einmal ſo gewollt habe. Jetzt? Bülow hat ja ganz hübſch und herzlich über die traurige Geſchichte geredet. Und doch wird man den Gedanken nicht los, daß ſie zu vermeiden war und daß mehr gethan werden könnte, als gethan wird.

Das giebt ſogar der Edelmann zu, an den brüderliche Blindheit mein Schickſal gekettet hat. Seltener Fall friedlicher Uebereinſtimmung. In der letzten Woche noch einer. Der dresdener Skandal. Daß eine rückſtändige Landbewohnerin meines Kalibers, der die Ehe noch eine verdammt ernſthafte Sache iſt, für Früchtchen à la Luiſe Toskana nicht viel übrig hat, verſteht ſich am Rande. Dieſe Kronprinzeſſin mußte raus; und die Wohnung nachher gründlich reingemacht werden. Eine Mutter, die ſich mit dem Hauslehrer der Söhne einläßt: da hats Zwölf geſchlagen. Daß man ihr aber die Kinder nicht auf eine Stunde zeigt, nicht mal unter Bewachung, iſt hart. Reue doch kein Pappenſtiel. Die arme Perſon fährt Tage lang durch die Welt, um vor Weihnachten die Kinder wiederzuſehen, und wird von der Polizei abgewieſen. Sie wollte ja nichts Unmenſchliches. Sind wir noch Chriſten? Mir wurde beim Leſen kalt um den Magen. Und der Herrlichſte von Allen nickte Beifall, als ich (Marie war zu Bett) mein Mündchen ſpazirenführte. Mutter bleibt Mutter. Auch die Mannsbilder ſollten wenigſtens in dieſen Tagen ein Gefühl dafür haben. Wie wird den Sachſen morgen ums Herz ſein, wenn ihnen das Evangelium vom zweiten Chriſttag gepredigt wird? (Kennſt Dus, eisgrauer Heide?) Vom Kindlein in der Krippe, von den Hirten und der Mutter. „Maria aber behielt

all diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen." Schon in den Flitterwochen (Du lieber Himmel!) hats mich gepackt; und seitdem muß ich jedesmal heulen.

Ich schweige ja schon. Christliches nicht mehr Dein genre. Höchstens noch, wenn von der katholischen Couleur. Mit dieser Neigung kannst es heutzutage weit bringen. Wird von Tag zu Tag niedlicher. „Nach Rom!" (Herrgott: Niemann donnemals in dem Akt!) Sogar der gute alte Albrecht mußte neulich vor Pius knicksen. Und zu Haus machen die Leute das Wetter; ihr Wille geschieht pünktlich und Unsereins muß um Entschuldigung bitten, daß immer noch lutherisch. Daran findest nichts auszusetzen? Laß Dich scheren, feiner Knabe, und marschire ins nächste Kloster. Rasches Avancement ziemlich sicher und Veilchenfarbe paßt dann zu Deinem Teint. Brauchst nicht zu fürchten, daß Lotte am gebrochenen Herzen stirbt. Oder gieb die zerknüllten Talente zum Aufplätten und empfiehl Dich Lichnowskys fürstlicher Gnade. Kannst auf die ältesten Tage (siehe Chlodwig und Stengel) noch in die Sonne kommen. Wenns nämlich wahr ist (wie Kurt, der nie Wasserdichte, behauptet), daß Bernhards Husarenstiefel peu à peu aus dem Bügel gleiten. Unwahrscheinlich. Die Sorte hält sich bei jeder Temperatur. Und Geschicklichkeit nicht abzustreiten. Selbst die Lipperei, die so böse aussah, vorläufig aus der Welt geschafft; im Reichstag kaum ein Tönchen darüber. Der eigentlich diesmal überhaupt fast manierlich war; nur will die Sippe offenbar die Militärpensionen wieder einbuddeln. „Schlechte Finanzen!" Fauler Schwindel. Für alte Offiziere muß Geld da sein. Die kieler Amerikaner und der Großadmiral Ballin (quel type!) werden uns nicht heraushauen, wenns mal losgeht. Hier in der Nachbarschaft Morgen- und Abendgebet. Ist das Gesetz endlich durch, erleben wir Massenflucht aus dem bunten Rock und mein Unbeschreiblicher reibt die Hände.

Von der schauderhaften Langeweile hiesiger Geselligkeit machst Dir kein Bild mehr. Produktenpreise, Leutejammer und Klatsch. Zum Auswachsen. Die berüchtigten Memoiren der Hofdame hat natürlich, seit verboten, Jeder gelesen. (Dabei das Wahre meist nicht neu und das Neue selten mit esprit erfunden.) Mümmelgreise habens, mit dem Wörterbuch neben sich, im Schweiß ihres Angesichtes durchgeackert. Alles, was hoffähig ist oder sein möchte. War früher undenkbar; und ist jetzt natürlich. Anständiger Stoff fehlt: also nimmt man den anderen. Wer mir was fürs Gemüth zeigt, was zum Begeistern, kriegt 'nen Thaler. Kann lange warten. Und schließlich sind wir Alle wie die Geflügellene und wollen, bei Leben und Sterben, einen festen Halt. Aber was nützts, wenn ich Trübsal blase? Der geschätzte Erbherr mopst sich, verwünscht die traute Schwester in sämmtliche Wolfsschluchten und schiebt die Antwort

über Methusalem und die Drei Könige hinaus. (Womit nicht etwa gemahnt sein soll; das Bischen Stolz auf der Klitsche noch nicht abgewöhnt; wird auch nicht.) Lieber in die Töpfe gucken, da auf Tute nicht zu rechnen und vier Befestigte nebst Eheweiblichkeit und Nachwuchs zu Tisch. Wenn der Pudding zusammenfällt, ist man um Ehre und Reputation. So leben wir, Monsieur mon frère. Nach dem Kaffee vergräbt die männliche Intelligenz sich in die Karten und ich muß durch sämmtliche Gesindestuben der Umgegend. Trüge es gern, hätte ich, wie sonst, für den stillen Abend meinen Jungen. Weiß aber nicht mal, unter welchen Tisch Der heute die langen Beine streckt.

Prosit Neujahr! Ich grolle nicht, und wenn mein Herz auch bricht. Habt die Feiertage sicher standesgemäßer verlebt. Zum ersten Mal hatte ich Lust, die Tanne im Hansaviertel brennen zu sehen. Kein Junge, kein Schnee; und um diese Zeit ist Berlin nicht so übel. Hoffen wir, lieber Leser. Marie liegt mir bärmiglich in den Ohren. Plötzlichen Appetit auf die Kronprinzenhochzeit (die hier auch nach allen Richtungen durchgehechelt). Wahrscheinlich wird ihr Seemann, von dem hinter meinem (noch immer zu umfangreichen) Rücken gewiß irgendwie Botschaft kommt, in der Residenz fällig, wenn Reminiszere im Kalender steht und Venus im Staat vom Himmel herniederknallt. Wird aus der Reise was (der Gebieter scheint an seinen Wuchergeschäften ja achtbar verdient zu haben), dann müßte man vorher wissen, was in der Welt getragen wird; um nicht als Armeritterfamilie mit Himbeersauce servirt zu werden. Kein Wink mit dem Zaunpfahl. Rathschläge werden vom Senior nicht mehr erwartet. Würde und Höhe entfernen Vertraulichkeit. Muß mich drein finden, mit dem Gatten Deiner Wahl auf Naxos zu hocken, und bin nicht für lautes Beileid. Wenn mit Flor und weißen Rosen nahst, wirds Dich reuen. Oder auch nicht. Schon in den Zwanzigern wurde einem Hochgeborenen aus der Hand gewahrsagt (wahrgesagt?): Hang zur Selbstzufriedenheit. Gott erhalte Dir ihn. Und Dich Lotten, der ich einen dicken Kuß sende. Der Unsägliche und Mieze grüßen und gratuliren noch vor dem Schornsteinfeger. Und ich bin, vom Sohn verlassen, vom Bruder vergessen, die ärmste

Rina.

Berlin, Johannes Apostolus 1904.

Mobilste Donna!

Also wieder mal Alles aus. Mitten ins Fettnäpfchen getreten. Sämmtche Familienbande zerrissen und die Treue, bekanntlich kein leerer Wahn, hnöd gebrochen. Sprang das Ringlein entzwei? Wenn Justiz nicht leider noch den Schönen gesperrt, würde Dich für Oberstaatsanwaltschaft rekom-

mandiren. Ein Bombentalent für Anklagen, die zur Verurtheilung führen müssen. Da stimmt immer Alles; nicht wie bei armen Leuten. Und eine Fähigkeit, einzuschüchtern, daß Napoliums Garde sich ergeben hätte. Heute vor vierunddreißig Jahren fingen wir an, gegen den Mont Avron zu böllern. Betheure an Eidesstatt, daß damals nicht halb so gletscherhaft um die Magengrube wie beim Lesen des Geehrten vom Christtage anni currentis. Das pfiff nur so um den Schädel; Mitrailleusen dagegen veraltetes Kinderspiel. Und da wundert sich Eine, daß ihr Adolf sich in Resignation gewickelt hat. Was denn sonst? Nur diese edelste aller Landwehrseelen konnte den Sturm überhaupt aushalten. Mit mir wärst Du, wölfische Wälsin, längst fertig, wenn ich (pardon!) Dein Siegmund geworden wäre. Bists ja schon; sogar ohne solche gefährliche Gemeinschaft der heiligsten Güter. Süßer Steckbrief. Eitel, feig, dämlich, treulos, halber Landesverräther und ganzer Schürzenjäger: für bescheidene Ansprüche langts. Love of approbation in mir nicht übermäßig entwickelt; so was setzt sich aber nicht in die Kleider. Und warum Anklage und Todesurtheil? Weil Brüderlein wie Schwesterlein that. Aber si duo faciunt idem, non est idem (der Resignirte übersetzts aus dem Handgelenk). Genau wie vor Gericht. Daß Madames Weihnachtbrief der (besonders delikaten) Leberwurst so spät nachhinkt, ist die natürlichste Sache von der Welt. Daß Monsieur, als höflicher Mann, das Sendschreiben abwartet, um rechtschaffen antworten zu können, darf nicht geduldet werden. Das Pommernnäschen ist ja sehr fein. Mit der Grippe wars wirklich nicht ganz so schlimm. Hübsch abwarten, ma mie. Das dicke Ende kommt nach. Binde Dir das Imprägnirteste, was zu erreichen ist, um den in Ehren ergrauten Scheitel. Denn ich habe die Absicht, Dein Haupt mit einer Ladung feuriger Kohlen zu garniren, die selbst heute, bei sechs Grad unter Null, für mollige Gehirntemperatur zu sorgen verheißt.

Der Mensch gewöhnt sich an Allem, sagte das varziner Hausmägdlein; und ich würde die Feuerung sparen, wenn ich allein im Wurstkessel säße. Neben mir höre ich aber noch einen unschuldig Verurtheilten ächzen. Dein Fleisch und Blut. Ja, der Junge. Sahst ihn schon im Arm des mit Recht so beliebten Lasters. Mariechen Stuart, bis an die Möglichkeit decolletirt, das Knochengerüst des Satans schneeweiß angestrichen, umschlingt den Herrn Lieutenant und zündet den Loskutowstengel an der Christkerze an. Phantasie läßt ziemlich tief blicken. Und nie ein Zweifel, trotzdem der Angetraute zum Guten redet. Warst doch, Hand aufs Herz, nicht weit von dem Entschluß, dem Kleinen „Eingeschrieben" zum Pfefferkuchen den Fluch der Mutter zu schicken. Und ermahnst andere Leute zu reuiger Einkehr. Höre also und erblasse. Vielleicht weißt

Dus heute schon. Der Kleine hat sich weder verplempert noch verlobt, sondern das Bein gebrochen. Pst! Nicht erschrecken. Gar nicht der Rede werth. Einfacher Querbruch. Beim Reiten. Schon wieder in Ordnung und in drei Wochen hüpft er wie ein Füllen. Um Euch das Fest nicht zu stören, verschwiegen. Hättest ja gleich gedacht, er sei tot oder müsse verkrüppeln. Jetzt schmerzlos; und der Oberst (der ihn über den Klee lobt) hat zugesagt, daß er ihn Dir frei ins Haus sendet, sobald die pedes apostolorum gehorchen. Wird die Anklage nun zurückgenommen und das unglückselige Armband endlich mal vergessen? Das eine harmlose Kinderei war, j'y pense-Angelegenheit ohne Venusglanz. Unter welchen Tisch der Junge vorgestern die Beine gestreckt hat? Weiß ich: unter keinen; denn vorläufig liegt er gegipst. Weiß auch, wer das gute Marzipanherz beknabbert hat: Dein Getreuster. Halten zu Gnaden. Wurde mir nach Paris (wovon später) nachtelegraphirt und ich machte, um die Reinette meines Herzens beruhigen zu können, den Umweg über die kleine Garnison. Wollte längst mal hin. Gar nichts Bilsehaftes. Ruhige Leute. Die Jugend mit engstem Familienanschluß versehen und Dienst bis über die Ohren. Der Kommandeur ein Ostpreuße, der findet, daß Wasser den Grog verdirbt; aber die ehrlichste Soldatenhaut, die Dir denken kannst. Kein Schuster und Buckelmacher. Auch Einer, ders dick hat und nur auf das neue Pensiongesetz wartet. Offene Augen und eine gewetzte Zunge. Würde sich, glaube ich, den Schädel einrennen, wenn ihm ein Lieutenant in die Binsen ginge. Besser konnte Eurer nicht ankommen. Kein Dunst von Heirathprojekten; blos den Generalstab im Kopf. Von Zwei bis Elf hatte ich Zeit, herumzuschnüffeln. Als es schummrig wurde, mußte der Bambuse Dein Bäumchen anstecken, wir schoben das Feldbett ein Bischen vor und ließens uns schmecken. Der Junge überselig und schloß mir die innerste Herzkammer auf. Der Anblick hätte Dich in den siebenten Himmel gehoben. Und das erste, das letzte Schlückchen galt der geliebtesten Mutter. Et voilà! Das war der Heilige Abend der beiden verdammten Wüstlinge.

Und darum lag mein Quartalsbericht nicht unterm Mistelzweig. Paris (business) hat nur zwei Tage gekostet. Nichts Aufregendes; außer der Syvetonsache, die noch nicht reif, aber riesig interessant. Hörte Tristan (mit Alvarez, der singen kann, doch nicht der Schatten unseres berliner Kraus; aber das Ganze mehr als anständig und wundervoll dekorirt) und sah Cléo als appetitliche Tanagrapuppe. Thee bei Ritz, Diner (natürlich) Paillard und nachts zehn Minuten Maxim. Weißt ja, daß mir die Augen übergehen, wenn nur den Boulevard rieche. Für annähernd kultivirten Müßiggang bleibts, mit seiner joie de vivre in der Luft, die einzige Stadt. Ohne die treue Schwesterliebe für den

Ritter aber kaum halber Genuß. Im Frühling, so Dein Gott (und der Gatte) will; auch Lotte freute sich schon drauf. Einstweilen meine Errungenschaften (siehe Dein Geschätztes, letzter Absatz, kurz vor der Bestattung mit Flor und Rosen). Unglaublich viel Pelz, auch zu großer Toilette. Muff im Format eines Damenhandkoffers. Das mörderische Plättbrettkorset (mont de charge), das alle Unterleiblichkeit im Nu weghext und den Signor Zola zum vierten Evangelium gereizt hätte. Kolossalhüte mit dito Federn über ausgeschnittenen Soireeroben; zuerst überraschende, aber kleidsame Zusammenstellung. Im Theater vielfach, statt der Hüte, Kopfputz aus Perlen, Bändern, Blumen ꝛc. pp. Stil Samaritaine. So daß manchmal jetzt sogar von Hinterplätzen die Bühne zu sehen. Auf der Straße viel Tuch; auch Liberty-Sammet. Bei Ritz ein paar frackartige Taffetgewänder (à la Louis Quinze) mit Mousselinefichu und Hundehalsband. Für achtundvierzig Stunden ohne Schneiderblick doch alles Mögliche. Dürftige Pröbchen, wie ein Pensionirter ohne adolfische Industriepapiere sie sich bei Doucet leisten kann, folgen noch vor Silvester.

Das wäre so etwa das Wichtigste; und danach könnte mich für einigermaßen rehabilitirt halten. Könnte, wenn ich die Gestrenge nicht kännte. Wie Bonaparte zu seinen Marschällen: „Königskronen könnt Ihr von mir haben; aber meine Macht reicht nicht hin, um Euch den mecklenburgischen Adel zu verschaffen". So, nur ohne die Spur von Ironie, die unerbittliche Rinette. Die bürgerlichen Ehrenrechte werden dem gebrochenen Greis wieder zuerkannt; doch der beste Bruder ist er noch lange nicht und des Pommerlandes nicht würdig, bevor nicht mit reingescheuertem Nestorleib die Kontrolversammlung überstanden. Zwar hoch und theuer beschworen: Nie will ich Dich befragen! Weh aber, wenn der Briefkastenonkel auch nur eine Antwort schuldig bleibt.

Commençons par le commencement, sagte unser Schulfranzose, wenn Lecture auf dem Stundenplan stand. Eure Gaben waren, wie immer, erster Güte. Ergebensten Dank, Mefrouw. Lottchen, die Märtyrerin, die, aus dem gehorsamst angegebenen Grund, ohne den Angestammten beim Christbaum saß, hatte sich schon an Karpfen und Süßes gehalten. Vom Puter kann ich selbst mitreden; Fleisch wie Ninon mit sechzehn Jahren. (Dein Bruder lebte damals noch nicht und ersucht, ihm dieses Putänchen gefälligst nicht in die Leporelloliste zu setzen.) Da bis gegen Zehn grauer Himmel, wurden die Wachslichte noch einmal angesteckt und die Beethovensonate, ohne die nicht richtiges Weihnachten, nachgeholt. Weiteres Repertoire meldet die Gattin, die bei Dir mehr Steine im Brett hat. Der Mißkreditirte muß doch wohl ins Politische abschwenken. Janitscharenmusik kann er nicht liefern; nur, als

schlichter Mann aus dem Volk, Rede stehen. Primo loco: der Geldmangel. Nicht so furchtbar schlimm, Patriotin. Mußt Dirs nicht vorstellen wie auf dem Bauernhof, wo schon das vorletzte Stück verpfändet ist. Unsere Vitalität gestattet uns, jährlich (Bülow hat die Ziffer ja richtig von Wagner übernommen) ungefähr drei Milliarden in Alkohol anzulegen; also noch kein Konkurs in Sicht. Fehlt nur an Muth. Das leidige Applausbedürfniß knebelt die Thatkraft. Am Bundesrathstisch und bei den Erwählten die selbe Phrasenwirthschaft. „Luxussteuern." „Die schwachen Schultern nicht belasten." „Reichseinkommensteuer." Lauter Salonfeuerwerk. Fleckt Alles nicht. Erfahrung lehrt, daß nur Massenkonsumartikel der Staatskasse Geld bringen. Wo solche Unsummen vertrunken und verpafft werden, soll Bier und Tabak nicht mehr tragen können? Blödsinn mit Eichenlaub. Glaubt auch Keiner. Trifft schließlich doch nur den Verbraucher, der sich irgendwie abfindet. Natürlich gäbe es Höllenlärm in der Presse: und deshalb traut sich Niemand heran. Lieber sollen Beamte und Offiziere den Schmachtriemen noch fester schnallen. Lange ists aber nicht mehr zu vermeiden. Die Behauptung, daß die Reichen nicht genug geschröpft werden, ist röthlich schimmernde Kinderei, der, weil populär, auch von rechts nicht kräftig widersprochen wird. Wers hat, muß heutzutage ordentlich bluten. Und der auf Effekt berechnete Vorschlag, das in den Einzelstaaten besteuerte Einkommen von Reichs wegen noch einmal zu packen, würde, wenn angenommen, die Reichsherrlichkeit in bösen Geruch bringen. Der neue Zolltarif schafft ja Etwas. Bis es so weit ist, wird herumgedoktort. Und ist für die lieben Schiffchen ein tüchtiger Happen nöthig, muß doch die Hexe dran. Schwer gemacht wirds den Verbündeten jetzt wirklich nicht. Südwestafrika (worüber d'accord) mußte eigentlich Sturm geben. Menschenleben und Viertelmilliarde waren zu sparen, wenn die Maßgebenden halbwegs Bescheid wußten. Aber das Parlament sagt sein Sprüchlein und schluckt dann Alles. Lustig, daß die Leute mitten in dem Gegrein über die Finanznoth alle paar Wochen nach ihren Diäten brüllen. Einmal prinzipiell erörtern: soit. Am Ende giebts aber Wichtigeres; viel dringendere Bedürfnisse. Gut nimmt sichs nicht aus, wenn die Gesetzgeber mit so heißem [illegible]er den Eßlöffel schwingen. Die Manierlichkeit, Borussin, stirbt aus.

Personalia eigentlich turpia (konsultire das Landwehrlexikon). Posawsky also auch bei Dir entwurzelt. Habe den Eindruck, daß viele Hände an r Arbeit sind, ihn langsam abzusägen. Wäre schade; kommt nichts Besseres ch. Wien war schon eine Mausefalle für den Eingekapselten. Zerbrich Dir er nicht den Junokopf; mit den Verträgen ist Alles im Loth, und was öffent-

lich vorgemimt wird, nur verabredete Diplomatenkomoedie zum Benefiz für Deine in Großpreußen, Oesterreich und Ungarn organisirten Berufsgenossen. Ihr kriegt Verträge, von denen bis zu Manteuffel (und weiter) alles sozusagen Konservative entzückt, die scharfe Ecke ziemlich befriedigt sein wird, und werdet, so leid mirs thut, bessere nie mehr erleben. Oldenburg-Januschau konnte, wie es schien, nur von Podbielski ausgeplaudert haben. Der in der Wilhelmstraße schlecht angeschrieben ist und (deshalb das rasche Dementi in der Norddeutschen) irgendwo als enfant terrible verpetzt werden soll. Bülows früheren Reichskanzleichef hat er schon als Kontroleur neben sich. Bei S. M. auch durch Unzeitgemäßes (über Prinzenjagd) unliebsam angestoßen. Kann den Schnabel nicht halten. Mir gefällts; macht wenigstens keine Mördergrube aus seinem Herzen. Und in der von Dir inkriminirten Sache zweifellos im Recht. Gewiß „thuts sonst ein Anderer." Zehn für Einen. Und dann? Der Dicke ist ein Praktiker, der Jedem unter die Augen kann. Was nachkommt, ist auch hier sicher Bärme. Der Januschauer war nicht in Form, als er das Frühstücksgerede in Umlauf brachte. Daher jetzt der hastige Rückzug. Posa und Pod noch das Beste, was vorhanden. Die größten Gegensätze, aber Jeder auf seine Art tapfer. War der Innere auch, als er die Werthleistung des konzentrirten Kapitals rühmte. Stimmt, holde Mittelständige. Sieh mal nach Amerika hinüber; das uns jetzt schon das Wetter macht. Ihr meint immer, für Preußen werde in der Himmelsküche eine Extrawurst gebraten. Das gläubige Herz aus der Pfingstkantate. Damit ist das Personale wohl erledigt. Denn daß der Kanzler im Rutschen, glaubst ja selbst nicht. Warum auch? Prophezeien habe lange abgewöhnt; möchte aber beinahe wetten, daß Bülow vor seiner glorreichsten Saison steht. Handelsverträge, Kanal, Flotte: Alles, was Menschenbegehr. Taxire ihn für den Hochsommer auf die Durchlaucht. Finde ihn übrigens wesentlich gebessert; im Unwesentlichen, das ja allein sichtbar. Nicht mehr ganz so auswattirt und aufgeputzt. Alles, was gegen die Sozialdemokraten, nicht gerade überwältigend, aber geschickt und wirksam. Wer unbefangen urtheilt, muß zugeben, daß seine Reden viel verständiger als die der Rothen, deren Häuptlinge schlecht aufgelegt waren. Desdemona möchte freilich einen rauheren Krieger. Aber lies mal (wenn noch möglich), was Dir im vorigen Jahre schrieb; genau so sucht ers zu machen. Ohne Pathos; nicht, als ob die Staatsfundamente schon wackelten; sondern mit Ironie. Mehr „allgemeine" als gründliche Bildung, aber die Lacher auf seiner Seite; und wenn er und Einem so weiterreden, wird die ohnehin etwas zerfahrene Bebelgesellschaft es nach und nach spüren. Auf die Dauer verträgt kein Dogma Gelächter. Die ewigen Er-

klärungen an Englands Adresse wohl Spezialmission. Allerdings das Verkehrteste. Kein Mensch glaubt drüben solchen messages of love. Sind als Schlummerarien vor neuer Flottenvermehrung gedacht und wirken wie Ohnmachtbekenntnisse. Auch ist bei uns zu viel geschwatzt worden. Hundertmal recht weit oben gesagt, daß wir die Kähne gegen Britanien brauchen, daß ohne starke Flotte da nichts zu holen. Das radirt man nicht so leicht aus. Unser modernstes Unglück, daß beständig geredet und nie gehandelt. Marat nicht mein Mann; trotzdem wünschte ich als Reichshausinschrift sein Wort: O peuple babillard, si tu savais agir! Nicht zu hoffen. Sobald gehandelt werden könnte (Burenkrieg, Boxer, Ostasien, Marokko, Hereroland sind nur Beispiele), wird entweder die Gelegenheit verpaßt oder der Gaul am Schwanz aufgezäumt. Auch im Innern fast jedesmal durch verfrühtes Reden gesündigt. Der feine Politiker Paulus wußte, warum er vor Zungengift warnte.

Daß mir auf die ältesten Tage noch Karriere verheißen wird, ist rührend. Würde die geistliche vorziehen; wenn nicht vielleicht zu Lucani seligem Erben bestimmt. In jedem Fall dankbar bis in die mürben Knochen. Noch aber nicht wieder in Livree, also mit dem Recht freier Meinung. Gürte Dich mit Sanftmuth, holde Kriegerin; denn jetzt kommen drei Anklagepunkte, die kein Gummi mir wegwischt. Ungenügender Haß gegen das Katholische. (Doch nur politisch gemeint? Auf Bekenntnißstreit ließe mich nicht ein.) Wird zugegeben. Erstens wissen die Leute, was sie wollen; zweitens wollen sie selten mehr, als sie können; drittens ist ihre Partei die Zelle, aus der ein Theil der künftigen Konservativen kommen soll. Wirthschaftlich moderne Menschen ohne Patriarchalwahn. Ohne Furcht vor dem Spuk „Kapital", der Euch noch immer mit Gänsehäuten überzieht. Von sozialer Einsicht, die den Willen zur Macht nicht verkümmert. Denen Industrie eine Kulturform, nicht ein Gräuel und Schwindel ist. Und so weiter. Der Typus Junker ist mir, für Rasse und Verkehr, ein ganzes Stück lieber. Bitte nur submissest um die Mittel, ihn in statu quo zu erhalten. Ihr kämpft um die Existenz, die Anderen um die Herrschaft; Euer Interesse ist gegen, ihrs für Welthandel und Expansion. Was herauskommen muß, kann ein Kind auf der Schiefertafel berechnen. Ist also auch der Weisheit der Verbündeten Regirungen nicht unzugänglich. Nicht zu vermeidende Folge: der Zustand, der Dich und die ganze Pastoralsymphonie aus dem Takt bringt.

Weiter. Sachsen-Toskana. Der Uebergang wäre einem Feuilletonpfiffikus nicht schwer. Die Jesuiten! Bitte um zwei Sekunden Geduld. Du denkst (und mit Dir Millionen), nur um den einen Hauslehrer handle sichs. Ahnungloser Engel! Gerichtlich festgestellt, daß mit einem runden Dutzend verschie-

dener Herren der Schöpfung die Ehe gebrochen; thatsächlich festgestellt. Daher der alte Georg über die „innerlich längst tief gefallene Frau". Moralpredigt nicht meine Passion. Ein notorisches Dutzend immerhin etwas heftig; und kein Wunder, keine Barbarei, daß, trotz Bürgerlichem Gesetzbuch, von den Kindern streng abgesperrt. Siehst Du Dich als Schwieger solcher Mama? Die Arme könnte es gut haben. Wir wollen die Steine liegen lassen. Aber Frau Luise müßte, nach so vielen Abwechselungen, Ruhe halten; s'effacer, gerade im Interesse der Kinder. Jetzt, plötzlich, vom Arno- ins Elb-Florenz, von meinem ehrwürdigen Bellevue-Hotel übern Damm recta aufs Palais zu, wo just vor einem Jahr mit Giron abgefaßt. In Trauer, mit wallendem Schleier, genau wie vierzehn Tage vorher in der fabelhaft genialen Familienblattkarikatur des Simplizissimus, die ihr vielleicht entscheidende Anregung gab. Nur die Kinder umarmen? Ich glaube eher: den Mann und die Krone zurückerobern. „Habe ich ihn fünf Minuten, dann habe ich ihn für immer." Authentischer Ausspruch, den auf meine Verantwortung getrost weitergeben kannst. Das gelang im Advent nun nicht und die Unglückliche (die übrigens, wie ich höre, blühend aussehen soll) mußte wieder gen Italien. Wurde in Dresden und Leipzig aber angevivat; von den selben Leuten, die sonst schon einen bescheidenen Ehebruch mit Galgen und Rad strafen möchten. Das ist die Tragikomik der Sache. Ob die gutmüthige Majestät die Entlaufene noch dans le sang hat, ahnt mein Unterthanenverstand nicht. Das souveraine Volk aber schwärmt einfach für sie. Weil die Einzige, die Leben in die schwül fromme Bude brachte. Weil auf Spazirfahrten arme Würmer vom Pflaster gehoben, das Näschen geputzt und beim weiland Stollenadam mit Chokolade bewirthet. Von hundert guten Sachsen glaubt höchstens einer, daß sie wirklich was auf dem Kerbholz hat. „Alles von den Jesuiten erfunden, um sie aus dem Weg zu räumen." Jede Scheuerfrau trägt ihr Bild als Broche. Die Keuschsten beten sie an. Wird schließlich nichts übrig bleiben, als Gerichtsprotokol mit Unterschrift der Richter bekannt zu machen. Oder Gnade für Recht. Tertium non datur, sagt Dein gelehrter Major in solchen Fällen. Jetzt das ganze Land wild über Grausamkeit gegen das arme Opfer. Nasen putzen, Chokolade spendiren und nett sein: auf und neben Thronen ist Popularität wahrhaftig nicht theuer.

Wenigstens in unserem Klima. Là-bas, im Reussenland, nicht so bequem. Und da wären wir ja beim letzten Punktum. Also noch immer mit den Japanern zufrieden? Ich auch. Famose Kerle. Eben drum dürfen sie uns nicht übern Kopf wachsen, müssen sie eine Lektion haben. Kriegen sie auch, wenn nicht Alles trügt. Vor acht Tagen hat ein Generalstäbler, von der hell-

sten Sorte, mir bei Mosel bewiesen, daß theoretisch der Krieg schon für Rußland gewonnen. Trotz unerhörter Bravour der Gelben, mit deren Strategie es schließlich doch gehapert hat. Der Russe, Dank Neurasthenie und Friedensdrapirung, gar nicht vorbereitet; dennoch bis heute kein irgendwie entscheidender Japanersieg; nicht mal Port Athur. Weiß Madonna, was Kuropatkin in der ersten Zeit hatte? Zweiundvierzigtausend Mann, Summa Summarum, und den Auswurf so ziemlich. Wenn er damit nicht Wunderdinge vollbracht hat, will ich bis ans Grab Kammerherrendienst thun. Jetzt große, täglich wachsende Armee; das Beste, was zu haben ist. Und Japan geht die Puste schon aus. Richtig ist, daß die Schiffe aus Alexejews Zeit vor die Hunde sind. Aber wie oft sind die seit dem Sommer schon in den Grund gebohrt und in die Luft gesprengt worden! Daß nicht von den Gelben erobert, ist noch immer ein Glück. Darfst ruhig glauben, daß die Sache für Nippon jetzt oberfaul liegt. Nikolai natürlich unberechenbar. Bin erstaunt, daß (wie heutiger Ukas lehrt) er nicht doch Semstwos, Verfassung oder Aehnliches probirt. Was allerdings Anfang vom Ende gewesen wäre. Kein Mushik hätte für möglich gehalten, daß Batushka freiwillig die Herrschaft theilt. Hätten ihn für gefangen gehalten und, wenn von den Altmoskowitern halbwegs klug in die Gluth geblasen, sich nach Petersburg gewälzt und die ganze lackirte „Bildung" zertrampelt. Nee, Herzchen, so einfach, wies in den Zeitungen steht, ist die Geschichte da nicht. Von den hundertvierzig Millionen wünschen noch knapp zehn den Zauber, den wir Parlamentarismus nennen. Wird ja kommen; aber jetzt, mitten im Krieg, vor siegreicher Bataille! Was heute verheißen, würde, wenn ernsthaft durchgeführt, nützlich wirken. Mehr ist fürs Erste nicht zu haben. Und die Revolution so oft angedroht worden, daß kaum mehr schreckt. Lies die neuen Bismarckbriefe an Schleinitz. Damals sollte es jeden Tag losgehen und am Hof wurde auf Alexander geschimpft, daß kein Hund ein Stück Brot von ihm genommen hätte. Fünfzig Jahre vorher wars eben so; und die Nothbaracke steht immer noch und ist sogar um 'ne ganze Ecke größer geworden.

Aus Morgen und Abend ward ein harter Dienstag. Bin ich trotzdem verurtheilt? Gerichtet oder gerettet? Die „Stimme von oben" besorgt Lotka mich seit Mittag für verrückt oder Romanschreiber hält und jetzt zum ndmahl ruft). Profan, Trautste; zum richtigen, mit Kelch und Brot, bringen s nicht mehr. Nur in Eurem himmlischen Ehefrieden möglich; wir in N.W. hnen parterre. Bist Du zu beneiden! Um den Mann, dann, nach einer Anndspause, um die Kinder; na, und enfin auch um den Bruder, der 1905 rosit!) bleiben wird, was er seit Aeonen war, Dein allergetreuster

Moritz.

Spanien.

Mehrmals bin ich aufgefordert worden, über meine Reise nach Spanien zu berichten. Endlich, mehrere Jahre nach ihrer Beendigung, habe ich mich entschlossen, zwar nicht die Zahl der Reisebeschreibungen zu vermehren, doch ein paar Blätter zu veröffentlichen, die, wie ich hoffe, Anderen einen Dienst erweisen werden und mit denen ich, wie ich glaube, meine Befugnisse nicht überschreite.

Wer längere Zeit in einem noch wenig bekannten Lande gelebt hat, wird auch durch eine schmucklose Beschreibung die Mitwelt erfreuen. Und nicht nur diese. Noch heute ist das Buch Townsends, der in den Jahren 1786 und 1787 Spanien bereist hat, eine Quelle großen Genusses, obwohl der Verfasser über ästhetische Anlagen nicht verfügt hatte. Nach dem Vorbilde Youngs berichtet der naturwissenschaftlich und nationalökonomisch gebildete Mann — er war zuerst Arzt, später anglikanischer Geistlicher — über Straßen, Wirthshäuser, Kirchen, Gemälde, Klöster, den geologischen Bau des Landes, die Preise der Lebensmittel und Anderes. Schon die Ueberschriften der Kapitel verrathen die seltsame Mannichfaltigkeit des Inhaltes. Eine lautet: Reise von Malaga nach Granada mit allgemeinen Betrachtungen über die spanischen Pflüge. Eine andere: Granada mit einem Bericht über die Alhambra, die Seidenindustrie, die Vertreibung der Mauren und Vermuthungen über die Entstehung des Salpeters. Aber der erheiternde Eindruck verschwindet, wenn man in dem Werke gründliche Abhandlungen über die wirthschaftlichen Zustände, insbesondere die Bevölkerung und die Finanzen des damaligen Spaniens findet. Auch hat der Verfasser die vornehme Gesellschaft des Landes kennen gelernt; gelegentlich entwirft er von ihr kulturhistorisch anziehende Schilderungen. Aehnliche Bestandtheile sucht man in einer heutigen Reisebeschreibung vergebens; über die Arbeit und die Lebensweise der verschiedenen Klassen erfahren wir fast gar nichts. Schilderungen der Bauern, der Bürger, des Adels, des Klerus, der Dörfer, der Handels- und Industriestädte, der Kathedralstädte — deren Domherren mir ein Küster einmal in Fromme, Gelehrte und Politiker eintheilte —, sie müßten neues Leben in diese kränkliche Literaturgattung bringen. Nimmt man die „Reiseerinnerungen aus Spanien" Bernhardis zur Hand, der mit gründlichen nationalökonomischen Kenntnissen ausgerüstet war und die spanische Gesellschaft aus nächster Nähe Jahre lang beobachten konnte, dann wundert man sich, daß er beinahe nur Das der Aufzeichnung werth hält, was auch dem Touristen in die Augen fällt.

An Townsend erinnert Willkomm, der 1844, 45 und 50 in Spanien lebte und in den siebenziger Jahren die Balearen besuchte. Mit dem geschärften Blick des Naturforschers hat er Vieles gesehen, was den Späteren unbekannt geblieben ist; mannichfache Interessen erweitern den Kreis seiner Beobachtungen,

die er immer anschaulich und in den früheren Schriften mit jugendlicher Frische, mit liebenswürdiger Gesinnung vorträgt. Wie Townsend und Willkomm, war Wilhelm Mohr mit einer gründlichen, durch längeren Aufenthalt erworbenen Kenntniß Spaniens ausgerüstet; aber er übertraf Beide als Schriftsteller. Der zweite Theil seines Buches „Achtzehn Monate in Spanien" gehört zu dem Witzigsten und Geistvollsten, was über das Land gedruckt worden ist. In dem Madrid gewidmeten Kapitel ist die Nüchternheit dieser modernsten aller modernen Hauptstädte ausgezeichnet getroffen; es ist hervorgegangen aus einer seltenen Vereinigung von scharfer Beobachtungsgabe und ungewöhnlichem Darstellungtalent. Niemand hat die kirchlichen und weltlichen Feste Sevillas so scharf umrissen und in so glühenden Farben gemalt; er war eben nicht nur ein Virtuos der Feder, sondern auch ein fein und vielseitig gebildeter Mensch.

Nun lehrt die Erfahrung, daß man auch nach einer Ferienreise, wie sie mir beschieden war, ein gutes Buch zu Stande bringen kann, vorausgesetzt, daß man mit so viel Witz wie Theophile Gautier oder mit so vielen Interessen wie Ziegler über die Bidassoa oder die Pyrenäen fährt. Aber die meisten Verfasser waren nicht so begnadet; ihre Methode ist etwa die folgende. Man beschreibt, was sich nicht beschreiben läßt, erzählt all seine Reiseerlebnisse, preist hier den Reiz der südlichen Natur, rühmt dort die franqueza des Spaniers, schwelgt hier und dort in der Schönheit der Spanierin: und das Buch ist fertig. Wenn man sich bei der nicht geringen Zahl solcher Leistungen nicht wundern darf, daß es Leute giebt, die Muße zu Unternehmungen dieser Art haben, so bleibt es dennoch merkwürdig, daß sie durch die Nothwendigkeit, oft Gesagtes wiederholen zu müssen, nicht abgeschreckt werden. Denn obwohl in Spanien nicht Alles beim Alten bleiben kann, schreitet es doch nicht mit der Schnelligkeit Deutschlands und der Vereinigten Staaten vorwärts. Um eins der gekennzeichneten Werke zu schreiben, braucht man deshalb überhaupt nicht nach Spanien zu reisen; es genügt, nachdenklich Goethes „Erste Epistel" zu lesen.

Dem scharfsichtigen Leser, dessen Geist dem Verfasser vorauszueilen pflegt, wird schon klar geworden sein, daß ich mir kein sehr hohes Ziel gesteckt habe. Ich strebe weder nach dem Ruhm der Townsend noch greife ich nach dem Lorber der Gautier; ich möchte nur Denen, die nach Spanien zu reisen beabsichtigen, ernstlich davon abrathen und, wenn Das keinen Erfolg hätte, ihnen einige Winke geben, die den Genuß an der Reise zu erhöhen geeignet sind.

Es giebt von der Natur und der Geschichte bevorzugte Länder, deren Besuch Jedem empfohlen werden kann: dem Naturfreund, dem Kunstfreund, dem Fußwanderer, dem Bergsteiger und auch dem Erholungbedürftigen, der leichte Zerstreuungen sucht und gute Speisen wie auch anständige Getränke nicht entbehren will. Zu diesen Ländern gehört Spanien nicht. Vor Allem hat es nur eng begrenzte Ansprüche auf landschaftliche Schönheit. Das ist

noch immer nicht genügend bekannt, obwohl schon Willkomm sich in sittiger Weise über Geibels Schwärmereien lustig gemacht hat. Sogar die englischen Reisehandbücher haben Uebertreibungen nicht gescheut, was Hare in seinen „Wanderings in Spain" (1873) nach Verdienst an den Pranger stellt. Kräftig hat auch Passarge in seinem Werk „Aus Spanien und Portugal" (1884), das zu den besten Schriften über die pyrenäische Halbinsel gehört, gegen das unleidliche Gerede angekämpft. Ueberhaupt sind mir Passarges und Hares Urtheile durchgängig unparteiisch und wohl abgewogen erschienen.

Der größte Theil von Spanien besteht aus einem baum- und wasserarmen Hochland. Die Gefühle des Reisenden vermag ungefähr Der nachzubilden, der im Personenzug die Fahrt von Dirschau nach Landsberg an der Warthe, von Berlin nach Dresden, von München nach Ingolstadt macht; aber die traurige Strecke zwischen Madrid und Toledo und die Wüstenlandschaft des Ebrogebietes kann er sich auch dann noch nicht vorstellen. Damit verglichen, bedeutet eine Durchquerung der Lüneburger Haide oder der Kiefernbestände zwischen Kottbus und Görlitz schon einen hohen ästhetischen Genuß. Den Gebirgen des Inneren, der Sierra Guadaramma mit der Sierra de Gredos und der Sierra Morena, die der von Norden Kommende überschreiten muß, fehlt kräftiger Pflanzenwuchs, fehlen auch edle Formen so völlig, daß sie ihn für die bisherigen Entbehrungen nicht entschädigen können. Dem Hochland ist im Süden vorgelagert das Thal des Guadalquivir. Es erhebt sich zu einer höheren Stufe der Schönheit in seinem oberen Theil, da, wo der Reisende, angesichts der zur Sierra Nevada emporstrebenden Bergketten, von der Sierra Morena herabsteigt, berauscht von dem Zauber der wilden Schluchten des Puerto de Despeñaperros; dann aber verflacht das Thal schnell zur gewöhnlichen Nüchternheit. Außerdem ist das Hochland im Norden und Osten von zwei weit auseinanderliegenden, zum Meere hinabführenden Rändern umsäumt; zwischen ihnen erheben sich im Nordosten die Pyrenäen.

Diese verhältnißmäßig kleinen Gebiete bergen die landschaftlichen Schönheiten Spaniens; aber nur wenige Reisende lernen sie gründlich kennen. In Asturien und dem Baskenland, die schöne Berg- und Pflanzenformen haben, fehlen genügende Wege; und Asturien liegt nicht an den großen Wanderstraßen. Die Meisten betreten den spanischen Boden in Irun und fahren entweder über Burgos und Valladolid nach Madrid oder das Ebrothal hinab nach Zaragoza und Barzelona. An das asturische Bergland schließen sich die Pyrenäen, die auf spanischer Seite wenig Komfort bieten und für deren Erschließung hier nichts geschehen ist. Auch von manchen Besuchern der französischen Pyrenäen wird es aus Gründen bedauert, die sich aus der touristischen Natur des Gebirges ergeben. Der Kenner der wallisischen Alpen kann sie leicht beurtheilen. Wie von Sion nach Evolena und Arolla, von Siders nach

Zinal, von Visp nach Saas und Zermatt, so führen aus dem nördlichen Vorlande der Pyrenäen Wege an den Flüssen und den manchmal in tiefen Felsrinnen rauschenden Bächen entlang zum Kamm des Gebirges hinauf; aber die eben angegebenen Mängel erschweren den Abstieg nach Spanien. Wohl giebt es im äußersten Osten und Westen bequeme, fahrbare Uebergänge: von Bayonne durch das roncevaller Thal nach Pamplona, von Olorn, das mit dem berachbarten Pau durch eine Eisenbahn verbunden ist, nach Jaca, dann weit im Westen die bekannte Straße über den Col du Perthus und eine andere über Puigcerda nach Katalonien, aber auf der langen dazwischen liegenden Strecke nur den Saumpfad von Jaca an den Bädern von Panticosa vorüber nach Cauterets. So bleiben dem Besucher der Pyrenäen nur Bergbesteigungen auf der französischen Seite und Wanderungen über die Bergwände, die die Querthäler von einander trennen. Wer auch diesen Anstrengungen nicht gewachsen ist, muß auf langen und langweiligen Wegen in die Ebene zurückkehren. Er wird daher bald vorziehen, sich an einem der vielen Badeorte, etwa in Cauterets oder Luchon, niederzulassen und von dort Ausflüge in die malerischen Umgebungen zu machen.

Von den östlichen Pyrenäen zieht sich ein hügeliges Gelände, das sich im Montseny zur Mittelgebirgshöhe emporreckt, nach Barzelona hinunter. Es bietet den Reisenden eine Anzahl hübscher Blicke; aber Wenige bekommen es zu Gesicht, da sie nicht über Port-Bou in das Land gelangen. Die etwa hundert Kilometer lange Strecke Barzelona-Tarragona wird den Deutschen nicht selten an die Hardt oder die Bergstraße erinnern: auf der einen Seite begleitet ihn eine niedrige Bergreihe, auf der anderen breitet sich eine Ebene aus, die den Eindruck großer Wohlhabenheit macht. Auf halbem Weg zwischen Ebro und Valencia, etwa hundert Kilometer von Tortosa entfernt, erreicht er in Benicasim und Castellon die valencianische Küstenebene, die besonders im Anfang des Jahres, wenn er seine Heimath im Eis und Schnee verlassen hat, seine höchste Bewunderung erregt. Immergrüne Pflanzen bedecken den Boden, die letzten Orangen blicken aus tiefdunklem Laub hervor, das Gebirge baut sich in edleren Formen am Horizont auf; und jetzt nähert er sich langsam einem mächtigen, mit Befestigungen gekrönten Berge, der, einem gewaltigeren Ehrenbreitenstein ähnlich, sich von dem Gebirge gelöst und in einer Vierteldrehung in die Ebene vorgeschoben zu haben scheint. Das ist
unt. Wenn nun noch eine südliche Sonne Alles in lodernde Farbengluth
ht, dann verwirklicht sich zum ersten Mal sein Jugendtraum von der
inheit Spaniens. Bald breitet sich die Huerta von Valencia vor ihm
, an weißen, sauberen, über die Ebene zerstreuten Bauernhäusern vorüber
endert der Zug der ausgedehnten, mit Thürmen geschmückten Stadt ent-
n. Uebertroffen werden diese Eindrücke noch, wenn der Wanderer südlich

von Valencia nach Jativa hinauffährt oder nach den in der Nähe des Meeres gelegenen Orten Gandia und Denia pilgert; die Schilderung dieser fremdartigen und malerischen Landschaften möge man in dem Werk von Passarge lesen. Damit ist der Höhepunkt erreicht; wie im Trauerspiel folgt die Umkehr; und zwar in unserem Fall die Umkehr nach der trostlosen, einförmigen Hochebene. Aber weshalb bleibt der Reisende nicht an der Küste? Weshalb zieht er nicht über Alicante, Elche, Murcia, Kartagena nach Granada? Schon deshalb nicht, weil eine durchgehende Eisenbahn nicht besteht; sie macht bis jetzt vor der Sierra Nevada Halt. Ich möchte aber auch Niemand rathen, seine Reise in der angegebenen Richtung fortzusetzen. Alicante ist eine heiße Stadt, die auf der Landseite von häßlichen Steinbrüchen und einem nackten Schloßberg umklammert wird; am Meer zieht sich eine vielgepriesene, durstige Palmenallee hin; zwischen Steinberg, Steinbruch und Palmenallee drängen sich so viele Häuser zusammen, wie zur Beherbergung von vierzig- bis fünfzigtausend Menschen erforderlich sind. Manchen verführen seine Jugendschwärmereien, den zwischen Alicante und Murcia gelegenen Palmenwald von Elche zu besuchen. Ich muß gestehen, daß mich wenige Dinge so enttäuscht haben. Nicht etwa, weil die Eisenbahn eine breite Schneise hineingeschnitten hat. Einzelne Palmen, über eine Landschaft vertheilt oder zu kleinen Gruppen verbunden, machen, besonders aus der Ferne, einen graziösen Eindruck. Aber erblickt man sie zu großen Massen verbunden, dann verschwinden Kontrastwirkung und Individualität und man wird auf das Dürftige, Unentwickelte dieser Pflanzenpersönlichkeit aufmerksam. Gleichsam aus Mangel an Mitteln hat die Natur die Blätter ohne die Zwischenglieder der Aeste und Zweige unmittelbar an den Stamm gebunden. Wie ärmlich erscheint dieser Baum, wenn die Phantasie plötzlich eine uralte, langsam gereifte, mit mächtigen Gliedern ausgerüstete nordische Eiche daneben hält! Wenig Besseres ist von Murcia und Kartagena zu sagen; beide Städte wissen den Fremdem nicht lange zu fesseln; und die berühmten Huertas von Orihuela und Murcia sind wohl landwirthschaftlich, doch nicht landschaftlich bemerkenswerth.

Die lange Fahrt nach Alkazar, von dort nach Kordova haben wir hinter uns. Durch die engen Gassen der orientalischen Stadt hinabstolpernd, sind wir an die kahlen Mauern eines großen Gebäudes gelangt, das ein Gefängniß zu sein scheint. Wir treten ein: und uns erfüllt freudiges Staunen. Ein weiter, großer, lichter Hof, einige Bäume, einige Brunnen, daneben wenige Menschen; über dem Ganzen schwebt überirdische Ruhe. Wir sind im Vorhof der Moschee. Und wie wir nun aus der Lichtung in das Gotteshaus treten, umfängt uns ein steinerner, halbdunkler Wald, der sich nach allen Seiten ausbreitet. Aus kurzen, gedrungenen Säulen streben die Bogenäste empor und verschlingen sich zu einem schattenden Dache. Keine Riesensäulen sind es, wie Heinrich Heine singt, die

dieſe unbeſchreibliche Erregung in dem Beſchauer hervorrufen: es iſt das Geſetz des Kontraſtes, das mit raffinirter künſtleriſcher Berechnung verwirklicht worden iſt und dem er unterliegt, ſeit er die gewundenen Gaſſen hinabgeſchritten iſt.

Und nun wieder auf die Berge. Nach Bobadilla, von wo die Eiſenbahnen nach Gibraltar, Malaga und Granada ausgehen. Endlich erreichen wir die berühmte Stadt am Jenil; und über holperiges, die Reiſenden ſchmerzhaft ſchüttelndes Pflaſter, wie wir es ſeit Alicante nicht mehr gefühlt haben, ſchleppt uns der Hotelwagen vor den Gaſthof, wo uns eine Schaar Bettler umdrängt. Der erſte Beſuch gilt der Alhambra. Wenn der Ankömmling an einem klaren Spätnachmittag, auf dem Torre de la Vela ſtehend und der Schickſale der Mauren gedenkend, den Blick über die in ſüdlichen Farben prangende Landſchaft ſchweifen läßt, dann mag er vergeſſen, daß auf kein Land wie auf Spanien das Wort zutrifft, daß ſeine Schönheiten ſind few and far between. Er hat Granada geſehen; nun kehrt er auf dem ſelben Weg nach Bobadilla zurück und bald geht es durch die Schlucht des Guadalhorce, deren großartige Wildheit die des Puerto de Despeñaperros noch übertrifft, hinab in die andaluſiſche Küſtenebene, nach Malaga. Die überreiche tropiſche Vegetation der Umgebung, der üppige Blumenſchmuck der Landhäuſer im Anfang des Frühlings, wenn man oben in Granada erſt den Abzug des Winters ſpürt, ſie verwirren leicht das Urtheil des Nordländers ſo ſehr, daß er der Lage der Stadt eine Schönheit beilegt, die ſie bei ruhiger Prüfung nicht beſitzt. Und nun wollen wir hoffen, daß ein Schiff im Hafen liegt, das ihn nach den oft beſchriebenen und noch öfter gezeichneten und photographirten Städten Gibraltar und Kadix trägt. Denn ſonſt muß er wieder nach Bobadilla hinauf, von Bobadilla nach Gibraltar hinunter, von Gibraltar zum dritten Male nach Bobadilla und von dort endlich nach Kadix. An einem ſonnigen Tage fährt er im offenen Wagen vom Bahnhof in Sevilla hinein: und vor ſeinen Augen entrollt ſich ein herrliches Bild. Die Kathedrale, die öffentlichen Gebäude, die Plätze, das bewegte Treiben in den Straßen, der fremdartige Farbenton: das Alles iſt ſo neu und ſo ſchön, daß er glauben könnte, in eine moderne, mit der europäiſchen Kultur fortgeſchrittene mauriſche Stadt gekommen zu zu ſein; denn Sevilla iſt nicht verlumpt oder geſchmacklos reſtaurirt wie Granada, nicht herabgekommen wie Kordova, nicht dürftig wie Elche: nein, hier iſt Glanz und Pracht, Fortſchritt, Freude am Daſein. Gönnen wir unſerem Nordmannen ſein Entzücken; hat er Barzelona und den Monſerrat ſchon geſehen, dann wird er nicht ſo leicht wieder in den Zuſtand der Bewunderung gerathen.

Den Werth dieſer Höhepunkte ſeiner Wanderexiſtenz möge er nicht überſchätzen. Bedrückend und erſtickend wirkt zu häufig die Aermlichkeit, die Einförmigkeit, der Wüſten- und Steppencharakter der ſpaniſchen Landſchaft. Ich

werde mich stets des Gefühls der Befreiung, der Wiederbelebung erinnern, das ich, als wenn ich mich aus hinabzerrenden Meerfluthen zum Ufer zurückgerungen hätte, in mir empfand, als ich in den baskischen Provinzen und dann in Frankreich wieder edle Formen, Wald, Wasser und, in das Antlitz der Erde überall eingegraben, die Züge alter, emsiger Kultur erblickte. Die Fahrt am breiten, grünen Adour und der Gave de Pau, durch die in reinem Frühlingssonnenschein leuchtenden Bäume und Weiler mit dem Blick auf die im Schneeglanz herabfunkelnden Pyrenäen wird mir unvergeßlich bleiben. Vielleicht sind diese Gegenden nicht so schön, wie sie mir damals erschienen, und vielleicht haben die Normanninnen nicht so prächtige Formen, wie ich sie zu sehen glaubte, als ich vor Jahren aus England, der Insel der schlanken, muskulösen Menschen, über den Kanal gefahren war.

Mit ihnen haben manche Spanierinnen eine gewisse Aehnlichkeit. Auch in Spanien sieht man viele Rubensgestalten; nur sind sie gewöhnlich nicht blond, sondern braun und schwarz. Im Alter erreichen sie nicht selten einen beträchtlichen Umfang. Ich sah einmal auf einem Theater eine gewaltige Dueña und hielt ihre äußere Erscheinung für Karikatur, bis ich mich einige Tage später auf einer Eisenbahnfahrt überzeugte, daß es so beschaffene Personen in Wirklichkeit giebt. Eine schwarz gekleidete, stark gepuderte und geschminkte Dame wollte in unseren Wagen einsteigen; doch obwohl sie in verschiedenartiger Weise unterstützt wurde, gelang es nicht, sie hinaufzuheben; erst als sie eine für das Einladen von Gütern bestimmte Erhöhung betreten hatte, vermochte sie in schräger Richtung hineinzugelangen.

Mit der Spanierin muß ich mich noch ein Bischen beschäftigen, da auch sie zu den Schönheitschätzen Spaniens gerechnet wird. Nach der gewöhnlichen Auffassung ist in Spanien ein größerer Bruchtheil erwachsener weiblicher Personen schön als in anderen Ländern. Dieser Glaube irrt. Ich zögere nicht, zu behaupten, daß man in England und Italien mehr schöne Mädchen und Frauen sieht als in Spanien. Dagegen gebe ich zu, daß es hier vielleicht eine größere Zahl hervorragender Schönheiten giebt als anderswo, Schönheiten, die gewöhnlich das Ideal der belle femme verwirklichen. Und ich bin fest überzeugt, daß viele Spanierinnen sich durch einen hoheitvollen Gang auszeichnen, den man außerhalb Spaniens nicht sieht und der sich auch nicht erlernen läßt, denn er beruht nach der Meinung gelehrter Männer auf anatomischen Eigenthümlichkeiten der iberischen Rasse. Auch kann kein Zweifel daran bestehen, daß der Reiz der Andalusierinnen Sevillas nicht auf ihre Schönheit zurückzuführen ist. Willkomm, Mohr und Francis Elliot stimmen darin überein, daß er ihrem Wesen entströmt.

Der Leser wird schon nach diesen flüchtigen Andeutungen überzeugt sein, daß es der Spanierin nie an Bewunderern fehlen wird, selbst wenn sie

nicht schön sein sollte. Und ich könnte mir denken, daß in fünfzig Jahren ein Reisender über den landschaftlichen Charakter Spaniens ein von dem meinigen verschiedenes Urtheil fällte.

Nehmen wir einmal an, daß die Wiederbewaldung des Landes überall, wo sie noch möglich ist, bald in Angriff genommen wird — die Franzosen haben auf diesem Gebiet unter den schwierigsten Verhältnissen ganz Bedeutendes geleistet —, daß die bessere Wasserzuführung die Ausdehnung der Landwirthschaft bewirkt, daß Asturien und die baskischen Provinzen zugänglicher werden, daß die spanische Seite der Pyrenäen an materieller Kultur der französischen gleichkommt, daß eine direkte Eisenbahnlinie von Perpignan bis Granada führt, daß in Malaga gute Dampfschiffverbindungen mit Kadix bestehen und daß auf den spanischen Eisenbahnen viele und schnelle Züge die rascheste Entfernung aus unerfreulichen Gegenden, die flugartige Durchmessung öder Gebiete erlauben. Zeigt diese Aufzählung nicht, daß schon allein bessere Verkehrsmittel das Urtheil des Reisenden verändern und seinen Genuß erhöhen würden? Ueber deren niedrigen Stand verbreiten sich die Reisebücher; aber ihre Ausführungen genügen nicht, um den Touristen auf die künftigen Leiden vorzubereiten. Gewiß: sie sagen, daß die spanischen Züge außerordentlich langsam fahren. Aber sie sagen nicht, daß die unendlich erscheinenden Fahrten in den von Tabaksqualm erfüllten Abtheilen Manchem die Luft und die Möglichkeit benehmen, den ursprünglich festgesetzten Reiseplan auszuführen. Mein Reiseheft hätte mich nach Badajoz geführt, von wo ich einen Abstecher nach dem 289 Kilometer entfernten Lissabon zu machen gedachte. Da aber die Fahrt elf bis zwölf Stunden gedauert hätte, verzichtete ich darauf. Noch ein anderer Grund sprach mit. Ich hatte mich auf die Beobachtung der Veränderung des Pflanzenwuchses beim Uebergang aus dem spanischen Binnenland in die portugiesische Küstenlandschaft gefreut; aber es gab auf der Linie keinen ausschließlichen Tageszug. Auch die Mancha hätte ich gern im Tageslicht gesehen; aber ich konnte keinen Zug ausfindig machen, der es ermöglicht hätte. Jahrzehnte lang hatte ich mich auf die Fußwanderung vom Escorial über die Sierra Guadaramma nach San Ildefonso gefreut, von dem finsteren Palaste des sechzehnten nach dem heiteren Schloß des achtzehnten Jahrhunderts, aus der dürftigen Vegetation, die die südlichen Abhänge des Gebirges bedeckt, zu den Fichtenwäldern, sich am Fuß des Pico de Peñalara ausbreiten, und zu den Springbrunnen, in den Gärten von La Granja emporschießen. Aber die spanischen Eisenbahnen hatten meine Zeit aufgezehrt.

Man beachte es wohl: die spanischen Züge fahren nicht nur langsam, fahren auch nur wenige Züge und auf wichtigen Strecken giebt es keinen Schnellzug. Es klingt fast wie ein Scherz, daß zwischen Madrid und Lissabon täglich nur ein Personenzug verkehrt. Zu diesen Unannehmlichkeiten ge-

sellen sich die starken Verspätungen; auf diesem Gebiet kann Spanien getrost den Wettbewerb mit Italien aufnehmen. Zwar haben die Verspätungen auch ihr Gutes. Durch den Puerto de Despeñaperros sollten wir zu meinem Schmerz in dunkler Nacht fahren; thatsächlich geschah es in der klaren Morgenfrühe. Einen anderen Fall muß ich etwas ausführlicher darstellen. Wir kamen in Béziers zu Mittfasten an. Schon vorher hatten sich unsere Wagen mit lustigen Leuten gefüllt, die den Karneval in Béziers mitmachen wollten. Extrazüge hatten an den Bahnhöfen gestanden und waren auf den Nebengleisen gefahren und in der Nähe des Bahnhofes in Béziers trieb sich ein kostbarer Fastnachtwagen herum. Mich wandelte die Lust an, die Fahrt zu unterbrechen und zu prüfen, ob man in Béziers Fastnacht besser zu feiern verstehe als in Paris und Rom. Ich kam aber bald zu dem Entschluß, an dem Reiseplan festzuhalten, da ich am Donnerstagmorgen in Valencia sein wollte, um dem von Hackländer, Willkomm, Passarge, Bernhardi beschriebenen Wassergericht beizuwohnen. Ich war ausgestiegen und hatte, beobachtend, überlegend, nicht gleich bemerkt, daß der Zug sich in Bewegung setzte. Dann lief ich neben den rollenden Rädern her, aber meinen Wagen konnte ich nicht mehr erreichen; zuletzt gelang es mir, in einen Gepäckwagen zu springen dessen Bremser mich mit in sein Häuschen hinaufnahm. Auf diese Weise erfuhr ich, daß die Fahrt da oben die im österreichischen Aussichtwagen noch übertrifft. Der Bremser war ein freundlicher, liebenswürdiger Mensch, dessen Unterhaltung ich zunächst nicht nach ihrem ganzen Werth schätzte, da sie ein mir mißliebiges Nebenprodukt, Ströme von Knoblauchdüften, über mich ergoß. Er fragte mich, wo ich denn am Abend zu sein hoffe. Ich erwiderte: In Barzelona. Da lächelte er merkwürdig und behauptete, es gebe ganze Stöße von Beschwerden über das verspätete Eintreffen der französischen Züge in Port-Bou. Der Bremser hatte richtig prophezeit: wir kamen etwa zehn Minuten zu spät in Port-Bou an; und der spanische Zug hatte, in einer für Spanien merkwürdigen Anwandlung von Pünktlichkeit, nicht auf uns gewartet. Der Bahnwirth schien auf den mangelnden Anschluß nicht unvorbereitet zu sein, denn er setzte uns ein reichhaltiges Diner vor. Obwohl ich nun weder das Fastnachttreiben in Béziers noch die Richter von Valencia beobachten konnte, war ich doch um zwei Erfahrungen reicher geworden, — und das Schicksal bereitete mir dann noch eine dritte. Ich hatte nicht den Nachtschnellzug benutzt, sondern in Port-Bou übernachtet, um die Gegend von der spanischen Grenze nach Barzelona zu sehen; und als ich am folgenden Morgen Figueras betrat, erblickte ich einen Anschlag des Bürgermeisters und der Stadtverordneten, der bestimmte Markttage und Marktstunden festsetzte, weil bei den bisherigen ungeregelten Verhältnissen Angebot und Nachfrage einander verfehlt hätten. Den Werth dieser Entdeckung werden Alle zu würdigen wissen, die

mit den Angriffen auf die Weisheit der mittelalterlichen Marktordnungen bekannt sind. Dennoch schmerzte die Wunde und ich konnte nicht umhin, den Polizisten, der vor der Puerta de los Apostolos in Valencia stand, um einige Auskünfte über das Wassergericht zu bitten. Er tröstete mich halb mitleidig, halb geringschätzig und meinte: „Aber es sind doch nur Bauern!" Eine Valencianerin, die ich ein Jahr später in Italien von meinem Mißgeschick unterrichtete, fragte mich, ob ich die in der Nähe liegende „Capilla de Nuestra Señora de los Desemparados" besucht und die „Sagrada Imagen della Virgén" gesehen habe. Als ich es bejahte, sah sie mich mit einem Blick an, der deutlich besagte: Dann ist ja Alles in Ordnung. Diese Erfahrungen erinnern mich an die eines Offiziers des ersten Napoleon, der vor seinem Eintritt in dessen Heer nach Köln geeilt war, um den berühmten Feldherrn auf seinem Marsch durch die Stadt zu sehen. Er kam zu spät auf der Hochstraße an und beklagte sich laut, worauf ein junges Weib verächtlich rief: „Do hätt Uehr jätt Nächtes jesinn: ne kleine jähle Kähl!"

Neben der geringen Zahl, der Langsamkeit und der Verspätung der Züge ist die Vorliebe der Eisenbahnverwaltungen für Nachtzüge dem Reisenden sehr unbequem. Er möchte so viel wie möglich von dem Lande sehen; auch auf einer Eisenbahnfahrt erlangt der Gebildete viele Aufschlüsse und Kenntnisse. Die Spanier pflegen Bettzeug mit auf die Reise zu nehmen, das manchmal die Gerüche des heimathlichen Schlafgemaches treu aufbewahrt und zur allgemeinen Benutzung ausstrahlt. Ich wurde an Rußland erinnert, wo Tage lang fortgesetzte Reisen vorkommen und die Breite der Eisenbahnwagen die häusliche Niederlassung erleichtert.

Diese traurigen Verkehrsverhältnisse bewirken, daß eine Reise in Spanien mehr Zeit erfordert als in Mitteleuropa. Und da ein so beträchtlicher Theil dieser Zeit im Eisenbahnwagen zugebracht werden muß, wo geschlafen, geraucht, gegessen wird und doch eine gründliche Säuberung selten stattfindet, so empfiehlt es sich, einen größeren Vorrath von Kleidungstücken mitzuführen, als in anderen Ländern erforderlich wäre. Vielleicht wird man denken, die Erste Klasse sei von diesen Mißständen frei. Das wäre ein Irrthum. Ich hatte mir, wie die meisten Fremden, ein Rundreiseheft Erster Klasse, und zwar schon an der Grenze, gekauft, was ich auch Anderen nur empfehlen kann. Die Zweite Klasse hat keine Abtheile für Nichtraucher, während die Erste Klasse „Compartimientos para no fumadores" enthält, in denen man wenigstens das Nichtrauchen erzwingen kann. Erzwingen, denn man hat selbst hier immerfort mit den Versuchen schlecht erzogener Individuen zu kämpfen, sich über das Rauchverbot hinwegzusetzen. Ist Jemand wegen Ueberfüllung der Wagen gezwungen, unter den Nichtrauchern Platz zu nehmen, so darf er nicht auf Schonung rechnen. Ein junger Franzose mit seiner Gattin war in Toledo in diese

unangenehme Lage gerathen; sie konnte den fürchterlichen Tabakduft nicht aushalten, den zwei vornehme junge Geistliche unaufhörlich um sich verbreiteten, und mußte aussteigen, um in einem rauchfreien Wagen eine Unterkunft zu suchen. Worauf einer der Dandies, von seltsamem Triumphgefühl geschwellt, lächelnd hinwarf: Aha, die gnädige Frau ist fort!

Daß die Verkehrszustände sich bald bessern werden, ist nicht zu erwarten. Das Eisenbahnwesen wird extensiv bleiben, so lange nicht ein gesteigerter wirthschaftlicher Verkehr die Intensität gewinnbringend macht; die Vorliebe für Nachtzüge hängt wahrscheinlich mit der Tageshitze während eines großen Theiles des Jahres zusammen; andere Mängel sind die Folgen des spanischen Nationalcharakters, der sich nicht so leicht verändern wird; und endlich sind die Vorbilder des spanischen Eisenbahnwesens nicht rühmenswerth. Spanien sieht noch immer mit einiger Bewunderung und Verehrung zu Frankreich empor, trotz der empörenden Behandlung, die Frankreich den sogenannten lateinischen Schwestern, insbesondere aber der spanischen, seit mehr als hundert Jahren angedeihen läßt. Verläßt der Spanier sein Land, so ist es fast selbstverständlich, daß er nach Frankreich reist; von dort hat das Land seine Eisenbahnen erhalten, die, eben so wie die französischen, beweisen, daß der französische Kapitalismus der gierigste von allen ist. Auf den Eisenbahnen des mittleren und südlichen Frankreich findet man fast den selben Schmutz und entsetzliche Wagen auf Nebenlinien; es ist vielfach unmöglich, schnell von der Stelle zu kommen, wenn man nicht in Luxuszügen fährt; und der Reisende muß sich nicht selten die selben Willkürlichkeiten wie in Spanien gefallen lassen.

Nicht viel erfreulicher als das Eisenbahnwesen ist die Post, die die „romanischen" Völker geschaffen haben. Hier müssen wir allerdings von der französischen absehen. Die Frage ist erlaubt, ob die italienische Post unter der spanischen oder die spanische unter der italienischen steht. Niemals habe ich gehört, daß ein spanischer Postbeamter Freimarken, die durch den Stempel wenig beschmutzt und dann wieder gereinigt worden waren, verkauft hätte, wie es im Neapolitanischen vorgekommen ist, oder daß ein Briefträger dem Beispiel eines italienischen Kollegen gefolgt wäre, der, ohne Verständniß für die Schreiblust der angelsächsischen Rasse, die für ein englisches Hotel in Florenz bestimmten Briefe zur Verminderung seiner Mühe einfach in den Arno warf. Vielleicht sind die spanischen Beamten gewissenhafter; aber sie sind noch ungebildeter. Ich ließ mir meine Briefe nur nach Madrid „postlagernd" nachschicken, weil ich annahm, daß in der Hauptstadt des Landes gebildete Postbeamte den Dienst versehen würden. Thatsächlich erhielt ich dort nur zwei Briefe, dann, nach meiner Heimkehr, in Folge einer Eingabe an den Postdirektor von Madrid, noch etwa ein Dutzend Karten und Briefe, deren größter Theil schon während meiner Anwesenheit in Madrid dort gelagert hatte, endlich nach einem halben Jahr zwei

Briefe, die unmittelbar an die Absender zurückgeschickt worden waren. Baedeker hat Recht: man soll die Briefe an einen Gasthof adressiren lassen, so viele offensichtliche Unzuträglichkeiten dieses Verfahren auch haben mag; die Hoteladresse wird auch von ungebildeten Leuten verstanden

Und damit sind wir bei den Gasthöfen angelangt. Man braucht nicht zu befürchten, daß ich eine climax ascendens vorzuführen beabsichtige und das Schlimmste an den Schluß gestellt habe. Im Gegentheil. Wenn der Reisende seine Wanderung nicht auf weniger besuchte Orte ausdehnt, etwa Merida, Salamanca, Segovia, wenn er nicht die Zahl und Behaglichkeit der public rooms großer englischer Gasthöfe, nicht die ausgezeichnete Küche einiger Gasthöfe Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz verlangt, dann wird er meist zufrieden gestellt werden. Die public rooms spielen ja auch in der deutschen Gasthofswelt noch immer eine bescheidene Rolle; und was die Güte der Betten betrifft, so stehen manche deutschen Karawanserein hinter denen Frankreichs, der Schweiz und Italiens zurück. Nur in Granada empfiehlt es sich, die in der Stadt gelegenen Fondas zu vermeiden und in der Nähe der Alhambra zu wohnen. Toledo, das früher berüchtigte, hat ein palastähnliches Hotel erhalten, das sich, wie ein öffentliches Gebäude, nicht einmal nach außen über seine Bestimmung ausweist. Auch die Bahnwirthschaften, die zu einem festen Preis Mittag- und Abendtafeln halten, sind meist zu loben. Die Erzeugnisse der spanischen Küche — Das muß der Reisende wissen — sind schwer verdaulich. Deshalb fand ich in einem madrider Theater den Vorhang von oben bis unten mit der Anpreisung hierauf bezüglicher Heilmittel bedeckt. Doch wenn wir von der rheinischen Küche absehen: haben wir Deutsche das Recht, uns pharisäisch in die Brust zu werfen? Weist nicht auch die deutsche Küche viele schwer verdauliche und unverdauliche Speisen auf? Die englische Köchin sühnt all ihre Vergehen dadurch, daß sie in kurz bemessenen Zeiträumen Rhabarberschüsseln darbringt. Vielleicht wäre ihren Genossinnen in anderen Ländern das selbe Verfahren anzurathen.

Unter schlechten Gasthäusern leidet der Reisende in Spanien weniger als unter der mannichfachen Bettelei. Während der nordische Italienfahrer diese Plage erst ernstlich zu fühlen beginnt, wenn er von Rom Ausflüge nach Tivoli und Castel Gandolfo macht, erfaßt sie Einen in Spanien, so bald man den Fuß auf den Boden einer kleineren oder mittleren Stadt setzt. Nur in großen Städten, wo der Fremde verschwindet, und in solchen Gegenden, die vom Verkehrsstrom nicht berührt werden, findet er Ruhe. Während in Italien die erstaunlichste Zudringlichkeit und Frechheit auf das ehemalige Königreich Neapel beschränkt ist, erreicht die Bettelei diesen hohen Stärkegrad in allen Provinzen Hispaniens. In Burgos hatte ich ein heiteres Erlebniß. Ich machte mich zu einer ungewohnt frühen Stunde auf den Weg nach der Kathedrale.

Um eine Ecke biegend, erblicke ich plötzlich vor dem Haupteingang mehrere Bettler in der lebhaftesten Unterhaltung; sie lachten und rauchten Cigaretten. Als sie mich sahen, überflog plötzlich ein Gaunerlächeln ihre gelben Gesichter. Ich that, als bemerkte ich es nicht, denn es ist ein ausgezeichnetes Mittel zur Erweiterung der Menschenkenntniß; man kann beobachten, wie weit die Dummheit und Frechheit gewisser Individuen geht. Nun hatten sie Zeit, sich für ihren Beruf vorzubereiten. Rasch warfen sie die Cigaretten fort, dann ließen sie sich zu Boden fallen, verzogen ihre Gesichter, und als ich in die Kirche trat, streckten sie mir die Hände entgegen und baten mich mit weinerlicher Stimme und verzerrten Zügen um ein Almosen aus Liebe zu Gott und der Allerseligsten Jungfrau Maria.

Eine andere Art der Bettelei zeigen uns die Küster einiger Kirchen. Sie haben die Arbeitstheilung in der Weise eingeführt, daß der Besucher von verschiedenen Personen nach einander herumgeführt wird; die Leute hoffen, dadurch das Trinkgeld zu erhöhen. Es ist leicht, diesen Kniff zu durchkreuzen, während es schwerer wird, einem Theil der Beamten öffentlicher Sammlungen entgegenzutreten. Einige nämlich drängen dem Fremden, selbst wenn er sie offenbar nicht versteht und ihrer Dienste nicht bedarf, ihre Erklärungen auf, bis er sich durch ein Trinkgeld losgekauft hat.

Ich hoffe, daß Spanien von dieser Krankheit gesunden wird. Was mir diesen Glauben giebt? Die Geschichte einer Stadt, von der ein Reisender im Jahre 1790 folgende Beschreibung giebt: „Den finsteren, traurigen Ort haben wir recht gern verlassen. Wie wenig stimmt das Innere dieser Stadt mit dem vielversprechenden Anblick von der Flußseite überein! In dieser Stadt sollen viele reiche Familien wohnen; doch Das befriedigt mich nicht, so lange ich auf den Straßen nur Schaaren von zerlumpten Bettlern herumschleichen sehe. Bekanntlich geht (deren) Unsittlichkeit so weit, daß sie den Müßiggang systematisch treiben und ihre Plätze an den Kirchthüren erblich hinterlassen oder zum Heirathgut ihrer Töchter schlagen. In der Osterwoche ist es üblich, daß die Armen, die sich schämen, öffentlich zu betteln, in schwarze Kittel vermummt und mit einem Flor über dem Gesicht, auf die Straße gehen, niederknien, den Rosenkranz beten und die Vorübergehenden um Almosen anrufen. Die Geistlichen, die hier auf allen Wegen wimmeln und deren ungeheure Menge auf einen Reisenden immer einen unangenehmen Eindruck macht, könnten zur Moralität dieser rohen, ungezügelten Menge heilsam wirken. Aber sie thun es nicht. Die Bettlerrotten sind ihre Miliz . ." Giebt es heute noch eine Stadt in Spanien, in der solche Zustände anzutreffen wären? Ich antworte mit Zuversicht: Nein. Und welche Stadt mag es denn sein, die da beschrieben ist? Etwa Toledo? Zaragoza? Nein: es ist die heilige Stadt Köln. Die abgedruckten Sätze stehen in Georg Forsters „Ansichten vom

Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich.“ Wie in der Reichsstadt Köln, so wurzelt die Bettelei überall in den unentwickelten wirthschaftlichen Verhältnissen. Jahrhunderte hindurch ist ein beträchtlicher Theil der Ueberschüsse der spanischen Volkswirthschaft nicht in Kapital verwandelt worden, das mehr Einkommen und mehr Kapital erzeugt hätte, sondern er diente zum Bau und zur Verschönerung von Kirchen, Klöstern und zum Unterhalte von zahlreichen Priestern, Mönchen, Nonnen und vornehmen Leuten aller Art, die keine wirthschaftlichen Güter erzeugten. Da konnten Spaniens Bevölkerung und Volkswirthschaft nicht zunehmen, da mußten sie sogar zurückgehen; die Menschen aber, die keine Beschäftigung fanden, waren gezwungen, ihr Brot von Denen zu erbetteln, die den nationalen Reinertrag empfingen. Wie die Bevölkerung des römischen Reiches verarmen und zurückgehen mußte, weil die Ueberschüsse der civilisirten Welt keinen anderen Zweck hatten als den, das römische Volk zu ernähren und zu belustigen. Die Erklärung des allgemeinen Menschenschwundes aus der Sittenlosigkeit der Zeit wird auf den Nationalökonomen immer einen erheiternden Eindruck machen. Die Geschichte Roms, Spaniens, Frankreichs vor der Revolution lassen ihn verstehen, weshalb die großen Nationalökonomen der liberalen Periode zwei Begriffe geschaffen haben: Kapital und produktive Arbeit.

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

Die beiden Maler.

Zu der Zeit, als das Mittelalter sich zu Ende neigte und neues Wollen in allen Künsten und Wissenschaften aufkam, lebte in einer nördlichen Stadt ein ganz alter Maler, der bei seinen Leuten als der kunstfertigste Meister galt. Er hatte nicht Weib und Kind und führte ein recht einsames Leben, indem er nur immer fleißig war, sich in seiner Kunst weiterzubilden und vollkommener zu werden; und wiewohl er zu jener Zeit, von der wir sprechen wollen, schon das neunzigste Jahr erreicht hatte, schienen seine neuen Bildnisse auch in Wahrheit immer schöner und lebendiger geworden zu sein als seine früheren; so sagte er auch von sich: „Bis zu meinem fünfundachtzigsten Jahre bin ich nur ein Lehrjung gewesen und gut genug, die Farben zu reiben; nun bin ich ein Geselle geworden; aber so mir Gott das Leben gönnt, so werde ich mit hundertundzehn Jahren ein Meister sein.“ Und solchen Glaubens fröhlich, lebte er seine Tage dahin in Winter und Sommer.

Nun geschah es, daß ein reicher Kaufmann, der viele Reisen machte, auch einmal eine Reise machte zu den großen Handelsstädten, die im Westen liegen, wo

stolzes Tuch gewebt wird und schöne Leinwand. Der sah dort Bilder eines neuen Meisters, die ihm gar wohl gefielen, besser als die Bilder des alten Mannes, den sie daheim hatten; und da diesem Meister viele Schüler zugeströmt waren, die alle von ihm seine vollkommenere Art gelernt hatten, so kaufte er von einem solchen Schüler ein schönes Bildniß Unserer Frauen um ein nicht allzu theueres Geld, denn die Bilder des Meisters selber wurden allzu hoch im Preise gehalten, also, daß er nicht daran kommen konnte. Solches Bild bewahrte er sorgfältig auf, nahm es mit nach seiner Stadt und schenkte es in die Kirche seines Viertels, als einen besonderen Schmuck an der Wand des Chores.

Als der alte Meister das neue Bild gesehen hatte, kam über ihn ein tiefes Stillschweigen, und obwohl die meisten Leute sagten, deren Art es ja immer ist, daß sie das Einheimische loben aus Stolz, daß das fremde Bild geringer sei als die er selber gemalt hatte, so erwiderte er doch, Das verstünden sie nicht; dieses Bild sei das herrlichste, das er je gesehen; er glaube auch nicht, daß er je solche Kunst und Geschicklichkeit erreichen könne, ein Werk dieser Gestalt zu schaffen.

Darauf ging er zu wichtigen Rathspersonen, stellte Denen vor, wie bedeutsam es für eine Stadt sei, wenn berühmte Künstler in ihr leben, denn sie ziehen viel Geld von außen herein, und sprach dann, daß er selber seines Lebens zur Genüge habe und nicht auf den Erwerb mehr angewiesen sei; und sollte der Rath den jungen Maler herziehen, der die Tafel gemacht habe, durch einen Auftrag eines großen Bildes mit vielen Figuren, das eigentlich er selbst, der Alte, hatte machen sollen.

Die Rathspersonen wunderten sich wohl, daß der alte Mann gar keinen Neid gegen den Fremden aufwies; aber sie dachten, daß er doch wohl sein Handwerk aufgeben wolle, seines hohen Alters wegen, und schien ihnen auch gut, was er gesagt, daß sie den jungen Maler sollten herziehen. Also schrieben sie Briefe und schickten die fort; und es wollte auch das Glück, daß der Junge Ja sagte, sich auf die Reise machte und angezogen kam.

Der Alte hatte eine große Begier, ihn zu sehen, und wie denn von einem Bauern durch Zufall erzählt wurde, daß er einige Meilen vor der Stadt in einem Wirthshaus dem Manne begegnet sei, der da gesessen habe und habe getrunken und viel Rühmens gehabt von seiner Kunst, da zog er sein gutes Kleid aus feinem Tuch an und seinen Pelzmantel, setzte sich auf ein Pferd, dem Fremden entgegenzureiten. Wie er ihn noch in der Wirthschaft antraf, wunderte er sich zwar sehr, daß der Mann gar nicht erschien nach ehrbarer Bürger Art, sondern hatte einen langen Raufdegen an der Seite und als Gewand trug er einen lumpichten Koller, wie ein gartender Lanzknecht. So setzte er sich nun neben den Jungen mit einer zierlichen Anrede, die Der auch mit großer Höflichkeit und Geschwinde der Junge erwiderte, erzählte von dem Bild, wie er großen Gefallen an dem gefunden, und er sei selber auch Maler und habe viele Tafeln vollendet in seinem Leben. Der Fremde erwies sich als einen Mann von frohem Muth, der gern lachte, Späße erzählte und allerlei Scherz trieb mit den kichernden Mägden. Solches Wesen hatte der alte Meister bis dahin nicht gekannt; aber er dachte, daß die heutige Jugend wohl in allen Dingen fröhlicher ist als die frühere. Während des Redens und Spaßens zog dann der Junge ein Büchlein aus der Tasche und zeichnete mit flinken Strichen des Silberstiftes die fliegenden Röcke einer Dirne, die mit zwei Eimern in den Händen am Fenster vorbei zum Ziehbrunnen jachterte; hier erstaunte der

Alte wieder über die Lebendigkeit und natürliche Schönheit der Zeichnung, freute sich des jungen Gesellen und ward gegen Aller Erwarten mit einem Male selber ganz lustig, so daß er Wein bestellte und eifrig mit den Anderen becherte.

Nun zeigte sich, daß der Beiden Art, zu arbeiten, ganz verschieden war; denn der Alte setzte sich in die Einsamkeit, brütete viel über seiner Aufgabe und brachte es dahin, daß ihm endlich ein herrliches Bild vor der Seele stand, durch inen Willen, den er auf seine Absicht gerichtet. Das mühte er sich dann auf dem Holz festzuhalten durch fleißige und sorgfältige Arbeit. Der Junge aber lebte in der Welt, freute sich mit den Menschen und die Frauen hatten ihn lieb, trotzdem er ein frecher Geselle war; da zeichnete er in sein Buch dann viel, das er sah, mit wenigen Strichen, und dachte: Dieses brauche ich für dieses Bild und Das für jenes, und auch was ich von solchen schnellen Zeichnungen nicht brauche, Das gefällt mir doch; und macht mir solches Zeichnen Freude, wie einem jungen Mädchen das Tanzen. Hatte er dann aber einen Auftrag für ein großes Bild, so suchte er zuerst immer in seiner Erinnerung, wo er Menschen gesehen, die wohl so aussehen mochten wie die Leute, die auf seinem Bilde abgemalt sein sollten, Männer und Frauen, und dann ging er hin zu Denen, bat freundlich: und sie gewährten ihm meistens, daß sie sich vor ihm in der Stellung halten sollten, die der Mensch auf dem Bilde haben mußte. Und danach malte er dann treu seine Figur; und aus vielen solchen Figuren setzte er sein Bild zusammen.

An solche Möglichkeit des Arbeitens hatte der Alte noch nicht gedacht; und wie er erst eine Weile des Jungen Art beobachtet hatte, da sah er sehr wohl, daß die Jungfrauen, die er selbst malte, Arme hatten, die eng an die Seite gedrückt waren und das Jesuskindlein hielten mit steifer Haltung und ohne Lieblichkeit; und so war auch alles Andere. Aber wie er Das eingesehen hatte, da ward ihm, als sei er mit einem Male wieder ein ganz Junger geworden und fange in Allem von vorn an; und fühlte eine Hoffnung und Zuversicht, daß er lachend zu dem Anderen sagte, nun werde er ihn noch übertreffen. Der aber, als ein fröhlicher und leichter Mann sonder Harm und Groll, lachte ebenfalls und antwortete, wenn er Das vermöchte in seinem Hochalter, so wolle er ihn für den tüchtigsten Maler halten, den es je gegeben, bei den alten heidnischen Völkern wie bei den neueren.

Und so wurden sie Beide fröhlich. Und ließ der Alte Wein holen, wie er denn nun gewohnt war, weil er des Jungen Geselligkeit hatte, und saßen lange zusammen in Kunstgesprächen.

Nun geschah es, daß der junge Maler eine leichtsinnige Dirne annahm, die hübsch gewachsen war von Körper und auch ein anmuthiges Gesicht hatte. Die gebrauchte er für seine Kunst, indem er sie in allen Stellungen, *die ihm nöthig* schienen, zeichnete und malte, in vielen verschiedenen *Gewändern und auch ohne* ider und ganz nackt. Dieses Mädchen blieb eines Abends noch in der Werk-, als der alte Mann zum Besuch kam; und wie nachher gesprochen und geken ward, da ergriff sie eine Laute, die des Jungen war, und sang ein lustiges d, das damals von Allen gesungen wurde, und so wurden sie alle Drei recht hlich und der Alte betrachtete mit scharfen Augen all ihre Bewegungen und gte sie seinem Gedächtniß ein. Am Ende aber ergriff er einen Stift und zeichnete den Tisch die merkwürdige und schnelle Wendung ihrer Füße, wie sie in kurzen ibern in der Werkstatt hin und her ging; denn sie machte die Wirthin. Da

sagte er zu dem Anderen: „Heute habe ich meinen Bart im Spiegel betrachtet. Der war zwanzig Jahre lang schneeweiß und nun finde ich ganz schwarze Haare in ihm; so will auch mein Körper sich verjüngen, wie sich mein Geist schon verjüngt hat."

Diese Freude wurde aber durch einen wunderlichen Zufall gestört. Denn wie das Mädchen wiederum ein Lied sang zur Laute, da ward der Alte plötzlich ganz still und sah das Mädchen mit großen Augen an; die waren so dunkel geworden, daß sie sich fürchtete, zu ihrem Herrn trat und mit Singen aufhörte. Da schlug der alte Mann mit der Faust auf den Tisch und wollte aufstehen; aber er fiel zurück, legte sein Haupt in seine Hände und fing heftig zu weinen an. Der Junge, in Gutmüthigkeit, vermeinte, ihn zu trösten; und weil er dachte, daß des Alten Kummer auf irgend welche Weise mit der Frauensperson zusammenhänge, sagte er ihm, ein Weib sei nur ein Ding, wie ein Hund oder Pferd, aber nicht Unseresleichen; erzählte dann auch, er werde jetzt ein großes Geld kriegen für sein Bild, dann wollten sie Zwei ein lustig Leben führen und Alles verthun. Aber solche Reden halfen nicht und am Ende gab sich der Alte von selbst, setzte sich aufrecht in seinen Stuhl, schicke die Dirne aus der Werkstatt, die denn gar gern ging; denn vor dem Alten fürchtete sie sich und des Jungen Rede hatte sie verdrossen.

Und der Alte begann, so zu reden: „Lieber, wenn ich mein Gemüth nicht bezwingen könnte, so möchte ich Dich jetzt bitterlich hassen. Denn das Lied, das die Dirne eben sang, habe ich selbst gemacht vor vielen Jahren; ich war damals ein Jüngling von Zwanzig, — und heute bin ich ein Neunziger. Das war für eine Jungfrau, die heirathete mein Freund; und seitdem ist sie selbst alt geworden und ist gestorben und ihre Kinder sind alt geworden und sind gestorben und ihre Enkelin ist nun schon ein altes Weib: so lange ist Das nun her. Aber gegen meinen Freund zog ich damals mein Messer und verwundete ihn hirt; nachher bereute ich, that Buße und habe ihn gepflegt in seiner Krankheit. Damals war es, daß ich zuerst lenkte all meine Inbrunst auf meine inwendigen Bilder und begann, zu malen in der Weise, die Du kennst, und wurde ein froher Mann, auch ohne Weib und Kind; denn es sind ja Weib und Kind auch ein Hinderniß."

Darauf schwieg er eine Weile. Dann fuhr er fort: „Nun scheint mir aber, daß ich verblendet gewesen bin, wie ich Deine Bilder gesehen habe; denn Deine ganze Art und Kunst ist thörlicher und leichter Art und kann nicht bestehen vor einem ernsten Gemüth." Der Andere vermeinte, ihn immer noch zu beruhigen, er aber nahm seine Mütze und ging aus dem Haus, ohne Gruß und Abschied; und wie er in seiner eigenen Werkstatt angekommen war, steckte er einen Kienspahn an und beleuchtete all seine Bilder, die er gemacht, seufzte tief, nahm jedes von seinem Ort und zerspellte es mit einer Axt in der Küche auf dem Fleischklotz, da seine Haushälterin das Fleisch wiegte, denn er hatte keine Zähne mehr und konnte nichts Hartes genießen.

Nach Diesem hielt er sich Wochen zu Haus und zu seiner Arbeit, ohne sich um seinen Gesellen zu kümmern. Machte denn auch nicht auf, als Der ihn besuchen wollte, sondern entsendete ihn mit harten Worten, die endlich sich der Geselle in sein harmloses Gemüth nahm und ihn nun auch mied. Es vermochte aber der Alte in diesen Wochen nichts zu Stande zu bringen, sondern saß nur immer und strengte sich an mit Mischen der Farbe, Zurichten der Tafeln und anderem hand-

werkmäßigen Thun. Hierüber faßte er einen Gram, der fraß ihm am Herzen, daß er krank wurde und im Bett liegen mußte.

Nun hatte er wohl eine sehr starke Natur, aber das hohe Alter zwang ihn doch, also, daß er arg von Kräften kam; und am Ende genas er zwar und stand auf von seinem Bett, aber da war er gar klapperig und schwach geworden, mochte nicht viel mehr gehen, geschweige, daß er hätte ein Pferd besteigen können; sondern saß gern und viel in der Sonne und wärmte sich. Weil er in dieser Verfassung nun wieder freundlicher schien und milder denn früher, lachte auch wohl einmal mit Kindern, die da auf der Straße spielten, so dachte sein Beichtiger, daß er ihn wollte wieder versöhnen mit dem jungen Maler, damit er nicht dereinst in einer Feindschaft mit einem Menschen abfahren müsse. So ging er zu ihm und sprach mit ihm, der seufzte und klagte, daß er nichts mehr arbeiten könne. Aber auf des Pfaffen Vorhalten gab er zu, daß er an seines Lebens Grenze angelangt sei und müsse Gott nur danken für die Gnade eines solchen langen Lebens voller Kunst und Kraft. Durch dieses Gespräch ward er erweichet, daß er am Ende beistimmte und sprach, er wolle sich versöhnen und wolle auch mit dem Jungen zusammen das Abendmahl nehmen auf die neue Freundschaft.

So ward nun Alles abgemacht und trafen sich die Beiden an der Kirchenthür; und nahm der Alte mit einem freundlichen Lächeln die schwarze Mütze von seinem weißen Haar, drückte dem Jungen die Hand und sprach mit Herzlichkeit zu ihm, daß Der in ganz besondere Fröhlichkeit kam und ihm die Hand küßte, die zitterte; denn er hatte vor dem alten Mann eine sonderliche Hochachtung. Nun gingen sie zusammen durch die Thür; da faßte der Riemen, daran der Alte sein Messer am Gurt hangen hatte, in das Schloßblech, so daß der schwache Mann ins Wanken gerieth; der Junge griff ihm schnell untern Arm und stützte ihn und so schritten sie Arm in Arm in die Kirche mit einander, wie der Urahn mit seinem Enkel: so sehr schienen sie zusammengehörig. Darauf stellten sie sich zusammen hin, recht in die Mitte der Kirche, vor den Altar, daran der Priester celebrirte.

Aber auf dem Altar stand ein Bild des Alten, das er gemalt hatte vor nunmehr fünfzig Jahren. Das stellte den Schmerzensmann vor. Wie er das Bild wieder ansah — und hatte genug Zeit zu solchem Ansehen —, da zog wieder Alles in sein Herz, was er einst gefühlt hatte, und das Herz hob sich ihm. Da zog er sein Messer aus der Scheide, mit Ungeschicklichkeit, und ehe sich Einer Solches versah, stieß er zu und traf den Jungen gerade an einer sicheren Stelle, daß Der umfiel ohne einen Laut. Und so wenig Aufsehen hatte diese Schnelligkeit und Ruhe gemacht, daß der Priester noch fortfuhr im Amt, als schon das Blut aus dem Toten sich auf den Fliesen verbreitete.

Weimar. Paul Ernst.

Samskola.

Ich werde erzählen, was sich neulich in Gothenburg begeben hat. Es ist merkwürdig genug. Es geschah in dieser Stadt, daß mehrere Kinder zu ihren Eltern kamen und erklärten, sie wollten auch nachmittags in der Schule bleiben, auch wenn kein Unterricht ist, immer. Immer? Ja, so viel wie möglich. In welcher Schule?

Ich werde von dieser Schule erzählen. Es ist eine ungewöhnliche, eine völlig unimperativische Schule; eine Schule, die nachgiebt, eine Schule, die sich nicht für fertig hält, sondern für etwas Werdendes, daran die Kinder selbst, umformend und bestimmend, arbeiten sollen. Die Kinder, in enger und freundlicher Beziehung mit einigen aufmerksamen, lernenden, vorsichtigen Erwachsenen, Menschen, Lehrern, wenn man will. Die Kinder sind in dieser Schule die Hauptsache. Man begreift, daß damit verschiedene Einrichtungen fortfallen, die an anderen Schulen üblich sind. Zum Beispiel: jene hochnothpeinlichen Untersuchungen und Verhöre, die man Prüfungen genannt hat, und die damit zusammenhängenden Zeugnisse. Sie waren ganz und gar eine Erfindung der Großen. Und man fühlt gleich, wenn man die Schule betritt, den Unterschied. Man ist in einer Schule, in der es nicht nach Staub, Tinte und Angst riecht, sondern nach Sonne, blondem Holz und Kindheit.

Man wird sagen, daß eine solche Schule sich nicht halten kann. Nein, natürlich. Aber die Kinder halten sie Sie besteht nun im vierten Jahre und man zählt in diesem Semester zweihundertfünfzehn Schüler, Mädchen und Knaben aus allen Altern. Denn es ist eine richtige Schule, die beim Anfang anfängt und bis ans Ende reicht. Freilich: dieses Ende liegt noch nicht ganz in ihrer Hand. An diesem Ausgang der Achtzehnjährigen steht, gespenstisch wie ein Revenant, die Reifeprüfung. Und sie treten, aus der Zukunft, in der sie schon waren, in eine andere Zeit zurück. In die Zeit ihrer Zeitgenossen. Aber sie sind doch, sozusagen, im Kommenden erzogen; werden sie Das ganz verleugnen? Wird man es später an ihrem Leben merken?

Für Alle, die jetzt und in den nächsten Jahren die Schule verlassen, trifft Das noch nicht ganz zu; denn sie sind (da die Schule erst ihr viertes Jahr beginnt) nicht von Anfang an ihre Schüler gewesen. Sie sind eines Tages übergetreten, mit Schulerfahrungen und -Konventionen behaftet und ganz voll von den Bazillen alter, verschleppter Schulseuchen. Wäre der junge Körper dieser neuen Schule nicht so durch und durch gesund, so hätten sie leicht eine Gefahr für ihn werden können So aber gehen sie, ohne Schaden zu stiften, durch seinen Organismus durch; ihre schlechten Gebräuche und Schülerheimlichkeiten, die sie fortsetzen, bekommen, inmitten des weiten, offenen Vertrauens, inmitten dieser lebensgroßen Menschlichkeit, die weit über die

Wände einer Schulstunde hinausreicht, einen Anschein von trauriger, harmloser Lächerlichkeit; sie werden so überflüssig wie die umwickelten Geberden eines Freigelassenen, der fortfährt, in der Zeichen- und Klopfsprache des Gefängnisses sich auszudrücken. Aber wenn diese einmal scheu Gemachten auch nicht fähig sind, sich in der Sonne der neuen Schule ganz arglos auszubreiten, so merkt man doch, wie sie sich erholen, wie sie sich aufrichten und, bei aller Frühreife ihrer trüben Erfahrung, reine, kindhaft lichte Triebe ansetzen und da und dort zum Blühen kommen. Aber man muß vorsichtig mit ihnen sein; denn die Freiheit ist eine Gefahr für sie.

Das Wort Freiheit ist genannt. Es scheint mir, als ob wir, die Erwachsenen, in einer Welt lebten, in der keine Freiheit ist. Freiheit ist bewegtes, steigendes, mit der Menschenseele sich wandelndes, wachsendes Gesetz. Unsere Gesetze sind nicht mehr die unserigen. Sie sind zurückgeblieben, während das Leben lief. Man hat sie zurückgehalten, aus Geiz, aus Habgier, aus Eigennutz; aber vor Allem: aus Angst. Man wollte sie nicht mit auf den Wellen haben in Sturm und Schiffbruch; sie sollten in Sicherheit sein. Und da man sie so, gerettet aus aller Gefahr, auf dem Strande zurückließ, sind sie erstarrt. Und Das ist unsere Noth: daß wir Gesetze haben aus Stein. Gesetze, die nicht immer mit uns waren, fremde, unverwandte Gesetze. Keine von den tausend neuen Bewegungen unseres Blutes pflanzt sich in ihnen fort; unser Leben besteht nicht für sie; und die Wärme aller Herzen reicht nicht aus, einen Schimmer von Grün auf ihren kalten Oberflächen hervorzurufen. Wir schreien nach dem neuen Gesetz. Nach einem Gesetz, das Tag und Nacht bei uns bleibt und das wir erkannt und befruchtet haben wie ein Weib. Aber es kommt Keiner, der solches Gesetz uns geben kann; es ist über die Kraft.

Aber denkt Niemand daran, daß das neue Gesetz, das wir nicht zu schaffen vermögen, täglich anfangen kann mit Denen, die wieder ein Anfang sind? Sind sie nicht wieder das Ganze, Schöpfung und Welt, wachsen nicht in ihnen alle Kräfte heran, wenn wir nur Raum geben? Wenn wir nicht aufdringlich, mit dem Recht des Stärkeren, den Kindern all das Fertige in den Weg stellen, das für unser Leben gilt, wenn sie nichts vorfinden, wenn sie Alles machen müssen: werden sie nicht Alles machen? Wenn wir uns hüten, den alten Riß zwischen Pflicht und Freude (Schule und Leben), Gesetz und Freiheit in sie hinein zu vergrößern: ist es nicht möglich, daß die Welt heil in ihnen heranwächst? Nicht in einer Generation freilich, nicht in der nächsten und übernächsten, aber langsam, von Kindheit zu Kindheit heilend?

Ich weiß nicht, ob man zu dem Ursprung der Schule auch durch diese Gedanken gegangen ist; es ist eine Welt von Gedanken gedacht worden. Aber nun ist sie da. Ihre einfache Heiterkeit spielt vor einem Hintergrunde dunkelsten Ernstes. Sie ist nicht in ein Programm eingeschlossen, sie ist nach allen

Seiten offen. Und es ist gar nicht vom „Erziehen" die Rede. Es handelt sich gar nicht darum. Denn wer kann erziehen? Wo ist Der unter uns, der erziehen dürfte?

Was diese Schule versucht, ist Dieses: nichts zu stören. Aber indem sie Dies auf ihre thätige und hingebende Weise versucht, indem sie Hemmungen entfernt, Fragen anregt, horcht, beobachtet, lernt und vorsichtig liebt, — thut sie Alles, was Erwachsene an Denen thun können, die nach ihnen kommen sollen.

Das fünftheilige hölzerne Gebäude eines früheren Hospitals. An Kranke denkt man nicht mehr; nur Etwas wie die Freude von vielen Genesenden ist darin geblieben.

Die Zimmer sind wie die Zimmer in einem Landhaus. Mittelgroß, mit klaren, einfarbigen Wänden und geräumigen Fenstern, in denen viele Blumen stehen. Die niedrigen, gelben, harzhellen Tische lassen sich, wenn es nöthig ist, in der Art von Schulbänken anreihen; meist aber sind sie in der Mitte zu einem einzigen großen Tisch zusammengeschoben, wie in einer Wohnstube. Und die kleinen, behaglichen Sessel stehen rund herum. Natürlich ist Alles da, was in ein richtiges Schulzimmer gehört: ein (übrigens nicht erhöhter) Lehrertisch, eine Tafel und alles Andere. Aber diese Dinge repräsentiren nicht; sie ordnen sich ein. An der Wand, dem Fenster gegenüber, ist eine Karte von Schweden, blau, grün und roth: ein frohes, buntes Kinderland. Sonst sind Abbildungen von guten Gemälden da, in glatten, einfachen Holzrahmen. Des Velazquez kleiner reitender Infant. Daneben aber, ganz eben so anerkannt, hängt das rothe Haus, das der kleine Bengt oder Nils oder Ebbe gemalt hat, mit dem ernstesten Gesicht. Die lichten Gänge führen zu den Sälen hin, die für viele Beschäftigungen eingerichtet sind. Da ist ein weiter, luftiger Raum für die Handarbeiten der Kleinsten; in einem anderen werden Bürsten hergestellt und Bücher gebunden; eine Werkstatt ist da für Tischlerarbeiten und Mechanik, eine Druckerei und ein stilles, heiteres Musikzimmer.

Man hat das Gefühl: hier kann man Etwas werden. Diese Schule ist nicht etwas Vorläufiges; da ist schon die Wirklichkeit. Da fängt das Leben schon an. Das Leben hat sich klein gemacht für die Kleinen. Aber es ist da, mit allen seinen Möglichkeiten und mit vielen Gefahren. Da hängen in den Werkstätten, wo die Zwölfjährigen arbeiten, all die scharfen Messer und Ahlen und Stahle, die man sonst ängstlich vor den Kindern verbirgt. Hier legt man sie ihnen vorsichtig und ernst und richtig in die Hand und sie denken gar nicht daran, damit zu „spielen". Sie beschäftigen sich so intensiv; und fast alle ihre Arbeiten sind gut und genau und brauchbar; des Handwerks tiefer Ernst kommt über sie.

Im Saal für Mechanik wurde ein Knabe gerufen, der einen Motor erfunden und im Modell ausgeführt hatte. Er sollte ihn erklären. Er war

schon mit einer anderen Arbeit beschäftigt, von der er bereitwillig, aber doch ungern gestört, herüberkam. Sein Gesicht war noch ganz von der verlassenen Arbeit erfüllt. Aber dann nahm er sich zusammen und gab sachlich kurz die gewünschten Aufklärungen. Der Ton seiner Worte, die geschickten Geberden, womit er sie begleitete, selbst die offene, sichere Art seiner Freundlichkeit zeigte den Arbeiter, der in seiner Arbeit lebt. Und wie bei diesem Knaben, so war bei allen Kindern Offenheit und Sicherheit zu finden; sie waren alle beschäftigt und froh und dadurch allen Thätigen nah; mochten es nun Erwachsene oder Kinder sein: in der ernsthaften und freudigen Beschäftigung war eine Gemeinsamkeit gegeben, auf der sich verkehren ließ; aller Grund zur Verlegenheit war fortgefallen.

Die Freudigkeit, die Neigung, womit in dieser Schule Alles geschieht, prägt alle Dinge. Wie schön sind die von den Kindern gedruckten und gebundenen Bücher, wie rührend ausdrucksvoll sind ihre kleinen Modellirversuche; und ihre Blumenzeichnungen nach der Natur sind so richtig und liebevoll und gewissenhaft, daß sie, wo gewisse Voraussetzungen da sind, jeden Augenblick Kunst werden können. Es thut so gut, zu fühlen, daß in diesen Kindern nichts verkümmern kann. Jede, auch die leiseste Anlage muß nach und nach zum Blühen kommen. Keins von diesen Kindern muß sich dauernd zurückgesetzt glauben. Der Möglichkeiten sind so viele. Für ein jedes muß der Tag kommen, da es sein Können entdeckt, irgend eine Fähigkeit, eine Geschicklichkeit, eine Lust zu irgend Etwas, die ihm in dieser kleinen Welt seinen Platz, seine Berechtigung giebt. Und was das Wichtigste ist: diese kleine Welt ist im Grunde nichts Anderes als die große Welt auch; was man in ihr ist, kann man überall sein; diese Schule ist nicht ein Gegensatz des Heims. Sie ist das Selbe. Sie ist nur zu jedem „Zuhause" hinzugekommen, sie ist an alle Häuser angebaut und will mit ihnen in Verbindung sein. Sie ist nicht das Andere. Die Eltern gehen in ihr eben so ein und aus wie ihre Kinder. Es steht ihnen frei, dann und wann einer Unterrichtsstunde beizuwohnen; sie kennen die Räume des Schulhauses und finden sich darin zurecht. Und auch im Verhältniß zum Leben will diese Schule nicht das Andere sein. Deshalb kann sie keine Lehrer brauchen, die diesen Beruf ergreifen; Die an ihr lehren, müssen von ihrem Beruf ergriffen sein. Es genügt nicht, daß sie einen Gegenstand beherrschen; dieser Gegenstand muß gewissermaßen unter freiem Himmel stehen; er darf nicht isolirt, nicht abgeschnitten, nicht aus allen Zusammenhängen gehoben sein. Er muß sich verwandeln, und wenn sich Etwas rührt in der Welt, muß er zittern und tönen; man muß es an ihm merken können. Immer soll, unter dem Vorwande der verschiedenen Fächer, vom Leben die Rede sein. Wie schön war es, als einmal ein Bergmann kam, ein gewöhnlicher Bergmann, der schlicht und schwer von seinen schwarzen Tagen erzählte; und wie für ihn, so steht

der Lehrersessel für Jeden da, der Etwas erfahren hat: für den Reisenden, der von fremden Gegenden erzählt, für den Mann, der Maschinen baut, und vor Allem für den Schlichtesten unter den Wissenden, den Handwerker mit den klugen, vorsichtigen Händen. Denk, wenn einmal ein Zimmermann käme! Oder ein Uhrmacher oder gar ein Orgelbauer! Und sie können jeden Augenblick kommen. Denn ganz leise nur, ohne Last, liegt das Netz des Stundenplanes über den Tagen. Es wird oft verschoben. Die Wochen gehen Einem nicht mit der monotonen Eile eines Rosenkranzes durch die Finger. Jeder Tag fängt an als etwas Neues und bringt unerwartete und erwartete und völlig überraschende Dinge. Und für Alles ist Zeit. Die Frühstückspause ist so lang, daß man den Tisch abräumen und ihn mit hellem Wachstuch decken kann. Blumen werden in der Mitte daraufgestellt, Butterbrotteller und Gläser und Becher mit Milch; und dann sitzt es rund herum und ißt und träumt, lacht und erzählt und sieht wie eine Geburtstagsgesellschaft aus.

Es ist Zeit und Raum in dieser Schule. Um jedes dieser kleinen blonden Geschöpfe ist Raum. Wie ein Haus mit Garten ist jedes. Es ist nicht eingerammt zwischen seine Nachbarn. Es hat Etwas um sich herum, etwas Lichtes, Freies, Blühendes. Es soll auch nicht gerade so wie seine Nachbarn aussehen; im Gegentheil: es soll so von Herzen verschieden sein, so aufrichtig anders, so wahr wie nur irgend möglich.

Es war konsequent und muthig, diesen Kindern keinen Religionunterricht im herkömmlichen Sinn aufzuerlegen. Eine autoritative Beeinflussung an dieser empfindlichsten Stelle inneren Eigenlebens hätte alles Gerechte und Menschliche, das hier versucht worden ist, wieder aufgewogen. Man hat sich entschlossen, die biblischen Stoffe nach den reinsten, absichtlosesten Quellen als Historie vorzutragen, uud man will nach und nach dazu kommen, Religion nicht ein- oder zweimal in der Woche zu geben, nicht heute von Neun bis Zehn, sondern immer, täglich, mit jedem Gegenstande, in jeder Stunde. Die Menschen, die diese Schule am Meisten lieben, haben nach Tagen und nach Nächten, im ganzen Bewußtsein ihrer Verantwortung, diesen Beschluß gefaßt. Nun muß man Vertrauen zu ihnen haben. Kinder und Eltern. Denn diese Bedeutung scheint mir leise in dem Namen Samskola mitzuklingen: Gemeinschule, Schule für Knaben und Mädchen, aber auch: Schule für Kinder und Eltern und Lehrer. Da ist Keiner über dem Anderen; Alle sind gleich und Alle Anfänger. Und was gemeinsam gelernt werden soll, ist: die Zukunft.

Nur mit Einem reicht die Vergangenheit herein. Mit dem Aberglauben von den großen Kathedralen. Menschenleben sind unter den Grundsteinen verschwunden und der Mörtel ist auch bei diesem Bauwerk mit Herzblut gemischt.

Jouered in Schweden. Rainer Maria Rilke.

Selbstanzeigen.

Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen. Viertes bis achtes Tausend. Volksausgabe. Berlin, Georg Bondi. 2 Mark 50.

Man kann auf zwei Wegen zu Volksausgaben kommen. Man preßt einen größeren Stoff in ein Einmark-Bändchen; oder man bringt ein dickes Buch ohne Aenderung seines Inhalts zu einem winzigen Volkspreis heraus. Der erste Weg ist geschäftlich leichter zu gehen. Ich schätze ihn, weil er den Autor zur Kunst des knappen Ausdrucks erzieht; aber es ist so außerordentlich schwer, zugleich knapp und volksthümlich über eine Sache, zumal über Naturwissenschaft, zu schreiben, daß die Absicht leicht zu schlechten Surrogaten führt; so Mancher meint, Das „nebenbei" zu können, während es vom Boden populärer Schreibweise gerade das schwerere Problem ist. Der zweite Weg ist für den Leser der günstigere. Der Käufer erhält mehr und es giebt, selbst bei aller Mühe der Darstellung, eine Menge wissenschaftlicher Probleme, die nur auf breitem Raum dem Laien Etwas werden. Breite läßt geistigen Spielraum, sie rettet vor dem Dogma, sie giebt zu dem abstrakten Knochen ästhetisches Blut, giebt Farben der Dinge. Aber der zweite Weg ist wieder materiell äußerst schwierig. Einen Band, der, wohl kalkulirt, sechs Mark kosten könnte, für zwei Mark fünfzig zu verkaufen, ist, rein geschäftlich, eine idealistische Thorheit, sofern es sich nicht um ein Schullesebuch oder, was auf dos Selbe für große Kinder hinausläuft, eine Parteischrift handelt. Der oft wiederholte Satz, daß Bücher um so mehr gekauft werden, je billiger sie werden, ist in der Form thatsächlich nicht richtig. Er würde zutreffen, wenn alle Buchpreise plötzlich heruntergingen; das Einzelbuch als Ausnahme ändert nichts an der statistischen Käuferziffer. Wohl aber wird das einzelne billige Buch vielfach von anderen Leuten gekauft als das theure. Es dringt in andere Schichten ein. Und hier ist die Seite, die die Thorheit wirklich zu einer idealistischen macht; man sollte sie nach Kräften begehen, wo es sich ungefähr einmal thun läßt; wenn jeder Autor neben den Werken, die ihn tragen und bei unabhängiger Arbeit erhalten, nur ab und zu einmal auch mit einem Buch Fünf gerade sein ließe und nach jener Richtung Etwas beisteuerte, so würde in kleinen Scherflein doch schon ein gut Theil Arbeit mehr zur Volkshilfe gethan. Der Inhalt meines ganzen Buches steht eigentlich auf einem einzigen Satz: daß es möglich sei, von irgend einem beliebigen kleinen Naturobjekt auf große Geistesfragen unserer Zeit zu kommen. Der Laie bangt manchmal, es werde der wachsende Triumph der Naturforschung all unsere Geisteswissenschaften in Knochen- und Steinwissenschaften verwandeln; der wirkliche Weg ist, daß Knochen und Stein zu Geist werden und die Naturforschung zu unserer ersten Geisteswissenschaft wird. So dienen mir als Hilfsmittel der Reihe nach: ein Blick in die seltsame Spaltung im Reifen der Milchstraße; die Beobachtung auf einer längeren Eisenbahnfahrt, daß vor dem Coupéfenster gewisse Pflanzenformen in Masse auftauchen und dann wieder verschwinden; ein Stückchen vertrockneter Haut aus einer patagonischen Höhle, dem Riesenfaulthier angehörig; der Abdruck eines befiederten Geschöpfes auf einer Schieferplatte des berliner Museums für Naturkunde; der auftauchende scheusälige Dickkopf des Wildpferdes im berliner Zoologischen Garten; ein Pröbchen Tiefseeschlamm mit Radiolarien-Schalen unter dem Mikroskop; ein Stück Kreide, mit dem Kinder am

Strande auf Rügen spielen; Bakterienkeime in einer künstlichen Kälte von zweihundert Grad, wie sie tiefer nicht im Weltraum sein kann; ein Haufe Küchenabfälle der Steinzeit; das Sandloch eines Ameisenlöwen, der schon ein „Werkzeug" bei seinen Jagden benutzt; ein amerikanisches Büchlein von der „Affensprache"; ein Ei, gelegt von einem Säugethier im australischen Busch; ein Haufe Spatzen auf den Schienen der berliner Straßenbahn; eine alte Schrift, in der Kepler vom Monde und von dessen Bewohnern träumt; ein Krebs in einem Tümpel bei Finkenkrug; eine Osterstimmung am Müggelsee. Das Alles ist nun nicht „popularisirt" in dem Sinn, daß Dinge, die in abstrakterer Form in jedem Lehrbuch stehen, nur etwas verdeutscht wären. Wer Das sucht, findet, je nachdem, zu viel oder zu wenig bei mir. Ich möchte auf eine bestimmte Methode des Sehens leiten. Ich gebe schlichte Experimente: ob es möglich sei, naturwissenschaftliche Gedankengänge mit gewissen spezifisch ästhetischen Mitteln herauszuarbeiten. Dem liegt eine ganz bestimmte Weltanschauung zu Grunde, die, mag man sie billigen oder nicht, jedenfalls nicht selbst nur ein Populariſiren zweiter Hand, sondern individuell erworben ist.

Friedrichshagen. Wilhelm Bölsche.

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

Den mir zur Verfügung gestellten Raum möchte ich benutzen, um mich gegen einen Vorwurf zu vertheidigen, der mir in einigen liberalen Zeitungen und Zeitschriften gemacht worden ist. Bei aller Anerkennung, die man mir zollte, klang immer durch, mir fehle die „Voraussetzungslosigkeit," weil ich den Glauben an den Sohn Gottes und an seine Kirche schon im ersten Theil bekannt habe. Noch viel stärker tritt dieser Glaube im zweiten Theile hervor. Vielleicht hätten meine Kritiker mehr Bedenken getragen, ihren Vorwurf gegen mich zu erheben, wenn sie wüßten, daß ich einst, in den Tagen des Sturmes und Dranges, ganz „voraussetzunglos" an die evangelische Geschichte herantrat. Ich kann nur versichern — und jeder aufmerksame Leser meiner Schriften wird es bestätigen —, daß ich mich redlich bemühte, mich in die Auffassung der Ungläubigen hineinzudenken. Ich habe mich eifrig durch Renan und Strauß, durch Baur, Ritschl und Harnack durchgearbeitet und glaube, wenigstens ihren Standpunkt zu verstehen. Verdient nun, wer sich solcher Arbeit unterzieht, wirklich den Vorwurf der Befangenheit, wenn er zu positiven Resultaten gelangt? Neben der religiösen Seite der Kultur habe ich namentlich die wirthschaftliche berücksichtigt; und ich glaube, hier manches Neue gefunden zu haben. Noch umfangreicher als im ersten sind die wirthschaftlichen Kapitel im zweiten Theil, in dessen Hauptpartien mich besonders die Frage beschäftigt, wie das Christenthum das Heidenthum umbildete und wie es selbst durch das Heidenthum beeinflußt wurde. Die Religion wirkte nicht nur auf die Kultur, sondern die Kultur beeinflußte auch die Religion; und gerade darüber glaube ich mit ziemlicher Unbefangenheit geurtheilt zu haben. Wenn ich die christliche Religion auch nicht zu einem bloßen Exponenten der Kultur oder gar zu einem bloßen Spiegelbilde der wirthschaftlichen Verhältnisse herabsetzte, so habe ich doch auch nicht den Einfluß der Kultur unterschätzt. Gläubige pflegen die Rückwirkung des Heidenthumes leicht zu gering anzuschlagen. Sie übersehen leicht, daß die Bekehrung eines Volkes

sich nicht mit einem Schlage vollzieht. Freilich konnte ich den Versuch, alles Christliche aus andersartigen Elementen zu erklären, nicht mitmachen. Das Christenthum steht mir zu hoch, als daß ich in ihm nur ein hellenisirtes Judenthum erblicken könnte. Gewiß wäre es moderner gewesen und ich hätte lauteren Beifall gefunden, wenn ich diese beliebten Pfade gewandert wäre; aber ich zog es vor, behutsam zu sein, und hoffe, statt des Beifalls der Massen, die Anerkennung der Besonnenen zu finden.

Maihingen. Dr. Georg Grupp.

Frédéric Chopin. Verlag Harmonie, Berlin.

Seit dem Erscheinen von Frederick Niecks umfangreicher Chopin-Biographie ist in Deutschland eine zusammenfassende Arbeit von einiger Bedeutung über diesen Meister nicht veröffentlicht worden. Niecks Werk wurde in seiner Wirksamkeit dadurch abgeschwächt, daß die deutsche Uebersetzung viel zu wünschen übrig ließ. Es ist außerdem im biographischen Theil durch bedeutende Arbeiten polnischer Chopin-Forscher (Hoesick, Karlowicz) nicht unbeträchtlich überholt worden. In der Behandlung der Kompositionen Chopins lag ohnehin nicht seine Stärke. Ich habe mich bemüht, nicht nur über den äußeren Lebensgang des Meisters bei aller Knappheit der Behandlung möglichst zuverlässige Mittheilungen zu machen, sondern auch die Werke vom Standpunkt der heute modernen Kunstanschauung aus eingehender zu würdigen, als die früheren Biographen es gethan hatten.

Dr. Hugo Leichtentritt.

Geschichte der Nationalökonomie. Eine erste Einführung. Jena, Gustav Fischer, 1905. Preis 2,50 Mk.

Würde Jemand in guter Gesellschaft als Dichter des „Faust" Schiller oder als Dichter des „Hamlet" Goethe nennen, so würde man sich mitleidig lächelnd von solcher Unbildung abwenden. Aehnlich liegt es auf jedem Gebiete der Kunst. Ganz anders aber ist es heute noch mit der Volkswirthschaft. Hier sind die schiefsten Behauptungen, die gröblichsten Verwechselungen alltäglich. Und selbst Menschen, die eine Verantwortung in Staat oder Gemeinde zu tragen haben, geben oft Urtheile ab, die jeden Wissenden erschrecken. Sogar in unserer „großen" Presse findet man Verwechselungen von Staatssozialismus, Kommunismus, Anarchismus, Bodenreform nur allzu häufig. Ein solcher Zustand der Unkenntniß aber ist nicht nur für das Durchschnittsmaß deutscher Bildung beschämend, sondern bedeutet auch in unserer von sozialen Problemen erfüllten Zeit eine ernste Gefahr. Nur aus solcher Unkenntniß ist die Herrschaft zu erklären, die manches flache Schlagwort auf dem Markt unseres öffentlichen Lebens auszuüben vermag. Ein richtiges Werthurtheil, das Wesentliches von Unwesentlichem zu trennen vermag, ist auch auf nationalökonomischen Gebiet nur Dem möglich, der die historische Entwickelung der wirthschaftlichen Theorien und Bewegungen kennt. Die Bücher, die bisher diese Kenntniß vermittelten, waren meist zu umfangreich oder boten mehr Reflexionen der Verfasser als thatsächliches Material. Mein Buch will nun eine „erste Einführung" sein. Es setzt also nichts voraus. Es wendet sich in erster Reihe nicht an die Fachgelehrten, sondern an Männer und Frauen aller Berufe, an Jeden, der es als eine sittliche Pflicht erkannt hat, sich in den sozialen Strömungen unserer Tage ein selbständiges Urtheil zu bilden. Adolf Damaschke.

1904.

Das erste Semester des abgelaufenen Jahres war schlecht, das zweite relativ wenigstens gut: so liest man jetzt manchmal. Ganz richtig ists aber nicht. Der Januar verlief recht günstig; da es der Industrie besser zu gehen anfing, stellten sich sogar Vorzeichen einer Hausse ein. Dann kam freilich der Ausbruch des asiatischen Krieges. Unsere Regirung hatte, wie der Zar, geglaubt, die Japaner würden nicht losschlagen, und leider hatten Industrie und Handel den friedlichen Klängen der Offiziösen allzu vertrauensvoll gelauscht. Die Engländer waren auf den Krieg vorbereitet, wir nicht; diese Lehre sollte nicht vergessen werden. Daß die londoner City in politischen Dingen besser Bescheid weiß als die Leiter der deutschen Reichsgeschäfte, ist eine Erfahrung, die zu denken giebt. Im vorigen Heft habe ich dargestellt, wie unsere Großbanken damals handelten; sie begnügten sich nicht mit der Rolle abwartender Zuschauer, sondern „stiegen ein“ und kauften mit Feuereifer. Wahrscheinlich folgten auch viele Mittelbanken diesem Beispiel. Eine ganze Anzahl solcher Banken — die Aachener-Diskontogesellschaft, die Bergisch-Märkische Bank in Elberfeld, der Schlesische Bankverein und manche andere — giebt ja jetzt ihr Geld dem berliner Centralinstitut und verdient da ihre Zinsen. Ob man auch die berliner Nationalbank für Deutschland zu den Mittelbanken zählen soll, ist zweifelhaft. Für moderne Begriffe ist ihr Kapital nicht sehr groß; aber sie ist mit einzelnen Gliedern der Hochfinanz noch verwachsen, hat auch aus der Zeit der Landaus noch Fühlung mit dem Elektrizitätgeschäft und versteht sich auf die Kunst, alte Beziehungen von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen. Möglich, daß sie die großen Haussespekulationen mitgemacht hat; ihren bewährten Grundsätzen brauchte sie dabei ja nicht untreu zu werden. Ueber die Art ihrer Kundschaft, ihrer Haltung im Börsenverkehr und über den Einfluß, den einzelne Bankiers hier üben könnten, gehen die Meinungen auseinander. Oft aber hört man noch aussprechen, es sei ein ganz guter Einfall gewesen, den früheren Oberbürgermeister von Posen neben Herrn Stern zum Direktor zu machen. Welche Aussichten der neue Versuch öffnet, durch die Gründung der „Orientbank“ einen lohnenden Theil der Balkangeschäfte an sich zu ziehen, läßt sich, bevor die Gewinnmöglichkeiten genau geprüft sind, noch nicht beurtheilen; die Börse, die nach dem ersten Geflüster mehr erwartet hatte, ließ, als der Plan enthüllt war, den am Tage vorher um 2 Prozent gesteigerten Kurs der Nationalbank wieder um 1 Prozent sinken.

Die Berliner Bank ist nun endlich zur Ruhe gekommen. Als die Generalversammlung den Kaufantrag der Deutschen Bank abgelehnt hatte — es wurde als der erste Mißerfolg des Direktors Mankiewitz betrachtet — und der fern von Berlin weilende Herr Gwinner von weiteren Bemühungen abrieth, sagten Kundige sofort voraus, in einer zweiten Generalversammlung würden die Aktionäre mürber, also zu Fusionen geneigter sein. Die Berliner Bank hatte alle zu größeren Unternehmungen nöthigen Einrichtungen, auch eine ganz gute Kundschaft, aber nur noch wenig Kredit. Das war natürlich. Die Geschäfte, die Etwas einbringen, kamen nicht mehr an sie heran; und damit war das Schicksal der Bank entschieden. Deshalb mußte sie nach der Möglichkeit einer nützlichen Fusion ausschauen; wer immer nur von dem Vermittler spricht und thut, als habe die Sehnsucht dieses Herrn, die hohe Provision zu verdienen, den Plan gereift, Der kennt die Verhältnisse nicht genau. Die Hamburger Kommerz- und Diskontobank bietet zwar ein Bischen mehr als die Deutsche Bank,

deren Aktien den Aktionären der Berliner Bank am Ende aber wohl lieber gewesen wären. Auch muß die hamburgische Bank mit der Gefahr eines Kursdruckes rechnen, der bei der Ausgabe von 35 Millionen Junger Aktien kaum vermeidlich ist. Die Aktien der Berliner Bank mußte man, weil sie so gut wie unverkäuflich waren, liegen lassen; unwahrscheinlich ist aber, daß auch alle oder fast alle Besitzer des neuen Papiers dem erworbenen Schatz die Lagerruhe gönnen werden. Der Aktienumtausch (4 gegen 5) bringt der Käuferin ungefähr 20 Prozent für ihre stillen Reserven ein und befreit außerdem ihr berliner Geschäft von einer immerhin unangenehmen Konkurrenz Die Kommerzbank hat ein vorzügliches hanseatisches Geschäft und ihre Unternehmungluſt läßt nichts zu wünschen übrig. Den Ansprüchen aber, die an ein erstes modernes Finanzinstitut zu stellen sind, hat die Leitung bisher nicht genügt. Von Hamburg aus lassen berliner Transaktionen sich kaum eiten; und doch hat mans immer wieder versucht.

Die Mitteldeutsche Kreditbank (in Berlin, Frankfurt, Meiningen) hat beträchtliche Fortschritte gemacht, seit Herr Mommsen ins Direktorium eingetreten ist. Sie hat ein großes und solides Kontokorrentgeschäft und kann gerade deshalb selten mehr als 6 Prozent vertheilen. Ihr Ansehen ist aber gewachsen und die Zeit vorbei, wo der Börsenwitz spöttisch von ihr sagte, sie sei die größte aller Banken, weil, wenn man ihr die Mittel und den Kredit nehme, noch immer (in der Firma) die Deutsche Bank übrig bleibe. Andere Mittelbanken suchen sich mehr in der engeren Heimath auszubreiten. So thut die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig, deren Geschäft seit Jahrzehnten ohne Unterbrechung zunimmt. Als die böhmischen Bahnen für die deutschen Prioritätenbesitzer zu reorganisiren waren, erwarb dieses Institut, das erfolgreich zum billigen Ankauf der Aktien rieth, sich Verdienste, die man auch heute noch nicht unterschätzen soll. Am Rhein sind alle größeren Banken mit der Deutschen, der Diskontogesellschaft oder mit Schaaffhausen eng verbunden. Viele der dort geschaffenen Kreditgesellschaften mit beschränkter Haftung sind aufgekauft worden. Das war nicht schwer, weil die Interessenten dabei nicht nur von ihrer Haftpflicht befreit wurden, sondern auch für ihre Antheile die Aktien ernsthafterer Banken eintauschten. Vom Süden ist nicht sehr viel zu berichten. Bayern ist ziemlich selbständig geblieben, obgleich die dortigen Banken ihre Börsenaufträge ja längst nach Berlin vergeben. Frankfurt war, wie es bei Monopolbesitzern so leicht geschieht, etwas übermüthig geworden, mußte aber seiner alten Kundschaft weiter entgegenkommen, als die Macht der berliner Konkurrenz erstarkte. Die in Württemberg dominirende Vereinsbank ist seit vielen Jahren mit der Deutschen Bank in freundschaftlichem Verkehr und sogar an deren türkischen Geschäften betheiligt. Die Pfälzische Bank hat es zu weitreichenden Verzweigungen und guten Industriebeziehungen gebracht; aber ihre Dividende muß noch besser werden. Ihre Wohrigkeit wurde freilich als übertrieben erst getadelt, als der ganze deutsche Markt er den Folgen des Rückschlages zu leiden anfing. Baden hat den Vorzug, in nnheim den für den effektiven Getreidehandel wichtigsten Platz zu besitzen. Dort die Rheinische Kreditbank der Deutschen Bank ihre Oberrheinische abgenommen; inde kein passenderes Wort. In der letzten Generalversammlung der Rheini- wurde die Oberrheinische Bank „ein äußerst begehrenswerthes Objekt“ gent; natürlich: der Austausch der Aktien (2 gegen 3) vermehrt auch hier wieder Reserven. Der von der Oberrheinischen Bank, wie von der Elsässischen Bank-

gesellschaft, oft übernommene Ausgleich von Inkasso auf Nebenplätze bringt wenig ein und fordert einen großen Apparat. Die Rheinische Kreditbank ist jetzt definitiv von der Diskontogesellschaft weggezogen worden. Noch eine andere Thatsache verräth, daß zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft die Freundschaft noch immer, trotz dem Hiberniatrust, nicht allzu herzlich sein kann. In den Aufsichtrath der Deutschen Vereinsbank, die ihren Sitz in Frankfurt hat und mit der Württembergischen Vereinsbank und der Rheinischen Kreditbank eng liirt ist, sind nämlich Herren aus den Firmen Stern und Speyer eingetreten. Und diese Häuser gehören schon lange zu den Intimen der Deutschen Bank.

Die Steigerung fremder Renten begann im Jahr 1904 recht spät; Paris, dem das russische Geld zur Abundanz verhalf, that sich auch hier hervor. Von Zeit zu Zeit wurde irgend ein Staatspapier in die Höhe getrieben; schließlich beschäftigte man sich auch mit den Argentinern und fand, sie seien hinter den Türken zurückgeblieben. Als die Währungprojekte auftauchten, ließ man sich mit Recht für dreiprozentige Silbermexikaner günstig stimmen. Bald danach aber fand man, trotz hohem Goldagio, auch Spanier billig. In Berlin gab es eine Weile, trotz verhältnißmäßig beschränktem Material, große Umsätze in Exterieurs. Das verdient Beachtung, weil vielleicht einzelne Banken daran interessirt waren. Die vierprozentigen (englischen) Argentiner — die Deutsche Bank scheute damals entweder die Kotirungskosten oder wollte nicht mehr Material aufnehmen — werden offiziell bei uns gar nicht gehandelt und brachten es in Berlin dennoch zu großen Umsatzbeträgen. Wenn nicht aller Schein trügt, sind Argentiner ein Anlagepapier zweiter Klasse, wie es einst, freilich zu niedrigerem Kurs, Italiener waren. Daß die vierprozentigen Goldmexikaner um fast 10 Prozent höher stehen, ist nur die Folge des Vertrauens, das Mexiko sich durch seine ehrliche Anleihepolitik erworben hat; an Wirthschaftkraft kann es sich der Laplatarepublik nicht vergleichen. An Silbermexikanern hat Süddeutschland, das daraus eine Spezialität gemacht hat, Unsummen verdient; so wird ausdauernde Geduld manchmal belohnt. Die Anlageneigungen des Publikums sind im Uebrigen ja unberechenbar. Vielleicht erleben wir, daß die 4½prozentigen Russen, die Mendelssohn, wie man sagt, statt der mit 5 Prozent verzinsten Schatzbonds, für unseren Markt plant, eifrig gekauft werden. Notabene: wenn sie bis Ende Februar herauskommen, wo unser Coupontermin noch nachwirkt. Der Deutsche ist in Geldsachen nicht empfindlich. Daß die reicheren Franzosen beim Prozentsatz bevorzugt werden, wird ihn kaum abhalten, Russen zu 4½ Prozent nah an Pari aufzunehmen; die vierprozentigen wurden vor dem Ausbruch des Krieges ja zu 102 notirt. Seitdem wird Mancher zwar die russischen Zustände mit anderen Augen gesehen haben. Die Kapitalisten aber sagen sich einfach, daß der Krieg einmal enden muß und daß sie dann ein „Anlagepapier" zu 4½ Prozent haben; noch dazu ein russisches. Die Gewohnheit ist beinahe allmächtig. Nur Wenigen leuchtet die Thatsache ein, daß Argentiner in sich besser sind als Russenwerthe.

Die Jahreserlebnisse unserer Industrie sind nicht mit ein paar Worten zu erzählen. Manche Zweige der Fabrikation sehen schlecht aus (zum Beispiel: Lederwaaren), weil in Amerika die selbe Produktion mächtig aufgeschossen ist. Die Textilindustrie stand lange im Bann einer Baumwollspekulation so riesigen Umfanges, wie er nur der ausschweifenden Phantasie amerikanischer Milliardäre erreichbar ist. Da war äußerste Vorsicht geboten. Nur langsam konnte und durfte man die Lager

versorgen. Ein anderes Bild zeigte der Kupfermarkt. Da handelte es sich, bei den neusten Manipulationen, nicht, wie im Baumwollkrieg, um den Versuch, die europäischen Konsumenten auf die Knie zu zwingen, sondern um ein amerikanisches Duell (ohne die technische Nebenbedeutung des Wortes), das entscheiden sollte, welcher von zwei in Feindschaft gerathenen Spekulanten der stärkere sei. Deutschland braucht jetzt, namentlich auch für seine Eisenbahnen, ungemein viel Kupfer; der Ausgang des Zweikampfes ist also für uns nicht ohne sehr ernste Bedeutung. Die Frage nach dem Absatz deutscher Dampfmaschinen — der gewöhnlich ja das Wetter für die Industrie anzeigt — war nicht ganz leicht zu beantworten. Die österreichische Konkurrenz ist für den Absatz ins Ausland nicht zu unterschätzen. Und für die deutschen Käufer wächst die Qual der Wahl immer mehr. Gasmotoren (bis zu 1200 Pferdekräften), Gischtgasmotoren, Riedler- und Parson-Turbinen, in geeigneten Gegenden Wasserkräfte: die Auswahl ist schwer und die Aufträge vertheilen sich an gar zu viele Fabriken. Die Dampfturbine hat viele Köpfe verdreht; mancher Fabrikant hört zum ersten Mal von dem neuen Wunder und will es gleich für sich haben, ohne vorher zu fragen, ob es gerade für seine Zwecke vortheilhaft zu verwenden wäre. Noch neuer und deshalb noch mehr im Gerede sind Sauggasapparate, die über Koksöfen selbst das Gas erzeugen. Allerlei Propheten ziehen durchs Land und verkünden, die große Dampfmaschine werde nächstens vom Großgasmotor entthront werden. Andere wieder sagen, der Gasmotor sei in der Theorie ja vorzüglich, mit der Konstruktion aber hapere es noch bedenklich. Die Curtis-Turbine, an die sich so viele Hoffnungen knüpfen, wird bei uns selbständig konstruirt, nicht etwa in sklavischer Nachahmung des amerikanischen Musters. Die Kohle ist in Deutschland eben viel theurer und deshalb müssen wir genauer rechnen als Engländer und Amerikaner; thöricht wäre es aber, die ausländische Technik für minderwerthig auszuschreien. Die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft ist an der Curtis-Turbine interessirt, bei Brown, Boveri & Co. aber wegen deren Parson-Turbine eingetreten, die besser als die Riedlers sein soll. Offenbar wollte man die Möglichkeit haben, die Entwickelung der Parson-Turbine in der Nähe zu kontroliren, und im Schutz einer gewissen Interessengemeinschaft Zeit zur Konstruktion einer noch besseren Turbine eigenen Modells gewinnen. Diese Taktik wäre sicher nur klug zu nennen.

Von dem Aufschwung der Elektrizitätindustrie, der schon im Januar begann, wurde viel geredet. Man hat ihn sehr überschätzt und fast immer vergessen, daß die verstärkte Nachfrage die Folge einer Zurückhaltung war, die zwei volle Jahre gedauert hatte. Die Preise sind schlecht und die Hoffnungen auf rasche Besserung gering. Es wäre lohnend, einmal den Ursachen nachzuspüren; da die Zahl der konkurrirenden Firmen durch die großen Fusionen wesentlich verkleinert ist, müßten die Preise doch eigentlich besser sein. Eine sichere Pfründe bieten die neuen Bergwerkprojekte. Jede Montangesellschaft bekommt für Verbesserungen jetzt so viel Geld, wie sie haben will. Und der Gischtgasmotor, von dem ich schon sprach, soll nun eingeführt werden. Bisher ließ man die aus den Hochöfen aufsteigenden Gase in die Luft gehen; kann man sie nützlich verwerthen, dann werden unsere Bergwerke, mit ihrer intensiveren Arbeit und billigeren Fabrikation, eher in der Lage sein, den Wettbewerb des Auslandes zu ertragen. In der Reihe der Elektrizitätgesellschaften steht die A. E.-G. vornan. Sie ist — nach dem Wort eines Rivalen — schon deshalb (wenn man von anderen Gründen absieht) unüberwindbar, weil sie

mit größter Sparsamkeit wirthschaftet und die wirksamsten Kontrolmaßregeln geschaffen hat. Bei so ungeheuren Umsatzziffern könnten leicht ja große Summen unnützlich vergeudet werden. Hier ist auch zuerst die Nothwendigkeit erkannt worden, die schlechten Preise durch neue, rentable Nebenproduktion einigermaßen auszugleichen. Die A. E.-G. giebt eine stattliche Dividende, könnte aber stets, ohne unsolid zu handeln, den doppelten Betrag vertheilen. Das Publikum betrachtet ihre Aktien schon fast wie ein Anlagepapier; deshalb läßt der Kurs auch nur eine Rente von 4 Prozent zu. Mit ihren sichtbaren und versteckten Reserven macht die A. E.-G. aber mindestens 5 Prozent; das eigentliche Aktienkapital wirft im Grunde also nicht allzu viel ab. Das selbe Verhältniß wie bei den größten Banken, namentlich bei der Deutschen. Und in beiden Fällen hat der Kritiker, der das Interesse der Volkswirthschaft vertritt, sicherlich keinen Anlaß zum Tadel.

Siemens & Halske zehren noch vom Ererbten. Ein Haus, das seit 1847 besteht und zunächst eine Familiengründung war, so daß der größte Theil der Aktien gar nicht herauskam. Man brauchte nicht sehr viele neugierige Augen in die Eröffnungbilanz blicken zu lassen und konnte in der Stille die Reserven nach Belieben häufen. Die intime Verbindung mit der Post, der Telegraphen- und Telephon-Verwaltung sicherte der Firma stets die frühste Kenntniß aller neuen Erfindungen; sie brauchte dafür nicht sehr Beträchtliches auszugeben. Seit sie sich zur Fusion mit Schuckert entschlossen hat, werden ihre Dynamomaschinen und Motoren sämmtlich in Nürnberg gemacht: ein Beweis, daß die süddeutsche der norddeutschen Gesellschaft in dieser Technik überlegen war. Die Technik allein thuts aber auch nicht immer. Finanziell siehts bei Schuckert auch heute noch übel aus. Die Interessengemeinschaft mit Siemens sichert den Nürnbergern jährlich ja eine bestimmte Summe für die Aktionäre, die davon aber wiederum die Zinsen für die nicht gut gehende Kontinentale aufbringen müssen. Schuckert-Aktien stehen 124; die Zeit wird lehren, ob dieser Kurs nicht noch zu hoch ist. Die Firma Brown, Boveri & Co. (daß die A. E.-G. an dieser schweizerischen Gesellschaft seit einiger Zeit interessirt ist, sagte ich schon) macht nur große Objekte, verzettelt die Kraft nicht an Installationen und hat eine thatkräftige, scharf aufpassende Leitung. Auch die Lahmeyer-Gesellschaft in Frankfurt ist technisch und kaufmännisch gut geleitet, muß sich aber an die Großen lehnen, wenn sie von ihrer Konkurrenz nicht in die Enge getrieben werden will. Am Schlimmsten sieht es in Köln aus. Der „Helios" gilt als ein Schädling; die anderen Gesellschaften möchten sein Grundstück in Ehrenfeld kaufen und parzelliren. Zu verdenken ist ihnen diese Absicht wahrlich nicht. Die stolzen Rheinländer Thyssen und Stinnes wollen den fremden Eroberer aber nicht in die Gemarkung Kölns dringen lassen; und ihrer Kraft kann sogar das schwierige Unternehmen gelingen, den „Helios" zu erhalten. Darüber würde die Konkurrenz sich nicht freuen. Dem kölner Werk wird nachgesagt, es habe sich bisher nur bemüht, die Fortschritte der Technik zu hindern; weil es Alles vom Gleichstrom erhoffte, soll es, zum Beispiel, recht oft versucht haben, alle für den Drehstrom erworbenen Patente mit den sonderbarsten Chicanen anzufechten.

Und das neue Jahr? Die Zeichen stehen nicht ungünstig. Die Hauptfrage ist zunächst, wie lange der Krieg in Ostasien noch dauern wird. Zieht er sich nicht ins Unabsehbare hin, dann kann 1905 halten, was 1904 anfangs versprach.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Januar 1905.

Port Nikolaus.

Sechs Jahre und neun Monate hat das blaue Russenkreuz im weißen Felde den Schiffen, die der Mündung des Peiflusses nahten, die stolze Botschaft zugerufen: Bis hierher, vom Weißen bis ans Gelbe Meer, reicht die Macht des Herrn aller Reussen. Sechs Jahre und neun Monate nur. In der letzten Novemberwoche des Jahres 1894 hatten die Japaner unter Oyama die chinesische Seefestung Port Arthur nach kurzer Belagerung erobert. Am siebenzehnten April 1895 wurde sie, wurde das ganze Liautung ihnen feierlich zugesprochen. Doch dieser Friedensvertrag von Shimonoseki sollte nicht lange gelten. Noch war seit der Unterzeichnung nicht eine Woche verstrichen: da ließen die Regirungen von Rußland, Deutschland und Frankreich in Tokio identische Noten überreichen, die mit höflicher Entschiedenheit forderten, Japan solle auf Liautung verzichten. Denn so lange der Mikado auf dieser Halbinsel gebiete, sei die Hauptstadt Chinas und die Unabhängigkeit des koreanischen Kaiserthumes bedroht. Den Japanern blieb keine Wahl; den vereinten Kräften dreier Großmächte konnten sie nicht widerstehen. Am fünften Mai antwortet der Mikado: er werde Port Arthur räumen, sobald China die erste Rate der zweihundert Millionen Taels gezahlt habe, die als Ersatz der Kriegskosten im Vertrag zugesagt seien. China hat natürlich kein Bargeld, aber Rußland schafft Rath. Herr Rothstein, der Direktor der petersburger Internationalen Bank (dieser gelehrige Schüler Georgs von Siemens ist vor ein paar Wochen gestorben), geht nach Paris und bereitet, in Wittes Auftrag, gegen Verpfändung der chinesischen Zolleinnahmen eine von Rußland garantirte Chinesenanleihe vor, deren Emission schon am neunzehnten Juli 1895 beginnt. Im

Herbst zahlt China dreißig Millionen Taels; im November räumt Japan Liautung. Ungefähr um die selbe Zeit schließt der russische Gesandte Graf Cassini in Peking, sechs Monate später der russische Minister Fürst Lobanow in Petersburg mit Li-Hung-Tschang einen Vertrag; der Text beider Verträge wird geheim gehalten. Nikolai Alexandrowitsch heischt die Vermittlerprovision; und ein Makler von solchem Rang ist nicht billig. Rußland, das an China schon so unendlich viel Liebes und Treues gethan hat, will auch für die Neubefestigung von Port Arthur noch sorgen. Dafür wird ihm erstens das Recht gewährt, in Kriegsfällen Port Arthur und Kiautschou als Stützpunkte seiner Flotte zu benutzen, zweitens der Bau der mandschurischen Bahnstrecke Nertschinsk-Tsitsikar-Wladiwostok gestattet, die einen fast sechshundert Kilometer langen Umweg spart. Der kluge Greis Li hat nichts dagegen; läßt sogar, trotzdem er die Russentaktik kennt, einen Paragraphen durch, der dem Zaren erlaubt, zum Schutz der Eisenbahnlinie in dünn bevölkerten Gegenden Infanterie und Kavallerie in Bereitschaft zu halten. Er warnt nur, beinahe zärtlich, nicht etwa südwärts vorzudringen, sich nicht an der Liautungküste festzusetzen; sonst seien unabsehbare Verwickelungen sicher. Das leuchtet dem allmächtigen russischen Finanzminister ein; wir, spricht er, brauchen, einstweilen wenigstens, Port Arthur gar nicht, brauchen auch in der Mandschurei keine militärische Herrschaft, sondern nur freien Spielraum für unsere wirthschaftliche Expansion. Da wird, am fünfzehnten November 1897, Kiautschou von deutschen Seesoldaten besetzt. Rußland, das eine neue Gefahr wittert, erzwingt in Peking die Erlaubniß, für die Dauer des Winters eine Garnison nach Port Arthur zu legen. Am sechsten März 1898 pachtet Deutschland Kiautschou, einundzwanzig Tage danach Rußland Port Arthur; trotz Lis Warnung sichert die zarische Regirung sich auch das Recht, den bis an die Straße von Tschili führenden Bahnstrang zu bauen. Witte ward überstimmt. Der Pachtvertrag sollte zunächst fünfundzwanzig Jahre gelten. Schon durchstreiften Kosaken die Mandschurei; jetzt durfte auf den Wällen der ohne Blutverlust eroberten Festung die weiße Kriegsflagge mit dem blauen Kreuz gehißt werden.

*

Da weht sie nun nicht mehr. Da leuchtet, wie vor zehn Jahren, wieder die rothe Sonnenscheibe, die sechzehn Strahlen an die Ränder des Flaggentuches sendet; die sieghaft aufgehende Sonne Japans. Port Arthur ist gefallen. Das war längst zu erwarten, war im Sommer schon oft für den nächsten Tag vorausgesagt worden. Doch nur Wenige hatten wohl dem tapferen General Stoessel zugetraut, er werde lebend die Festung dem Feind übergeben.

Der, dachte man, wankt und weicht nicht, so lange noch ein zum Widerstand gewaffnetes Häuflein in den Schanzen kauert, und sprengt lieber den letzten Trümmerrest, sich selbst und sein Weib in die Luft, als daß er die Kapitulation unterschriebe. Nach seinen eigenen Worten mußte mans glauben; dennoch hat er, „weil weitere Widerstandsversuche unnützlich wären", am ersten Januar dem General Nogi die Kapitulation angeboten. Totleben lag verwundet im Spital, als Sebastopol fiel; Stoessel ist von einer Kugel getroffen worden, doch aufrecht geblieben. Was mag im Hirn dieses Helden vorgegangen sein? Hat er nur dem Befehl des Zaren gehorcht, der ihn anwies, wenn die Munition verschossen sei mit der Kapitulation nicht zu zögern? Er brauchte solche Weisung nicht abzuwarten, denn er war, wie Gustav Adolf, der deshalb, nach dem Wort Wallensteins in Schillers Tragoedie, „unwiderstehlich, unbesiegt auf Erden" sein konnte, König in seinem Heer und Herr über den Ausgang, für den er mit Ehre und Kopf zu haften hatte. Das nöthige Sprengmaterial konnte er aufsparen und seinen Namen mit rothem Herzblut ins Buch der Heroengeschichte schreiben. Der Bürger Lamartine hat freilich gesagt: Les ambitions font les soldats; les principes seuls font les héros. Und nach den Grundsätzen der Vernunft hat Stoessel richtig gehandelt; wer sich nicht mehr wirksam vertheidigen kann, soll nutzlose Opfer meiden. Hier aber konnte auch ein weiser, nicht von flackerndem Ehrgeiz geblendeter Soldat aus der Summe der Möglichkeiten andere Pflicht errechnen. Daß die Festung nicht mehr lange zu halten war, wußte Jeder und Keiner hätte gestaunt, wenn sie gestürmt worden, schon im Oktober in die Hand des durch eine Minenexplosion noch geschwächten Feindes gefallen wäre. Daß aber der Vertreter des Weißen Zaren einen Parlamentär ins japanische Lager geschickt hat, wird die gelbe Menschheit nie wieder vergessen. Wer weiß? Vielleicht hatte die übermenschliche Anstrengung der Schreckenszeit auch diesem Zähen die Entschlußkraft gelähmt. Vielleicht übertönte die Stimme zornigen Grams die Mahnung des Soldatenherzens. Monate lang hatte er mit seiner Schaar ausgeharrt, nicht den Tod nur täglich, nein: die grausige Qual, das trostlose Elend der Kreatur vor Augen. Niemals Ruhe; kaum die Frist zur Verscharrung der Leichen, deren Aasgeruch schon die Gier der Raubvögel anlockte. Immer im Dienst, um den Zagen ein Beispiel zu geben, die Lauen anzufeuern. Fast ein Jahr lang. Der nächste Morgen mußte ja Hilfe, den Dämmerschein einer Hoffnung wenigstens bringen. Nichts. Kein Entsatzversuch. Die alte Flotte vernichtet, die neue, ohne Verstärkung unzulängliche noch allzu klein; und Kuropatkin am Schafluß in Winterruhe. Mußte da nicht endlich der Gedanke aufkommen, Port Arthur gelte in der Heimath schon als verlo-

rener Posten? Wenn aber nur unser schwindendes Häufchen das Aeußerste wagt, wenn das Vaterland uns aufgegeben hat, dann ists Verbrechen, für das Phantom einer Waffenehre, das in Petersburg keines Mächtigen Schlummer stört, noch länger russische Menschen hinschlachten zu lassen. So mag Stoessel gedacht und deshalb der Epopöe, die unter dem rothen Ball der Herbstsonne oft an Mythenlieder erinnert hatte, einen so vernünftigen Abschluß gegeben haben.

*

Viel besser als in Sebastopol nach der Erstürmung der Kornilewbastion wirds in Port Arthur jetzt wohl nicht aussehen; vielleicht schlimmer. Alas, poor country! „Nur wer nichts weiß, verlernte nicht das Lächeln; die Luft zerreißen Jammer und Gestöhn und Niemand achtet drauf; die Totenglocke läutet und Niemand fragt, für wen." Japan aber hat endlich wieder, was der russisch-deutsch-französische Dreibund ihm vor einem Jahrzehnt entriß, und sitzt heute fester als damals auf der Liau-Halbinsel. Doch wird die Freude in Tokio nicht ganz ungetrübt sein. Die Einnahme der Festung hat viel mehr Zeit, Blut und Geld gekostet, als die kühnen Männer von Nippon erwartet hatten. Seit dem März war die Hafenstadt ernstlich gefährdet, seit dem Mai die Festung eingeschlossen. Schon während unserer Hundstage grollte das Inselvolk und schalt die Feldherren, die mit den verdammten Russen nicht fertig werden konnten. Am Neujahrstag der Westeuropäer ward es nun erreicht. Aber die Japaner sind nüchterne Rechner und werden sich bald vielleicht sagen: „Den Russen gehts jetzt eben so wie vor zehn Jahren uns. Sie sind, wie wir, ohne genügende Rüstung in den Krieg gezogen. 1895 war ihre Flotte stärker, heute ists unsere. Werden sie die Demüthigung ruhig hinnehmen? Das haben wir nicht gethan; und sie haben mehr Menschen und mehr Geld. Wir haben nicht gerastet, bis wir den neuen Kampf wagen konnten. Genau so werden sie thun; und wir müssen versuchen, mit ihnen Schritt zu halten. Doch die Wirthschaftkraft unseres Landes ist bald erschöpft; und wenn wir dem armen Volk noch stärkere Wehr aufladen, kann es unter solchem Gewicht allmählich den Athem verlieren und sich vom Fremdling in Geldknechtschaft gezwungen sehen."

Diese Rechnung müßte man heute schon richtig nennen, wenn auf dem Zarenthron nicht Nikolai Alexandrowitsch säße. Mit einem so unsicheren Faktor kann kein gewissenhafter Politiker rechnen. Niemand weiß, was der cerebrasthenische Schwärmer morgen thun wird; kaum versteht man ja, was er gestern that. Von Spekulanten und Abenteurern ließ er sich zur unklügsten Kränkung des Japanerstolzes treiben, hielt sich aber für stark genug, um Frieden gebieten zu können, und hinderte jede ernsthafte Vorbereitung des Krieges. Der Warnung

seines gescheitesten und erfahrensten Ministers verschloß er das Ohr. Die in Ostasien streitigen Fragen dem Machtbereich seiner stümpernden Günstlinge entziehen, sie dem Spruch der zünftigen Diplomaten zuweisen? Unter der Würde eines Erben der Palaeologen. Plehwe war sein Mann. Der sanfte, gutmüthige Träumer horchte andächtig auf den weisen Rath dieser Büttelseele. Jedes Blatt der russischen Geschichtbücher lehrt, wie wenig das Reich der Zaren seinen Waffen, wie viel geduldigem Abwarten und schlauer Ausnutzung der Umstände zu danken hat. Doch Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe sprach: „Durch seine Bayonnette, nicht durch Diplomatenkunst, ist Rußland geworden, was es ist." Und der Kaiser nickte ihm Beifall. Unberechenbar. Wenn die Nervenkraft ihm erlahmt, wird er durch hastigen Friedensschluß den Heilandsruf zu retten versuchen. Auch dieser Friede wäre freilich nur ein Waffenstillstand. Der nächste Gossudar müßte die Scharte auswetzen; und die dumpfe Wuth des Schwertadels, der neuen Strelitzen, die sich vor Europa und Asien gedemüthigt, entehrt und um den Kampfpreis betrogen sähen, könnte in Tobsucht ausbrechen, die den Thronwechsel beschleunigt. Bis dahin ists weit. Ganz so sicher wie vor Monden noch thront Nikolaus aber nicht mehr; auch ihn zwang die Stunde. In der letzten Dezemberwoche hat er die Grundlagen des Reiches öffentlich diskutirt, Manches vertheidigt, Vieles für unhaltbar erklärt. Ein von Gottes Gnade geweihter Selbstherrscher, dessen Wille höchstes, einziges Gesetz sein sollte und der nie reden, nur stumm handeln dürfte. Das auf dieses Blatt Papier geschriebene Rezept wird das Siechthum der Autokratie nicht heilen. Und ein paar Tage nach der inneren kam die äußere Kapitulation. Ein Zar, der vor allem Volk ein Ministerkomitee zu Berathung und Beschluß aufruft. Ein Khan der Reussen, der einen gelben General um Schonung bitten läßt ... Hinter der breiten Stirn des Großrussen wacht der Wunsch, einem starken Herrn blind gehorchen zu dürfen. Kann der zwiefach Geschwächte ihn noch erfüllen? Wenn die Japaner dankbar sind, müssen sie die erorberte Festung Port Nikolaus nennen.

*

Die Behauptung, der Krieg habe Rußlands Ohnmacht erwiesen, wird durch hartnäckige Wiederholung nicht wahrer. Nur die Kurzsicht des armen Kaisers ist erwiesen. Der hat, ohne jede Vorbereitung, sein Volk in den gefährlichsten, technisch schwierigsten Krieg geschickt, den je eine Großmacht zu führen hatte. Der Kriegsschauplatz fast neuntausend Kilometer von der Heimath entfernt. Als einzige Verbindunglinie eine eingleisige Bahn. In der Mandschurei keine irgendwie ausreichende Armee. Das Geschwader dem unfähigen Alexejew anvertraut. Seit diese Zustände bekannt sind, hats eigentlich

nur noch eine wichtige Ueberraschung gegeben: die verzögerte Abfahrt des Ersatzgeschwaders. Auch darin zeigte sich weder Ohnmacht noch Korruption. Rußland hatte, wie das Deutsche Reich, einen Flottenplan, in dem auf Jahre hinaus festgesetzt war, wann die einzelnen Schiffe seetüchtig sein müßten. Als der Krieg erklärt war, wurde Bau und Rüstung der Schiffe überhastet und das Baltische Geschwader fuhr nicht später, sondern früher ab, als man erwartet hatte. Port Arthur wiederum hat sich nicht kürzere, sondern längere Zeit gehalten, als vermuthet worden war. Und alles Uebrige ging, wie es gehen mußte. Daß den Japanern, die dicht an ihrer Basis fechten durften, in der ersten Kriegszeit das Glück lächeln würde, hatte jeder Sachverständige vorausgesehen. Auch in Rußland. Der vorsichtige Kuropatkin und der Hitzkopf Makarow: Beide hatten schon beim Abmarsch gesagt, der Krieg werde zwei bis drei Jahre dauern. Das konnte nur heißen, Japan werde mindestens im ersten Jahr unüberwindlich sein. Um zwanzigtausend ungedrillte Bauern zu bändigen, hat das britische Weltreich zwei Jahre gebraucht. Deutsche Soldaten bemühen sich schon recht lange vergebens, die Horden der Hereros und Hottentoten niederzuwerfen. Beide Mächte waren ohne genügende Vorbereitung ins Feld gezogen. Rußland war noch viel schlechter gerüstet und vor den Aufgaben moderner Technik so rathlos wie ein täppischer Ochsenknecht im Laboratorium des Elektrochemikers. In elf Monaten hat es nichts gegen einen Feind vermocht, der in lückenloser Rüstung, nach fünfjähriger Vorbereitung, ins Feld gezogen war und an militärischer Tüchtigkeit die kühnste Erwartung übertraf. Doch die Söhne des mißleiteten Landes haben sich so gut geschlagen, unter erfahrenen, muthigen Führern so tapfer allen Widrigkeiten getrotzt, daß selbst dieser Feind elf Monate gebraucht hat, um einen wesentlichen Erfolg zu erringen und sich in Liautung die Herrschaft zu sichern.

Die hat er nun; hat Alles, was er begehrte: Korea, Port Arthur, Rache für den Bruch des Vertrages von Shimonoseki. Alles, — nur nicht die Gewißheit, daß er das Erworbene auch zu halten vermag. Wir wollen die Beantwortung der Frage, ob das Baltische Geschwader der Japanerflotte eine Niederlage bereiten kann, getrost den Seestrategen der Stammtische überlassen und wollen einstweilen annehmen, daß Nikolaus, ohne zu schwanken, bei dem Entschluß beharrt, den Krieg zu siegreichem Ende zu führen. Was geschieht dann? Die Russen bleiben in der Mandschurei, die Japaner in Liautung. Port Arthur wird zum dritten Mal befestigt. Kuropatkins Armee wird, auch wenn sie inzwischen noch Schlappen erleidet, so vermehrt, daß sie fünf- bis sechshunderttausend Mann zählt. Mit Aufbietung aller Kraft wird an der Rüstung des dritten russischen Geschwaders gearbeitet. Und ists so weit, dann beginnt

der Kampf von Neuem. Wer solche Prophezeiung auf rasch wechselnde Wolkengebilde malt, soll freilich Shakespeares weises Wort bedenken: „Bei Dingen von so blutigem Antlitz darf Wahrscheinlichkeit, Muthmaßung und Erwartung unsicherer Hilfe nicht in Rechnung kommen". Hier aber scheint keine andere Entwickelung möglich. Selbst wenn die Japaner sich vom Schicksal Bonapartes nicht schrecken lassen, tiefer in die Mandschurei vordringen und Kuropatkin irgendwo zu offener Feldschlacht zwingen, wird kein anderer Ausgang sichtbar. Rußland hat keine Wahl; es braucht wenigstens den Schein eines Sieges. Wer im Glück ist, spricht Treitschkes Lehrer Thukydides, hat freie Wahl und ist ein Thor, wenn er in solcher Lage den Krieg wählt; nur der schlechte Mann aber wird sich, so lange auch nur der gefährlichste Kampf ihm eine Hoffnung läßt, wehrlos dem Willen des fremden Eroberers unterwerfen. Das galt nicht nur für den Peloponnesischen Krieg. Rußland brauchte nicht ans Gelbe Meer zu drängen, konnte noch hundert Jahre die ganze Kraft an die Kolonisation Sibiriens und der Mandschurei setzen; konnte und mußte. Jetzt ists zu spät. Die asiatische Erbschaft der Goldenen Horde ist ihm verloren, wenn es, ohne die äußerste Anstrengung der nationalen Stoßkraft zu versuchen, die Friedensbedingungen hinnimmt, die es erbetteln müßte und die Japan diktirt.

Das würde wohl mild sein; denn es ist ernstlicher geschwächt als der im ersten Waffengang Besiegte. Vielleicht würde es den Anspruch auf Sachalin opfern und den Chinesen die Sorge für die Mandschurei überlassen. Für Japan wäre ein langer Krieg eine Lebensgefahr. Die asketische Enthaltsamkeit der Männer von Nippon verdient nicht geringere Bewunderung als ihr wilder Asiatenmuth; sie streben, Beamter, Offizier und Bürger, nicht nach Luxusgenüssen, richten sich im Engsten, ohne zu murren, ein und sind selig, wenn sie dem Staat Nützliches leisten, fürs Vaterland darben dürfen. Wird das Gewicht der Rüstung aber noch weiter gesteigert, dann ist es nicht mehr zu tragen; auch diese karg Gewöhnten müssen schließlich des Lebens Nothdurft befriedigen. Dazu kommt, daß sie nur hastig ausgebildete Rekruten oder müde Halbinvaliden als Landwehr ins Feld zu schicken haben und daß ihrer jungen Heeresorganisation der brauchbare Offiziersatz schon jetzt fast völlig fehlt. Japan muß schnell siegen, wenn es des Sieges froh werden will, und wäre heute gewiß zu erträglichen Friedensbedingungen gestimmt. Den Durst nach Rache hat es gestillt, sein Prestige ungeheuer gemehrt. Zieht der Krieg sich noch lange hin, dann könnte das Rassenbewußtsein der Neutralen am Ende stärker werden als ihr Russenhaß. Dann könnte man sich in London sogar erinnern, daß der Präsident des japanischen Herrenhauses nach der Mobilmachung die Sätze geschrieben hat: „Uns

ist, als dem Bannerstaat asiatischer Kultur, jetzt die heilige Pflicht zugefallen, China, Indien, Korea, Allen, die uns vertrauen, jedem der Civilisation zugänglichen Asiaten, die Helferhand hinzustrecken. Sie Alle wollen wir, als ihr mächtiger Freund, aus dem Joch befreien, das Europa ihnen aufgezwungen hat, und der Welt damit beweisen, daß der Orient sich auf jedem Kampfplatz mit dem Occident messen kann." Noch ist seitdem kein Jahr verstrichen. An die stolzen Sätze, die aus dem Herzen des gelben Kriegervolkes kamen, will aber Niemand mehr erinnert sein. Die Freude über das Mißgeschick der Moskowiter lärmt viel zu laut. Gelbe Gefahr? Unsinn. Ein Segen für Europa, daß die frechen, trägen, bis ins Mark faulen Russen Hiebe bekommen; je mehr, desto besser. Die so sprechen, müssen entweder glauben, daß Japan Rußland vernichten könne, oder hoffen, der Sieg werde den Hochmuth der asiatischen Vormacht dämpfen. Glaube und Hoffnung wird trügen. Rußland hat so viel chair à canon, wie es haben will; und seine Finanzen sind, trotz allen Preßlitaneien, gesund. Und Japan wird, wenn es im ersten Anlauf jetzt das Ziel erreicht, nicht rasten, bis es die blondborstigen Barbaren aus seinem Osten vertrieben, China, wenns sein muß, gegen den Willen der Mandschu-Dynastie, aus dem Schlaf gerüttelt und den Handel des Riesengebietes an sich gerissen hat.

*

Der Weg in die Klarheit ist weit. Heute jammern nur ein paar deutsche Bankdirektoren, weil der General Stoessel so taktlos war, just in den Tagen die weiße Flagge zu hissen, wo sie ein paar Dutzend Millionen von der neuen Russenanleihe auf dem Hals haben. Auch diese Beängstigten werden bald wieder hell blicken; denn das liebe Publikum wird zwar auf Nogis und Togos Wohl manchen Schoppen leeren, aber die um fetten Köder gewickelten russischen Schatzscheine kaufen und damit beweisen, daß es die Lebenskraft des Zarenreiches noch nicht für gebrochen hält. Und allmählich kehrt dann wohl die Besinnung zurück. Wollen wir Kiautschou, das schon so viel Geld kostet, aufgeben? Ein reisiges Kreuzfahrerheer nach Ostasien schicken? Britaniens Weltmacht von der Russenfurcht befreit sehen und vor der Stunde zittern, wo ein frankobritischer Zweibund dem Deutschen Reich die Weiterrüstung zu Land und zu See verbieten kann? Mit solchem Preis wäre die Freudenpost vom Fall der Liautungfeste zu theuer bezahlt. Wars nicht am Ende wieder ein Dysangelium, die Botschaft von einer Niederlage der weißen Menschheit? Die hätte sie dann dem Friedensfürsten zu danken, der vor wenigen Jahren noch, als Zar von Europa, im kultivirtesten Westen von allen Frommen bewundert wurde.

*

Spanische Kultur.*)

Spanien sollte nicht von Denen besucht werden, die eine Reihe von anmuthigen, schönen, großartigen Landschaft- und Städtebildern in rascher und bequemer Folge sehen möchten. Auch dem Fußwanderer kann man es kaum empfehlen; dafür ist es auf weiten Strecken zu öde. Nur das Baskenland, Asturien, Galizien, die Sierra Guadarrama, die Sierra Morena dürften (mit starken Einschränkungen) in Frage kommen. Aber sie sind entweder unwegsam oder haben keine bequemen Gasthäuser oder gewähren keine genügende Sicherheit. In noch höherem Grade gilt diese Warnung für den Erholungsucher. Er soll seine Schritte lieber nach anderer Richtung lenken; weder der Zeitvertreib noch die Küche werden ihn befriedigen. Selbst große Städte, wie Barzelona und Madrid, und mittlere, wie Sevilla und Valencia, möchten ihn bald langweilen. Und es sind die einzigen, an die man überhaupt denken darf. Dem Bergsteiger endlich bietet sich nur die Sierra Nevada zur Erprobung seiner Künste; und die ist bald erschöpft. Auch fehlt es an den Einrichtungen, die in den deutschen und österreichischen Alpen das Bergsteigen erleichtern oder gar vergnüglich machen. Man kann daher den Besuch Spaniens nur Denen anrathen, die geistigen Interessen nachgehen wollen. Nun giebt es Männer, für deren berufliche Entwickelung eine Reise nach Spanien entweder nothwendig ist oder die von ihr wenigstens eine Förderung ihrer Berufsthätigkeit erwarten, wie Kunsthistoriker, Philologen, Naturforscher, Künstler, Politiker. Muß ich ausdrücklich sagen, daß diese Betrachtung sich nicht mit ihnen beschäftigt? Ich habe nur Menschen im Auge, deren Zweck nicht der Nutzen, sondern edleres Vergnügen, Erweiterung des Gesichtskreises, Zunahme der Bildung ist. In erster Linie verlangen sie nach Kunstgenüssen; was ihnen das Land sonst noch bieten kann, nehmen sie in den Kauf.

Reisende dieser Art sollten vor dem Antritt ihrer Fahrt nach dem Süden wissen, daß ihre Genüsse ihnen nicht gerade leicht gemacht werden. Wenn ich nicht irre, giebt es in Spanien nur fünf oder sechs öffentliche ständige Gemäldegalerien, während London — ohne Hampton Court — allein fünf zählt. Die in Valencia enthält außer denen von Joanes fast nur Werke aus der unselbständigen Periode der spanischen Malerei und ich glaube nicht, daß Jemand Kadix nur wegen seiner Academia de Bellas Artes besuchen wird. Die in Sevilla ist nur klein, aber sie enthält eine Anzahl hervorragender Leistungen. Das Wichtigste bleiben also die zwei oder drei madrider Museen, wenn man die sehr kleine Sammlung in der Real Academia de Bellas Artes dazurechnen will. Das eine (im Prado) steht, wie bekannt, was die Zahl der Meisterwerke betrifft, über den meisten großen Gemäldegalerien Europas. Aber

*) S. „Spanien“: „Zukunft“ vom 1. Januar 1905.

Enttäuschungen kommen auch hier vor. Der deutsche Kunstfreund hofft, den murilloschen Straßenjungen, die ihm von München und von London her bekannt sind, auch wohl Szenen aus dem Handwerkerleben der Heiligen Familie, wie er sie in Pest gesehen hat, zu begegnen; aber er sucht sie vergebens. Doch dieser Ausfall wird durch viel Unerwartetes gutgemacht. Schlimmer ist, daß Manche zu Velazquez in kein Verhältniß oder gar in ein feindliches gerathen. Das entschiedenste Mißfallen erregen die königlichen Zwerge, Narren und Cretins, die keinen unbedeutenden Bruchtheil dieser Sammlung seiner Werke bilden; gleichgiltig läßt Viele die nüchterne Behandlung der mythologischen Szenen (Bacchus, Schmiede des Vulkan); aufrichtige Bewunderung erregen dagegen die „Teppichweberinnen", die „Uebergabe Bredas" und einige Bildnisse. Noch abweisender verhält man sich gegen Goya. Immer wieder erhob sich in meinem Kreis der Widerwille gegen den Naturalismus dieses Meisters, immer wieder ertönten Klagen über den bräunlichen Ton der Bilder, die aussehen, als ob sie durch eine Feuersbrunst versengt worden seien. Bemerkenswerth war auch die Wirkung, die das zweite Museum Madrids, das Museo de arte moderno, hervorrief. Nachdem die Deutschen, Engländer, Franzosen all das Schaurige, Grauenhafte, Entsetzliche gesehen hatten, das dort auf die Leinwand gepinselt ist, wurden sie von dem selben Gefühl gepackt, das sich nach dem Anblick eines Stiergefechtes einzustellen pflegt: sie fühlten sich als eine europäische Kulturgemeinschaft, sie rückten einander gleichsam näher und von den Spaniern ab. Hie Europa, hie Afrika! Das sieht man weder im Luxembourg noch in der Nationalgalerie noch in der Arte Moderna: so hieß es; und die Schätze des Musée Wiertz, die von Weitem damit verglichen werden könnten, sind eine isolirte Erscheinung, das Werk der Reflexion, während hier Alles natürlich und im Zusammenhang mit Jahrhunderte alten Tendenzen gewachsen ist. Schon ein Meister wie Ribera — Das darf ich hinzufügen — erregte den Widerwillen Edmondos de Amicis.

Ich hielt es für richtig, diese Urtheile wiederzugeben, weil ich mit diesen Aufzeichnungen meinen Landsleuten einen Dienst zu erweisen bezwecke. Wohl weiß ich, daß sie unfreundliche Erklärungen hervorrufen können. Aus diesem Grunde füge ich einige Worte hinzu. Die so urtheilten, hatten als gebildete Laien den größten Theil aller bedeutenden europäischen Museen besucht. Aber ein wichtiges Element der Kunst wird dem Laien niemals ganz verständlich werden, wenn er die Kunst nicht selbst ausübt: das technische; und Jeder weiß, daß die technischen Probleme in der Geschichte der Malerei eine große Rolle spielen. Dagegen kann der Laie von dem Kunsthistoriker, der die Geschichte der Kultur beherrscht, dazu geführt werden, zu verstehen, in welchem kulturhistorischen Zusammenhang ein Gemälde steht. Der Kunsthistoriker kann ihn auch zum Sehen anleiten und er vermag in die Seele des Künstlers hineinzuleuchten

und kann dessen künstlerische Absichten begreifen lehren. Aber die spanische Kunst wird, wie mir ein Kunsthistoriker bestätigte, in den Lehrbüchern der Kunstgeschichte noch immer vernachlässigt. Ich sehe ganz ab von den einführenden Werken Springers und Lübkes, ich spreche nur von Büchern wie Lübkes Geschichte der Architektur, das in seinen von Spanien handelnden Partien dürftig, oder von seiner Geschichte der Plastik, die ungenügend ist; und was die Geschichte der spanischen Malerei betrifft, so befriedigt sie bisher nur für Ribera, Murillo und Velazquez. So hat der Laie beim Studium der spanischen Kunst größere Schwierigkeiten zu überwinden als bei dem der italienischen. Und weiter gestehe man zu, daß das Geschmacksurtheil überaus willkürlich und launenhaft ist und daß nicht Jeder die Neigung verspürt, sich der Schaar anzuschließen, die hinter einem Führer herzieht, — bis ein anderer Führer einen noch größeren Anhang um sich versammelt. Das ist eine Landsknechtsexistenz. Ich habe erlebt, daß man Correggio als einen der größten Maler pries, bis er angeblich als Manierist entlarvt wurde, daß man Murillo auf den Thron der spanischen Malerei setzte, bis er von Velazquez gestürzt wurde, daß man Raffael als den größten Maler aller Zeiten feierte, bis er als genialer Anempfinder auf die Seite geschoben wurde. Der Laie thut deshalb am Besten daran, Das für schön zu erklären, was ihm gefällt. Dann kann es ihm gehen wie Herrn Lorenz Stark mit seinen Anzügen: er kann mit seinen Urtheilen dreimal aus der Mode und wieder in die Mode kommen. Will er aber immer im Gefolge der Neusten sich aufhalten, dann droht ihm ein Schicksal, das Cervantes schalkhaft in dem Zwischenspiel „Das Wundertheater" gezeichnet hat. Weshalb wohl die heutige Bühne diese Einakter und die Molières verschmäht?

Aus der geringen Zahl der Gemäldegalerien wird man den richtigen Schluß gezogen haben, daß noch manches bedeutende Werk in den öffentlichen Gebäuden Spaniens hängt. Noch mehr gilt Das von den Erzeugnissen der Bildnerei; von diesen Schätzen ist bisher, außer in die von Madrid und Valladolid, nur wenig in die öffentlichen Sammlungen gekommen. Deshalb bringt der Besuch der spanischen Kirchen eine Offenbarung: man gewinnt eine Vorstellung von dem künstlerischen Reichthum der großen mittelalterlichen Kirchen vor der Periode der Plünderung und Verschleppung. Aber dieser Zustand hat auch seine Schattenseite. Er bewirkt, daß man mehr als in anderen Ländern herumreisen und von Kirche zu Kirche wandern muß. Das Reisen aber ›ert in Spanien, wie ich gezeigt habe, eine große Opferfreudigkeit. Kunstunde werden diese Mühen und Entbehrungen selten auf sich nehmen, wenn es nicht schon bis zur Kunstkennerschaft gebracht haben. Dazu kommt nun, ; nicht wenige Personen den spanischen Kirchen keinen Geschmack abgewinnen nen. Der in das Mittelschiff eingebaute Chor, der den Ueberblick hindert, fast bis oben zugemauerten Fenster, die man schon in Nimes sehen kann,

die Ueberladung mit dekorativem Schmuck, die manchmal die großen architektonischen Linien nicht zur Geltung kommen läßt, die ungewöhnliche Größe, die hier und da mehr den Eindruck der Leere als des Erhabenen giebt: sie erregen in Manchem die Sehnsucht nach den Domkirchen Frankreichs, dessen Baukunst meist durch Uebersichtlichkeit, Maß, Einfachheit und neue Gedanken anspricht. Er glaubt, zu verstehen, weshalb die Franzosen über die lourdes bâtisses ihrer Nachbarn spotten. Auch diese Urtheile habe ich hierhergesetzt, ohne ihnen völlig beipflichten zu wollen. Mich hat die Dunkelheit der spanischen Kathedralen mächtig angezogen, besonders gegen Abend, wenn ein seltsames Licht durch die oberen Fensteröffnungen hineinfluthet und die Frommen, von Finsterniß halb eingehüllt, auf den nackten Steinfliesen knien, demüthig und doch frei von der sklavischen Haltung, die man wohl in slavischen Kirchen zu beobachten Gelegenheit hat; ich habe da das goethische Wort von „der Kirchen ehrwürdiger Nacht" erst ganz verstanden. Mich haben sie gepackt, die ehernen Stimmen der spanischen Klerisei, die aus dem Chor zu mir herüberdrangen, und tief empfunden habe ich die Ruhe und Weihe der Kreuzgänge und Blumenhöfe, dergleichen man selbst in Italien vergebens sucht. Dabei stellte ich mir oft die Frage nach dem Wesen des religiösen Gefühles dieses Volkes. Ist es der mystische Drang nach der Vereinigung mit Gott? Sprießt es aus einer tiefen sittlichen Anlage hervor, die nach Selbstentäußerung, nach Aufopferung verlangt? Wahrscheinlich nur in Wenigen. Erblüht es aus der Kampfstimmung, die für das Heilige in den Krieg ziehen möchte? Entspringt es aus einer ästhetischen Begabung, die durch den Katholizismus ihre besondere Richtung empfängt? Wahrscheinlich in einer weit größeren Zahl. Ein Weg zur Beantwortung dieser Frage führt durch die Geschichte der spanischen Heiligen. Das Leben der Heiligen ist eine köstliche Lectüre für praktische Psychologen; sie läßt in Tiefen des Seelenlebens blicken, die selbst die größten Dichter nicht entschleiert haben. Bei Anderen wird es sich schwer von dem Bedürfniß nach irdischer Versorgung trennen lassen und in der großen Mehrzahl der Menschen wird es, hier wie überall, gewiß der aus dem Gefühl der Abhängigkeit hervorgehende Utilitarismus sein. Eines Tages betrat ich eine einsame Kirche. In einer Kapelle lag ein Weib vor einem Heiligen und schluchzte; dazwischen sprach sie laut. Sie erzählte ihm ihre Leiden deutlich, ausführlich; und plötzlich übermannte sie der Zorn. Oder war es die Verzweiflung? Sie richtete sich auf, sah zu ihm auf und schlug mit der Faust auf das Betpult. „Wach auf! So oft habe ich Dirs schon erzählt", schrie sie, „und Du hörst mich nicht!" Und wirklich: der Heilige hörte sie nicht. Der sah während des Sturmes zu seinen Füßen unverwandt das Christkind auf seinem Arme an, das ihm seine Aermchen regungslos entgegenstreckte, und mit der rechten Hand hielt er ruhig und unbewegt eine voll erblühte, hölzerne Lilie. Da begriff ich völlig, was ein Hei-

liger für ein elendes Menschenkind sein kann: ein guter Freund, dem man Alles anvertrauen, von dem man Alles erbitten kann, vielleicht der letzte Freund, der ihm geblieben ist. Der Heilige ist ein Mensch gewesen, er hat eine Individualität, er ist dem Menschen verwandter als der ewige, vollkommene Gott, der immer Recht behält, während man dem Heiligen auch einmal nachweisen kann, daß er es mit seinen Pflichten lässig nimmt. Und bei der großen Zahl der Heiligen ist man sicher, daß man einen nach seinem Geschmack findet; und die angetragene Freundschaft kann er nicht ablehnen. Doch tiefer als diese Betrachtung bewegte mich der ästhetische Charakter des Vorganges. Es war ein künstlerischer Genuß: diese im Weinen noch deutliche, vollklingende Sprache, der leidenschaftliche Ton der Rede und endlich die Bewegungen der Frau. Wenn doch ein Schauspieler Das mit ansehen könnte, dachte ich. Aber das Taktgefühl regte sich immer stärker und mir zum Vorwurf hörte ich auf einmal in meinem Inneren einige Verse aus einem Gedicht von Lamartine, das ich in meiner Jugend auswendig gelernt hatte:

Je suis seule et mon âme
Peut verser devant vous ses douleurs et sa flamme
Et confier au ciel des accents ignorés,
Que lui seul connaîtra, que vous seuls entendrez.

Da ging ich leise hinaus.

Ob die spanischen Kirchen außer ihren Schätzen an Werken der Bildenden Künste auch hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Redenden enthalten, weiß ich nicht. Ich habe nur ein Oratorium im Dom zu Sevilla von Eslava gehört, das auf mich keinen kirchlichen Eindruck machte, und in Valencia eine Predigt gehört, die nicht an französische Predigten hinanreichte. Eben so wenig kann ich über die politische Beredsamkeit und die Höhe des theatralischen Könnens ein Urtheil abgeben. Die Cortes tagten nicht und die großen Theater waren geschlossen. So konnte ich nur kleinere Theater besuchen, in denen mir das Zusammenspiel gefiel; auch die unbetheiligten Mimen waren wie durch einen elektrischen Draht an die Hauptdarsteller gebunden. Die bekannten Vorstellungen in Sevilla haben mich dagegen abgestoßen. Im Hintergrunde der Bühne eine Anzahl Frauenzimmer von gemeinem Aussehen, als seien sie aus einem Lupanar entlassen, vor ihnen zwei hübsche Tänzerinnen in langen, schweren Kleidern, heftiges Geschrei aus dem Hintergrunde, das sich immer mehr steigerte und die Tänzerinnen zu immer rascheren Bewegungen anspornte, bis sie am Schluß der Vorstellung athemlos zusammenbrachen. Zwei mir unbekannte Engländer, die neben mir saßen, fragten mich, wie mir der Tanz gefallen habe. Ich antwortete, er habe mich an den indianischen Kriegstanz erinnert, worauf sie lachend bestätigten, das Selbe hätten sie am Abend vorher gesagt. Sie waren also trotzdem wiedergekommen. Ich denke mir, es müßte ein großer Genuß sein, auf die bedeutenden spanischen Theater ein genaueres Studium zu ver-

wenden. Dazu brauchte man keine langen Reisen zu machen; man könnte sich wahrscheinlich auf Madrid und Barzelona beschränken. Man müßte natürlich eine gute Kenntniß der spanischen Sprache zur Lösung dieser Aufgabe mitbringen.

Baedeker sagt mit Recht, daß es nicht unmöglich ist, das Land ohne Kenntniß der Sprache zu bereisen; wenn nämlich der Reisende nur die großen Städte besucht und in den großen Gasthöfen absteigt. Da wird er von einem Französisch sprechenden Portier am Bahnhof empfangen, von Französisch sprechenden Kellnern bedient, bei seiner Abfahrt von Personen zum Bahnhof geleitet, die Fahr- und Gepäckschein für ihn besorgen. Auch die Küster der größeren Kirchen und die Museumsdiener sprechen Französisch. Aber jeder Schritt von diesem breiten, bequemen Weg bereitet ihm Schwierigkeiten oder Unannehmlichkeiten. Aber darauf lege ich nicht das größte Gewicht. Er kann sich nicht mit den Menschen unterhalten und in ihren Ideenkreis eindringen, kann nicht die Zeitungen lesen, die ihn doch jeden Tag in die innigste Berührung mit dem Leben der Nation setzen, nicht den Predigten, den Reden der Anwälte, der Abgeordneten folgen, er kann nur Opernvorstellungen oder Ballets, nicht das gesprochene Wort des Schauspielers verstehen.

Er kann auch einem Stiergefechte beiwohnen; aber wenn er ein gebildeter Deutscher ist, wird ers nicht gern thun. Ich glaube, für jeden human empfindenden Menschen ist das Empörendste und Ekelhafteste, daß die eigentlichen Opfer der Stierkämpfe alte, abgetriebene Pferde sind, die, nachdem sie dem Menschen Jahre lang gedient haben, auf diese rohe Weise umkommen müssen. In einigen Städten bietet sich an Sonntagnachmittagen ein Ersatz für das Stiergefecht, den ich nicht genug empfehlen kann. Das ist das baskische Ballspiel. Zwei Parteien, jede aus zwei Personen bestehend, spielen gegen einander. Die eine schleudert einen Ball mit großer Kraft gegen eine Wand und die andere muß ihn auffangen, worauf sie den Ball wirft, der nun von der ersten Partei aufgefangen werden muß. Dabei wird eine Schnelligkeit und eine Gewandheit entwickelt, die den Fremden in das höchste Erstaunen versetzen. Ich habe gesehen, daß ein Ball fünf Minuten lang den Boden nicht berührte. Ein Spanier erzählte mir, es komme vor, daß der Ball während einer halben Stunde ununterbrochen hin- und herfliege; aber ich denke mir, dieser Spanier war ein Gascogner. Was ich da sah, erinnerte mich an Lords Cricket Ground in London, den man gesehen haben muß, wie die Universitätbootwettfahrt im Frühling und die Pferderennen zu Epsom und Ascot im Mai und Juni. Das Spiel, das ich in Madrid sah, stand höher als das in London. Aber in allen übrigen Beziehungen hielt es den Vergleich nicht aus. In London eine enthusiastische Gesellschaft um den grünen Spielplatz gruppirt, blauer Himmel und elegante Toiletten; in Madrid ein düsteres, schmuckloses Gebäude, von einem entsetzlichen, ununterbrochenen Geschrei erfüllt, als befände man sich an der pariser Börse.

Auch die Kunstgenüsse Spaniens werden also nur Wenige befriedigen. Wer auf mich hört, wird andere Länder aufsuchen. Belgien und Holland sind dem heutigen Geschlecht fast nur deshalb bekannt, weil dort Ostende und Scheveningen liegen, und doch darf die Stadtkultur der Niederlande, was Architektur und Malerei betrifft, sich neben Norditalien stellen. Großbritaniens Landschaft ist von so entzückender Schönheit, daß sie allein einen Besuch des Landes lohnt; außerdem besitzt es herrliche Domkirchen und die Reize des Mittelgebirges in Wales, in Schottland, in Cumberland und Westmoreland. Frankreich, abgesehen von Paris, ist wohl auch vor dem Krieg wenig besucht worden, obwohl ihm die Hochgebirgsnatur nicht in den Alpen und den Pyrenäen, die Mittelgebirgsszenerie nicht in der Auvergne fehlt und obwohl ihm weder stolze Schlösser noch prächtige Domkirchen noch endlich anmuthige Städtebilder versagt sind. An seinen Reichthum an Ueberresten des römischen Alterthumes zu erinnern, ist hoffentlich überflüssig. Und dann giebt es in Frankreich noch immer sehr gute mittlere Gasthöfe. Der Bergsteiger weiß, daß gewöhnlich nicht die höchsten Berge die schönste Aussicht gewähren, und der Reisende, daß oft nicht die allerersten Gasthöfe die besten sind. Der französische Baedeker versteht es vortrefflich, ihn auf deren verschiedene Eigenschaften aufmerksam zu machen, weil er mit den Sternen sparsam umgeht und hier und da sich der Sprache bedient, um sie zu charakterisiren. Da finde ich, zum Beispiel, für eine französische Stadt folgende drei Gasthöfe in dieser Ordnung aufgeführt: Grand Hôtel de l'Univers; de 1er ordre et avec prix en conséquence. Grand Hôtel de Bordeaux; bon. *Hôtel du Faisan. Ich weiß nun sicher, daß ich an den ersten vorübergehe und das letzte das beste ist. Dort finde ich in der That schöne Zimmer, vortreffliche Betten und eine ausgezeichnete Küche; der Gasthof ist von Franzosen, der Hof von Automobilen überfüllt. In dem Grand Hôtel de Bordeaux speise ich einmal; es ist gut, aber es steht unter dem Fasanen. Das führe ich an, weil ich hoffe, daß sich die Baedeker einiger anderen Länder ein Beispiel daran nehmen.

Sollte nun aber der Leser darauf bestehen, nicht nach Frankreich und England, sondern nach Spanien zu reisen, so habe ich ihm nur noch zwei Rathschläge zu ertheilen. Der eine bezieht sich auf die Gegenden, die er nicht auslassen soll. Manche Nordländer scheinen der Meinung zu sein, daß Spanien t in Madrid anfange, Andere, daß das Land nur wegen seiner maurischen rgangenheit Interesse verdiene. Für den Reisenden, wie ich mir ihn denke, : mit der Geschichte, der Sprache und der Kunst des Landes vertraut ist, re es allerdings überflüssig, hervorzuheben, daß die nördlichen Theile des ndes, weil sie sich von der Maurenherrschaft zuerst befreit haben, auch die sten Denkmale christlicher Kultur aufweisen und daß man deshalb Städte Zaragoza, Valladolid, Segovia, Salamanka, Avila nicht übergehen darf.

Und doch kenne ich hochgebildete Männer, die selbst am Escorial vorübergefahren sind und Barzelona ausgelassen haben, weil es keine spanische Stadt sei. Barzelona aber ist so sicher eine spanische Stadt wie Köln eine deutsche und Mailand eine italienische. Daß man sogar auf den Montserrat verzichten kann, ist verbürgt und erscheint unglaublich; denn er hat in ganz Europa nicht seinesgleichen. Mit seinen zahlreichen Thürmen und Spitzen gleicht er den Bergen der Dolomiten, mit seinen senkrecht aufstrebenden Wänden den Felslandschaften des französischen Jura, namentlich denen im Thale der Albarine und am Lac du Bourget. Der Blick südöstlich vom Kloster auf das Thal des Llobregat und die Pyrenäen erinnert an die herrliche Aussicht unterhalb Klobensteins auf das tief unter dem Beschauer liegende Eisackthal und die Spitzen der zillerthaler Alpen. Der Weg vom Kloster nach San Jeronimo an den Trenca Barrals vorüber und durch das Valle Malo zeigt eine solche Mannichfaltigkeit, Großartigkeit und Steigerung der Eindrücke, daß auch der Vielgewanderte sein Gedächtniß lange durchforschen muß, ehe er etwas dieser Wanderung Aehnliches findet. Die vom Schlern nach Campitello an Schwindel erregenden Abgründen und schönen Matten vorüber, bis der gewaltige Vernel im Vordergrunde über dem Thale des Avisio emporsteigt; die von Perra dem rauschenden Sojalbach entgegen in eine düstere, enge Felsenwüste hinauf, die den Wanderer auf allen Seiten einzuschließen scheint, bis sich endlich im Westen eine schmale Gebirgsspalte aufthut und den Blick auf den in weiter Ferne liegenden Ortler eröffnet; dann die von Les Mottets über den Col de la Seigne an kühnen Bergspitzen, Gletschern und dem Combal-See vorüber durch das Thal der Dora Baltea hinab, bis ihm von Courmayeur her die Sonne Italiens entgegenleuchtet: sie kommen dem Wege nach San Jeronimo nah, aber Eins fehlt ihnen. Diese drei Wanderungen führen ins Thal hinunter, der Weg nach San Jeronimo geht stets hinauf, bis der Wanderer auf einer Felsenspitze steht und nun sein Auge von fernen Gipfeln der Pyrenäen entlang der sich immer gewaltiger entfaltenden Gebirgskette bis zum Mittelländischen Meere schweift. In der Ebene, die zwölfhundert Meter senkrecht unter ihm beginnt und sich nach Norden und Westen ausdehnt, manövrirte Julius Caesar die Pompejaner aus Spanien heraus; und durch diese Ebene kam von den Pyrenäen her ein anderer General und hängte unten in der Klosterkirche seine Waffen auf: Ignacio Loyola. Die Erhabenheit des Montserrat hat Wilhelm von Humboldt in edler Sprache geschildert. Niemand, der Spanien zu besuchen beabsichtigt, sollte diese Beschreibung (wie auch seine andere von Sagunt und dem Baskenland) zu lesen vergessen. Seit Humboldts Besuch hat sich der Kamm des Berges wenig verändert; seine Darstellung ist noch heute richtig, wie ich behaupten darf, denn mich führte der Zufall in derselben Jahreszeit hinauf. Gerade waren hundert Jahre verflossen. Und nach-

dem ich nun die charakteristischen Züge des Berges vorgeführt habe, kann ich noch eine andere Wanderung erwähnen, die durch ihre Richtung und die Aussicht des Endpunktes an den Mirador erinnert: die von Castellamare durch schönen Wald auf den Monte San Angelo, von wo man den Busen von Neapel, die ganze Halbinsel, die Insel Capri und den Meerbusen von Salerno überschaut.

Der zweite Rathschlag betrifft die Reisezeit. Townsend bemerkt richtig: the best time for him to begin his expedition is in autumn. Aber die große Mehrzahl aller Fremden reist im Frühling; die Einen, weil sie „dem Frühling entgegenfahren" wollen, die Anderen, um den religiösen Festen in Sevilla beizuwohnen. Keiner der beiden Beweggründe sollte den Reisenden leiten. Mit dem spanischen Frühling hat es seine eigene Bewandtniß. Die hohe Lage eines großen Theiles von Spanien über dem Meeresspiegel und die vielfach von aller Vegetation entblößten Berge bewirken, daß der Frühling in großen Theilen des Landes dem unseren in Mitteldeutschland und am Rhein kaum voraus ist, während die Südküste und das untere Thal des Guadalquivir sich zur selben Zeit schon dem Sommer nähern. Ich erinnere mich noch mit Verwunderung, wie sorgfältig die älteren Leute in Barzelona in der zweiten Hälfte des März sich gegen Abend mit dem Mantel den Mund bedeckten. In Valencia kämpfte am Ende des selben Monats die Sonne einen harten Kampf gegen den von den Bergen herabkommenden eisigen Wind; und die Schlacht blieb unentschieden. In Granada war es kalt und in Bobadilla hatte der Bahnwirth einen Ofen aufgestellt, den die Fremden fröstelnd umdrängten. Am selben Tag, es war im April, kamen wir in Malaga in unseren Mai hinein und einige Tage darauf war es in Sevilla so heiß, daß die Betten mit Moskitonetzen umgeben wurden. Mitte April herrschte in Toledo und Madrid während der Nacht empfindliche Kälte, während gegen Mittag die Sonne so unangenehm brannte, daß das Gehen ermüdete. Aber selbst wenn unser Frühling in Spanien zu finden wäre, würde er uns wenig Freude bereiten. Denn was ihm in unseren Breiten seinen Reiz verleiht, ist, daß ein großer Theil der Bäume neue Blätter ansetzt. Die Bäume unserer Zone treten aber entweder in der Vegetation Spaniens zurück, weil Pflanzen wie Palmen, Aloen, Agaven, Kakteen, Orangen- und Olivenbäume vorwiegen, oder es fehlt überhaupt an Bäumen. Und dann die religiösen Feste! Es gab eine Zeit, wo die Kirche viele Aufgaben übernehmen mußte, die heute dem Staat zufallen, ja, wo sie sogar für Vergnügungen zu sorgen hatte. Aermliche Ueberreste dieser Zeit findet man noch jetzt in Spanien. Ich will nur einen dieser Reste beschreiben. Am Mittwoch in der Karwoche, berichtet Baedeker, findet in Sevilla um zehn Uhr vormittags das „Zerreißen des Tempelvorhanges unter Donnergetöse" statt. Ich ging in den dafür bestimmten Raum der Kathedrale. Drei Instrumente — es waren, wenn ich mich nicht irre, ein Baß, ein Violon-

cell und eine Oboe — verübten eine unbeschreibliche Musik. Die Vorderwand schloß ein großer Vorhang ab, hinter dem unendlich lange Zeit hindurch hantirt wurde. Endlich wurde er schnell weggezogen, während die Musik einen bescheidenen Lärm zu Stande brachte. Nun sah man eine größere Anzahl Geistlicher vor dem Altar gruppirt. Das war das Zerreißen des Tempelvorhanges unter Donnergetöse. Nach diesem Anblick wollte ich die übrigen Nummern des Karprogrammes nicht mehr sehen. Zufällig hatte ich im Dom zu Toledo Gelegenheit, einer religiösen Szene zuzuschauen, die einen stärkeren Eindruck machte. Die tiefe Erregung durch die Nachricht, daß der Herr auferstanden sei, die gewaltige Freude, daß er mehreren Personen erschienen sei: Das wurde auf würdige, erhebende Weise dargestellt. Eine mächtige Anziehungskraft üben die großen Prozessionen aus, die, wie die Stiergefechte, unzählige Male beschrieben worden sind. Hat man eine dieser leeren Schaustellungen gesehen, so reicht es völlig aus. Den großen Ruf, den sie genießen, verdanken sie den Engländern, die bekanntlich nicht nur state und style verehren, sondern auch mit einer starken Neigung zu shows begabt sind. Den Spuren der Engländer sind die Amerikaner gefolgt; sie nehmen sich ja die Engländer in Allem, was äußere Lebensformen angeht, zum Vorbild. Den dritten Theil des fremden Kontingentes stellen die Franzosen; sie werden durch billige Rückkarten ihrer Eisenbahngesellschaften dazu verlockt. Andere Völker sind nur in geringer Zahl vertreten. Kann man diese Festlichkeiten mitnehmen, so wird man es thun; aber nach Spanien reisen, nur um sie zu sehen? Davon ist abzurathen. Von den großen Schwierigkeiten, in der Karwoche in Sevilla unterzukommen, von den entsetzlichen Löchern, mit denen viele Reisende vorliebnehmen müssen, von den hohen Preisen und Gaunereien aller Art, die dann verübt werden, will ich nicht sprechen. Nur, als allein genügend, erwähnen, daß in der Fastenzeit überall in Spanien die Altäre verhängt sind. Nun lassen sich die Küster an unbemerkten Stellen wohl herbei, die Vorhänge aufzurollen, aber sie verhalten sich ablehnend, wenn man die großen Altarbilder in dem Hauptschiff und in den überall sichtbaren Kapellen zu sehen wünscht; am Gründonnerstag und Karfreitag aber stellen sie den Dienst ganz ein. Zu dieser Unannehmlichkeit gesellt sich die andere, nicht minder empfindliche, daß die Spielzeit der großen Theater schon früh aufhört.

Deshalb sind Frühlingfahrten nach Spanien aus keinem der beiden Gründe anzurathen; die Fastenzeit erschwert es dem Wanderer geradezu, seiner Zweck zu erreichen. Wenn er aber Mitte September seine Reise antritt, findet er Kirchen und Theater offen und das Land ist dann mit den Reizen umkleidet, die ihm der Himmel zu bescheren vermag.

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

Wiener Werkstätten.

Eins der nützlichsten Resultate der neuen Bewegung im Kunstgewerbe ist die Werkstättenorganisation. In den größeren Städten, wo sich Nutzkünstler zu gemeinsamen Schaffen verbünden möchten, sind die Werkstätten die natürlichen Centralen geworden. Da die Angewandten Künste auf die Mitarbeit des in der Nachfrage enthaltenen Bedürfnisses angewiesen sind und die freie Atelierthätigkeit des Künstlers dieses Bedürfniß gern übersieht, so kommt viel auf eine Leitung an, die beide Interessen vernünftig gegen einander abwägt. Eine Agentur zwischen Künstler und Käufer kann jeder Händler übernehmen; aber entweder wird dann dem Künstler oder dem kaufenden Publikum das ganze Bestimmungrecht eingeräumt und in beiden Fällen sehen wir als Folge schlimme Erscheinungen. In den Werkstätten sind solche Entgleisungen schwer möglich. Die Künstler, die sich hier organisiren, haben einen Namen zu verlieren und müssen zur Bedingung machen, daß kein Gegenstand die Werkstatt verläßt, den sie nicht vertreten können; der kaufmännische Leiter aber, der das Haus erhalten soll und Gewinne vertheilen will, hat darauf zu halten, daß nicht Extravaganzen begangen werden. Er vertritt den Künstlern gegenüber das Bedürfniß, das sich selbst nicht recht kennt, oft Mode genannt wird und doch eine Art von Kulturinstinkt ist; die Künstler betonen ihm gegenüber die ideale, ästhetische Zweckmäßigkeit, das vergeistigte Bedürfniß, kurz: ihr Kunstprinzip. So erfolgt ein nützlicher Ausgleich. Wie eine Gründung, die, über den Profit hinaus, als Kulturorgan gedacht ist, nach vielen Seiten befruchtend wirkt, zeigt die Werkstättenbewegung. In ihr hat sich Etwas von dem alten Genossenschaftideal ganz gemächlich verwirklicht; auch wird das chronische Uebel der Feindschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hier zum Theil durch ein Interesse an der Sache beseitigt. Wenn die Entwickelung in der eingeschlagenen Richtung fortschreitet, kann noch manches Gute entstehen. Es ist, zum Beispiel, möglich, daß später einmal die privaten Kunstschulen, die, hervorgerufen durch die Unzulänglichkeit der staatlichen Kunstgewerbeschulen, jetzt überall entstehen, Schulen etwa, wie Debschitz und Obrist sie in München leiten und wie Herr August Endell sie in Berlin gegründet hat, sich den Werkstätten angliedern. Der Vortheil müßte für beide Theile groß sein. Die Werkstätten würden den Schülern ein Uebungsfeld der Praxis bieten, wie es besser nicht gedacht werden kann, und die Lehrlingarbeit könnte das Lohnbudget beträchtlich entlasten.

Die Reichshauptstadt, die noch keine Werkstätte hat, muß froh sein, wenn ihr einmal die Arbeiten fremder Verbände gezeigt werden. Das geschah neulich im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus. Die wiener Werkstätten stellten dort aus. Das
in Gesagte wäre freilich von den münchener oder dresdener Werkstätten besser
tigt worden. Aus zweierlei Gründen. Erstens finden sich in den Organisa-
n Münchens und Dresdens viele Künstler zusammen und das Ganze ihrer
insamen Arbeit kommt stets auch vielen verschiedenartigen Bedürfnissen ent-
; und zweitens ist ihre Thätigkeit fast ganz aufs bürgerlich Praktische ge-
t. Die wiener Werkstätten sind aber vorläufig nur eine Assoziation zweier Künst-
eines Geschäftsführers; und sie fabriziren in der Hauptsache Luxuskunst.

Das nahm der Ausstellung von vorn herein die soziale Note. Auch weiß

man nicht, ob sich die Gefühle der Zustimmung und Ablehnung, die Einem während der Betrachtung kamen, an die beiden Künstler wenden dürfen oder ob sie dem neuen wiener Stil im Allgemeinen gelten müssen. Eine Entwickelung dieses seltsamen Geschmackstils zum Gesunden scheint undenkbar; denn die außerordentlichen Eigenschaften der wiener Gewerbekunst sind stets die letzten Wirkungen schon erschöpfter Ursachen. Es ist gewiß möglich, diese schmalbrüstige Aesthetik aus dem wiener Charakter zu erklären; abee Erklärungen machen die Kunst auch nicht besser. Oder vielmehr: nicht robuster, gesunder. Diese ganze Kunst ist verzweifelt gut und solid, absichtlich einfach, klug ohne Seele, raffinirt, primitiv und paradox, grotesk und biedermeierlich schüchtern zugleich, von einer unwidersprechlichen, aber unausstehlichen Vernunft und so absolut geschmackvoll, daß sie fast geschmacklos wird. In dem Sinne etwa — mit dem natürlichen Abstand —, wie die ungeheure Kunst Beardsleys als Ganzes eine kulturelle Geschmacklosigkeit genannt werden kann. Der wiener Stil — immerhin ists ein Stil! — ist etwa egyptisches Rokoko, snobistischer Japanismus und makartisches Empire; die englische Sachlichkeit wird von ihm durch ernsthaft gemeinte Uebertreibungen ironisirt und die belgische Kausalidee im Spiel verzettelt. Was bei den keltischen Blutsverwandten, den Schotten, immerhin noch wie innerer Zwang wirkt, erscheint hier wie die Wahl einer Möglichkeit unter vielen.

Dem Künstler mag es schwer, vielleicht unmöglich sein, sich dieser Atmosphäre zu entziehen. Hoffmann und Moser bestätigen durchaus das geistige Milieu, worin sie leben; sie bereichern es, aber erweitern es nicht. Hoffmann hat Häuser gebaut und Moser vortreffliche Möbel gemacht; doch sagen diese Häuser und Möbel wenig von den Künstlern. Jeder kleine englische Architekt baut solche Landhäuser; und wenn der erfahrene Laie sich Mühe giebt, seine Bedürfnisse kennt, alle Phrasen vermeidet und den Statiker zur Seite hat, kann er sich auch etwas Aehnliches zusammentragen. Versteht sich: wenn er sehr reich ist und mit Material wirken kann. Als Künstler und Persönlichkeiten erkennt man die beiden Wiener erst in ihren Entwürfen für Schmuck, Lederarbeiten und Metallgeräthe, in ihren zierlichen Ornamenten, feinfarbigen Möbelstoffen, schlanken Schablonenmalereien, sauberen Intarsien und lustigen Dekorationen. Dekorateure sind sie Beide, wie Olbrich es ist und wie die Bildhauer Luksch und Metzner es sind, die auch im Hohenzollernhaus mit ausgestellt haben. Metzner ist zwar ursprünglich berliner Porzellanplastiker und erst kürzlich nach Wien berufen worden: aber er ist für Wien prädestinirt und deshalb schnell heimisch geworden. Geschickt sind diese Leute alle bis zur Taschenspielerei. Wie Metzner aus Michelangelo ein ganz kaltes, aber sehr anständiges Ornament macht, wie Luksch mit großer Fähigkeit groteske Simplizissimusfiguren formt und in Thon brennt, so wird in der wiener Kunst Alles zum Ornament, zum Klingklang mit obligaten Modedissonanzen. Während der kurzen Zeit eines Ausstellungbesuches hat man seine helle Freude. Man sieht eine Handwerksarbeit, die in allen Theilen tadellos ist und durch die Liebe und Sorgfalt für das Kleinste sympathisch berührt, eine kultivirte Materialästhetik, vor der man sich schämt, weil man keinen schwarzen Rock und keine Lackschuhe trägt. Man kann Formenkombinationen studiren, die wahres Entzücken erregen, und Einfälle bewundern, die der heitersten Laune entsprungen scheinen. Ueber die stark betonte Sachlichkeit dieser Luxusdinge sieht man hinweg, weil sie oft so erheiternd

unsachlich ist; die Originalitätsucht, die das kleinste Ding mit Monogrammen von Gott weiß wie vielen Autoren stempelt, ärgert nicht, weil sie etwas so sympathisch Verrücktes hat; das stark Parfumirte dieser Kunst belästigt nicht, weil es zum Milieu gehört. Und schließlich hat man als Ergebniß doch den Eindruck, zwei sehr fruchtbare, erfinderische und ungemein thätige Künstler kennen zu lernen, denen sich in Deutschland wenige vergleichen lassen.

Nur hält der Eindruck nicht lange. Wie kann etwas sehr Geschmackvolles so wenig nachwirken? Der Geschmack ist nach den neusten Lehren doch das Wichtigste in der Kunst. Mag sein; aber er ist eine kritische, ordnende, organisirende, controlirende Fähigkeit, nicht eine schöpferische; er ist, was der Takt im Gesellschaftlichen ist, der auch eine Persönlichkeit voraussetzt und als Selbstzweck zum Formalismus wird; er lehrt die Kunst des Unterlassens, aber nicht die des Thuns. Was aber bliebe den Wienern, wenn man ihnen den Geschmack nähme? Ein Gemengsel von Urbildern aus England, Schottland, Japan, Egypten, aus der Biedermeierzeit und dem Empire. Und eine große Menge von Quadraten in allen Größen. Darum: wer seiner Frau, seiner Geliebten zum Geburtstag einen originellen Schmuck, ein dekoratives Service, eine prachtvoll gearbeitete Kassette schenken will, findet hier die beste Gelegenheit; wer aber Bestätigung seiner Kulturhoffnungen gesucht hat, wird am Ende doch den Kopf schütteln.

Friedenau. Karl Scheffler.

Lüschen.

Seit Frau Grotefent tot war und ihre kleinen Kinder hilflos zurückgelassen hatte, war „es Lüschen" Hausmutter. Wie schwer die Last war, die das Leben auf ihre jungen Schultern gepackt hatte, konnte Niemand ermessen. Nicht einmal sie selbst. Nur ganz dumpf, in einer schweren, lähmenden Traurigkeit, fühlte sie, daß all die Arbeit, Sorge und Verantwortung sie zu Boden zogen.

Lüschen war dreizehn Jahre alt und hätte noch ein halbes Jahr, bis Michaelis, in die Schule gehen sollen. Sie hatte gern und leicht gelernt. Das war nun vorbei. Lüschen war im Hause nicht mehr zu entbehren. Ihr blieb keine Minute Zeit, an sich selbst zu denken. Und dazu hatte Lüschen überhaupt wenig Anlage. Nur in der Nacht, wenn Alle schliefen und die Sterne durch das Fenster sahen, überfiel sie die Sehnsucht nach der Mutter, immer gleich lebendig, gleich unstillbar; und ihr Kindergemüth blutete aus tausend Wunden.

Am Tage mußte sie die Wohnung reinhalten. Und wie gewissenhaft that sies! Da brauchte kein Winkelchen das Licht zu scheuen. Sie mußte das Essen kochen und den Vater versorgen. Das ging niemals ohne Herzklopfen ab, nie ohne heimliche Angst und Unsicherheit. Sie mußte die vier kleinen Brüder im Zügel halten, damit sie ihr nicht über den Kopf wuchsen. Und sie waren so wild

und zerrissen so viel und waren nicht satt zu kriegen. Dann mußte sie für das Lüttche sorgen, das die Mutter das Leben gekostet hatte. Dörchen war nun beinahe ein halbes Jahr alt, ganz zart und schwächlich, ein klimperkleines Dingelchen. Aber nun gedieh es doch und wurde so niedlich. Lüschen war ganz stolz darauf und liebte das kleine Wesen wie ein echtes, treues Mütterchen.

Alles wäre ja noch ganz gut gewesen; aber da war dieser quälende Druck, der ihr alle Freudigkeit nahm und sie so müde machte, so zum Sterben matt. Das war der Vater. August Grotefent war Steinklopfer. Dieser Beruf macht den Menschen wohl hart. Denn böse war der Vater nicht. Lüschen entsann sich nicht, jemals einen Schlag von ihm bekommen zu haben. Auch gegen die Mutter hatte er nie die Hand erhoben. Er lachte nur niemals und sprach niemals; das Reden hielt er für eine ganz überflüssige Sache. In der Nachbarschaft nannten sie ihn den „ollen Steinpott." Das kam ihm natürlich niemals zu Ohren; denn alle Leute gingen ihm lieber aus dem Weg. Zu Leid that er Keinem was. Nicht einmal den vier ungezogenen Jungen. In seiner Gegenwart wagten sie nicht, sich zu rühren; er konnte sie kaum bemerken. Und Lüschen petzte nicht.

Sie sann oft darüber nach, welche unheimliche, vernichtende Gewalt den Vater so stumm mache. Eine furchtbare Gewalt, die wie ein Felsblock lastete, Lüschen erbeben ließ, alle Gedanken und Entschlüsse des armen Kindes im Keim erstickte. So lange die Mutter lebte, hatte sie es nicht empfunden. Die Mutter stand zwischen dem Vater und den Kindern, sanft, leidend und ergeben; sie nahm die Last auf sich, um die Kinder davor zu bewahren, und ging langsam daran zu Grunde. Müde wurde sie, freudlos und still. Und als sie sich zum Sterben hinlegen konnte, that sie es mit einem Lächeln und sträubte sich nicht gegen das Weggehen. Lüschen war ja da. Die würde treu und gewissenhaft den Platz der Mutter ausfüllen.

Aber nun war Etwas in der Ferne aufgetaucht, das Lüschen mit einer rathlosen, verzehrenden Herzensangst erfüllte. Und in dieser Angst kam die Sehnsucht nach der Mutter zum Schweigen. Nachts saß das Kind aufrecht in seinem Bett, faltete die Hände und bat inbrünstig: „Lieber Gott, hilf mich! Ich muß ja hierbleiben. Wie kann ich denn weg!" Wars dann ruhiger, so nahm es das Lüttche aus seinem Waschkorb, preßte es an die schmale Kinderbrust und flüsterte tröstend: „Ich bleibe ja bei Dich, Dörchen, sei man still, sei man ganz still!" Lüschen fühlte, daß ihre Kräfte schwanden, daß sie so müde wurde, wie die Mutter gewesen war. Sie schleppte sich so hin, mit dumpfem Kopf und schweren Füßen, und hatte manchmal ein wildes, tollkühnes Verlangen, dem Vater zu sagen: „Ich kann nich mehr, es geht nich mehr. Ich geh da an kaput. Siehste Das denn nich?"

Aber wenn der Vater bei Tisch saß, tief über die dampfende Schüssel gebeugt und laut die Suppe schlürfend, dann sank all ihr Muth zusammen und sie brachte kein armes Wort hervor. Und der Vater sah wohl nicht, daß sein Kind verfiel, daß es blasser und blasser wurde und dahinschwand, wie die Tage vor Weihnachten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In einer Nacht, als Lüschen wieder einen bösen Anfall gehabt hatte und von Todesangst, Athemnoth und rasenden Herzschlägen gefoltert worden war,

wußte sie: viele solche Nächte konnte sie nicht mehr überleben. Schonen konnte sie sich nicht. Und daß der Vater sich eine zweite Frau nehmen könne, kam ihr gar nicht in den Sinn. Was sollte denn werden, wenn sie sterben mußte?

Um die Brüder war ihr nicht bang. Die wußten, so klein sie waren, schon ganz genau, wozu kräftige Ellbogen und derbe Fäuste gut sind. Die würden sich schon durchschlagen. Aber das Lüttche? Was würde aus ihrem armen Lüttchen werden, das nun gerade aus dem Gröbsten heraus war und so niedlich und drollig wurde? Wer würde ihm zu trinken geben, es warm halten, freundlich mit ihm sprechen? Vielleicht würden harte Hände es rauh anfassen, kalte Blicke es lieblos ansehen. Dem Mädchen wurde heiß und kalt wie im Fieber. Und da tauchte wieder der Gedanke auf, der schon manchmal, leise noch und scheu, aus der Tiefe der Nacht heraufgestiegen war. Und er wuchs und wuchs und das arme, schwache Lüschen klammerte sich an ihn. Da war ein Ausweg. Gott sei Dank!

Wenn man sein Liebstes auf der Welt vor dem Leid des Lebens bewahren will: Das kann nicht Unrecht sein.

Ganz leise stand Lüschen auf und zog sich an. Der Vater und die Brüder schliefen tief und fest. Durch das Fenster sah ein viereckiger Himmelsausschnitt mit zitternden Sternen. Durch das Loch in der Scheibe, das mit Papier verklebt war, strich ein kühler Nachthauch. Behutsam nahm Lüschen das schlafende Kleine aus dem Waschkorb und wickelte es in ein wollenes Tuch, das der Mutter gehört hatte; sie fror immer so, hatte immer so kalte Hände und Füße gehabt, die arme Mutter.

Leise stahl Lüschen sich aus dem Haus, mit bloßem Kopf, im dünnen, abgetragenen Kleid, und hielt das Lüttche fest an sich gepreßt. Am Liebsten wäre sie gelaufen; aber dann wäre Dörchen vielleicht aufgewacht und hätte geweint. So ging sie langsam die leere Straße hinunter. Der Mond schien kreidig hell und die Pappeln warfen schwarze, zackige Schatten auf den Weg. Auf der anderen Seite stand der Nachtwächter und betrachtete sinnend eine Laterne, deren Scheiben die Straßenjungen zertrümmert hatten. Er war so vertieft, daß er Lüschen gar nicht sah. Dafür war er eben Nachtwächter. Unbemerkt kam Lüschen an den Feuerteich.

Da war sie ganz sicher. Drüben erhob sich, schwarz und unheimlich, der Stadtwall mit seinen alten Linden und hüben hatte sie Deckung durch das Gebüsch, das den Teich rings dicht umstand. Im Thorwärterhaus schimmerte freilich noch Licht; aber durch die Scheiben sah das Mädchen, daß der alte Sägebühl in seinem Ohrenstuhl eingeschlafen war. Auch die Leichenwäscherin war noch wach. Aber Die war taub und legte sich Karten. Sonst war kein Leben weit und breit. Nur die Blätter rauschten und der Wind ging.

Lüschen kletterte über das niedrige Gitter, das den Teich umgab, und ierte sich auf dem schmalen Uferrasen nieder. Sie hob einen schweren Stein legte ihn auf das Tuch der Mutter und nahm das Lüttche in ihre Arme. war aufgewacht, hatte die Lider offen und sah sie aus klaren, zufriedenen gen an. Da packte das Lüschen ein wüthender Schmerz um das kleine Leben, s ihre Hände verlöschen wollten. Sie riß das Kind an sich und küßte es, als lle sies ersticken. „Mein Lüttches, mein Lüttches!“ flüsterte sie, während ihr nd auf den blonden Härchen der Kleinen lag; „es is nich anders, es is doch

nu mal nich anders! Un Du gehst ja bei Mutter." Das Kind wimmerte leis; denn die Luft war am Teich kühl. Noch einen Kuß unter strömenden Thränen. Dann strich sie das Tuch glatt, legte das Dörchen auf den Stein, wickelte Alles fest zusammen und band noch ihre leinene Schürze darum. Und dann wars geschehen. Lüschen hatte ihr Schwesterchen umgebracht...

Als das Bündel mit dumpfem Klatschen die Wasserfläche berührte und das Lüschen mit festgeschlossenen Augen und zitternden Füßen dastand, schlug die Kirchenuhr gerade Zwölf. Entsetzen packte das Mädchen. Es lief, wie es in seinem Leben noch nicht gelaufen war. In seinen Ohren war ein Hämmern und Stampfen, als sei ein Reiter hinter ihm und verfolge es. Ein scheuer Blick rückwärts... Die Straße ist leer. Kein Mann, kein Pferd. Und alle Gärten schwarz und still und alle Häuser dunkel.

— —

Nun war Lüschen daheim. Es wankte ins Haus, ging aber nicht in die Kammer, wo der Vater und die Brüder schliefen, sondern blieb in der Küche am Herd sitzen. Ganz stumpf und schlaff hockte es da.

Als im Morgengrauen der Vater aufstand und seinen Kaffee haben wollte, sah Lüschen ihn mit verstörten Augen an.

„Dörchen ist weg", sagte sie ruhig. Ihre Augen schienen gar keine Farbe mehr zu haben.

Der Vater starrte sie mit offenem Munde an. Auch jetzt wurde es ihm sauer, ein Wort zu finden.

„Was?" fragte er rauh, mit schwerer Zunge.

Eintönig sprach das Mädchen weiter. „Ein fremder Mann hat das Dörchen aus dem Korb genommen und weggetragen". Die Erzählung war unglaublich, Lüschen verwickelte sich in Widersprüche und konnte Keinen gerade ansehen; doch nichts war aus ihr herauszubringen. Sie weinte nur. Es ging ihr sonderbar. An reinen, friedlichen Bildern wollte sie sich trösten, wollte denken, wie schön es gewesen sein mußte, als die Mutter am Himmelsthor dem Lüttchen entgegenschwebte und sich freute, daß ihr Kleines so gewachsen war und schon „Errerre" und „Eia" sagen konnte. Und wie sie dann Hand in Hand durch den blauen Himmelspalast geschwebt waren, gerade auf Gottes Thron zu. Doch all diese Bilder waren so blaß und zerflatterten, wenn Lüschen danach greifen wollte. Wirklich war ihr nur das Klatschen im kalten Wasser, das Dröhnen der Thurmuhr, die Härte der Menschen und die grenzenlose Verlassenheit.

Sie trugs nicht lange. Und als der Vater sie weiß und kalt in ihrem Bett fand, war auf ihrem Gesicht kein Friede; nur ein herber, kalter Ernst.

Das Leichlein des Lüttchen wurde endlich im Feuerteich gefunden. „Aha", sagten die weisen Leute in der Stadt, „Lüschen Grotefent hat sich die Last vom Halse geschafft. Das war ja aber auch zu viel für den armen Wurm." Und der Professor im Vorderhaus, ein ungeheuer gelehrter Herr, der ein dickes Buch über die „menschliche Auslese" geschrieben hatte, fand durch diesen Fall seine Ansichten von sozialer Tauglichkeit und Untauglichkeit vollauf bestätigt. Lüschens Vater aber und seine vier Söhne klopften weiter Steine. Solche Arbeit erfordert Härte und Kraft.

Charlottenburg. Ilse Franke.

Die sendlinger Bauernschlacht.*)

Nun wollen wir aber heben an,
Von einer Christnacht melden.
Aus den Bergen ziehn gen München heran
Fünftausend mannliche Helden.
Der Gemsbart und der Spielhahnschweif
Sind drohend gerückt nach vorne,
An ihren Bärten klirrt der Reif,
Ihr Auge glüht vor Zorne;

*) Als ich vor vierzehn Tagen hier von Hans Hopfen sprach, den wir im November verloren haben, erwähnte ich auch seine „Sendlinger Bauernschlacht." Aus vielen Briefen erfahre ich nun, daß dieses starke Gedicht (das vor dreiundvierzig Jahren, in Geibels „Münchener Dichterbuch", zuerst erschien) nicht so bekannt ist, wie ich geglaubt hatte. Manchem wird der Wiederabdruck deshalb vielleicht willkommen sein. Hundert Jahre ists gerade her, seit bei Sendlingen (die Landgemeinde ist inzwischen der Bayernhauptstadt einverleibt worden) gefochten, zwanzig Jahre, seit dieser Bauernkrieg von dem katholischen Kirchenhistoriker Johann Nepomuk Sepp in einer lesenswerthen Monographie geschildert wurde. Der vom zweiten spanischen Karl zum Nachfolger auf dem Thron Spaniens ausersehene Kurprinz Joseph Ferdinand von Bayern war 1699 gestorben und sein Vater, Maximilian II Emanuel, den die Glorie des Türkenbesiegers umstrahlte, ließ sich von der ehrgeizigen Hoffnung auf ein süddeutsches Königreich in eine nicht ungefährliche Intimität mit Frankreich verlocken. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, kämpften die bayerischen Truppen also auf der Franzosenseite und der Kurfürst konnte, nach den ersten Erfolgen, einen Einfall ins Tirolerland wagen. Da kam, im August 1704, die Niederlage bei Höchstädt, Oesterreichs Heer hauste als Eroberer in Bayern und der Kurfürst mußte in die Niederlande flüchten. Die den Wittelsbachern in Treue ergebenen oberbayerischen Bauern ruhten aber nicht; immer wieder versuchten sie, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Vergebens. Auch der letzte, von den oberländischen Insurgenten unternommene Versuch wurde, am Tag nach der Weihnacht 1705, bei Sendling von den Oesterreichern niedergeschlagen. Der Kurfürst war geächtet, die Kurfürstin wurde nach Italien geschickt, die Prinzen mußten, als Grafen von Wittelsbach, alles Ungemach der Gefangenschaft auskosten. Die Länder der Krone Bayern wurden als heimgefallenes Lehen betrachtet; Oesterreich nahm das Innviertel und gab die Oberpfalz dem Träger der kurpfälzischen Würde. Erst 1714, im badener Frieden, wurde Max Emanuel in die Kurwürde wiedereingesetzt und als Souverain in seinem früheren Länderbereich bestätigt. Auf den Befreiungversuch vom Jahr 1705 sind, trotz der sendlinger Niederlage, die Oberbayern noch heute stolz. Und Hopfen, der gute Münchener, hat für die Stimmung dieses Stückes bayerischer Geschichte einen so kräftigen Volkston gefunden wie Fontane für seine Märkerlieder. Seltsam, daß solche Gedichte aus deutschem Volksleben im deutschen Land so unbekannt bleiben; seltsam und betrübend. Hätte den jungen Hopfen, den Lyriker, der Erfolg gekrönt, dann wäre auch von dem alternden, in dem das Nationalgefühl so frisch geblieben war, uns wohl, statt rasch welkender Romane, noch manche Poetengabe beschieden gewesen.

Sie schwenken die Sense, die Keule, das Schwert,
Fünfhundert sind mit Büchsen bewehrt,
Und wie die Schneelahn wächst die Schaar
Von den Bergen rollend im Monde klar.
Ein Fähnlein himmelblau und weiß
Trägt vor dem Zug ein riesiger Greis;
Das ist der stärkste Mann des Lands:
Der Schmied von Kochel, der Meier Hans;
Von seinen Söhnen sieben
Ist keiner zu Hans geblieben.

„O Kurfürst Max Emanuel,
Wir müssens bitter klagen,
Daß Du für Habsburg Leib und Seel'
So oft zu Markt getragen!
Du Belgradstürmer, Du Mohrentod,
Du mußtest ins Elend wandern
Und brichst französisch Gnadenbrot
Zu Brüssel jetzt in Flandern.
Es irrt Dein Weib auf der Landesflucht,
Deine Waisen weinen in Feindes Zucht,
Gebrandschatzt darben die reichen Gaun,
Man sengt die Fluren, man schändet die Fraun,
Man rädert die Männer um leisen Verdacht,
Man reißt die Söhne vom Stroh zu Nacht,
Sie nach Ungarn zu trommeln ins heiße Blei, —
Das Maß ist voll, es birst entzwei;
Drum lieber bayrisch sterben
Als kaiserlich verderben!

Auch hat die münchner Bürgerschaft
Uns einen Brief geschrieben,
Daß sie mit ungebrochner Kraft
In Treue fest geblieben.
Wenn wir den rothen Isarthurm
Nach Mitternacht berennten,
Erhöben drinnen sich zum Sturm
Die Bürger und Studenten.
Denn wie den letzten, theuersten Schatz
Vergruben sie am geheimsten Platz,
Was ihnen geblieben an Waffen und Wehr.
Sie sprechen am Tage sich nimmermehr,
Doch tief in den Kellern bei Fackelbrand
Reicht sich die ganze Stadt die Hand;
Allnächtens zieht von Haus zu Haus
Ein unterirdisches Gebraus,
Ein: Lieber bayrisch sterben
Als kaiserlich verderben!

Wir klopfen ans Thor. Nun laßt uns ein!
Da geht von den Wällen ein Blitzen
Und feurigen Tod zum Willkomm speit
Gutkaiserliche Haubitzen;
Und Straßen auf und Straßen ab
Musketen und Granaten —
Wer hat die Landsleut an das Grab,
An Oesterreich verrathen?"
Der Pfleger von Starnberg war der Wicht!
Mein Lied nenn' seinen Namen nicht,
Verdammniß und Vergessenheit
Begrab' ihn heut und allezeit,
Sein Kleid sei gelb, sein Haar sei roth,
Sein Stammbaum des Ischarioth!
In Thränen flucht die Bürgerschaft,
Ihr blieb keine Klinge, kein Rohr, kein Schaft;
Sie ward in wenig Stunden
Entwaffnet und gebunden.

Doch spie die Höll aus dem rothen Turm:
Der Landsturm von den Bergen,
Er nimmt die münchner Stadt mit Sturm
Trotz Kaiser Josephi Schergen!"
Die Brücke dröhnt, die Nacht wird hell,
Hie Wirbeln, Schreien, Knallen,
Vom „Hurra Max Emanuel!"
Die Gassen widerhallen.
Schon rief der Feldmarschall von Wendt:
„Die Sache nimmt ein schlechtes End;
Wo bleibt des Kriechbaum Reiterei?
Ich rief sie doch im Flug herbei!"
Da rasselten über den Brückenkopf
Mit rothem Mantel und doppeltem Zopf
Die fremden Schwadronen die Kreuz und die Quer.
Von den Wällen schlugen die Bomben schwer.
Die Landsleut in der Mitten
Die haben viel hart gestritten.

Sie flohen über die Haide breit,
Durch tief verschneite Fluren,
Im Rücken und an jeder Seit
Kroaten und Panduren.
Dort sind wohl ihrer tausend und meh
Unter Rosseshufe gesunken
Und haben den blutigen Weihnachtschnee
Als Wegzehrung getrunken.
Ein Friedhof steht am Hügelrand,
Den erklommen die Bauern mit Knie und Hand,

Auf dem Glatteis ringend im Einzelkampf
Unter Kolbenstößen im Pulverdampf,
Bis von dem Rest der treuen Schaar
Der steile Hof erklettert war..
Da stieß in ein verschneites Grab
Der greise Schmied den Fahnenstab:
„Hie lieber bayrisch sterben
Als kaiserlich verderben!“

Heiß kochte der Schnee, die Nacht war lang.
Durchs Knattern der Musketen
Zog sichs wie Orgel und Glockenklang,
Wie fernher wanderndes Beten.
Und ein Bauer ein weißes Tuch aufband,
Er thats an der Sense schwenken.
Er mußte des Jammers im bergigen Land,
Der Witwen und Waisen gedenken.
„Von der Zugspitz bis zum Wendelstein
Nur Sturmgeläut und Feuerschein,
Derweil zwischen Hufschlag, Schnee und Blei
Wir fruchtlos fallen vor Hahnenschrei.
Wir habens verspielt ohne Nutz und Lohn,
Drum, feindlicher Obrist, gieb uns Pardon,
Daß die Dreihundert, die wir noch sind,
Heimziehen dürfen zu Weib und Kind . . .“
Drauf ist unter Blitz und Knallen
Der Sprecher vom Stein gefallen.

Da schlossen ums flammende Gotteshaus
Die Landsleut eine Kette
Und knallten und schrien in die Nacht hinaus
Eine furchtbare Weihnachtmette.
Als der Hahn im Dorfe zu krähen begann,
War all ihr Blei verschossen,
Sie hingen würgend Mann an Mann
Auf den schäumenden Ungarrossen.
Und als an die Glocken der Frühwind fuhr,
Da stand von den Bauern ein einziger nur:
Das war der stärkste Mann des Lands
Der Schmied von Kochel, der Maier Hans;
Mit einer Keule von Eisenguß
Drosch er sie nieder zu Pferd und Fuß.
Doch als die Sonne zur Erde sah,
Seine sieben Söhne lagen da
Ums Fähnlein, das zerfetzte;
Der Vater war der Letzte.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun tröst' Euch Gott im Himmelreich,
Ihr abgeschiednen Seelen!
Es wird von solchem Bauernstreich
Noch Kindes Kind erzählen.
Wohl manch ein Mann, wohl manch ein Held
Geht um in deutschen Weisen.
Wir wollen Den, der Treue hält,
Vor allen Andern preisen,
Der trotz Verrath und Hochgericht
Von seinem Wort kein Jota bricht.
Jetzt aber sagt, wo kehren wir ein?
Ich denk', heut solls in Sendling sein.
Vorbei am Friedhof führt die Straß,
Da grüßen wir unters verschneite Gras:
„Hie lieber bayrisch sterben
Als kaiserlich verderben!"

Hans Hopfen.

Börsenreform.

Da der Appetit beim Essen kommt, sind unsere Börsen auch mit ihren großen Gewinnen an allen möglichen Papieren, diesseits und jenseits vom Ozean, noch nicht zufrieden. Im neuen wie im alten Jahr wünschen sie sich auch eine durchgreifende Verbesserung des fatalen Gesetzes, das ihnen ihren ehemals besten Terminhandel erschwert, die Ausnutzung des Differenzeinwandes zu einer wahren Kunst ausgebildet und namentlich den Stempel ins Unerträgliche erhöht hat. Wird der Wunsch erfüllt werden? Sicher ist, daß jetzt Personen, die sich, mit Recht oder Unrecht, für unterrichtet halten, überzeugt sind, eine wesentliche Erleichterung sei zu erwarten. Vor Allem soll die Depotfrage so erledigt werden, daß kein „oller ehrlicher Seemann" künftig ein Depot zurückverlangen kann, wenn ers in einer Weise, die Vertrauen einflößen mußte, für Spekulationgeschäfte hinterlegt und dann nach allen Regeln des Bankgeschäftes durch ungünstige Kurse verloren hat. Manchem würde durch solche Aenderung das Handwerk gelegt; nicht nur den Biedermännern, die erst nachträglich chicaniren, sondern auch solchen, die von vorn herein für den Fall eines Mißerfolges alle erdenklichen Chicanen geplant hatten. Ferner soll der Differenzeinwand dann nur noch innerhalb einer sechsmonatigen Frist möglich sein. Danach könnte er also nur erhoben werden, bevor die Kontokorrente ausgewechselt

sind. So weit ichs beobachten kann, scheinen besonders die Mittelfirmen von dieser Aenderung sehr viel zu erhoffen. Die großen Firmen und Banken denken wohl anders; sie brauchen nicht um jeden Preis nach einer Kundschaft herumzusuchen und wollen deshalb auch nicht mit Leuten zu thun haben, die auf den eben angedeuteten Wegen sechs Monate lang mit Treue und Glauben spielen. Man darf nicht vergessen, wie die große Masse der Kommissionsgeschäfte von Jahr zu Jahr dadurch gelitten hat, daß sie sich gezwungen sah, neue Kunden abzuweisen, den alten aber von Käufen und Verkäufen unter schicklichen Vorwänden abzurathen. Jeder Geschäftsmann von mäßiger Kapitalkraft muß ja die furchtbare Gefahr erwägen, die darin besteht, daß aus Aufträgen, die er für fremde Rechnung ausgeführt hat, durch spätere Gerichtsentscheidungen für eigene Rechnung gemachte Geschäfte werden können. Weil aber der größte Theil des Bankgeschäftes von Provisionen und nicht von Kursgewinnen gelebt hat, erwacht auch in diesen Kreisen immer wieder die Illusion, die gute alte Zeit könne einmal zurückkehren. Und so lange diese Hoffnung lebt, braucht man nicht die Nothwendigkeit ins Auge zu fassen, auf einen anderen Erwerbszweig zu klettern; bekanntlich pflegt dieser Entschluß gerade unseren Bankleuten recht schwer zu werden. Dabei bilden sich solche Optimisten ein, sie würden das selbe Publikum finden, das sie vor Jahren hatten, während sie wahrscheinlich doch in vielen Fällen nur noch mit den Söhnen der alten Spekulanten zu thun hätten, mit Leuten, die inzwischen vielleicht ganz andere Wege eingeschlagen haben. Der Gedanke, daß die allgemeine Unternehmungluſt weiter leben und gedeihen wird, mag an sich richtig sein; die überlieferte Form der Provisiongeschäfte braucht daraus aber keinen Nutzen zu ziehen. In der Zeit vor dem Börsengesetz zeigte sich in unseren besitzenden Klassen viel mehr individuelles Leben. In aller Stille machten sich, wie zahllose Fragen an die Presse bewiesen, die Kapitalisten ein gutes oder schlechtes Bild vom Werth und von der Entwickelungfähigkeit der an der Börse notirten Papiere; wenn ihr Plan dann gereift war und ausgeführt werden sollte, suchten sie die Verbindung mit einer Bankfirma. Diese Art, Geschäfte zu machen, könnte man kleinstädtisch nennen; jedenfalls hat sie mehr und mehr aufgehört. Seit der Kreis der Vermögenden und am Effektengeschäft Interessirten sich so beträchtlich erweitert hat, ähnelt die Bewegung auf diesem Gebiet mehr der einer Heerde. Fast Alles ist den großen Banken zugeströmt, die durch Kapital, Ruf, vielleicht auch noch durch einen Prachtbau imponiren. Ob sich nun dieser neue Zustand durch Erleichterungen, die den kleineren Bankfirmen gewährt würden, wieder beseitigen, ob die alte Geschäftsform sich wieder beleben ließe, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Denn rein rechnerisch ist im Voraus nicht festzustellen, wohin der Instinkt der Massen sich wenden wird; und mit wirklichen Massen, mit großen Theilen aller besitzenden Stände hat das Börsengeschäft heute ja wirklich zu thun. Dabei ist noch ein wichtiger Punkt zu beachten. In der Zeit des Börsengesetzes hat das Publikum über Deutschland hinaus sehen gelernt; es kauft jetzt nicht nur in Berlin, sondern auch in London und New-York. Und da diese neue Sitte bisher oft größeren Nutzen, kaum jemals aber ärgeren Schaden gebracht hat als die alte, ist nicht ohne Weiteres anzunehmen, daß eine immerhin geringfügige Verbesserung des Börsengesetzes ausreichen würde, um das Publikum in die Enge der früheren Geschäftsform zurückzudrängen.

Die Gebiete, die der deutsche Kapitalist in Throgmortonstreet und Wallstreet

anbauen lernte, haben ihren verlockenden Reiz auch heute noch nicht verloren. Selbst die Amerikaner, die nicht immer so optimistisch sind wie die Berliner, glauben, das neue Jahr werde ihrem Shares-Markt sehr bald eine neue Hausse bringen. Und wenn man Gelegenheit hat, Privatbriefe amerikanischer Geschäftsleute zu lesen, so findet man Berichte über den gesteigerten Inlandbedarf an Fabrikationstoffen (Metallen, Leder u. s. w) und sieht daraus, wie gewaltig die Prosperität dieses Landes ist. Da ists dann nicht mehr weit bis zu der Ueberzeugung, daß auch die amerikanischen Papiere noch wesentlich steigen müssen. Geschäfte an ausländischen Börsen sind natürlich nur bei der Schnelligkeit des modernen Verkehrs möglich. Aufträge werden zwischen London und New-York eben so rasch ausgeführt wie zwischen Berlin und Frankfurt. Die von der londoner Stockexchange abgesandte Auftragdepesche wird von der new-yorker Börse gewöhnlich schon binnen drei Minuten beantwortet; inzwischen ist der Auftrag dann ausgeführt. Verlängert diese doch gewiß kurze Frist sich auch nur um Minuten, so beklagen sich die Arbitrageure schon, deren Zahl kaum wesentlich über ein paar Dutzend hinausgehen dürfte. Die Geschäfte dieser Leute werden täglich im Lauf weniger Stunden durch den Draht erledigt; wenn in London die Mittagsbörse beginnt, zeigt in New-York die Uhr ja erst die achte Morgenstunde. Neben den amerikanischen Shares werden, mindestens in den nächsten Monaten, auch südafrikanische Minenaktien wieder bei uns eine Rolle spielen. Anzunehmen ist sogar, daß nun auch das kleinere Publikum sich diesen Werthen in größeren Schaaren nähern wird. Wer etwa einmal Gelegenheit hatte, an den Bankschaltern süddeutscher Mittelstädte die Mineninteressen der Kundschaft zu beobachten, weiß, daß dieses gesteigerte Interesse nicht ausschließlich der Dresdener Bank, deren Wechselstuben und der General Mining Co. zugeschrieben werden muß; die ganze Erde ist heute eben ein Haus und selbst der deutsche Kleinkapitalist lernt nach und nach die Wege finden, die zu fernen Aussichtpunkten führen. Wo Gewinn zu hoffen ist, scheut man die Entfernung nicht. Da im Transvaal schon ungefähr 21000 Chinesen arbeiten und 6300 neue Kulis nächstens in Kapstadt landen werden, wird die Ziffer von 27000 bald erreicht sein: die Maximalziffer der vor dem Krieg in den Minen beschäftigten Arbeiter. Im Ganzen braucht man, weil jetzt auch die Deeps in Betracht kommen, vielleicht 140000 Arbeiter; bis Ende 1905, sagt man uns, wird auch dieser Bedarf gedeckt sein. Ich erwähne die Arbeiterfrage, weil sie in der Mineninduſtrie Südafrikas bekanntlich der springende Punkt ist und weil die Depeschen über dieses Thema beinahe die einzige Lockspeise für Meinungskäufe liefern.

An den deutschen Börsen hemmt natürlich das Ultimoverbot in Montanpapieren einen großen Theil der sonst zu jedem Unternehmen bereiten Spekulation. Damit soll durchaus nicht etwa gesagt sein, es gebe überhaupt kein Ultimogeschäft mehr, auch nicht in erregten Zeiten. Dagegen spricht schon die Erinnerung an die ge der auffälligen und doch unergründlichen Hiberniakäufe; gerade damals wurden in aller Stille, aber in recht großem Umfang Geschäfte dieser Art gemacht. Aber or der Zeit des Börsengesetzes, als das Ultimogeschäft noch völlig erlaubt war, itte diese Campagne uns doch wohl noch einen ganz anderen Anblick verschafft. Wir hätten dann eine große Schwänze erlebt, jede Partei — hie Möller, hie Fürenberg — hätte das ganze Aktienkapital und noch mehr zusammengekauft, die Contremine wäre abgeschlachtet worden, — wenn nicht alle Geschäfte in Hibernia berhaupt für ungiltig zu erklären gewesen wären. Auf diesem Weg, mit solchem

Mangel an Geschicklichkeit, hätte man früher also ein Bergwerkskapital nicht einzuschließen vermocht. Da ich wieder von der Sache spreche, möchte ich gleich noch hinzufügen, daß die Methode, die ich neulich hier („Wies gemacht werden mußte") skizzirte, natürlich auch nicht die Gewähr sicheren Erfolges in sich trug, sondern nur als immerhin aussichtvoller von mir empfohlen wurde. Den Spekulanten schien der Vorschlag, wie ich erwartet hatte, schon deshalb unhaltbar, weil bei der Annahme dieser Methode die laufenden Prämien-Geschäfte in Hibernia umgefallen wären. Daß auf nur spekulative Abschlüsse keinerlei Rücksicht zu nehmen sei, hatte ich selbst sofort betont. Als eines schönen Mittags, vor Jahr und Tag, Northern Pacific bis auf 1000 stiegen, ist auch — wenigstens für die ernsten Aktionäre — kein Unglück entstanden. Die Wogen der stürmischen See glätteten sich bald genug.

An unserer größten Börse verdienen die legitimen Besucher schon recht lange überhaupt wenig an den „großen" Papieren, die einen weiten Markt haben und leicht zu verkaufen sind. Man stelle sich vor, Jemand halte nach reiflicher Ueberlegung Bochumer Gußstahl oder Laurahütte für zu theuer und verkaufe deshalb in Blanko. Wer so handelt, mag zehnmal Recht behalten: aus börsentechnischen Gründen würde er heutzutage dennoch zehnmal sein Geld verlieren. Die Contremine, die, zum Beispiel, in Laurahütte immer noch besteht, wird im Verkehr kaum sichtbar. Die hier arbeitenden Fixer wissen sich die Stücke von den alten Besitzern (also fern vom Börsengetriebe) zu verschaffen. Verdient wird augenblicklich fast nur an Kassawerthen, also an den Aktien kleinerer Industrien, mögen sie nun Eisen, Kohle oder Fabrikate irgendwelcher Art liefern. Die Aktien der Chemikalienwerke sind dabei wohl meist ausgeschlossen, da die Riesenkurse einen zu großen Barbetrag erfordern würden. Und wie kauft man solche Aktien? Nach den Tips, die von einzelnen Cliquen ausgegeben werden? Am Liebsten, höre ich, folgt die Masse der Börsenbesucher beim Kauf dem Beispiel der Berliner Handelsgesellschaft, deren Operationen sich besonders oft als klug und glücklich erwiesen haben sollen. Daß allzu viele „Gefährten" unbequem werden können, weiß natürlich auch die Fürstenbergbank und läßt deshalb manchmal durch kleinere Firmen kaufen; bis das Geheimniß herauskommt, ist für die Anderen dann der Moment verpaßt.

Selbst wenn die Regirung einen kleinen Theil der Hoffnungen erfüllt, die in den Kreisen unserer Bankleute genährt werden, selbst wenn sie das Börsengesetz ein Bischen reformirt, wird das Geschäft sich voraussichtlich nur für ein Weilchen heben; und zwar auch nur, weil alle Ereignisse, die dem ersten Blick günstig scheinen, die Phantasie zu neuen Vorstellungen anzuregen pflegen. Wichtiger als alles Andere wäre die Befreiung unseres Anlagemarktes von dem hohen Stempel, der die Hauptschuld daran trägt, daß hier ein ganzer Geschäftszweig verdorrt ist. Bekanntlich ging die Verblendung der Reichstagsmehrheit so weit, daß sie selbst die Reichsbank an höherer Beleihung von Konsols und Reichsanleihe hinderte, nur um das Geschäft in diesen Papieren zu erschweren. Gerade die konservativen Parteien, deren Mitglieder auch in der Wahrung ihres Besitzes an deutschen Fonds gewöhnlich sehr konservativ sind, haben nach meiner Ueberzeugung das stärkste Interesse an der Beseitigung all dieser Schwierigkeiten. Doch Fanatiker bedenken, nach alter Erfahrung, selten, daß sie sich schließlich ins eigene Fleisch schneiden können.

Pluto.

Notizbuch.

Herr Dr. Ernst von Koerber ist nicht mehr österreichischer Ministerpräsident. Diskrete Seufzer, schrieb ich neulich, deuten sein Ruhebedürfniß an. Im November hatte ich diese Seufzer gehört, doch nicht ernstlich geglaubt, daß Herr von Koerber zum Rücktritt entschlossen sei. Eine Verstimmung, die wieder weichen wird, wenn er nicht mehr genöthigt ist, sich im Reichsrath täglich schimpfen zu lassen. Gerade die Minister, die ihre Amtsarbeit, nicht nur den Flimmerschein der Macht lieben, betonen gern den Wunsch, von der Geschäftslast befreit zu werden. Hundert Besucher haben's von Miquel gehört: „Da hängt mein Hut, steht mein Stock; ich bin jede Minute zum Gehen bereit und werde mich freuen, wenn's so weit ist." Als es dann so weit war, soll die Freude nicht überschwänglich gewesen sein. Auch Koerber wird bleiben. Fast Alle glaubten und viele Kluge wünschten es; denn der Mann hatte sich nach und nach Respekt erzwungen. Nicht leicht. Ein Beamter wie andere Beamte. Kleiner Adel; nichts, was den historischen Geschlechtern und dem Hof imponirt. Fleißig und tüchtig, gewandt im Ausdruck; man sagte ihm nach, er habe, ehe er im Ministerium auf den ersten Platz rückte, dem Marquis Bacquehem die Reden gemacht, traute ihm aber nichts Besonderes zu. Ein kaum mittelgroßer, zierlicher, sehr eleganter Herr mit feinem, nervösem Gesicht und beinahe bismärckischer Kahlheit. Der, dachte man, wird sich nicht lange halten; die Lebenstage der Beamtenministerien sind in Oesterreich ja bei der Geburt schon gezählt. Aber er hielt sich. Und hielt sich sauber; nie wählte er unanständige Mittel. Er hatte sich vorgenommen, vernünftig zu regiren und die rostige Verwaltungmaschine modernem Bedürfniß anzupassen. Er arbeitete von früh bis spät. Uebernahm zum Ministerium des Innern auch noch das der Justiz, gönnte sich keine Ferien und ging, um Galizien kennen zu lernen und seinem Plan den mächtigen Polenklub zu gewinnen, auf eine Eilreise, deren Strapazen selbst einen Stärkeren umwerfen konnten. Sein Plan war, gegen demagogische Künste und Obstruktion die Wirthschaftkräfte des Reiches mobil zu machen. Seht um Euch, rief er immer wieder den Landsleuten zu: überall gedeiht das Gewerbe, entstehen neue, nützliche Organisationen des Kapitals und der Industrie, überall wächst der Wohlstand; nur wir kommen nicht vorwärts, weil der Hader der Volksstämme die Gesetzgebung lähmt, dem Kapital den Muth zu weitausblickenden Unternehmungen raubt. Entschließt Euch, für Oesterreich, für Eure Kinder zu sorgen, und verzettelt die Kraft nicht an die Fragen, wie in Böhmen die innere Amtssprache der Gerichte geregelt und ob in Mähren eine czechische Universität gegründet werden soll. Vergebens. Der Mann errang sich Achtung. Alle halbwegs Unbefangenen erkannten, daß dieser Gerechte, dessen Reden und Erlasse so viele kluge Worte brachten und der stets wie ein kultivirter Mensch sprach und handelte, nicht den Dutzendbeamten besserer Sorte zu vergleichen war. Doch gegen die Parteiroutine, die Gewöhnung an die wildesten Grimassen politischer Leidenschaft vermochte auch er auf die Dauer nichts. Vielleicht, weil ihm, dessen klarer, wohltemperirter Kopf alles Menschliche menschlich zu begreifen sucht, die Fähigkeit blinden Wollens fehlt; weil er von der Vernunft mehr hoffte als von der Gewalt; und weil er die Kleider vom Straßenschmutz nicht bespritzen lassen wollte. Die Czechen mißtrauten ihm längst, warfen ihm vor, er halte nicht, was er verspreche, und sperrten ihm die Möglichkeit parlamentarischer Arbeit. Um sie zu beruhigen, nahm er den greisen Professor Randa als Vertreter der czechischen Interessen ins Kabinet. Das ärgerte wieder die Deutschen. Dann kam der schlesische Konflikt, der innsbrucker Studentenputsch; und im Reichsrath wurde der Ton

von Jahr zu Jahr rüder. Die deutschen Parteien zeigten deutlich, daß sie an der Lebensdauer des Ministeriums nicht mehr interessirt seien und keine Lust zu dem Versuch hätten, die Obstruktion der (von den Polen verlassenen) Czechen zu besiegen. Da verlor Herr von Koerber den Muth. Ein Junggeselle, der bei seiner Mutter lebt, keine großen Bedürfnisse hat und die Folgen fünfjähriger Ruhelosigkeit zu spüren begann. Wofür sich opfern? Wozu Vernunft predigen, wenn Niemand zuhören will? Er bat so eindringlich, daß der alte Kaiser ihm die Entlassung nicht weigern konnte. Schon hatten sich im Budgetausschuß ja, um ihn zu kränken, Deutsche und Czechen vereint. Keine Aussicht, das Parlament zu ruhiger Arbeit zu bringen. Er ging. Bei uns hat man gefragt, ob dieser Ministerwechsel nicht den Abschluß des Handelsvertrages erschweren werde. Sicher nicht; Herr von Koerber hatte keine Zeit, sich um die auswärtige Handelspolitik eifriger zu kümmern, als die Pflicht dem Ministerpräsidenten vorschreibt. Und seinem Nachfolger, dem glatten, in den Künsten politischer Regieführung erfahrenen Freiherrn von Gautsch, liegt, als einem Manne der Unterrichtsverwaltung, die Handelspolitik noch ferner. Das Ministerium hat den modernen und gescheiten Nationalökonomen Boehm-Bawerk verloren, den ein alter Routier als Finanzminister abgelöst hat, aber in dem Sektionchef Franz Klein einen Leiter der Justizverwaltung gewonnen, um den wir Oesterreich beneiden können. Und nun geht das alte Spiel weiter. Wo das Recht der Majorität nicht anerkannt, skrupellos täglich, wie in Wien und Pest, durch Obstruktion gebrochen wird, ist ernsthafte Arbeit nicht möglich. Doch das Mühen des Herrn von Koerber wird nicht ganz nutzlos bleiben. Früh oder spät: eines Tages werden Deutsche und Czechen, Polen und Italiener den Mann zurückwünschen, der gerecht und vernünftig regiren und nicht eitel im Glanze stolziren, sondern still und bescheiden eine Sache zum Sieg führen wollte.

* * *

Oefter als von dem österreichischen ist in den letzten Wochen von dem oldenburgischen Minister gesprochen worden. Der arme Herr Ruhstrat kann nicht zur Ruhe kommen. Zuerst war ihm nachgewiesen worden, daß er bis vor zehn, zwölf Jahren manchmal das sinnige Spiel, so man Lustige Sieben nennt, gespielt habe. (Weiter nichts; die Behauptung, er habe die Spielgenossen protegirt, wurde als unwahr erwiesen.) Das war für einen Justizbeamten nicht rühmlich; aber am Ende kein fluchwürdiges Verbrechen. Dann wurde er beschuldigt, den Landtag belogen und, als Justizminister, einen Meineid geleistet zu haben. Trotz seiner Erklärung im Landtag, trotz seiner beschworenen Zeugenaussage sei erweislich wahr, daß er „bis zum September 1903 in öffentlichen Lokalen mit großer Leidenschaftlichkeit dem Glücksspiel gefröhnt und fast stets die Bank gehalten habe". Wieder wurde vor Gericht die Unwahrheit der Beschuldigung erwiesen. Festgestellt ist, daß Herr Ruhstrat auch in den letzten Jahren (wie er sagt, drei- bis viermal) mit guten Bekannten im Kasino nach der Skatpartie um kleine Beträge Poker gespielt hat. Das soll noch immer ganz verrucht, ganz schändlich sein. So stands in unzähligen Zeitungen. Strafbar ist nach deutschem Recht nur, „wer aus dem Glücksspiel ein Gewerbe ma und wenn alle Herren geächtet würden, die jeden Abend ganz andere Summen aufs zardspiel setzen, sähe es in den berliner Klubs übel aus; müßte bis in die Hofgesellsc hinein Heulen und Zähneklappern anheben. Die alberne Heuchelei wird nachgerade la weilig. Ich spiele nie, habe für kein Karten- oder Glücksspiel auch nur das allen ringste Interesse, kenne aber viele Leute (auch Zeitungmacher), denen das Jeu höc Wonne ist und denen Jeder ohne Zaudern doch Reverenz erweist; Herren in hohen Stel gen und manche Magister Germaniens sind darunter. Warum steht nur Herr Ruhstra.

Pranger? Die Presse ist oft doch recht schweigsam, wenn sichs um viel skandalösere Vorgänge handelt. Von den Gaunereien des berliner Rechtsanwaltes Heimann, der Millionen verspekulirt, Depots unterschlagen und sich dann erschossen hat, haben wir wenig erfahren; der Holzbock hat dem Kerl, der, seit er die Mitgift von fünfhunderttausend Mark erjagt hatte, ein widriges Protzenleben führte, sogar noch ein Thränchen nachgeweint. Und Herr Ruhstrat wird wie ein abgefaßter Verbrecher behandelt, weil er in der oldenburgischen Langeweile nach dem Skat an vereinzelten Abenden auch noch gepokert, ein paar Mark verspielt oder gewonnen hat. Der Beleidiger hat acht Monate Gefängniß bekommen. Traurig für den jungen Menschen; aber würde ein Schreiber, der den Justizminister wissentlichen Meineides beschuldigt, etwa irgendwo in deutschen Landen milder bestraft, wenn der Wahrheitbeweis so völlig mißlänge wie in Oldenburg? Daß der Journalist im Gefängniß schlecht genährt wird und täglich elf Stunden lang Matten flechten muß, gehört in ein anderes Kapitel; wenn sich eine unserer großen Parteien für die Modernisirung des Strafvollzuges so ins Zeug legte wie für die lieben Diäten, wären solche Zustände längst unmöglich geworden. Herrn Ruhstrat aber dürfte man endlich ruhen lassen. Er soll ein tüchtiger Beamter sein und für die oldenburgischen Schulen viel gethan haben. Ich habe mich umgesehen, doch nirgends eine andere Anklage gegen ihn gefunden als die, daß er mitunter gepokert habe. Und darum Räuber und Mörder? Ist der Mann durch die Jahre lang währende Hetze, die einen Mastochsen nervös machen konnte, für seine Unvorsichtigkeit noch nicht hart genug bestraft? Im Grunde geht diese ganze Privatgeschichte uns ja gar nicht an; nicht einmal die Oldenburger. Meinetwegen könnten sämmliche preußischen Minister abends ihr Geld an Spieltischen verjuxen, wenn sie nur den Tag über Nützliches für das Land geleistet hätten.

* * *

Aber wie soll man die Knechte loben: kommt doch das Aergerniß von oben! Die Frage, ob ein deutscher Minister zwanzig oder vierzig Mark im Monat verspielt, ist immerhin noch wichtiger als die, in wessen Bett eine russische Studentin ihre Nächte verbringt. Und doch fand der Freiherr von Hammerstein, Preußens Minister des Inneren, nöthig, dem Landtag mitzutheilen, daß Fräulein Janina Berson im Bette des anarchistischen Studenten Karfunkelstein gefunden worden sei. Die jungen Leute haben sich einander verlobt, wollen einander fürs Leben gehören; und da Beiden das liebe Geld fehlt, hat das Fräulein während eines Aufenthaltes in Berlin mit dem Bräutigam das enge Stübchen getheilt. Sie lag, als die Polizei eindrang, nicht, wie der Minister sagte, „mit Herrn Karfunkelstein im Bett", sondern im Bett des Herrn Karfunkelstein, der sich auf dem Sofa eingerichtet hatte; noch ein Dritter, ein Freund des Paares, schlief in dem Zimmer. Zu sexuellem Verkehr pflegt man nicht Zuschauer einzuladen; wahrscheinlich ists also züchtig hergegangen. Wen aber kümmerts? Fräulein Berson ist ja nicht verhaftet worden, weil sie geschlechtlichen Verkehrs mit ihrem Bräutigam hinreichend verdächtig sei. Und die Thatsache, daß die preußische Polizei in diesem Fall keinen Ruhm erworben hat, giebt ihrem obersten Chef noch nicht das Recht, ein junges Mädchen vor dem Erdkreis zu kompromitiren. Doch er nimmt sichs. Er beschilt und verhöhnt die Russin, die, wie sich herausstellt hat, elf Tage lang schuldlos in Haft gehalten war; und die Vertreter des Adels, ganzen preußischen Bildungschicht begrüßen wiehernd den riesigen Witz.

* * *

Drei Berichtigungen. Im Spätherbst sprach ich mit Bedauern davon, daß der wal nicht fortgesetzt worden sei. Die leipziger Firma C. L. Hirschfeld macht mich nun

darauf aufmerksam, daß seit dem vorigen Jahr in ihrem Verlag „Der Pitaval der Gegenwart“ erscheint, ein „Almanach interessanter Straffälle“, zu dessen Herausgabe dem tübinger Professor Frank der hamburger Polizeidirektor Roscher und der mainzer Oberstaatsanwalt Schmidt sich vereint haben. Der erste Band (der sechs Mark kostet) bringt eine Reihe interessanter, von Fachmännern geschriebener Prozeßberichte. Zweitens hatte ich neulich gesagt, der Nobelpreis sei im vorigen Jahr Ibsen und Björnson gemeinsam zuerkannt worden. Aus der offiziellen Liste, die mir eingesandt wurde, sehe ich, daß nur Björnson, nicht Ibsen, den Preis bekommen hat. Unglaublich, aber wahr. Drittens schreibt mir (über Jentschs Artikel „Ein Romantiker“) Herr Professor Werner aus Frankfurt am Main: „Herr Jentsch meint, Goethe habe einmal von den Epigonen unter den Dichtern gesagt, sie bildeten sich nur ein, daß sie dichteten; die Sprache dichte für sie. Und in einer Anmerkung sagt der Verfasser, er könne die Stelle im Eckermann nicht finden. Herr Jentsch dürfte wohl an das Epigramm in Schillers ‚Votivtafeln‘ (Ueberschrift: ‚Dilettant‘) gedacht haben: ‚Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon, Dichter zu sein.‘ Dieses Xenion wurde von Schillers Gattin allerdings Goethe zugeschrieben und stimmt mit einer Stelle in Goethes Aufsatz ‚Ueber den sogenannten Dilettantismus‘ überein, die lautet: ‚Impudenz des neusten Dilettantismus, durch Reminiszenzen aus einer reichen, kultivirten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Aeußeren geweckt und unterhalten‘.“ Herr Jentsch bleibt dabei, daß der Satz, an den er dachte, in den Gesprächen mit Eckermann oder mit dem Kanzler Müller, vielleicht auch in den Prosasprüchen stehen müsse.

* * *

Ueber die Leoncavallerie kann man leider noch immer nicht schweigen. Als der süße „Roland“ aufgeführt worden war, veröffentlichte der Komponist im Lokalanzeiger einen allerliebsten, doch nicht geruchlosen Artikel. Nie, sagte er darin, haben die Hervorrufe mir so aufrichtige Freude bereitet wie in der dritten Aufführung meiner Oper; nie, also auch nicht in der ersten, wo der Kaiser, sämmtliche Prinzen und Würdenträger ihm applaudirten. Er bescheinigte sich, daß sein Werk „die festen Sympathien des berliner Publikums errungen“ habe und „mit dem heiligen Ernst des Künstlers geschaffen“ sei, also auch „von schlechten Kritiken nicht totgemacht“ werden könne. Dann kehrte er in die Heimath zurück und erzählte Interviewern Wunderdinge. Einzelnes, namentlich die ihm zugeschriebenen Hohnworte über neudeutsche Musik, hat er dementirt. Ohne fromme Scheu bekannt, daß er von den Herren Richard Strauß, Mahler, Weingartner, Schillings, Pfitzner nichts weiß, also ein höchst gebildeter Musikante ist. Nicht dementirt wurde, was er von Aeußerungen des Kaisers berichtet hatte. Der sei „tief ergriffen“ gewesen, habe die Rolandmusik „shakespearisch“ genannt und gesagt, so gut hätte kein lebender Deutscher die Sache gemacht. Sehr glaublich; hier wurde ja schon erwähnt, daß der Kaiser einen deutschen Dirigenten gefragt habe: „Wem sollte ich den Stoff denn geben, da Wagner und Neßler doch tot sind?“ Berechtigter Privatgeschmack; schade nur, daß die Berliner sich von Reklamelärm und Ausstattungprunk zum Besuch der Oper verleiten lassen, von der alle Sachkenner mit äußerster Geringschätzung sprechen. Zu bedauern bleibt auch, daß Herr Leoncavallo (wie Röntgen und andere Gelehrte von Weltruf) den Kronenorden zweiter Klasse erhalten hat. Wenn der Besteller ihm seine Zufriedenheit durch eine ansehnliche Geldspende (die auch wohl erwartet wurde) ausgedrückt hätte, wäre gegen solche Art maecenatischer Belohnung nicht das Mindeste einzuwenden gewesen.

* * *

Noch ein anderer Günstling des Monarchen ist in diesen Wochen gefeiert worden: Herr Professor Ludwig Pietsch. Gefeiert wie selten Einer aus der deutschen Schreiberzunft. Als Theodor Fontane Siebenzig wurde, kümmerten die Maßgebenden sich nicht um den Mann, der für die Mark Brandenburg so viel gethan hatte; der stärkste Balladendichter unserer Tage, der feinste deutsche Causeur sah sich im Festsaal um und sagte dann lächelnd: „Der preußische Adel ist nicht vertreten; kommen Sie, Cohn!“ Als Herr Pietsch Achtzig wurde, saß eine Hoheit, der Bruder der Kaiserin, saßen Minister, Würdenträger und Prominente aller Sorten an der Festtafel. Und dem Manne wurden, vom berliner Oberbürgermeister, von Künstlern, Bonzen, Literaten, ganz ungeheure Verdienste nachgesagt. (Herr Ludwig Fulda leistete eine Rede, deren ranzige Albernheit sogar manchen Festgast ans Speibecken trieb.) Wer ist nun der also Gefeierte? Sicher, denkt der Naive, ein allgemein anerkannter Schriftsteller, eine Persönlichkeit von schöpferischer Kraft und leuchtendem Wesensadel. Nein. Der Reporter der Vossischen Zeitung. Der viel Interessantes gesehen hat, aber nie die Fähigkeit erwarb, Geschautes plastisch darzustellen, nie auch nur gutes Deutsch schreiben lernte. Nie einen eigenen Gedanken hatte. Der, wenn er Bälle beschreibt, die ihm befreundeten Damen (mit Schultern, Hals et le reste) huldvoll erwähnt. Wenn er, in endlosen, unlesbaren Artikeln, über Kunstausstellungen berichtet, seinen Schwiegersohn, einen mittelmäßigen Maler, über den Klee lobt und alles Verheißende, was in den letzten dreißig Jahren auf dem Boden der Bildenden Kunst ans Licht gedieh, eifernd verhöhnt und bespuckt hat. Wenn er zu Ministern und ähnlich Enormen geladen war, nie vergißt, die „überreichliche Bewirthung“ ausführlich zu schildern. Aus unbekannten Gründen Straße und Hausnummer der Lieferanten angiebt, die einen Saal geputzt oder sich sonstwie ums theure Vaterland verdient gemacht haben. Von Künstlern, über die er als Kritiker öffentlich zu urtheilen hat, werthvolle Werke annimmt. Von Geschäftsleuten sich für Reklameartikel miethen läßt. Aber keinen mächtigen Feind hat, immer sagt, was Herr Omnes hören will, Allen als „guter Kerl“ gilt und in einer dünnen berliner Bourgeoisschicht beliebt ist, weil er ihr Zötchen für den Familiengebrauch servirt. Das genügt. So wird man Professor und, wenn man nicht vorher stirbt, mit Achtzig wie ein Heros umjubelt. Sogar der jetzt übliche Ehrensold von zweitausend Mark (jährlich!) wurde Herrn Pietsch vom Kaiser bewilligt; und die reichen Gönner ließen sich gewiß auch nicht lumpen. Sonderbar; die Besitzer der Vossischen Zeitung werden den Mann, der seit vierzig Jahren für sie arbeitet, doch wohl bis ans Lebensende anständig ernähren; und der Erlös aus den in seiner Wohnung gehäuften Kunstschätzen sichert der Erbin ein behagliches Auskommen. Auf Almosen ist dieser representative man der berliner Presse eigentlich also nicht angewiesen. Der Kaiser telegraphirte ihm: „Herzlichste Glückwünsche und Gottes reichsten Segen dem lichtvollen Historiographen und alten, treuen Kriegskameraden meines Vaters zu seinem achtzigsten Geburtstage. Möge der Himmel ihm einen gesegneten Lebensabend bescheren! Wilhelm I. R.“ Herr Pietsch hat als Berichterstatter den Krieg mitgemacht, aber nie nach Kriegerart gefochten. „Lichtvoller Historiograph“: Das erinnert ein Bischen an die „Reitende Artilleriekaserne.“ Lichtvoll soll doch wohl die pietschische Historie sein, nicht der Geschichtschreiber. Als Kollegen der Buckle, Ranke, Mommsen, Treitschke kannten wir den alten Reporter aber überhaupt noch nicht. Das einzige historiographische Werk, das ich von ihm kenne, trägt den Titel: „Der Kaiser-Keller, ein Gasthaus ohnegleichen“ und hebt mit dem folgenden Hymnus an: „Ein Gasthaus ohnegleichen: dies viel mißbrauchte und oft sehr unberechtigt angewendete Beiwort gebührt mit desto besserem Recht und Grund dem im

Oktober 1899 in Berlin eröffneten derartigen Institut, das seitdem eine der größten, meistbesuchten Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt bildet: dem Kaiser-Keller in der Friedrichstraße 178." So gehts auf siebenundzwanzig kleinen Seiten weiter; auf der achtundzwanzigsten steht dann: „Man konnte mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß es einem solchen Institut an starkem Besuch nicht fehlen könnte; aber der Erfolg geht doch weit über jede Erwartung hinaus! Aber auch die tadellos bereiteten Speisen, die guten Weine und die mäßigen Preise tragen nicht wenig zu diesem Erfolg bei. L. Pietsch." Das ist der lichtvolle Historiograph. Der Mann, der in solchem Schülerstil bezahlte Reklamen zurechtstümpert, kann in der Hauptstadt neudeutscher Kultur wie ein hehrer Held des Geistes gefeiert, vom Dichter Fulda als „lachender Philosoph" und „lorbergekrönter Patriarch" der Presse verherrlicht werden. Et haec olim meminisse iuvabit.

* * *

Auch von der Reporterkunst des Gerühmten sei, aus neuster Zeit, eine Probe gegeben. Bericht über die erste Aufführung des „Roland von Berlin": „Die Korridore und das Innere des Hauses boten schon vor dem Beginn der Vorstellung einen ungewöhnlich festlichen Anblick. Die Damen hatten einander überboten in der Wahl der kleidsamsten und elegantesten Toiletten und die, welche sich bewußt und durch ihre Spiegel belehrt waren, daß sie um Hals, Nacken, Schultern und Brust herum etwas Schönes, Augen und Herz Erfreuendes zu zeigen haben, waren beeifert gewesen, ihr Licht so wenig wie irgend möglich unter den Scheffel zu stellen." Das wird den Damen der „guten Gesellschaft", der besten, gesagt. Und den zum Urtheil berufenen Richtern? „Für die Musikkritiker vom Fach war das Urtheil bereits gefällt, ehe man noch einen Ton von der Oper des Italieners gehört hatte." Die Musikkritiker, alle, ohne Ausnahme, werden munter der Rechtsbeugung beschuldigt. Aber Herr Pietsch ist ein so guter Kerl. Dem nimmt man nichts übel. Meinetwegen. Nur soll man von dem Topographen des Kaiser-Kellers und der geschnürten Brüste nicht wie von einem Prinzen aus Genieland reden.

* * *

Die Hüter des deutschen Sprachschatzes sollten sich um die offiziellen Stilsitten eifriger bekümmern. Nicht nur auf der Ehrentafel des lichtvollen Historiographen lasen wir in diesem Winter merkwürdige Sätze. Nur drei Beispiele für heute. Aus einer Depesche des Kaisers an den Präsidenten Roosevelt: „Die Freundschaft zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, deren Grund der große Friedrich gelegt hat, ruht auf fester, granitener Grundlage, und indem ich in seine Fußstapfen trete, ist es für mich, seinen Nachfolger, eine angenehme Pflicht, an der Kräftigung der Bande zwischen unseren beiden Völkern fortzuarbeiten". Aus einer Feiertagsrede des Generalsuperintendenten Faber: „Laß alles Volk je mehr und mehr erfahren, daß alles irdisch Schöne und Ideale eine Weissagung ist auf den Göttlich-Ewigen, der als das Lamm Gottes den lichten Frieden gebracht hat und als der Löwe aus dem Stamm Juda das siegende Leben." Aus einer — nicht improvisirten — Rede des Kaisers: „Heutzutage sehen wir unsere Kunst von entgegengesetzten Richtungen zerklüftet, die sich befehden und von denen die eine über die andere sich hinwegzusetzen bemüht ist; dabei handelt es sich zum Theil nach meiner Ueberzeugung um Irrwege." Der Repräsentant eines großen Reiches hat nicht Zeit, seine Sätze zu feilen; in seiner Umgebung müßten aber stets Leute sein, die ihm diese Arbeit abnehmen und für die Einheitlichkeit der Bildersprache sorgen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Januar 1905.

Die Rasse.

Schöngeistige Literatur und Kunst, öffentliches Leben und Wissenschaft stehen heute vielfach unter dem Banne des Schlagwortes „Rasse". Vor zwei Menschenaltern etwa hat man sich mit Buckle für die geographische Geschichtauffassung erwärmt, die der Bodenbeschaffenheit und dem Klima bestimmenden Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte einräumte. Später hat man mit Hippolyte Taine die Lehre vom Milieu zum Gemeinplatz breitgetreten. Danach gehören, neben Boden und Klima, noch Vererbung, „Umwelt" und die faculté maîtresse zu den treibenden Faktoren der geschichtlichen Entwickelung. Hieran knüpfte Ratzel die Lehre von der Bedeutung der Höhenzüge, Flußläufe, der Bewaldung, der Flora und Fauna. Dann folgte die Begeisterung für die ökonomische Geschichtauffassung von Marx und Engels, die zwar Buckle und Taine gelten ließen, die Lehren vom Milieu aufsaugten und ihrer Theorie einverleibten, aber daneben und darüber hinaus dem Klassenkampf die entscheidende Rolle zubilligen und in ihm das unterirdische Triebrad der Weltgeschichte erblicken. Auf den Klassenkampf folgte endlich der von Gumplowicz geprägte Terminus „Rassenkampf" als Bezeichnung des wichtigsten Faktors der Geschichte. Graf Gobineau hat diese neue Heilswahrheit (Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, vier Bände, 1853 bis 55, deutsch von Ludwig Schemann) lange vor Gumplowicz verkündet. Ein anderer französischer Graf, Paul de Leusse (Études d'histoire ethnique depuis les temps préhistoriques jusqu'au commencement de la Renaissance, 1898) hat Gobineaus Entdeckung auf die Geschichte angewandt. Gustave le Bon (Lois psychologiques de l'évolution des peuples, 1896) überträgt das Rassenproblem ins Soziologische, George Vacher de Lapouge (Les élections sociales,

1896) ins Biologische und in einem zweiten Hauptwerke (l'Aryen, 1899) ins Ethnographische, Otto Ammon („Die natürliche Auslese beim Menschen", 1893, und „Die Gesellschaftordnung und ihre natürlichen Grundlagen") ins Anthropologische und Politische; endlich verpflanzt Houston Stewart Chamberlain („Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts") die rassentheoretische Betrachtungweise auf kulturhistorischen Boden. Seit Jahresfrist erscheint ein besonderes Organ: „Archiv für Rassen- und Gesellschaft-Biologie", das dieser Richtung im Hauptamt dient, während Woltmanns „Politisch-Anthropologische Revue" verwandte Bestrebungen nebenamtlich verfolgt. Ludwig Woltmann selbst hat die Wandlung vom Sozialdemokraten zum Rassentheoretiker in aller Feierlichkeit vollzogen. Seine „Politische Anthropologie", 1903, vollends der Aufsatz „Die Germanen und die Renaissance in Italien", 1904, zeigen den jungen Gelehrten als einen eben so eifrigen Rassentheoretiker, wie seine früheren Schriften den überzeugten Sozialdemokraten verriethen.

Die Wissenschaft hat zu bedauern, daß das Rassenproblem der kühlen Temperatur leidenschaftloser Objektivität und unbestochener Sachlichkeit entrückt und zum Tummelplatz politischer Parteikämpfe geworden ist. Heute vertreten die links stehenden Politiker die Theorie des Klassenkampfes, die ihrem politischen Programm entspricht, und die Reaktionäre aller Schattirungen hätscheln die Theorie des Rassenkampfes und fordern ihre Anwendung auf sämmtliche Kulturwissenschaften, weil ihnen der Begriff Rasse den Beweis für die von ihnen erstrebte Ungleichheit unter den Menschen zu liefern scheint. Der „Klassenkampf" soll überwunden und die Gleichheit aller Menschen angestrebt werden, wie die Sozialisten wollen. Der „Rassenkampf" ist nicht zu beseitigen, also ist die Ungleichheit der Menschen das unabwendbare Verhängniß des genus humanum, so behaupten die Reaktionäre.

Die Wissenschaft ist als solche natürlich weder radikal noch reaktionär, sondern objektiv, kühl, sachlich. Sie prüft, wie es Aristoteles in seiner Methode der Aporïen vorbildlich gethan hat, alles Für und Wider, ehe sie sich zu bindendem Urtheil herbeiläßt. Sie weiß sich frei von jeder Tendenz; oder vielmehr: sie muß sich davon freizumachen suchen, weil sie sonst aufhört, Wissenschaft zu sein, und ihren gemeingiltigen Wahrheitgehalt einbüßt. Woran ist das mittelalterlich-scholastische Denken gescheitert? Doch nur an seiner Gebundenheit. Es war von Gott ausgegangen und mußte zu Gott zurückkehren. Das Ziel war fest vorgezeichnet und nur der Weg wurde offen gelassen. Natürlich mußte sich das Denken im Kreis drehen, da das zu Beweisende als bewiesen vorweggenommen war. Genau so scholastisch verfahren die im Dienst eines politischen Ideals stehenden Rassentheoretiker. Wie die Alten die Ewigkeit Gottes beweisen wollten, so die Neuen die ewige Ungleichheit der Menschen. Deshalb schnitzen sie sich Wort-Idole, Sprach-Fetische, Bilder-Götzen. Das

herrschende Götzenbild unserer Zeit ist der Bilder-Götze, der ein rhetorisch gefärbtes Bild, eine Metapher, eine hübsche Redefigur, eine flüchtige Analogie gleich zum festen Begriff verdichtet, verpersönlicht, verdinglicht, zuletzt beinahe vergöttlicht. Das Wort „Rasse" ist ursprünglich ein ganz harmloses Bild, ein recht dürftiger Wort-Proletarier. Rasse = Reisza = Riß, Linie (englisch to write, das Romanische von radix) ist uns figürlich geläufig in „Umriß, Aufriß, Grundriß". Also ein rein äußerliches Eintheilung- oder Maßprinzip wie Schuh, Zoll, Elle, Meter. Es kehrt in allen Kultursprachen wieder. Friedrich II schreibt noch an seinen „vortrefflichen" Sulzer ganz harmlos: „Mon cher, vous ne connaissez pas cette maudite race à laquelle nous appartenons". Rasse heißt also hier: Menschengeschlecht. Später aber verstand man unter Rasse „Spielart", „Varietät", „Abart", „Klassenunterschied der Thiere des selben Stammes, sofern er unausbleiblich erblich ist" (so definirte Kant). Das Wort hatte früher vornehmlich in den Kreisen der Thierzüchter vortrefflichen Klang. Unter „Rasse" eines Hundes oder Pferdes verstanden nicht nur Züchter, sondern auch Liebhaber von Thieren einen bestimmten Werth. „Reine Rasse" ist heute noch in Ställen, im Cirkus, auf den Rennplätzen, in Turfkreisen ein Begriff, dem höchster Werth beigemessen wird. Von hier aus nahm das Wort seinen Weg ins Boudoir, das von je her eine unterirdische Vorliebe für sportlich angehauchte Bilder und Redewendungen besaß. „Rassig" und „schneidig" sind Synonyme geworden. Der Salonwerth eines Menschen wird heute vielfach nach „Schneid", „Forschheit" und „Rasse" bestimmt. Die Karriere des Wortes „Rasse" führt heute bis zu Kanzel und Katheder hinauf. Wir müssen uns mit diesem Wechselbalg von Ausdruck ernstlich beschäftigen, denn wir haben zu unseren leidigen politischen, nationalen, religiösen und sozialen Fragen in jüngster Zeit noch eine künstlich herausgeputzte und mit dem Flittergold einer Talmigelehrsamkeit herausstaffirte „Rassenfrage".

Giebt es nun für die Wissenschaft, nicht nur für den Sport, wirklich eine Rassenfrage? Hört man die Berufenen über das Rassenproblem nüchtern und unbeeinflußt sprechen, so wäre man zunächst geneigt, das Problem von der wissenschaftlichen Tagesordnung mit einem schrillen Nein abzusetzen. Der englische Philosoph John Stuart Mill (Principles of Political Economy) hält die Ableitung der Verschiedenheiten der Menschen in Lebensführung und Charakter von den angeblichen Rasseneigenthümlichkeiten für den vulgärsten aller historischen Erklärungversuche; und Thomas Buckle ist bereit, diesen Satz Mills zu unterschreiben. Darwin bringt zwar im Titel seines grundlegenden Werkes den Ausdruck „Race", sieht aber zugleich die logische Unmöglichkeit ein, Rasse, Varietät, Schlag u. s. w. eindeutig zu definiren. Alle Rassenmerkmale sind, nach Darwin, variabel, eben deshalb transitorisch und willkürlich. Das chronologische Moment der Dauerhaftigkeit von Eigenschaften eignet sich, nach Darwin, durch-

aus nicht zur Unterscheidung von Art und Spezies. Die quantitative Methode versage hier völlig. Schärfer noch lautet das Verdammungurtheil eines unserer ersten Sprachforscher und Ethnographen, Friedrich Müller, der das ganze Problem mit den unwilligen Worten abthut: „Rasse ist eine leere Phrase, ein purer Schwindel". Rudolf von Ihering sagt: „Die Völker in ihrer Wiege vertauscht: und aus den Semiten wären die Arier und aus den Ariern die Semiten geworden". Ein Aphorismus aus dem Nachlaß Nietzsches lautet: „Maxime: Mit keinem Menschen umzugehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Antheil hat". Nicht viel günstiger urtheilten Rudolf Virchow, der Kranioloģe Kollmann und der jüngst verstorbene Friedrich Ratzel. Kurz vor seinem Tode veröffentlichte Ratzel über die Urheimath der Indogermanen eine Abhandlung, die den charakteristischen Ausspruch enthält: „Die Indogermanen sind nun einmal nichts Anderes als die Sprecher indogermanischer Sprachen. Indogermanische oder arische Rasse dagegen ist ein unwissenschaftlicher Widerspruch, mit dem man endlich aufräumen muß. Wie oft soll noch wiederholt werden, daß es dunkle und helle Indogermanen giebt, lang- und kurzköpfige, kleine und große?" An anderer Stelle heißt es bei Ratzel: „Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu thun". Auf der einen Seite stehen Dilettanten, auf der anderen Forscher von Weltruf. Jene rufen uns mit Stentorstimme entgegen: Rasse ist Alles. So heißt es bei Benjamin Disraeli: „Rasse ist Alles und jede Rasse muß zu Grunde gehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingiebt". Diese antworten mit überlegenem Spottlächeln: Rasse ist Phrase, ein Wort-Fetisch, ein bloßer Name für Spielarten von Menschentypen, — und „Name ist Schall und Rauch".

Ich will den Versuch machen, zwischen beiden Extremen zu vermitteln, den Widerstreit zwischen den radikalen Leugnern und jenen hitzigen Verfechtern der Rassentheorie zu schlichten, die in der Rasse oder im Blut nicht einen, sondern den Faktor der Geschichte sehen, dem neben Klima, Boden, Lebensweise, Nahrung, Kleidung, Produktion, Umwelt, Erziehungeinflüssen u. s. w. der logische Primat zukomme. Wäre das Rassenproblem wirklich nur Phrase, ein leeres Wort, wie Friedrich Müller will, so könnte man schwer begreifen, daß dieses Problem so viele der besten Köpfe hypnotisch anlockt und suggestiv-bestrickend einfängt. Mögen Männer wie Chamberlain oder Lapouge, Ammon oder Driesmans nach eigener Aussage bewußte Dilettanten sein, so geht es doch nicht an, sie für aberwitzige Idioten auszugeben, die einem lächerlichen Phantom, einem leeren Schatten nachjagen. Einige der Genannten — besonders Chamberlain, der übrigens von Gobineau weit abrückt und jede Gemeinschaft mit den Rassentheoretikern dieser Schule und ihrem Apostel Ludwig Schemann entschieden ablehnt — haben auf anderen Gebieten so Tüchtiges geleistet, daß es mir bedenklich scheint, die Rassentheoretiker sammt und son-

ders zu verurtheilen und ihre unbequemen Ergebnisse mit einem Schwamm einfach wegzuwischen. Mindestens haben wir ihrer Psychologie nachzuspüren, um die verführerisch werbende Kraft, die von den Rassentheoretikern ausgeht, auf ihre wissenschaftlich erkennbare Wurzel zurückzuführen.

Wir betrachten das ganze Rassenproblem als eine Frage der logischen Methodenlehre. Uns Heutigen ist der Begriff „Rasse", auf Menschen angewandt, geläufig geworden. Seine Abstammung aus der Klassifikation der Zoologen, seine Verwandtschaft mit Turf- und Rennplatz mögen uns freilich wenig sympathisch anmuthen. Aber für die strenge Wissenschaft gilt immer noch die Bestimmung des Code Napoléon: La recherche de la paternité est interdite. Mag immerhin dem Rassenbegriff von seiner etymologischen und semasiologischen*) Abstammung her ein uns unangenehmes Parfum anhaften: da dieses Wort nun einmal vom Sprachgebrauch aller Länder generell rezipirt ist, also internationales Bürgerrecht erworben hat, müssen wir es hinnehmen. Wir dürfen es also nicht in die Plunderkammer zu den Modeausdrücken werfen, die alle paar Jahre auftauchen, eine Zeit lang glitzern und blenden — hier sei nur an Naturalismus, Symbolismus, Heimathkunst erinnert —, bis sie, wie jede Mode, vergröbert und karikirt, unten, ganz unten anlangen und schließlich in der Requisitenkammer des Welttheaters modern. Der begriffliche Zwillingsbruder der „Rasse", das einstmals allgewaltig beherrschende „Milieu", ist fast schon bis zu diesem Endpunkt gekommen. In die politischen Händel aber, die im Gewühl des Tages um das Stichwort „Rasse" entbrannt sind, möchte ich mich nicht mischen. Daß wir als Einzelpersönlichkeiten in das Rassenproblem eingeschlossen, also an seiner Lösung mitinteressirt sind, darf uns nicht hindern, unbefangen und voraussetzunglos, ohne jeden persönlichen Affekt, auch an dieses Problem heranzutreten. Ewig vorbildlich bleibt für wissenschaftliche Untersuchungen der Grundsatz Spinozas: Menschliche Affekte soll man weder beweinen noch belachen, noch gar verachten und verwünschen, sondern nur erklären.

Von der Lösung des Rassenproblems hoffe und fürchte ich nichts; ich stehe ihm so kühl und sachlich gegenüber wie der Mineraloge seinem Kristall, so entpersönlicht und uninteressirt, als hätte ichs, um wieder mit Spinoza zu sprechen, mit „Flächen, Linien und Figuren" zu thun. Ob unser Untersuchungobjekt Rasse heißt oder Gewissen, ob Substanz oder Schönheit, gilt gleich. So wenig Kants Definition der Schönheit vor dem Spiegel entstand und davon beeinflußt war, ob Kant selbst schön war oder nicht, eben so wenig darf nser Urtheil über Rasse von der Erwägung bestimmt sein, ob es Rassen giebt nd welcher wir selbst angehören. Nur nach der logischen Legitimation der

*) Die Semasiologie, die Lehre vom Bedeutungwandel der Wörter, ist eine nge, von Michel Bréal in Paris begründete Wissenschaft.

Begriffsbildung ist hier zu fragen. Ist der Begriff Rasse, wie er bei den heutigen Rassentheoretikern geläufig ist, logisch zulässig und methodologisch untadelhaft oder ist er logisch falsch? Das ist die Frage.

Ist der Begriff „Rasse" als Eintheilungprinzip auf Menschen anwendbar, so haben wir in der Analyse zu untersuchen: entspricht der Begriff „Rasse" den methodologischen Forderungen eines zulässigen Eintheilungprinzips und besitzt er all die Merkmale, die einen solchen Begriff ausmachen? Die weitest gehenden Vertreter der Rassentheorien werden nicht leugnen, daß der Begriff „Rasse" ein rein klassifikatorischer ist; er drückt die Zuordnung oder den Rang aus, die einem Lebewesen in der Hierarchie der Natur oder in der Stufenfolge der Werthungen beigemessen werden sollen. Ein Beispiel. In dem Satz: „Die Sonne ist" haben wir ein Existenzialurtheil gefällt; in dem Satz: „Die Sonne ist ein Leuchtkörper" haben wir ein klassifizirendes Urtheil abgegeben. Für beide Urtheile brauchen wir das Hilfzeitwort „sein"; aber im ersten Fall im Sinn von Existiren, im zweiten in der Bedeutung von Zugehören. Dort bezeichnet das Sein einen Gegenstand, ein Beharren im Raum, hier nur ein Merkmal des Gegenstandes und zwar ein charakteristisches, das uns deutlich machen soll, zu welcher Gruppe von Phänomenen dieser Gegenstand gehört. Dort ist das „Sein" etwas Gegenständliches, hier eine Kopula, ein Verlegenheitwort, eine Krücke, die uns stehen hilft. Giebt es nun ein Ding, einen Gegenstand oder gar eine Person des Namens „Rasse" oder giebt es vielmehr nur eine Eigenschaftbezeichnung dieses Namens? Man braucht die Frage nur logisch scharf zu formuliren; die Antwort ist dann nicht zweifelhaft. Rasse ist kein umherziehendes Gespenst, kein umherirrender „Ewiger Jude", überhaupt kein konkret existirendes Wesen, sondern ein bloßes „Memorandum fürs Gedächtniß," eine denkökonomisch geforderte Begriffsbildung zum Zweck der Zusammenfassung vieler Einzelwesen mit übereinstimmenden Merkmalen, um sie von ähnlich gearteten Wesen mit abweichenden Merkmalen in unserem Gedächtniß festhalten oder unterscheiden zu können. Solche Eigenschaftbezeichnungen (Attribute) sind unentbehrliche Behelfe der klassifikatorischen Begriffsbildung; sie entspringen dem elementaren Trieb nach Kraftersparniß, nach Ordnungprinzipien, die uns gestatten, mit einem Minimum von Anstrengung ein Maximum von Leistung zu bewältigen. Durch unser klassifizirendes Denken haben wir in den Haushalt der Natur, der unseren Vorfahren, den Fetischanbetern, noch heilloser Wirrwarr, willkürliches Chaos war, Ordnung, Plan, Zusammenhang, System und — zuletzt — Gesetzmäßigkeit gebracht oder wenigstens gedeutet. Alles klassifikatorische Denken dient dem Zweck rascherer und präziserer Orientirung in der Umwelt; es ermöglicht uns, die Vielheit der Einzelerscheinungen denkökonomisch auf die Einheit der sie einschließenden Spezies, der Gattung oder Art, bis hinauf zur Einheit des Reiches zurückzuführen.

Zu diesen Eintheilungprinzipien gehört nun auch der Begriff Rasse. Ursprünglich wurde er in der Zoologie und später in der Anthropologie synonym mit Spielart, Varietät, Abart, Schlag, jedenfalls als Unterart verwendet. Er bedeutete die Ueber- und Unterordnung der Menschen nach Haut- und Haarfarbe, war also ein brauchbares Prinzip zur Bezeichnung typischer Dauermerkmale großer Gruppen von Menschen. Gegen diese Verwendung des Begriffs Rasse, etwa zur Unterscheidung des Europäers von Negroiden und Mongoloiden, läßt sich logisch nichts einwenden. Selbst Klaatsch, der alle Rassenunterschiede in Bezug auf Breite oder Länge der Schädel, der Beschaffenhei der Kiefer oder der Skelete grundsätzlich bestreitet, muß zugeben, „daß Rasse oder Art zwar künstliche, aber werthvolle Eintheilungprinzipien sind." Nur empfiehlt er, den Begriff heute so weit zuzulassen, wie er seinem ursprünglichen Wortsinne nach Geltung hatte, nämlich als „Unterart" (subspecies), aber nicht als höchsten Gattungbegriff, zu dem unsere modernen Rassentheoretiker ihren verzogenen Liebling avanciren lassen.

Man könnte fragen, was denn methodologisch darauf ankomme, ob man dem Begriff „Rasse" einen oberen oder unteren Rang anweise. Ist Das nicht eine bloße Etikettenfrage der Wissenschaft? Nein. Das ganze Rassenproblem dreht sich logisch und methodologisch um diese eine Kernfrage: Ist Rasse nur eine Unterart, nützliches Eintheilungprinzip, oder ists oberster Gattungbegriff? Hier scheiden sich die Geister. Den Unterschied zwischen beiden Auffassung- und Deutungweisen hat Niemand so klar und präzis erfaßt wie Immanuel Kant, dessen Rassentheorie jüngst Elsenhans sehr ansprechend dargestellt hat. Kant unterscheidet die bloße Schuleintheilung von der Natureintheilung; jene gehört als gedächtnißmäßige Klassifikation der Naturbeschreibung, diese als das gemeinschaftliche Gesetz der Fortpflanzung der Naturgeschichte an. Doppelte Buchhaltung, Shannon-Registrator, Zettel-Kataloge, die Etikettirungen der Pharmazeuten, die Nomenklaturen der Chemiker und Botaniker, die Ordnungserien in Museen und ethnographischen Sammlungen, endlich die Eintheilung der Historiker in Geschichtepochen: all Das sind Beispiele von Schuleintheilungen, die uns die Dinge unter Titel bringen. Wenn aber die Naturforscher das Universum in drei Reiche spalten, so ist Das keine Schuleintheilung mehr, ondern eine Natureintheilung, kein Titel, sondern Gesetz. Die Schuleintheilung, sagt Kant, geht auf Klassen, die nach Aehnlichkeiten, die Natureintheilung aber auf Stämme, die die Thiere nach Verwandtschaften in Ansehung der Erzeugnisse eintheilen. Jene verschaffen ein Schulsystem für das Gedächtniß, diese ein Natursystem für den Verstand; die erste hat nur die Absicht, die Geschöpfe unter Titel, die zweite, sie unter Gesetze zu bringen.

Dieser einzige Satz Kants verbreitet mehr Licht und Wahrheit als die ganze rassentheoretische Literatur. Denn diese Definition beleuchtet, wie alle

Wahrheit nach Spinoza, sich selbst und ihr Gegentheil. Von dieser kantischen Unterscheidung zwischen Schuleintheilung und Natureintheilung, zwischen Titel und Gesetz hat die wissenschaftliche Kritik des Rassenproblems ihren Ausgangspunkt zu nehmen. Die Rassentheoretiker verwechseln, ohne den logischen Lapsus zu ahnen, die Schuleintheilung mit der Natureintheilung, eine bloße Eigenschaftbezeichnung mit dem beharrlichen Träger oder der Substanz dieser Eigenschaft; sie vertauschen Titel mit Gesetz, die leere Nomenklatur mit dem Wesen der Dinge. Sie machen — natürlich unbewußt — eine quaternio terminorum, einen elementaren logischen Schnitzer, indem sie — verleitet durch die schillernde Mannichfaltigkeit des Hilfzeitwortes „sein" — eine bloße Eigenschaftbezeichnung, wie „Rasse", zur Substanz, zum Dauerfaktor, ja, zum Range eine Triebrades der Weltgeschichte erheben. Ich empfehle allen Rassentheoretikern, im zweiten Bande von Sigwarts „Logik" die Stellen über klassifikatorische Begriffsbildung zu lesen. Sigwart hat mit zwingenden Gründen die Nothwendigkeit des provisorischen Charakters jeder klassifikatorischen Begriffsbildung gezeigt. Provisorische Eintheilungen, wie Unterarten, Varietäten, Spezies, Klassen, Ordnungen, erzählen und beschreiben nur, daß so und so viele Merkmale so und so vielen Dingen gemeinsam sind. Erst die obersten Gattungbegriffe — Platon nennt sie Ideen, Aristoteles Formen, Newton Zustände, Leibniz Beziehungen; uns heißen sie heute Gesetze — stellen, wie Sigwart klarmacht, „ein Musterbild auf, nach dem immer und überall das Einzelne sich gestaltet, den Stempel zeigt, mit dem die Natur prägt."

Ist Rasse nur denkökonomisches Eintheilungprinzip, wie wir behaupten, aber kein Gesetz der Geschichte, wie die Rassentheoretiker fordern, so vermögen alle auf die Rasseneintheilung gegründeten Urtheile zwar erzählend und beschreibend zu berichten, wie viele Rassen unter Menschen unterschieden werden können, aber niemals zu erklären, was sein muß, und vor Allem nicht vorauszusagen, was künftig eintreten wird. Die Geschichte also vom Rassenstandpunkt aus zu begreifen, hätte dann genau solche logische Berechtigung wie etwa die Ersetzung der Geographie durch den Baedeker oder die Erklärung aller Weltvorgänge aus der Beschreibung von Schmetterlingsflügeln.

(Diese Kritik des Rassenproblemes wird fortgesetzt.)

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.

Der Feind unseres Lebens.

Von dem eigentlichen Feinde der Menschheit will ich reden. Von der letzten großen Gewalt, die alle unsere Versuche und Bestrebungen, zu einem neuen Weltbilde zu gelangen, vereitelt. Von dem bösen Wesen, das immer wieder unsere Gefühle, Vorstellungen und Ideen verwirrt und als die große Schranke und Mauer dasteht, an der unsere Hoffnungen scheitern und die uns wie ein Kerker von allen Seiten umgiebt.

Die Kritik und der Zweifel, die ganze revolutionäre Bewegung der letzten Jahrhunderte haben an allen Dogmen, Glaubens- und Erkenntnißformen gerüttelt und Gott mit der selben Gelassenheit in Frage gezogen, wie unsere Vernunft und Logik zum Irrsinn werden lassen. Ueber die Kausalitätlehre wurden die Achseln gezuckt und bahnsenscher Nihilismus und Pessimismus ließ uns die Welt überhaupt unter den Fingern wegschwinden und uns nur noch im leeren Nichts schweben. Aber in diesem wilden Wogen und Schwanken der Meinungen, in dem Meer der Unruhe steht auch heute noch ganz unerschüttert ein Fels, an dem sich alle Wellen brechen müssen. Wohin man auch schauen, in welche Höhlen des Skeptizismus man hinabsteigen mag: gegen dieses eine Einzige ist nie die Axt der Zermalmer erhoben worden. Auch die ungeberdigsten Tamerlans haben hier Halt gemacht. Und so sehr wir uns gewöhnt haben, von unserer Zeit und Welt als von einer Welt und Zeit der völligen Auflösungen und Verwirrungen zu sprechen, da nichts fest steht, Alles in Gegensätzen und Widersprüchen auseinanderfährt, so wächst und blüht doch inmitten dieses großen Schlachtfeldes in der That ein „heiliger Hain", — giebt es wirklich einen Ort der Ruhe und des Friedens, wo die Stürme und Waffen schweigen; und dort steht der Altar errichtet, wo all die streitenden Geister der Religionen, Philosophien und Wissenschaften in völliger Eintracht zusammenkommen und der orthodoxeste Christ und die reinste Gottlosigkeit, Erleuchtete und Zweifler, Gnostiker und Agnostiker, Real- und Idealgläubige mit gleicher Andacht anbeten.

Die alte orientalische Parabel spricht von einem runden Saal, in den von allen Seiten zahlreiche Gänge einmünden; gleichgiltig ists, von welchem Gang und Weg man herkommt, allein darauf kommt es an, daß man diesen Saal betritt, in dem der Thron Gottes und der Wahrheit aufgerichtet steht. Unsere ganze Kultur ist nun von vorn herein um so einen runden Saal aufgebaut, in den all ihre scheinbar völlig aus einander laufenden Wege zusammentreffen, und die herrschenden Ideen der Menschheit gehen sämmtlich in eine Idee zusammen, die als das heilige Feuer von uns stets gehütet wurde und als das ewige Licht über allen Kämpfen unseres Daseins brannte. Und wenn die große ideale Forderung, das Verlangen und die Sehnsucht der Mensch-

heit immer darin bestand, daß einstmals der große Tag und das dritte Reich anbrechen werde, wo Alle in einem Gott, in einer Wahrheit und in einem Glauben geeinigt sind: in Wirklichkeit war diese Forderung stets erfüllt, gab es immer eine solche Einheit und Uebereinstimmung der Ueberzeugungen; und die Wahrheit, die man suchte, die sich angeblich verbarg und die entdeckt werden sollte, die hatte man stets gerade, wie den Hut, in der Hand; sie war Ausgangspunkt und Voraussetzung alles Erkennens.

Wenn der Mensch der letzten Jahrhunderte in allen Dogmen und Ideen, Gefühlen und Vorstellungen der alten Weltanschauung Wurmstich und Fäulniß zu sehen glaubte und bald diesen, bald jenen Ast abhieb und ins Feuer warf, — stets waren es nur einzelne Glaubens- und Erkenntnißgebilde, von deren Herrschaft er sich zu befreien suchte. Zugleich jedoch suchte er die Uridee, aus der all diese kranken Ideen und falschen Vorstellungen erst hervorgewachsen, uns immer sicherer und gewisser zu machen; und um so demüthigeren Glauben, um so inbrünstigere Verehrung heischte er für diese. Und so war all diese Arbeit schließlich eine verlorene, fruchtloses Danaiden-Bemühen, zu dem diesem Menschen jegliches Thun werden muß, und das Wegschneiden der Zweige und Abhauen der Aeste stärkte nur den alten Baum.

Nicht in Dem, worüber stets Zank und Streit herrschte, sondern in Dem, was gerade die Menschen übereinstimmend behauptet haben, was von ihnen gleichmäßig anerkannt wurde, müssen wir den Feind unseres Lebens suchen. Und jener heilige Hain, jener Altar, wo Gottgläubiger und Atheist, Gnostiker und Agnostiker sich in Eintracht zusammenfinden, ist gerade die Stätte des Unheils; und das Feuer, das hier brennt, ist das große Feuer der Weltvernichtung.

Wenn es wirklich wahr ist, daß der große Kampf unserer Zeit nichts als ein Kampf zwischen alter und neuer Weltanschauung ist und es Sinn und Zweck haben soll, für oder wider die eine oder die andere zu streiten, so müssen wir klar darüber werden, worin das Grundwesen der alten Weltanschauung besteht und ob in den neuen Kenntnissen und Vorstellungen Etwas steckt, das ihre ersten Voraussetzungen und ihre letzten Ziele als Wahn erkennen läßt.

Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß alle alte Weltanschauung eine monistische Weltanschauung ist und nur ihre Einheitlehre ganz allein den Brennpunkt bildet, worin alle sonst noch so sehr auseinandergehenden Ideen und Meinungen zusammentreffen; hierüber giebt es auch keinen Streit zwischen Offenbarungsglauben und Naturwissenschaft. Die heute mit besonderem Nachdruck für eine neue Weltanschauung auftreten und alle Tempel der Vergangenheit zu zerstören geneigt sind, erheben zugleich am Lautesten ihre Stimme für den Monismus und fast scheint es, als wären diese Monisten von heute der Ansicht, sie hätten eine ganz neue Idee entdeckt, sie brächten erst der Welt eine funkelnagelneue Erlösunglehre. Die bequeme Art, wie, zum Beispiel,

Ernst Haeckel seine Gegner sammt und sonders kurzer Hand als Dualisten abschlachtet, zeigt nur, wie wirr die Vorstellungen hier durcheinanderlaufen, verräth die völlige Verkennung der Thatsache, daß jede Erkenntniß, auch die parsische Religion, den monistischen Glauben als das Selbstverständliche annahm. Und es ist gerade keine neue Weltanschauung; ernstlich kann man von einer solchen ganz und gar nicht reden, so lange wir unsere höchste Aufgabe darin sehen, das Einheitwesen der Welt nachzuweisen oder in der großen Einheit das letzte Ziel und die nächsten Ziele zu suchen.

Eine solche neue Weltanschauung könnte allein dann siegreich aufgehen wenn es dem Kind unserer Zeit gelänge, vielmehr aus den Verstrickungen der monistischen Ideen sich zu befreien und den Einheitglauben und den Einheitwillen der Menschen als den verhängnißvollen Wahn zu begreifen, der uns immer in die Irre gehen ließ und uns gegen das wahre Wesen der Welt blind machte. Ist es nicht allein nur der Monist, ist es nicht allein nur unser monistisches Fühlen und Denken, durch die uns das Dasein geradezu erst zu einer Last gemacht wurden? Von Anfang an lebt in dem Monismus eine Lehre und eine Ueberzeugung, die seiner eigentlichsten und tiefsten Natur entsprungen, die immer wieder in den Jahrtausenden seiner Herrschaft zum Durchbruch gelangt und mehr oder weniger versteckt in all unsere Ideen, die wir uns je gebildet haben, hineingeflossen ist: die Lehre von der großen Täuschung der Welt. Der seltsame Glaube, daß Alles, was wir als ganz sicher zu fühlen und zu wissen glauben, gar nicht so existirt, daß Das, was wir für „wirklich" halten, absolut nichts „Wahres" ist. Wir kennen eigentlich gar nicht unsere Welt. Dieser Monist, dieser gar so witzige Sokrates, hat uns seit Jahrtausenden immer wieder das Kunststück vorgemacht und uns, mit ein paar Wortverdrehungen nur, sehr rasch davon überzeugt und haarscharf bewiesen, daß wir nie Etwas zu wissen vermögen. Nicht nur nichts von überirdischen Dingen, von göttlichen Reichen, was nicht so merkwürdig wäre; nein: der Künstler weiß auch nicht, was Kunst, und der Gärtner nicht, was ein Apfel ist.

Es fragt sich aber, ob es nicht endlich einmal an der Zeit ist, den Spieß umzukehren. Nicht die Natur und die Wirklichkeit noch auch unser menschlicher Geist sind Täuschungen oder ihnen unterworfen, sondern nur der uns seit Jahrtausenden beherrschende, uns wie zu Fleisch und Blut gewordene, all unsere Ideen durchdringende monistische Glaube ist der eigentliche und wahre Schleier der Maja, der uns die Welt erst verhüllt und uns mit einem Nebel umgiebt. Dieser Monismus, den nicht nur alle Religionen und Philosophien bekennen, von dem nicht nur der Pantheist und Mystiker mit schwärmerischem Munde redet, wenn er unser einzelnes Ich als ein armsälig versprengtes Theilchen, als unendlich kleinstes Staubkorn, als armes Atom verachtet, das nur im Untergang in und in der Rückkehr zur Ureinheit Erlösung und Frieden findet.

Der in allen alltäglichsten und nächsten Lebensfragen immer wieder als Ideal uns vorschwebt, indem, zum Beispiel, die Politik des neunzehnten Jahrhunderts den nationalen Einheitstaat als das große Heil der Völker pries, und welcher ja auch von je her der Magnetberg unserer Naturwissenschaften war, indem diese heute, wie zu allen Zeiten, ihr Ziel darin sehen, die veränderlichen Vorgänge der Natur auf eine einzige ganz und gar unveränderliche Ursache, die beweglichen Kräfte oder Stoffe auf eine unbewegliche Kraft, einen völlig unveränderlichen Stoff, auf das Urelement zurückzuführen.

Unsere Weltanschauung bewegt sich um die monistische Idee als um ihren festen Mittelpunkt. Diese ist die Annahme und Voraussetzung, der Grundsatz, der schlechthin als absolut nothwendig behauptet wird; aber bestände die neue Weltanschauung nicht vielleicht einzig und allein darin, daß wir uns von der Tyrannei dieser Annahme befreien, daß wir den Grundsatz keineswegs als einen nothwendigen erkennen, sondern vielmehr als einen durch und durch willkürlichen und aus der Luft gegriffenen? Er birgt auch keineswegs eine Ideal- und Erlösunglehre in sich, sondern ist geradezu der Geist und die Gewalt des Bösen selbst; und unsere monistische Weltanschauung wölbt sich noch heute über uns, wie einst das Himmelsdach kerkerartig über der Menschheit und der Erde lag, und sie nur ist die Schranke und Grenze, gegen die wir immer stoßen. Sie jedoch kann durchbrochen werden.

Die monistische Weltanschauung ist die menschliche Kultur. Um ihr Wesen richtig und völlig zu erfassen, genügt es nicht nur, sie erkenntnißtheoretisch zu betrachten: man muß auch all ihren geschichtlichen Entwickelungeu nachgehen und schließlich zu einer Psychologie des Monisten gelangen.

Im Dämmermorgen der Weltgeschichte tritt er uns zuerst entgegen, als Ueberwinder des Naturmenschen, als Schöpfer der Religionen, deren Gott Geist ist, als Begründer der Wissenschaften, als der Meister, der Denken und Vernunft auf den Weltthron erhob und als Erster ein Etwas entdeckte, das wir seitdem „Gesetz" nennen, ein tausend und abertausend Gesetze in sich einschließendes anderes Wort für das Wort „das Absolute", das noch neben und über Natur und Welt stets als ein Magisches und als das eigentlich Göttliche sich erhob. Dieser Wunderthäter der Menschen kann nie verkleinert werden, in seinen Wirkungen nie ausgelöscht werden; aber es fragt sich, ob uns nicht gerade zu einem tiefen und seligen Glücksempfinden jenes Wesen der Entwickelung werden kann, welches das Gute von gestern zu einem Bösen von heute, den Gott der Großväter zum Dämon der Enkel macht. So daß heute der Monismus zu seinem Ende gelangt ist und nur noch Hemmung, Verfall, Rückschritt und Unheil für uns bedeutet.

Nicht ein Zufall nur und nichts Bedeutungloses kann es sein, daß die Lehre von der Einheit der Welt, von dem Absolut Einen als Anfang und

Ende alles Seins vom ersten Beginn an durchaus nichts als eine Selbstmord- und Weltvernichtunglehre gewesen ist, eine große Achterklärung gegen alles irdische Dasein und eine Zerstörung des menschlichen Lebens. Kaum betritt der Monist den Schauplatz der Geschichte, da ergreift auch schon den Menschen eine seltsame und unerhörte Wuth, der Wahnsinn eines Amokläufers, daß er mit wilden Gräueln den eigenen Leib anfällt und in der Selbstzerfleischung den höchsten Gottesdienst erblickt. Die Natur wird tief verachtet; und das platonische Gefühl von der Thorheit, Werthlosigkeit und Gleichgiltigkeit jedes Naturwissens ist das Kulturgefühl. Natur und Kultur werden zu wüthendsten Feinden und wir sind heute noch gar nicht berechtigt, auf diese Jahrtausende der asketischen Orgien und der Verachtung der Natur und aller Naturwissenschaft als auf überwundene Perioden, auf die mittelalterliche Welt als auf eine Irrsinnswelt zurückzublicken: da die grundlegende Anschauung des Monismus, daß alles Sein nur ein einziges Uebel ist und es nie in ihm besser werden kann, in diesen Kulturjahrtausenden eben wie zu einer fixen Anschauung uns wurde, wir uns außer Stande fühlen, sie zu wiederlegen. Der Absolutismus ist Monismus, der Monismus ist Pessimismus; und der absolut pessimistische Monismus schaut uns auch heute noch mit seinem Gesetz- und Nothwendigkeit-Auge wie mit einem Basiliskenblick an; und in der pessimistischen Lehre des neunzehnten Jahrhunderts, in ihren schärfsten und feinsten Zuspitzungen, ihren folgerichtigsten Ausgestaltungen müssen wir die höchste, reinste und vollkommenste Ausgestaltung der alten monistischen Weltanschauung erblicken. Wir müssen uns klar werden über die Gewalt, welche diese Einheitlehre noch über uns ausübt, indem wir erkennen, wie wenig wir so einem Monisten wie Mainlaender in den Arm fallen können, wenn er zur Besiegelung seines Glaubens ein Harakiri an sich selbst vollzieht, und wie unser monistisches Denken nur die ungeheure Konsequenz des reinsten der pessimistischen Systeme zu bewundern vermag: wie an und für sich richtig, wie unwiderleglich es ist, wenn uns ein Julius Bahnsen mit spielender Leichtigkeit realdialektisch beweist, daß die Welt überhaupt ganz und gar „Nichts" ist. Diese Stirner und Nietzsche weit übertrumpfende Lehre des äußersten Nihilismus, die geradeste und korrekteste Durchführung der Einheitidee, diese echte Gegenwartschöpfung zeigt nur, wie tief wir noch in den alten Selbstichtungidealen der Menschheit befangen sind. Sie enthüllt aber auch, wie andere, das Wesen des Monismus als einer Lehre vom Nichts, von m, das überhaupt gar nicht existirt, das einfach vom Menschen angenen wurde, aber gar nicht angenommen zu werden braucht und so durch einem Gespensterglauben gleicht, der den Gläubigen unendlich quält und igt, dessen Leiden aber sofort aufgehoben wird, wenn wir einfach das enst nicht annehmen.

Scheinbar folgert der Monist seine Lehre vom einzigen Uebel des Seins aus realen Thatsachen, aus der Wirklichkeit, die nichts denn Leiden ist. Aber es kommt gerade darauf an, daß wir den Bann dieser alten Weltanschauung durchbrechen und hierin schon ihre Fiktion wahrnehmen. Die Welt ist nicht das Uebel, aber sie wird nothwendig zum Leiden und zum Unsinn, allein durch den Monismus, allein, wenn sie unter dem Gesichtswinkel, durch das Auge und die Natur der Einheitlehre angeschaut wird. Und wir müssen durchdringen zu einer „natürlichen" Weisheit, die allerdings von dem monistisch denkenden Menschen nie verstanden werden konnte, an deren Sinn wir ganz blind vorübergegangen sind und die doch schon auf den ersten Seiten der Bibel uns entgegenklingt und dort als Paradieseslehre erscheint. Da wird der von der Natur losgerissene Mensch als Der bezeichnet, der den Tod, Todesfurcht und Todesbewußtsein erst in die Welt hinein brachte, der sich aus dem Dasein erst ein Dasein des Leidens und der Qual, völlig unfruchtbaren Arbeitens, schuf; und als der große Thor und Narr, der dumme Adam wird hier der Erkenntnißmensch gebrandmarkt, der arme Betrogene, der vom Baum der Erkenntniß pflückte, aber dabei vorüberging am Baum des Lebens und diesen nicht sah. Hätte er auch von dem Baum des Lebens gegessen, dann, so erzählt die Paradiesesparabel, wäre so Etwas wie eine Götterdämmerung eingetreten, der Mensch hätte den Gott überflüssig gemacht und sich in seiner Unsterblichkeit erkannt.

Nicht die Welt ist Leiden, sondern sie wird erst in und durch unsere Erkenntniß zum Schmerz und Uebel. Erkennen und Leben stehen nach der Paradieseslehre in einem eigenthümlich-wunderlichen Verhältniß zu einander; als zwei große polarische Gegenmächte sind sie gleichsam wider einander gerichtet und sie spielen durcheinander wie die positiven und negativen Elektronen. Erkennen ist gerade nicht ein Leben und Leben gerade nicht ein Erkennen. Und das Sein unseres Lebens ist so sehr ein anderes Sein als das unseres Denkens, daß sie sich in umgekehrter Proportion zu einander befinden. Unser Leben stellt das Denken auf den Kopf und unser Denken das Leben.

Es läßt sich nun aber zeigen und durchführen, daß der Begründer unserer Weltanschauung, der Schöpfer unserer Einheitlehre, der große Monist, der im Dämmermorgen der Geschichte erwacht und seine Lehre vom Absoluten aufstellt und Das entdeckt, was wir Gesetz nennen, daß der Bringer unserer Wissenschaften nichts als gerade der Vernunftmensch ist, der als Vernunftmensch wie ein neuer Typus dem alten Naturmenschen entgegentritt und als Kulturheros diesen Anderen besiegt und an die äußersten Peripherien unserer Erde drängt. Unsere monistische Weltanschauung ist eine Vernunftweltanschauung, ein reines Denkerzeugniß, — aber als Frucht vom Baum der Erkenntniß, allein durch ihre vollkommen rationalistische Art und Natur, ist sie von einem

lebenfeindlichen Wesen, eine Verwirrerin und Zerstörerin unseres menschlich-irdischen Daseins, in Wahrheit eine wilde Macht der Negation und Vernichtung des Natürlichen. Und es ist eben nichts Zufälliges, daß der Monist in die Welt hereinstürmt mit Lehren der Ich- und Selbstvernichtung, mit leidenschaftlichen Protesten gegen die Natur und alles „Wirkliche", mit eitel pessimistisch-nihilistischen Daseinswerthungen. All diese Behauptungen und Anschauungen wurzeln darin, daß er die Welt vom bloßen Standpunkte des Denkens und der Vernunft betrachtete, durch das Auge der Erkenntniß, die in der That gegen das Wirkliche sich kehrt und das Leben auf den Kopf stellt. Je tiefer wir uns in unsere monistische Weltanschauung versenken, desto gewisser werden wir, daß sie im letzten Grund nichts als eine Lehre vom Tod und von den Weltvernichtungen ist und sein kann. Und indem sie die Menschheit Jahrtausende lang zwang und beeinflußte, von ihrem Standpunkt immer nur denkend und vernünftig die Dinge zu erfassen, hat sie, wie ein Schleier, die Dinge verhüllt und ließ uns von der Welt eigentlich falsche Eindrücke empfangen, so daß wir sagen müssen: Die Welt ist wohl ganz anders, als wir denken, daß sie ist. Gegen das Einfachste, „das Natürlichste" hat sie uns gerade immer blind gemacht. Und es ist mehr als nur Nebel und Phrase: es ist das Höchste, mit dem Mund der Paradieseslegende von einer neuen Weltanschauung zu reden, die uns von dem Zwang und der Tyrannei der alten absolutistisch-pessimimistisch-monistischen Weltanschauung befreit und ihrer Denk- und Erkenntnißlehre eine Lebenslehre entgegensetzt.

Wilhelmshagen. Julius Hart.

Glukose.

Es war einmal ein Mann. Er lebte in East-Aurora, Erie County, im Staat New-York. In seinem Laden verkaufte er alles Mögliche, von Hustenmedizin bis zu blauem Band. Manche Sachen gab er auch auf Kredit an die Philosophen, die sich abends auf seinen Nägelfäßchen heimisch machten und über die beste Art, den Kohlenstrike zu beenden, berathschlagten. Und als Zeit und Stunde gekommen war, machte er einen Akkord mit seinen Gläubigern: zu neunundzwanzig Cent vom Dollar. Einige sagen, der Mann habe absichtlich den Konkurs angemeldet, um aus East-Aurora fortzukommen. Er widersprach diesem Gerücht in späteren Jahren nicht, denn es zeugte ja für seinen Scharfblick.

Die Vorsehung und der Sheriff von Erie County — sein Name war, nebenbei bemerkt, Grover Cleveland — hatten noch nicht lange über den Laden in East-Aurora verfügt: da wurde unser Freund in Buffalo mit einem Mann bekannt, der einen kräftigen Durchzieher durch die linke Wange und ein großes Geheimniß mit sich herumtrug. Sonst hatte er nichts Bemerkenswerthes. Dieser Mann brachte

den Durchzieher und das Geheimniß von Deutschland mit, wo er die Universität Jena besucht hatte. Das Geheimniß stammte aus dem richtigen Verständniß, das er seinem Professor entgegengebracht, und der Durchzieher aus einem Mißverständniß, das er mit einem Kollegen gehabt hatte.

Das Geheimniß betraf die Herstellung von Glukose aus Mais. In Deutschland wars nur eins der in den Laboratorien gemachten Experimente, ohne Hinblick auf finanziellen Gewinn, weil dort Mais in kaum nennenswerthem Umfange gebaut wird. Hier, in Amerika, gab es Mais die Fülle. Gerade in diesem Jahr benutzten ihn die Farmer in Jowa und Kansas als Heizmaterial.

Glukose ist ein Nahrungmittel; es kann fast überall angewandt werden, wo man sonst Zucker nimmt, — bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Und fast jeder Mensch braucht täglich Zucker. Unser Ex-Materialwaarenhändler mußte nun zwar Bescheid, wenn man von dem Rennpferd Dexter sprach; aber Dextrin, Dextrose und Glukose gingen über seinen Horizont. Er begriff jedoch, daß, wenn man Zucker aus Mais machen könne, ein Vermögen zu verdienen sei. Er untersuchte die von dem Studenten zur Probe hergestellte Glukose und war befriedigt. Das Verfahren behielt der Student als Geheimniß. Er wollte es auch nicht verkaufen. Eine Aktiengesellschaft wollte er gegründet sehen und sich Gewinnantheil vorbehalten.

Unser Freund aus East-Aurora hatte noch tausend Dollars aus seinem verfehlten Geschäft gerettet. Das war nicht genug, um eine Glukose-Fabrik zu bauen; aber er wußte, wo mehr zu haben war, wenn er die Rentabilität des Geschäftes nachweisen konnte. Fünftausend Dollars trieb er auf. Aber der vorsichtige Kapitalist verlangte eine Versicherungpolice auf das Leben des deutschen Chemikers zum Betrage von zehntausend Dollars, um sich für alle Fälle zu sichern. Dieses Verlangen fand unser Freund aus East-Aurora auch berechtigt. Wenn der Mann mit dem Durchzieher stürbe, wäre Alles verloren, — nur die Ehre nicht. Der Student wurde also für zwanzigtausend Dollars versichert. Einen Monat danach kam er auf der Landpartie einer Kirchengemeinde ums Leben. Die Moral davon ist ... Doch gehen wir darüber hinweg.

Unserem Mann aus East-Aurora wurden die zwanzigtausend Dollars ausbezahlt. Er beglich die Forderung des Kapitalisten und behielt den schäbigen Rest von fünfzehntausend Dollars, wie es ganz in der Ordnung war, um seine Auslagen zu decken. Dann machte er sich auf gen Jena. Bei seiner Ankunft fand er, daß die Herstellung von Glukose aus Mais kein besonderes Geheimniß sei. Um sie in großem Stil zu betreiben, brauchte man nur eine entsprechende Fabrik zu bauen und das Weitere zu veranlassen. Er engagirte einen jungen deutschen Studenten, der gerade promovirt war, zu — sagen wir — eintausend Dollars Jahresgehalt und freier Reise und kehrte mit dem neuen Gefährten ins Land der Freiheit zurück.

Aus diesen Anfängen hat sich die Glukose-Industrie in den Vereinigten Staaten entwickelt. Nach zehn Jahren waren zwölf Millionen Dollars in dem Geschäft angelegt; 1903 warens über hundert Millionen. Unser Held hatte seinen Antheil 1890 für die Bagatelle von dreizehn Millionen Dollars verkauft, ohne sich an der Unglückszahl zu stoßen.

Der deutsche Student ist nach Jena zurückgekehrt, um seine Studien zu vollenden, und der Mann mit dem Durchzieher ist heute noch tot.

East-Aurora. Elbert Hubbard.

Toskanische Kunstnester.

So viel besucht Florenz ist, so wenig kennt das große Reisepublikum schon die nächsten umliegenden Städte. Bereits draußen in Prato, das man auf einem angenehmen Morgenspazirgang, am Fuße des imposanten Monte Morello hin, leicht erreichen kann, sieht es aus, als ob die Leute hier vielleicht in jedem Schaltjahr einmal einen Fremden zu sehen bekämen. Und doch besitzt Prato Kunstwerke ersten Ranges in beträchtlicher Zahl. Von entzückenden Sachen des Andrea della Robia wimmelt es. Aber sie wollen vielleicht, da man ihrer in Florenz genug sieht, wenig bedeuten gegen ein anderes, in seiner Art einziges Werk: die Fresken des Fra Filippo im Chor des Doms. Diese werden in der Kunstgeschichte, wie mir scheint, noch lange nicht hoch genug eingeschätzt. Sie haben nicht nur mit ihrer Farbe und Technik, wie der „Cicerone" meint, sie haben auch noch in etwas Anderem Epoche gemacht. In der Kraft realistischer Charakteristik, besonders in den Bildnißköpfen, war schon Masaccio Meister und Vorbild; aber in seiner Darstellung von weltlicher Lust und Pracht inmitten der heiligen Legenden schlägt Filippo einen ganz neuen Ton an, den, der dann später in den bekannteren Werken des Ghirlandajo in so breiter Musik ausklingt. Besonders Filippos Darstellung der Frauen fordert zu Bemerkungen heraus. Die Sienesen und einige Schüler des Giotto, Orcagna vor Allen, waren sehr stolz auf ihre Darstellung weiblichen Reizes und haben auch Außerordentliches darin erreicht. Man sehe sich nur das „Paradies" von Orcagna an. Aber was all diese Maler mit solchen süßen, liebreizenden Gesichtern einzig wollten, war doch nur der Ausdruck heiliger und verklärter Seelen. Filippo malt zuerst sinnlich reizende Weiber. Um ideale Schönheit kümmert er sich nicht. Aber die elegante, oft kokett aufgeschürzte Kleidung, die Haltung und Bewegung des Körpers, der Ausdruck des Mundes und der Augen machen aus seinen Frauengestalten sinnlich gegenwärtige und fast verführerische Wesen. Man macht sich ein einseitig falsches Bild von Filippo Lippi, wenn man ihn nur aus seinen Tafelbildern kennt. Man muß seine Fresken in Spoleto und besonders die in Prato gesehen haben. In Prato legt er auch am Meisten Gewicht auf die Schönheit seiner Frauenwesen. Seine tanzende Salome hier hat dem verliebten Frate, mit Ausnahme von Botticelli, in seinem Jahrhundert Keiner nachgemacht.

Der selbe Dom von Prato besitzt noch zwei andere Werke seltener Art. Das eine ist fast unscheinbar. Mancher mag es übersehen. Wer es aber entdeckt und in seiner Schönheit empfunden hat, wird es auch nicht so leicht wieder vergessen, obwohl es sich um keine Sache der sogenannten großen Kunst handelt, sondern nur um ein Ergebniß des künstlerisch hochgehobenen Handwerks aus der Goldenen Zeit: ich meine das doppelseitige eherne Gitter, das

die Kapelle der Madonna della Cintola abschließt. Dieses seltene Werk aus der Frührenaissance wird von der Kunstgeschichte an ganz anderer Stelle eingereiht als etwa die Thüren des Baptisteriums zu Florenz. Weil es sozusagen Musik ohne Worte ist, soll es geringere Musik sein. Es ist aber vielleicht nur reinere. Wohl ist das plastische Detail daran weder an Reichthum noch an innerer Bedeutung dem jener Thüren gleich; dafür aber offenbart es das höchste stilistische Gefühl, übertritt nie um Haaresbreite das stilistische Gesetz und ist vollkommen, was es sein will: ein Schmuck und eine Schönheit, dem Auge eine Lust und Freude, während gerade an der berühmtesten der florentiner Thüren alle Stilschranken durchbrochen sind und die Detail- und Gesammtwirkung in gar keinem Verhältniß zu einander stehen.

Das Dritte, wovon ich noch reden wollte, ist die Kanzel an der Außenseite des Domes, das gemeinsame Werk Donatellos und Michelozzos. Donatello braucht man heute nicht zu rühmen. Die Kanzel ist aber, auch abgesehen von ihrem hohen Kunstwerth, ein seltenes Kuriosum. Ich habe nie wieder Aehnliches gefunden. Und sie regt allerlei Gedanken in uns an. Als man sie baute, muß in Italien, wie überhaupt in den romanischen Ländern, die Predigt noch nicht so vernachlässigt worden sein wie heute, wo man außer der Fastenzeit gar nicht begreift, wozu die Kanzeln in den Kirchen stehen. Ich rühre hier an eine mir ganz räthselhafte Seite des romanischen Katholizismus. Warum wird in romanischen Kirchen so wenig gepredigt? Der Romane hat doch einen viel höheren Sinn für das schön gesprochene Wort als der Germane. Ihm ist eine gute rhetorische Leistung, ganz abgesehen vom Sinn der Rede, immer ein Genuß. Ein schöner sprachlicher Vortrag ist ihm schon halb Musik. Warum bedient sich die Kirche dieses wirksamen Mittels so wenig? Mir fehlt die Antwort darauf. Welchen Einfluß auf die Massen haben in früheren Jahrhunderten die Franziskaner und besonders die Dominikaner durch die Predigt geübt! Und auch der Jesuitenorden ist allein durch ausgedehntes Predigen im Volk mächtig geworden. Das sind doch bekannte historische Thatsachen. Warum gilt nun heute das Predigen gar nichts mehr?

Dieser Gedanke ging mir eines Sonntags im Dom zu Prato durch den Kopf, während das Hochamt gefeiert wurde. Es war nicht, wie man es in Deutschland gewohnt ist. Das Volk schlenderte umher, besonders die Männer, genau so und in der selben Haltung, wie es auch auf dem Markt umherschlendert. Eine arme Frau gab ihrem Säugling die Brust. Kinder trieben sich fast lärmend durch die Menge. Hunde und Katzen liefen auch dazwischen. Das ist italienischer Katholizismus. Ist der deutsche Katholizismus nicht, ohne daß ers ahnt, dem Protestantismus verwandter?

Wenn ich einen Cicerone schriebe, so hätte ich von Prato noch sehr Vieles aufzuzählen, was sehenswerth ist; aber ich will ja nur von ganz persönlichen Eindrücken berichten.

Außer Florenz werden noch Pisa und Siena häufig besucht. Auch Perugia und Assisi, obwohl sie nicht gerade am Weg liegen, erfreuen sich zahlreichen Zuspruches. Perugino ist für das große Publikum immer noch der eigentliche Präraffaelit und Assisi übt nicht nur durch Giotto, sondern auch durch seinen großen Heiligen, dessen kunsthistorischer Einfluß heute eher überals unterschätzt wird, selbst auf Protestanten einen mysteriösen Reiz. Dieser Heilige muß jetzt eine eigenthümliche Rolle spielen. Er ist nicht nur der einzige von allen mittelalterlichen Kirchenheiligen, dem der Protestantismus Beachtung und sogar Achtung zollt: er muß sich obendrein gefallen lassen, von gewissen protestantischen Schriftstellern, die seit einigen Jahren viel Rumor machen, als Protestant gepriesen zu werden. Das ist aber eine arge Verkennung seines Wesens. Das Eigenthümlichste an dem Heiligen Franz ist sein Verhältniß zur Armuth. Er hat sie seine Braut genannt. Giotto hat ihn zu Assisi gemalt, wie er sich ihr anvermählt. In diesem Sinn hat Franziskus die Bettelei heilig gesprochen. Er hat sie auch als Erster großartig organisirt. Zu allen Zeiten war die Armuth — wenn nicht mit weltlicher Ehre, so doch — mit einer gewissen religiösen und philosophischen Würde und Weihe bekleidet; in hohem Grade ja im alten Athen. Erst der Protestantismus entriß der Armuth diesen Nimbus. Er ist vielleicht die erste Religion, die das Trachten nach Wohlhabenheit zur Tugend gestempelt hat. Der Heilige Franziskus, wie viele Philosophen des Alterthumes, empfand die Armuth als eine besondere Ehre und als ein hohes Glück; in dem heiligsten Buch des Protestantismus aber — man muß es wohl so nennen — meint der Weiseste der Weisen, mit Recht oder Unrecht, Weisheit sei schön mit einem Landgut.

Diesen Grundsatz hatte auch ein anderer etwas sonderbarer Heiliger, von dem ich reden möchte, — ohne ihn aber dem Protestantismus anhängen zu wollen. Ich meine den Petrus Aretinus. Sein Geburtort wird auffallend wenig besucht; und doch ist Arezzo der einzige Ort auf dem Wege zwischen Florenz und Rom, der an der Bahn liegt und darum bequemer als alle anderen zu erreichen ist. Gleich beim Austritt aus dem Bahnhof steht Einem das eherne Standbild des sonderbaren Ortsheiligen gegenüber. Es ist ein wahrhaft imposantes Denkmal, eins der schönsten modernen Bildwerke in Italien. Mancher Beschauer, der bei Herman Grimm oder ähnlichen Schriftstellern Etwas über diesen Petrus gelesen hat, mag davor den Kopf schütteln. Wenn Mann wirklich im Leben ein schlechter Kerl, ein Schuft, ein Scheusal war, ıh er doch mindestens nicht so aus. Man kann sich keinen schöneren, en idealeren Männerkopf denken. Und er muß wohl so ausgesehen haben. große Titian — sein intimer Freund — und andere bedeutende Maler Zeit haben das selbe Bild von ihm hinterlassen. Bei dem Bilde Vols mag man an einen Affen denken; das Bild dieses Petrus gemahnt an

die schönsten Darstellungen des Apostels Paulus. Herman Grimm hat ihn offenbar zu ausschließlich als Protestant betrachtet. Von solchem Standpunkt aus kann man auch dem Erasmus nicht gerecht werden. Und Beide waren ja wohl, wenn auch entfernt, verwandte Naturen, Petrus nur näher bei Rom, dem damaligen Rom, noch geistreicher, noch leichterer und kühnerer Tänzer, noch freier und frecher, noch unmoralischer und unprotestantischer. Dem Katholiken Stendhal hat er noch in unserem Jahrhundert sehr imponirt. Der findet warme Worte für ihn; möge Jeder sie nachschlagen. Wenn der Aretino übrigens viel gesündigt hat: er muß schwer dafür büßen. Seine eigenen Landsleute haben ihm das Schlimmste angethan. Sie haben ihn, von Piombino gemalt, im Sitzungsaal des Stadtrathes aufgehängt. Der geistreichste Mann seines Jahrhunderts muß nun durch alle Zeiten das ödeste Geträtsch mitanhören, das es auf der Welt geben kann. Armer Petrus!

Ein anderer Peter hat sich in Arezzo selbst ein Denkmal gesetzt. Dem Leser sind vielleicht schon in kleineren deutschen oder auch in englischen Galerien vornehme Frauenbildnisse aufgefallen, die mit Farbe, Kostüm und Auffassung deutlich ins fünfzehnte Jahrhundert weisen, während sie durch eine virtuose Behandlung der sogenannten Oeltechnik über diese Zeit hinauszugehen scheinen. Es sind Bilder, die man trotz ihrem geringen Umfang nicht leicht übersehen wird. Und alle haben einen gemeinsamen Zug. Die Gesichter sind meist scharf ins Profil gestellt. Sie haben bei aller Lieblichkeit der weiblichen Züge etwas Herbes, Fremdartiges, ja, Befremdendes. Das kommt von der damals herrschenden Mode, die Haare über Stirn und Schläfen wegzurasiren. Die dadurch erzielte übermäßig hohe Stirn und das spärliche Haar mögen auf Manchen im ersten Augenblick sogar abstoßend wirken. Reiche Perlenschnüre und Schmuck von edlem Gestein ersetzen die Fülle des Haares. Das enganschließende Gewand der Büste ist stets von gewirktem, reichgemustertem Stoff; aber trotz diesem Reichthum im Stofflichen ergeht sich das Gesammtkolorit in diskret blassen und hellen Tönen. Diese Bilder gehören zu den Kleinodien der Galerien, die sie besitzen. Sie sind in ihrer Wirkung sehr stark. Manchem ungelehrten Kunstfreund mögen sie sich eher eingeprägt haben als der Name ihres Autors; der gehört nicht zu denen, die Einem häufig ins Ohr klingen. Piero della Franzeska heißt er. Sein bedeutendstes Werk ist in Arezzo zu sehen. Hier hat er im Chor von San Franzesko die Geschichte von der Auffindung des Kreuzes Christi gemalt. Den feinen Portraitisten aus den Galerien erkennt man hier kaum wieder. In dem anderen Material zeigt er auch einen ganz anderen Stil. Was zuerst auffällt, ist die Färbung. Keine Spur von dem stumpfröthlichen Freskenton, den man von Florenz her gewohnt war und bereits als Norm empfunden hatte. Hier ein heller Gesammtton und in reichen, hohen Akkorden zusammenklingende, klare Lokalfarben.

Solche lustige Farbigkeit war noch nie auf Mauern hingezaubert worden. Dieser Piero ist der Böcklin seines Jahrhunderts. Dazu kommt eine für die Zeit auch höchst überraschende Raumtiefe mit bewundernswerther perspektivischer Anordnung der Gruppen, kommt die entzückende Schönheit der Frauenwesen und eine hohe plastische Fülle aller Gestalten. Ein Schüler des Piero ist der viel mehr genannte (ich weiß nicht, ob viel mehr gekannte) Luca Signorelli. Er hat die Farbigkeit seines Lehrers vertieft und dessen plastische Eigenschaften noch gesteigert, aber er beruht auf ihm in seinen wesentlichsten Vorzügen. Wer den Lehrer nicht kennt, glaubt den Schüler aus den Wolken gefallen.

Die Fresken Pieros zu Arezzo sind in den Farben wunderbar erhalten, wo das Werk nicht von Menschenhand zerstört ist. Oft ist freilich ruchlos damit umgegangen worden. Man hatte eben keine Ahnung mehr von der Bedeutung dieser Malereien, meinte ein Priester entschuldigend. Und der Bädeker hat ja auch heute noch keine davon. Eine bedenkliche Entschuldigung. In Florenz hatte man stets eine Ahnung von den guten Sachen. Aber auch heute, wo man durch weithergereiste Kunstfreunde und Gelehrte längst wieder auf den hohen Werth des Werkes aufmerksam geworden ist, schätzt man es zwar nothdürftig, aber lange nicht genug. Gerade jetzt wird der Hochaltar davor umgebaut und es scheint ganz den Arbeitern überlassen zu sein, ob sie die Fresken respektiren wollen oder nicht.

Der Dom von Arezzo ist nicht weniger sehenswerth. Er gehört zu den drei oder vier gothischen Kirchen Italiens, die sich schon nach außen deutlich als solche aussprechen. Um so mehr ist man im Innern überrascht von dieser ungeahnten Weiträumigkeit; schnell vergißt man den nordisch gothischen Eindruck von außen und fühlte sich von einer spezifisch italienischen Raumschöpfung umfangen. In einer Seitenkapelle des Domes, die auch architektonisch ein gewaltiges Werk ist, findet man nicht weniger als vier oder fünf der schönsten Altäre von Andrea della Robbia. In florentinischen Museen findet man ja noch mehr bei einander. Aber hier, in ihrer ursprünglichen Aufstellung, mit ihrer vollen ursprünglichen Umgebung, zwischen der sie sich, trotz ihrer großen Zahl diskret ausnehmen, wirken sie doch ganz anders.

Ich war zwei Tage in Arezzo und ich denke auch deshalb mit so angenehmen Gedanken daran zurück, weil es die einzige Stadt Italiens ist, wo ich von keinem einzigen Menschen irgendwie belästigt wurde. Das ist vielleicht nur ein Beweis, wie wenige Fremde hinkommen.

Unglaublich hoch über der Bahn liegt Cortona. Man mag noch so viel über diese Bergnester gehört und gelesen haben: so stellt man es sich doch nicht vor. Und diese Mauern! Ich glaube, sie haben den alten Römern mehr imponirt als die schönsten Tempelbauten Großgriechenlands. Sie haben hier auch mehr gelernt. Und auch heute wieder sind diese Mauern imposanter als,

wenige Ausnahmen abgerechnet, die meisten allzu trümmerhaften Trümmer des alten Rom. Ich konnte gar nicht davon loskommen. Ich mußte an den gelungenen Ausspruch einer provençalischen Bürgersfrau vor dem Pont du Gard denken. Ce sont vraiment de belles ruines, sagte sie, ce n'en sont pas comme on en voit, où l'on ne voit rien du tout. Wie wenn es gar nichts wäre, laufen diese Mauern den Berg hinauf, weithin, wo heute längst kein Haus mehr steht. Aus diesen etruskischen Steinen erwuchs zuerst Roms und dann Italiens Uebermacht im Bauen. Denn man mag sagen, was man will: das Mauern, das Bauen, die Architektur mit einem Wort, ist Italiens größte und eigenthümlichste Kunst. Italien hat Großes geleistet in Musik, in Malerei und Skulptur; aber die deutsche Musik ist bedeutender und reicher; in der Malerei haben die deutschen Niederlande das Wesentliche dieser Kunst um einen ganzen Schritt weiter geführt als die Italiener; und in der Skulptur wiegen die romanisch-gothischen Schöpfungen des Nordens, besondets Frankreichs, die Renaissancewerke Italiens auf. In der Architektur jedoch (noch mehr in weltlicher als in religiöser) überragt Italien alle modernen Völker. Wenn man sagt: „Bauen", so nennt man die Nationalleidenschaft der Italiener.

Cortona ist die Geburtstadt Signorellis. Ich möchte aber gerade an diesem Ort nicht von Bildern sprechen; um so weniger, als das Hauptwerk dieses Meisters im nahen Orvieto zu sehen ist. Wer übrigens italische Urzustände auf sich wirken lassen oder wenigstens ahnen will, Der sollte schon vor Orvieto noch einmal Halt machen und einen Gang nach dem alten Clusium hinaufthun. Er braucht noch gar nicht, wenn er kein Archäologe ist, die zahlreichen Königsgräber der Umgegend zu besuchen, braucht nicht einmal ins Museum zu gehen: der Hauch der Urzeit wird ihn hier auf Schritt und Tritt umwehen; in jedem Stück alten Mauerwerkes wie in dem geringsten und jüngsten Töpfergeräth wird er ihn spüren, aus jedem Blick dieser fremdartigen, scheuen Menschen wird er zu ihm sprechen.

Ganz seltsam ist die Lage von Orvieto. Und doch giebt es im Kleinen, sehr im Kleinen, etwas Aehnliches in Deutschland. Im Altmühlthal bei der bekannteren Stadt Pappenheim, nur wenige Stunden von dem berühmten Solenhofen, erhebt sich mitten im Wiesenthal ein Fels mit senkrechten Wänden und breiter Platte. Auf dieser Felsplatte oben liegt eine ganze Stadt, die Stadt Dollenstein. Bei Orvieto verhält es sich so: man steht vor einem sehr hohen, kegelförmigen Weinberg (wo der berühmte goldene Wein wächst) und hoch über den Kegel empor erheben sich allergewaltigste lothrechte Mauern. So hoch sind diese Steinwände, daß die Stadt dahinter vollkommen verschwindet. Man sieht fast nichts von ihr. Und doch sind es diesmal keine aufgethürmten Mauern. Es ist lebendige Felsmasse. Dieser Stadt hat die Natur vorgebaut. Nur an wenigen Stellen hat der Mensch künstlich nach

geholfen. Man kann sich keinen fremdartigeren Anblick denken. Und eben so befremdend wirkt die Stadt im Innern. Sie soll siebentausend Einwohner herbergen, scheint aber ausgestorben oder wenigstens im Aussterben begriffen.

Der Dom von Orvieto ist so berühmt, daß man über ihn kein Wort zu verlieren braucht. Das Selbe gilt von den Fresken Signorellis darin. Wenige Leser werden sie nicht gesehen haben. Auf Eins aber darf ich hinweisen. Denn ich habe zu meiner Verwunderung bemerkt, daß über den Reichthum der farbigen Fresken eine ganz einzige Sache fast übersehen wird: die Arabesken. Die Arabesken und Grotesken Raffaels in den Loggien des Vatikans sind weltberühmt; nun: mir persönlich sind die Signorellis in Orvieto lieber; erstens, weil sie viel besser, weil sie ganz tadellos erhalten sind und darum einen viel höheren gegenwärtigen Genuß zu bieten vermögen, dann aber auch, weil sie jenen vorangegangen sind und also die höhere Originalität für sich in Anspruch nehmen dürfen. Diese Arabesken umrahmen die heiligsten und ernstesten Gegenstände; und was drücken sie selbst aus? Eine unendliche Freude an der Schönheit des Nackten, einen unbändigen Jubel über deren Wiederentdeckung. Sie sind nur Dekoration und sind doch der lebendige und beredte Ausdruck des Erwachens einer neuen Weltanschauung. Sie haben deshalb einen ganz anderen Sinn als aller spätere tausendfache Abklatsch, der seiner Natur nach nur ein gedankenloses Nachplappern sein konnte und um so accentloser und sinnloser werden mußte, je öfter er sich bis auf unsere Tage herunter wiederholte. Wie war Das anders, als eine neue Weltanschauung sich eine eigene Sprache erst erfinden, erst erschaffen mußte!

Es ist eigentlich ein gutes Zeugniß für diese Arabesken, daß sie von den Meisten übersehen werden. Es beweist, daß sie, bei aller Schönheit und Bedeutung, sich doch nicht störend hervordrängen, sondern sich der Hauptsache durchaus unterordnen, was aber eigentlich bei einem Künstler wie Signorelli ganz selbstverständlich ist. Ob jedoch dieses Uebersehen auch den Augen, denen es passirt, ein günstiges Zeugniß ausstellt, ist eine andere Frage. Jedenfalls bezeichnen die Arabesken Signorellis und die vielleicht durch sie hervorgerufenen Grotcsken des Vatikans den höchsten Gipfel der uns bekannten linearen und farbigen Dekoration in Europa. In Stein hat die Gothik eben so Bedeutendes geleistet; und wenn man die entsprechenden Marmorarbeiten der besten Antike noch darüber stellen will, habe ich nichts dagegen. Die Wanddekorationen von Pompeji aber stehen, was man auch sagen mag, nicht auf gleicher Höhe; in ihnen sehen wir eine Kunst, die schon ganz und gar Handwerk, schon ganz und gar Routine geworden ist.

Als ich zum ersten Mal in den Dom und vor die Kapelle des Signorelli kam, war es morgens neun Uhr. Sämmtliche Chorherren des Kapitels waren bereits in der Kapelle zur Mette versammelt. Einer der Herren erhob sich

sofort, öffnete mir das Gitterthor und forderte mich auf, einzutreten. Er sagte mir noch, ich solle mich um sie gar nicht kümmern. Ueber eine Stunde lang stieg ich nun zwischen diesen vornehmen Priestern studirend hin und her, die feierlich ihre Psalmen und Responsorien, ihre Strophen und Antistrophen sangen oder rezitirten. Das nenne ich mir noch eine Geistlichkeit großen Stils. Ich hatte die katholische Urbanität des italienischen Klerus in Kirchen und Sakristeien schon oft genug in Dankbarkeit bewundert; hier imponirte sie mir doch wieder von Neuem. Ich mußte an ein Erlebniß in Deutschland denken. Das hatte ich in Erfurt. Ich wollte nachmittags um drei Uhr den Dom besuchen, der außer der Zeit des Gottesdienstes verschlossen zu sein scheint. An diesem Nachmittag aber stand eine Thür offen. Ich wollte eintreten. Aber sofort kommt mir der Küster entgegen und sagt, jetzt sei Gottesdienst, ich könne den Dom nicht besehen. Der Gottesdienst bestand darin, daß neun- bis zehnjährige Kinderchen zur Beichte geführt wurden. Ich erwiderte dem Kirchner, daß ich mich ganz ruhig verhalten und gewiß nicht stören würde. Er bestand auf seiner Weigerung. Ich wende mich an einen jungen Priester. Nein, ich könne den Dom nicht besehen; es sei Gottesdienst. Ich war zuerst sprachlos. Verehrter Herr, sagte ich dann, ich bin Katholik; aber Ihr hier, Ihr seid ja gar keine Katholiken, seid ja gar keine Kirche; Ihr seid Polizei. „Hinaußßß!" schrie der junge Priester und machte dazu die entsprechende Geste. Das war noch nicht Alles. Der Küster war nach einem Schutzmann gelaufen — er brauchte nicht weit zu gehen —: und vor der Kirchenthür trat mir die Pickelhaube in den Weg, forderte mir die Personalien ab und sprach von Hausfriedensbruch. Damit endete das Abenteuer.

Dies schreibe ich in Sorrent auf einer der Terrassen der Cocumella, — wo allerdings schon bedeutendere deutsche Sprachprodukte die napolitanische Sonne erblickt haben. An diesem Punkt unterbrach mich eine Dame. Ich müßte doch nach Agnello hinüberkommen. Drüben sei Kirchenfest und herrlicher Gesang zu hören. Ich ließ mich verführen. In Italien ist bekanntlich fast jede Dorfkirche eine erfreuliches Kunstwerk. Die von Agnello ist noch schöner als andere. Sie steht architektonisch sehr hoch. Kein einziges Ornament in den hellen lichten Hallen und Kuppeln, das nicht erfreulich wäre. Und was hat der Herr Pfarrer zu dem besonderen Fest- und Freudentag daraus gemacht oder daraus machen lassen? Er ließ — und offenbar kennt er den Geschmack seines Volkes — das ganze Innere der Kirche so mit buntem Papierschnitzel-Zierath überhängen, daß auch nicht eine architektonische Linie, nicht ein Ornament und Bild mehr sichtbar war. Die entzückend schöne Kirche war in eine niederträchtige Marktbude verwandelt. Und das Volk war entzückt.

Sorrent. Dr. Benno Rüttenauer.

Ums Thierexperiment.

Herr Magnus Schwantje in Berlin schickt mir, in der Erwartung, daß ich die Leser der „Zukunft" mit dem Inhalt bekannt machen werde, eine Brochure: Oeffentliche Disputation über die Vivisektion, gehalten im Physiologischen Institute der Universität Bern am einunddreißigsten Januar 1903. Nebst einem Vorwort. (Verlag des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter, Dresden, Cranachstraße 18. 1904.)

Die berner Regirung hatte ein Thierschutzgesetz entworfen, das die Vivisektion für erlaubt erklärte und darum von den Gegnern der Vivisektion heftig bekämpft wurde. Um die Wirkung dieser Agitation zu vereiteln, lud der Direktor des Hallerianum (das Physiologische Institut nennt sich so nach dem Dichter und großen Physiologen Albrecht von Haller), Professor Dr. Kronecker, die Gegner zu einer „sachlichen Diskussion" ein. Die Führer der Gegenbewegung nahmen die Einladung an; auf ihren Wunsch, es möchte ein anderes Lokal gewählt werden, ging Kronecker nicht ein; und wie sie gefürchtet hatten, kamen zu der Disputation außer Professoren und Aerzten nur etwa zweihundert Studenten und Studentinnen, dagegen sehr wenige Laien. Von den schweizer Vereinen der Vivisektiongegner wurden abgeordnet: Dekan J. von Bergen, Düby-Käser, Zahnarzt Ludwig Fliegel, Pfarrer a. D. Stern, Redakteur Hans Wirz. Außerdem nahm der zufällig anwesende Herr Magnus Schwantje an dem Wortkampfe Theil. Die Professoren und Aerzte, die sich an der Debatte betheiligt hatten, wurden vor der Veröffentlichung des vorliegenden Berichtes wiederholt gebeten, den ihnen eingesandten Fahnenabzügen berichtigende Bemerkungen beizufügen oder das Stenogramm ihrer Reden — ein solches war angefertigt worden — zu übersenden. Sie haben Beides abgelehnt, weil, wie Kronecker dem Professor Dr. Förster in Friedenau schreibt, er sich zu seinem Leidwesen überzeugt habe, „daß die Hauptredner der Antivivisektionvereine gar nicht belehrt zu sein wünschen, sondern nur Agitationstoff suchen." Der Bericht wird für tendenziös zugestutzt erklärt, ohne genaue Angabe der beanstandeten Stellen. Nur der Polizeiarzt Dr. Ost sandte eine Berichtigung ein; sie besteht in zwei belanglosen kleinen Zusätzen. Aus diesem Verhalten der Aerzte und Professoren glauben die Herausgeber des Berichtes dessen Unanfechtbarkeit folgern zu dürfen.

In der Disputation erklärte Professor Kronecker den Ausdruck Thierfolter für unzutreffend. Die Physiologen seien Freunde der Thiere und wüßten am Besten zu beurtheilen, was den Thieren Schmerzen verursache und in welchem Grade Das geschehe. Die meisten Vivisektionen seien an sich nicht schmerzhaft und bei den wirklich schmerzhaften würden die Thiere betäubt. Für die herrenlos umherirrenden Hunde sei es ein Glück, wenn sich die Vivisektoren ihrer annähmen; sie würden gut gepflegt, liebten ihre neuen Herren, sprängen freiwillig auf den Sezirtisch und gäben bei der Operation ihre Freude über die ihnen erwiesene Aufmerksamkeit zu erkennen. Schwantje erwiderte, Das möge für Kronecker, vielleicht für das ganze berner Institut zutreffen, anderswo sei es anders, wie die eigenen Berichte der Vivisektoren in den Physiologischen Zeitschriften und Büchern bewiesen. Nicht gegen Versuche an Thieren überhaupt, sondern nur gegen die Thierfolter richte sich die Agitation. Schwantje weist außerdem die Behauptung zurück, daß seine Partei sonstigen Thierquälereien, etwa den auf der Jagd verübten, gleichgiltig

gegenüberstehe. So oft Schwantje, heißt es in dem Bericht, „eine den Vivisektoren unangenehme Wahrheit ausgesprochen hatte, fingen die Studenten und Studentinnen wie auf Kommando an, Lärm zu machen, so daß der Leiter der Versammlung, Polizeiarzt Dr. Ost, und Professor Kronecker mehrmals Mühe hatten, die Gesellschaft so weit zu beruhigen, daß Schwantje fortfahren konnte. Das Erstaunlichste in dem Benehmen der jungen Leute aber war, daß, als Schwantje aus physiologischen Zeitschriften Berichte über schauderhafte Thierquälereien, wie Schinden und Verbrühen lebender Thiere, vorlas, die meisten Studenten und Studentinnen in ein wieherndes Gelächter ausbrachen." (Man muß sich daran erinnern, daß das athenische Volk einen Mann, der einen Widder lebendig geschunden hatte, zum Tode verurtheilt hat.) Der Vorsitzende, Dr. Ost, entschuldigte in seinem Schlußwort die Studirenden; sie seien eben von einem solchen Eifer für die Wissenschaft erfüllt, daß sie leicht jeden Angriff auf ein so wichtiges Forschungverfahren als eine Beleidigung der Wissenschaft auffaßten. Daß die Vivisektion nicht verrohend wirke, wisse er aus seiner eigenen Erfahrung.

Da das Für und Wider der Streitfrage den Lesern ohne Zweifel bekannt ist, soll aus dem weiteren Verlauf der Disputation nur noch Dreierlei hervorgehoben werden. Der Dekan von Bergen berichtet, wie er durch eigene Anschauung Gegner der Vivisektion geworden sei. Er habe gesehen, wie man einen Hund in zwei Stunden durch Erfrieren getötet habe, um die Veränderungen seiner Bluttemperatur und sein Verhalten im Todeskampf zu beobachten. Praktischen Nutzen habe ein solches Experiment nicht und zur bloßen Befriedigung wissenschaftlicher Neugier lebende Wesen zu martern, sei unsittlich. Professor Ascher erwidert, die Befriedigung des Erkenntnißtriebes sei eine höhere sittliche Forderung als die, Thieren kein Leid zuzufügen. Schwantje antwortet darauf: die Physiologen täuschten sich, wenn sie glaubten, mit ihren heutigen Methoden das Räthsel des Lebens lösen und so den Erkenntnißtrieb im höheren Sinn befriedigen zu können; zur Bereicherung des Wissens mit physiologischen Erkenntnissen dürfe man an sich unsittliche Mittel nicht anwenden. Dann bestreitet er die Behauptung Aschers, daß zwar die Ueberwachung der Politik, der Gesetzgebung und der Rechtsprechung durch die öffentliche Meinung nothwendig und die Theilnahme von Laien daran möglich sei, daß aber in Sachen der Naturwissenschaften Laien schlechterdings kein Urtheil hätten und nicht mitsprechen dürften. Schwantje behauptet Dem gegenüber, daß zur richtigen Beurtheilung juristischer, politischer, nationalökonomischer Angelegenheiten nicht weniger Fachkenntnisse erforderlich seien, daß die Medizin ohne öffentliche Kontrole so gut ausarte wie die übrigen Wissenschaften und daß wenigstens zur Beurtheilung der sittlichen Zulässigkeit von Handlungen der Fachmänner Laien vollauf befähigt seien. Gerade freisinnige Männer und Frauen hätten die Zulässigkeit der Vivisektion bestritten. Wie der Redakteur Wirz mittheilt, fangen auch die organisirten Arbeiter an, sich an der Bewegung dagegen zu betheiligen. Endlich mag noch erwähnt werden, daß die Vivisektoren behaupten, nur unbedeutende Aerzte („kleine Geister, meist gestrandete Existenzen"), verurtheilten die Vivisektion, während die Gegner eine Reihe von Berühmtheiten, darunter Haller und Hyrtl, auch Darwin, für sich ins Feld führen. Haller soll sein Vivisezíren bereut haben und aus Betrübniß darüber schwermüthig geworden sein. Kronecker erwidert, eine Nierenkrankheit habe Haller schwermüthig gemacht; vielleicht habe er sich eingebildet, seine

Schwermuth entspringe der Reue über das Vivisezíren; so ein nierenkranker alter Mann sei nicht mehr ernst zu nehmen. Schwantje entgegnet, Hyrtl, Bell und Lawson-Tait seien gar noch nicht sehr alt gewesen, als sie in den Kampf gegen die Vivisektion eintraten, und gerade die Thatsache, daß sie selbst früher vivisezirt hätten, verleihe ihrem Urtheil Gewicht.

Am Tage nach der Disputation wurden zwei öffentliche Versammlungen abgehalten, in denen die Gegner der Vivisektion über das Ergebniß Bericht erstatteten. In der einen trat eine Dame auf, die erklärte, sie habe während ihrer Studienzeit die meisten physiologischen Vorlesungen geschwänzt, weil es ihr unmöglich gewesen sei, die Thierquälereien anzusehen, die auch hier in Bern verübt würden. Wenn die Herren Kronecker, Ascher und Ost die verrohende Wirkung der Vivisektion bestritten, so müsse sie erklären, daß sie ganz andere Erfahrungen gemacht habe. Sie habe die Verrohung an vielen jungen Leuten, besonders an Studentinnen wahrgenommen. Die beiden Versammlungen hatten den Erfolg, daß in der Woche darauf der Entwurf eines neuen Thierschutzgesetzes vom Volk mit 27000 gegen 15000 Stimmen verworfen wurde, weil er die Vivisektion billigte.

Noch ein paar Worte für den Fall, daß es die Leser interessiren sollte, zu wissen, wie ich über die Sache denke. Ich finde, daß sowohl die Thierfreunde wie die ihnen seelenverwandten Mitglieder der Naturheilvereine in manchen Stücken übertreiben, stehe aber mit meiner Sympathie auf ihrer Seite. Und ich halte es für wahrscheinlich, daß sie im Wesentlichen Recht haben. Daß die Aerzte ihrer Richtung zur Zeit noch in der Minderheit sind, vermag mein Urtheil nicht zu beeinflussen. Die Wahrheit und das Recht sind nicht immer bei den Wenigen, aber auch nicht immer bei den Vielen. Auch die Berühmtheiten der Majorität imponiren mir nicht. Fürsten und Kommerzienräthe sterben oft genug in den besten Jahren unter Qualen, obwohl sie nur berühmte Aerzte haben, und unberühmten Aerzten gelingen bei armen Leuten Kuren in sehr schwierigen Fällen. Der im Mai 1888 in den Bädern von Lucca gestorbene Dr. Grisanowski hat mich beinahe überzeugt. Ich kenne von seinen Schriften allerdings nur so viel, wie in das Buch aufgenommen ist: „Dr. E. G. F. Grisanowski. Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Briefen von Elpis Melena. Nebst einer Würdigung der Schriften Grisanowskis vom Pastor Emil Knodt." Dieser philosophisch gebildete Mediziner verurtheilt die heutigen Forschung- wie die Heilmethoden seiner Kollegen in Bausch und Bogen. Trotz Alledem wage ich kein apodiktisches Urtheil, weil ich nicht in der Lage bin, zu entscheiden, ob es wahr ist, daß alle für das Heilverfahren erforderlichen Aufschlüsse auch ohne Vivisektion erlangt werden können, daß die Vivisektoren viele Experimente nur zur Befriedigung einer frivolen Neugier vornehmen und daß sie mit raffinirter Grausamkeit verfahren. Ich überlasse die Entscheidung den Kundigen und sage nur: Ich wünschte, die Agitatoren wären mit der ersten Behauptung im Recht, mit der zweiten und dritten im Unrecht. Höchst bedenklich erscheint mir der Gemüthszustand der Studirenden, den ihr Verhalten bei der Disputation offenbart hat. Mögen sie die Wissenschaft und ihre Lehrer verehren, mögen sie die Vivisektion für unentbehrlich halten: sie müßten wenigstens diese Nothwendigkeit als eine traurige empfinden, den guten Willen der Männer anerkennen, die sie dieser traurigen Nothwendigkeit überheben möchten, und dürften die Darstellung widerwärtiger Prozeduren nicht als eine Aufforderung zur Heiterkeit auffassen.

Neisse. Karl Jentsch.

Selbstanzeigen.

Die Erbprinzessin, Roman. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Es ist wahr, daß ein vollkommenes Kunstwerk Alles, was zu seinem Verständniß nöthig ist, in sich tragen muß und daß es keiner Erklärung bedarf. Da Kunstwerke aber selten oder nie vollkommen sind, so bleibt oft oder immer noch Raum übrig für Erläuterungen mancherlei Art, die das Verständniß fördern, besonders, wenn Nebenumstände die klare Beurtheilung erschweren. Heute ist man gegen Stoffe, die bekannte Ereignisse der Gegenwart behandeln, sehr eingenommen. Einen triftigen Grund hat man zwar dafür: die Kolportageromane behandeln mit Vorliebe solche Stoffe und die Kolportageromane sind der Verderb des Volkes und der Literatur. Zugegeben. Aber muß nun jeder Roman, der einen bekannten Stoff aus der Gegenwart behandelt, deshalb ein Kolportageroman sein? Soll nicht auch hier gelten, daß es nicht das Selbe ist, wenn zwei das Selbe thun? Soll wohl gar die Kritik des Kunstwerkes von dem Abscheu gegen die Stoffart beeinflußt werden? Das liegt nur zu nah. Doch über den Umstand, daß ich in mein Werk „Die Erbprinzessin" Ereignisse der jüngsten Vergangenheit verflochten habe, will ich hier nicht lange reden; ich habe die Wahl meines Stoffes schon vertheidigt und den Zusammenhang zwischen Werk und Wirklichkeit erklärt. Nur über das Werk selbst möchte ich hier noch Einiges sagen.

Das Schicksal einer Frau wird erzählt, die durch Heirath an einen Fürstenhof mit den typischen höfischen Verhältnissen kommt und hier nach schweren Kämpfen sich selbst verliert. In der ersten Zeile des Buches schon kündet das Wesen der Hauptgestalt sich an. „Sie nannte es ihr Marmorschloß, die kleine Prinzessin ..." Das einfache Schlößchen am Meer nämlich, in dem sie ihre Kindheit verlebt. Ihr Sinn sucht schon früh das Herrlichste in den Dingen der Welt. Am Meer wächst sie auf. Die große Natur lenkt sie noch mehr auf das Erhabene hin. Nicht ohne Absicht gebe ich am Anfang die Wesensschilderung der Vorfahren, deren Eigenschaften, Verlangen nach persönlicher Freiheit und Eigenwille bis zur Starrköpfigkeit, sich in ihr wiederfinden. Diese Vorfahren sind zugleich Typen ihrer Zeit. Nicht minder sind es ihre künstlerisch veranlagten Eltern: mit der Scheu, aus ihrem kleinen Kreise herauszutreten, mit der Güte, die an Schwäche streift, mit ihrem Bestreben, die „Individualität" des Kindes sich entfalten zu lassen. So wächst die Lebensenergie dieses Kindes nach allen Seiten; und wenn sie in den Schulstunden trotzig die Beschäftigung mit der Grammatik verweigert, so zeigt sich hier schon das Gemüth, das sich in die steifen Formen ihres späteren Lebenskreises nicht finden kann und will. Eine zarte Jugendliebe, die sie aufgeben muß, hat ihre Erwartungen vom Leben unermeßlich gesteigert, so daß ihre Erzieherin in der Unterredung über die mögliche Werbung des Erbprinzen zu den Eltern sagen kann: „Sie wird immer das goldene Reich suchen, das sich ihr gezeigt hat." Konflikte erscheinen schon jetzt unabwendlich; aber die Stationen der logischen Lebensentwickelung folgen einander oft erst nach langen Zwischenräumen. Die Prinzessin meint, in dem Erbprinzen all das Beste, das sie von ihrem Lebensgenossen erhofft, zu finden; und als es sich ihr nicht gleich zeigen will, ist sie ehrlich bemüht, es zu suchen. Aber nun geräth sie in einen Kreis von Menschen, die das Große nicht

erkennen und im Kleinen das Große sehen. Menschen, die von ihrem Standpunkt aus gewiß das Gute wollen; aber sie erkennen nicht, daß die Zeiten sich gewandelt haben und die Menschen mit ihnen. Der wohlwollende Herzog kann sich nicht damit abfinden, daß die Bürger nicht mehr „Unterthanen" sein wollen; und da er an der Ueberzeugung festhält, daß das Glück dem Land im Wesentlichen von der herzoglichen Familie kommt, geräth er in eine Isolirung, die ihm in den Augen freierer Geister den Anschein des Kleinlichen, ja, Lächerlichen gibt. Zwar ist auch seine Familie nicht unberührt von neuen Strömungen geblieben. Ein Sohn ist Arzt geworden, des Herzogs Bruder hat eine Schauspielerin geheirathet. Um so mehr hält er selbst am Alten fest. Die für Prinzeß Gerda wichtigste Persönlichkeit, ihr eigener Mann, ist eine zwiespältige Natur. Er hat liberale Anwandlungen, spottet über abgebrauchte Einrichtungen, hält aber doch, wenn es darauf ankommt, an Vorrechten und Ueberlieferungen zäh fest, wenn auch oft nur, um kein böses Beispiel zu geben. Etwas Unwahres ist dadurch in seinem Wesen; zuerst zeigt es sich (schon vor seiner Werbung) versteckt, später kommt es der Prinzessin immer klarer zum Bewußtsein. Sie findet auch in der Hofgesellschaft keine wahren Freunde; so sympathisch einzelne Persönlichkeiten ihr sein mögen: die Schranken, die eine Fürstenfamilie von allen übrigen Menschen trennen, machen es unmöglich, den Anderen näher zu treten. Die Prinzessin vereinsamt. Auch ihre Kinder dürfen ihr nicht gehören, wie sie möchte. Ekel vor diesem Leben erfaßt sie, ihre zurückgedämmte Lebenskraft sucht sich in allerlei Tollheiten, im Taumel oberflächlichen Lebensgenusses, in bitterer Satire Luft zu machen. Sie scheint ihr Bestes zu verlieren. Da kommt in dem Hauslehrer ein geistiges Element in ihre Nähe, das sie nach und nach anzieht. Wie durch ein Wunder erwachen die hohen Wünsche ihrer Jugend noch einmal. Die Gluth des Weibes vereint sich dem schwärmerischen Begehren nach geistiger Gemeinschaft; sie meint, das so lange gesuchte Ziel vor sich zu sehen, und giebt sich dem zuerst zagend, dann rücksichtlos nach dem warmen Leben greifenden Jüngling. Sie will nicht betrügen; sie will frei werden. Aber man drängt sie Schritt vor Schritt von ihrem Vorhaben ab; man will keinen „Skandal". Vielleicht wäre sie, nachdem der Hauslehrer den Hof verlassen hatte, geblieben, wenn nicht der Erbprinz eine neue Annäherung gesucht und sie diese geduldet hätte, geduldet in ihrer Verlassenheit, in ihrem Verlangen nach Anschluß an irgend eine Menschenseele, in ihrem erwachten sinnlichen Begehren. Das schreckt sie auf; und sie flieht zu ihrem Geliebten, um nicht ihre Selbstachtung ganz zu verlieren. In der Fremde, in dem einfachen Leben an der Seite des Freundes, dem gegenüber sie sich rein zu erhalten versteht, wächst ihr Charakter zur Größe. Mit allen Kräften sucht sie sich ihren Lebensmuth zu erhalten; selbst nach dem Besuch bei ihrem todkranken Kinde kehrt sie zu dem Geliebten zurück. Sie weiß nicht, daß der Freund nah daran ist, die „Episode" zu überwinden. Nicht brutal löst er sich von der Prinzessin; es scheint vielmehr nur aus Fürsorge für sie zu geschehen. Drohte man doch, ihr das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, nehmen zu wollen, wenn sie den Geliebten nicht aufgebe. Mit wehem Herzen geht er von ihr; und doch: im tiefsten Inneren fühlt er seine Freiheit wie eine Erlösung.

Als die Prinzessin ihn verloren hat, bricht die ganze Welt ihrer Vorstellungen zusammen. Der Rest ihrer Hoffnungen heftet sich an das in ihr werdende Geschöpf. Das will sie sich wenigstens bewahren. Als ihre Furcht, daß man es

ihr, trotz dem Versprechen, nehmen werde, durch die Ankunft ihres ärgsten Gegners, des Oberstallmeisters, neue Nahrung erhält, stürzt sie sich ins Meer.

Felix Freiherr von Stenglin.

Frau Minne. Ein mittelalterlicher Weltspiegel. H. R. Sauerländer, Aarau.

Auf große Distanzen, auch zeitliche, verschwindet das Detail und das Typische tritt heraus. Zugleich aber gewinnt das Einzelne Allgemeinbedeutung; und so glaubte ich, mein Buch einen Weltspiegel nennen zu dürfen. Was ich als bescheidenen Strauß zur Ergötzung darreiche, sind Knospen, die ich auf Wanderungen durch längst vergangene Jahrhunderte sammelte. Ich brachte sie zum Blühen und träumte mich dabei aus einer tristen Gegenwart in Zeiten zurück, wo die Jugend noch jung war, die Freude hell aufjauchzte und die Schönheit wild wuchs. Ueber dem Thor aber, durch das ich eintrat, waren die Worte eingehauen: Vincit amor quemque, sed nunquam vincitur ipse! Willst Du im Lenzgefilde den Knappen sehen, wie er mit des Burgherrn Töchterlein, statt zur Hochzeit, in Liebe und Tod hineinreitet? Gieb Acht: das Laub welkt; und ein anderes Bild zeigt Dir den heimkehrenden Kreuzfahrer, der in der Abenddämmerung die einst zurückgestoßene Liebste ehrlos wiederfindet. Doch auf die Nacht folgt der Morgen und im Roth der ersten Sonnenstrahlen hörst Du auf hoher Schloßzinne Frau Berchta mit herbsüßen Worten den fremden Baumeister bethören. Und dort: keucht nicht ein dem Bergkloster und den Gelübden entfloheuer Mönch mit seinem Lieb zum Firnschnee hinauf, dessen weißer Friede barmherzig die kalte Hand auf die heißen Herzen legt? Aber auch unten, in der Ebene, in der Stadt, fällt der edle Ritter, der zu Ehren seiner schönen Herrin turnirte, schließlich dem Schicksal anheim und die Gute, Schöne, Edle stirbt an seinem Sarg. Ueberall Sommerlust und herbstliches Vergehen. Alle besiegt die Liebe; sie selbst nur ist unbesieglich . . . Nach diesen fünf Novelletten zieht ein bunter Reigen von dreizehn Schwänken und Legenden vorüber. Altdeutsche und altitalienische Autoren, darunter Firenzuola mit einer und Sacchetti mit zwei Novellen, werfen ihr übermüthiges Reblaub in das Ave Maria kindlich frommer Mönche. Je ein Schwank und eine Legende wechseln mit einander, aber tollste Ausgelassenheit und rührendste Einfalt verbindet der Humor, der über diesem bewegten Festzug aus ferner Zeit schwebt. Der dritte und letzte Theil bringt eine Geschichte, die Aeneas Sylvius Piccolomini an einem Frühlingsabend seinen Zechgenossen erzählt. Auf dem Hintergrunde des großen, noch heute in Siena üblichen Volksfestes des „Palio" (eines Wettrennens) spielt sich zwischen einem Landsknecht des deutschen Königs Siegismund und einem verwaisten Mädchen ein Liebeserlebniß ab, das aus idyllischen Anfängen einem tragischen Ende zuführt. Aber ruhig fließt der Strom der Rede dahin; denn Der spricht, ist ja der weise Mann, der nachher als Pius II den päpstlichen Thron besteigt. Den Grundcharakter des Ganzen bringt die von E. von Vietinghoff in Paris gezeichnete farbige Buchdecke zum Ausdruck. Während dem fernen Meereshorizont die Sonne entsteigt, steht Frau Minne auf einem hohen Berggipfel, an dessen Fuß aus tiefer Kluft ein Totenschädel heraufgrinst. Was ich bieten möchte, ist eine Heiterkeit, wie sie dem bedächtigen Zecher innewohnt, der bald in sein Glas, bald in die Welt schaut. Ihm wandelt sich die Gegenwart zum Vergangenen, das Vergangene zum Gegenwärtigen.

Konrad Falke.

Der Baumwollkrach.

Aus Amerika kam schon manche Fabel. Auch die new-yorker Depeschen, die neulich meldeten, große Mengen Baumwolle seien drüben verbrannt worden, braucht man deshalb nicht ohne Weiteres gläubig hinzunehmen. Was da gemeldet wurde, klang doch gar zu fabelhaft. Die Pflanzer selbst, hieß es, hätten sich in Louisiana und Texas das Vergnügen bereitet, einen Theil ihrer Bestände in Rauch aufgehen zu lassen. Vielen fehlte der Glaube an diese Botschaft. Zunächst müßte bewiesen werden, daß diese Pflanzer das selbe Interesse haben wie die Spekulanten Sully und Price, die mit dem Ertrag der vorigen Baumwollernte (so weit sie ihn einzuschließen vermochten) sitzen geblieben sind; dann erst klänge die Meldung nicht ganz unwahrscheinlich, amerikanische Farmer hätten sich aus dem verhaßten New-York die Parole geholt. Von dem Verhältniß, das in Amerika zwischen Produktion und Spekulation besteht, hat das europäische Publikum, trotzdem das Kabel so stark in Anspruch genommen und in den Zeitungen täglich über diese Dinge berichtet wird, noch immer recht unklare Vorstellungen. Der Unbetheiligte ist leicht geneigt, anzunehmen, ein Macher von der Art Sullys habe die ganze Brasilernte aufgekauft. Eine Kleinigkeit; die einfachste Sache von der Welt. Bricht dann ein solcher Spekulant zusammen, so zeigt sich jedesmal, daß (natürlich) nur ein Theil dieser ungeheuren Kaffeemenge wirklich gekauft war. Und eben so ists mit der Baumwolle. Sully hatte sich jetzt mit Henry Price zu einer Riesenspekulation verbündet; so darf man das Unterfangen wohl nennen, von zehn Millionen zwei Millionen Ballen festzulegen. Das war geschehen. Wer über eine so große Quantität frei verfügt, kann eine Weile immerhin die Preise diktiren. Nun sind aber zwei Millionen Ballen ungefähr 100 Millionen Dollars (über 400 Millionen Mark) werth und es ist kaum glaublich, daß selbst Faiseurs vom Wuchs der Sully und Price so abenteuerlich große Summen baren Geldes durch einen Ring, ein Syndikat zusammengebracht haben. Der Laie denkt, wenn er von amerikanischen Geschäften und Interessengemeinschaften hört, heutzutage ja gern gleich an Milliarden; noch aber hat kein sterbliches Auge diese Milliarden gesehen.

Wo mag das Quellgebiet sein, aus dem das Geld für so großartige, doch auch recht bedenkliche Geschäfte hervorsprudelt? Es wäre interessant, den Ursprungsort dieser Geldmittel kennen zu lernen. Daß die Banken in solchem Umfang Kredite geben, ist undenkbar. Ein Kroesus? Rockefeller, der eifrig in die Kirche geht und sogar schon in eigenen Kapellen für sein Seelenheil sorgt, arbeitet hinter anderen Spanischen Wänden. Und ob es außer ihm in den Vereinigten Staaten einen Mann giebt, der binnen wenigen Wochen seine Aktiva mit der Bagatelle von ungefähr 500 Millionen Dollars mobilisiren könnte, ist zweifelhaft. Anders lägen die Dinge freilich, wenn die Banken ihrer Kundschaft Kaufkredit gäben. Und in dieser

...end hat man wohl wirklich die Schmiede zu suchen, aus der die Ringe hergehen. Die Großspekulanten bringen ein Heer auf die Beine, das scheinbar neben ...en, in Wirklichkeit aber für sie spekulirt; Mitläufer, die, wenn verdient wird, ...r einen kleinen Theil des Gewinnes erhaschen. Davon erfährt Niemand Etwas. ...s bleibt das Geheimniß der Großen, die das Riesengebiet der Union mit einem ...tennetz überziehen und durch Vertrauensmänner auch Europa in ihre Spekulation hineinködern lassen. Unzählige deutsche Firmen und Privatleute erhielten, als

es so weit war, ja gedruckte Cirkulare, in denen sie schlankweg aufgefordert wurden, dem ehrenwerthen Herrn Price oder dessen Provinzstatthalter ein beliebiges Quantum Baumwolle aufzugeben und diesen Herren dann die Spekulation nach oben oder nach unten einfach zu überlassen. Hätte ein deutsches Haus solchen Vorschlag gemacht, dann wäre es zu den Schwindelfirmen gezählt worden. Vor dem amerikanischen Kaufmann aber hat der Deutsche den höchsten Respekt; deshalb wurde sehr oft prompt gethan, was in der Offerte verlangt war. Mit 5000 Dollars konnte man ja schon sein Glück versuchen. Also auch in Deutschland wurde den Großspekulanten die Heeresfolge nicht versagt. Und drüben hatten die Werber es natürlich noch viel leichter. Denn die gemeinschaftliche Ausbeutung der Ernte-Interessen gehört in den Vereinigten Staaten längst zu den Gewohnheitrechten großer und kleiner Kapitalisten.

Sully war eine Weile der Baumwollkönig. Als er auf dem Kaffeemarkt zusammenbrach, wars wie ein Signal, ein lauter Trompetenstoß; auch die Baumwollpreise gaben nun ein Bischen nach. Von einem Preissturz konnte aber noch nicht die Rede sein. Das Sinken begann erst, als man merkte, daß die Ernte größer geworden sei, als die Spekulation angenommen hatte. Im September kommt die geerntete Baumwolle unter Dach; erst vor vier Wochen ungefähr aber ließ der Markt sich genau übersehen. Da erkannte man denn, daß man nicht, wie vorausberechnet war, zehn, sondern zwölf Millionen Ballen geerntet hatte. Die Daten über die Weizenernte pflegen recht unzuverlässig zu sein. Neill aber behält mit seinen Schätzungen gewöhnlich Recht; nur können wir in Europa freilich nicht beurtheilen, ob er allen Einflüssen unerreichbar ist und ohne Befangenheit schätzt. Der höchste Preis war in New-York 17 Cents für das Pfund; dann bröckelte der Preis bis zu 14 und endlich fiel er auf 7 Cents. Nun war seit Jahren aber der Normalpreis zwischen 6 und 7 Cents: also darf man von Baisse eigentlich noch gar nicht reden. Das meinen auch viele Leute, die sonst Baumwolle abnehmen; das Syndikat kann also selbst zu den jetzigen Preisen noch nicht ausverkaufen. Der Preisring ist gesprengt; der Spekulantenring besteht weiter. Die Leiter des Unternehmens sagen sich: Mit den Mitteln, die frei werden, können wir die neue Ernte vielleicht noch unter 7 Cents pro Pfund kaufen; dann sperren wir die Waare ein, warten und verkaufen am Ende doch noch mit beträchtlichem Nutzen.

Ob diese Hoffnung berechtigt ist, können wir nicht beurtheilen; wir wissen ja gar nicht, zu welchen Preisen der Ring mit den Pflanzern abgeschlossen hat. Der Hauptsitz der Spekulation ist die new-yorker Börse; hier ist der Tagesumsatz im Durchschnitt 300 000 Ballen (doch ist er manchmal auch schon bis weit übers Dreifache gestiegen). Der Hauptplatz für effektive Waare aber ist New-Orleans. Dort giebt der Pflanzer seinen Ernteertrag ab, wenn er ihn nicht etwa schon auf dem Halm verkauft hat. Bei einem Preis von 6 bis 7 Cents kommt der Pflanzer, nach der Meinung Sachkundiger, immerhin auf seine Kosten und verdient noch ganz hübsch. Möglich ist also, daß die ersten Käufer gar nicht mehr angelegt haben; die Organisation wird in Texas, Florida und den übrigen Baumwollgegenden schon so geschickt gearbeitet haben, daß größere Aufwendungen unnöthig waren. Welches Interesse sollte dann aber die Farmer treiben, ihre Vorräthe freiwillig zu vernichten, die selbst wenn sie noch bei ihnen lagern, doch längst Eigenthum der Spekulanten sind? Wenn die Großen aber auf Kredit gekauft haben und jetzt nicht bezahlen können: warum sollten sie dann die Waare verbrennen, die zum Preis von 6 bis 7 Cent

noch immer zu verwerthen wäre? Wer Verluste hat, wird doch nicht muthwillig seinen Schaden noch vergrößern, statt zu retten, was zu retten ist.

Erfreulich und nützlich für die Welt wäre es, wenn Farmer und Spekulanten, Produzenten und Ausbeuter (in diesem Fall sinds nicht die Händler) mit einander in Streit geriethen. Die amerikanischen Farmer sind stark und kühn genug, um vereint Schädigungen abwehren zu können. Geht es so weiter wie bisher, dann bringt ein gar nicht schöner Tag vielleicht so niedrige Preise, daß man nur noch mit Verlust verkaufen kann. Solche Rückschläge sind möglich. An einen organisirten Widerstand der vereinigten (amerikanischen und europäischen) Baumwollkonsumenten kann man einstweilen noch kaum denken. Bei uns wenigstens war solche Einigung bisher niemals zu erreichen. Eine einzige starke Persönlichkeit könnte vielleicht den Zusammenschluß sichern, wenn sie die nöthige Energie und Autorität hätte, um die auseinanderstrebenden Elemente mit fester Hand ans gemeinsame Ziel vorwärts zu treiben. Das lehrt ja die Geschichte unserer Syndikate.

Von den 12 Millionen Ballen, die Amerikas Baumwollernte gewöhnlich liefert, verbrauchen die Engländer für ihr ungeheures Handelsgebiet 4 bis 5 Millionen. Dann kommt, an zweiter Stelle schon, Deutschland, das ungefähr $2^1/_2$ Millionen Ballen verbraucht. Egypten, das andere Baumwollreich, exportirt etwa ein Zehntel des Weltverbrauches. Die indische Baumwolle kommt für die Konkurrenz hier nicht in Betracht. Sie hat eine andere Faser, ist kürzer und mehr für aufgewollte Artikel geeignet, wie sie namentlich in Sachsen geliefert werden. Die deutsche Textilindustrie, die den Rohstoff aus Amerika bezieht, produzirt im Rheinland und Elsaß, in Baden und Nordbayern (Augsburg, Bamberg, Hof). Wie die englischen, hatten sich, nach einigem Zögern, nun auch die deutschen Spinner für August und September zu hohen Preisen gedeckt. Da man die Maschinen nicht der Gefahr des Stillstandes aussetzen durfte, mußte man, wenn auch nicht, wie sonst, auf sechs Monate, so doch wenigstens auf vier bis acht Wochen vorsorgen. Gewisse Baumwollsorten sind später unter Umständen gar nicht mehr zu haben. Die Spinner kaufen direkt in Bremen, Liverpool, New-York oder New-Orleans; und von ihnen kaufen dann, zu Preisen, die der Höhe des zuerst gezahlten entsprechen, die Weber. Die Spinner (die auf diesem Gebiet ihre Interessen manchmal mit den Mitteln der Agrarier vertreten) haben den Schutzzoll auf Baumwollgarne durchgesetzt und dadurch den Webereien den Export sicher nicht gerade erleichtert. Unser Absatz ins Ausland ist ja beträchtlich gestiegen, ein paar Jahre lang sogar der Export nach Japan; wer aber nicht blind ist, kann doch nicht verkennen, daß die Möglichkeit, englische Garne um 20 Prozent billiger zu kaufen, den anderen Produzentenländern, Italien, Belgien, Holland, der Schweiz, Vortheile bringt, die nicht zu unterschätzen sind. Der spanischen (katalonischen) Fabrikation verhilft die niedrige Valuta obendrein noch zu bequemen Zahlungbedingungen. Unübertroffen bleibt Deutschlands Leistungfähigkeit nur da, wo es mit alter Erfahrung und in langer Kultur ausgebildetem Geschmack zu wirken vermag. Die Gerechtigkeit scheint mir aber zu fordern, daß den Webereien, wenn sie für den Export arbeiten, der gezahlte Zoll zurückerstattet wird. Natürlich würden wir sobald solche Rückvergütung beschlossen wäre, wieder das bekannte Geschrei hören: Das Ausland bekommt deutsche Produkte billiger als der deutsche Konsument! Dieses Schlagwort ist populär, wirkt immer und wird leider mit besonders lauter

Kehle auch aus dem freisinnigen Lager in die Lüfte gerufen. Jeder gescheite Kaufmann weiß aber, daß für den Export der Weltmarktpreis bestimmend ist, den die größere Konkurrenz unter den Inlandspreis drücken kann, daß draußen also nun einmal billiger geliefert werden muß. Deshalb sollten die Politiker, die nicht Demagogen sein wollen, sich nachgerade entschließen, auf dieses Feldgeschrei zu verzichten.

Was ist nun von den Vereinigten Staaten zu erwarten? Werden die Amerikaner noch lange, an der Spitze des Exporteurheeres, rohe Baumwolle zu uns herüberschicken oder müssen wir gewärtig sein, die viel kostbareren Fabrikate fertig von ihnen zu bekommen? Schon ziemlich lange lassen sie einen großen Theil ihres Getreides vor dem Export vermahlen und schicken nicht mehr den Rohstoff nach Europa sondern das Mehl, also das Halbfabrikat, nach Ostasien. Sicher werden sie ähnliche Versuche auch mit ihrem zweitgrößten Exportartikel, der Baumwolle, machen. Daß sie nach Indien und China schon eine Massenausfuhr haben, ist bekannt; um dieses Ziel zu erreichen, haben sie Schiffahrtlinien geschaffen, denen der Staat jetzt Subventionen gewähren will. Doch auch Europa muß mit der nahen Möglichkeit rechnen, daß Amerika (der Staat Massachusetts hat hier den Vorrang) ihm Baumwollfabrikate sendet. Ich sah neulich eine Offerte aus New-York, die zu unglaublich billigem Preis in Hamburg Waaren anbot; dabei handelte sichs um Blaudruckstoffe. Die Kiste sollte acht Muster enthalten; bei uns wärens vielleicht achtzig gewesen. Das mag das Räthsel lösen, wie man so billig anbieten könne. Mit Phantasien giebt der Amerikaner sich eben nicht gern ab; er hält sich an die klassischen Muster, an die Stoffe, die für den Massengeschmack bestimmt, also immer und überall gangbar sind. Der Deutsche fragt den Kunden: Was wünschen Sie? Der Amerikaner (und bis vor Kurzem auch der Engländer) sagt ihm: Das habe ich. Der Deutsche sucht sich als Händler dem persönlichen Geschmack des Käufers anzupassen; auf jedem Gebiet, auch da, wo der große Maschinenbetrieb doch eher auf das Typische hindrängt, das natürlich billiger und leichter absetzbar ist und deshalb vom Yankee bevorzugt wird. Dieser Versuch, die Produktion zu individualisiren, ist ganz besonders in unserer Textilindustrie sichtbar; ihre Stärke, freilich auch wiederum ihre Schwäche stammt daher. Die Offerte, von der ich sprach, war eigentlich übrigens für Valparaiso bestimmt, mußte zunächst aber an die Hamburger gehen, weil sie in dieser chilenischen Provinz die wichtigste Kundschaft haben. Die Waare würde entweder also für Rechnung der Hamburger nach Südamerika geliefert oder in unserem Freihafengebiet als Transitgut gelagert. Solche Wege muß heutzutage der Welthandel wählen, wenn er ans Ziel kommen will.

Die deutschen Spinner beunruhigt der amerikanische Baumwollkrach einstweilen nicht. Sie können warten, brauchen heute noch nicht zu kaufen und sind durch ihre mit den Webern geschlossenen Kontrakte gedeckt. Die Weber haben wieder mit den Großhändlern abgeschlossen. Aber die Baumwolle ist eine Weltmacht geworden und kaum erinnert man sich noch der Tage, da der Flachs sogar in den Städten von der Hausfrau selbst gesponnen und grobe (meist recht gute) Leinwand getragen wurde. Damals kannte man die Baumwolle noch nicht; und jetzt drängt sich dem Betrachter deutschen Wirthschaftlebens die Frage auf, woher man den nöthigen Rohstoff nehmen soll, wenn Amerika seine ganze Produktion selbst zu verarbeiten anfängt.

Pluto.

Beim General Stoeffel.*)

Wie Alle, die den General Stoeffel nur dem Namen nach, als den tapferen Vertheidiger von Port Arthur, kennen, hatte ich mir diesen Feldherrn als einen Eisenkopf vorgestellt, einen echten Soldaten, dessen imponirende Schneidigkeit die Mannschaft zu heldenmüthigem Widerstand zu begeistern vermochte. Dieses Vorurtheil hatten mir die wahrhaft hymnischen Artikel des „Nowi Krai" und die Erzählungen zweier Freunde suggerirt, deren einer den weltberühmten Landsmann als Kernrussen vom reinsten Wasser schilderte, während der andere, mein Kollege Herbert Fuller, höchst ungünstig über den General sprach, der ihn aus der Festung gewiesen hatte. Als ich in Port Arthur ankam, hatte ich, außer einem in sehr allgemeinen Ausdrücken gehaltenen Empfehlungschreiben vom Gesandten Grafen Cassini in Washington, nichts bei mir, was mich vor dem vom Vicekönig Alexejeff gegen ausländische Korrespondenten erlassenen Ausweisungbefehl schützen konnte, und war deshalb darauf gefaßt, sofort mit dem Gefängniß Bekanntschaft zu machen, ohne Stoeffel auch nur aus der Ferne gesehen zu haben.

Die Landung des russischen Flaggschiffes, auf dem ich und mein Freund, der Franzose Van Lerberghe, so fröhliche Stunden verbracht hatten, mußte wohl schon gemeldet und unsere Ankunft dem General sofort telephonirt worden sein; denn wir waren noch kaum an Land, als bereits ein Adjutant in Stoeffels Wagen angefahren kam. Lieutenant Kolesinkow; ein angenehmer junger Mann von schlankem Wuchs und stramm militärischer Haltung, der fließend Französisch spricht. Sein artiges Benehmen zeigte uns schon während der Fahrt, daß wir auf freundlichen Empfang im Hause des Kommandanten rechnen durften. Wir fuhren durch die neue Stadt, dann einen steilen Hügel hinauf. Dort oben sind die von den Generalen Stoeffel und Smirnow und von dem Admiral Fürsten Uchtomskij bewohnten Häuser.

Der General erwartete uns in dem Empfangzimmer, einem großen, nur dürftig möblirten Raum, der, wie der Anblick der Stuhlreihen an den Wänden lehrt, auch als Vorzimmer benutzt wird. Neben dem General stand Oberst Reiß, ein breitschulteriger, ziemlich wohlbeleibter Offizier mit offenem Blick. Stoeffel trug eine einfache Blouse aus ungebleichter indischer Fleuretseide und weder Achselstücke noch Orden. Die beiden anderen Offiziere waren, nach der Vorschrift, in weißem Uniformrock mit goldenen Achselstücken und weiter Reithose aus dunklem Stoff erschienen. Beide hatten die Hosen in die Schaftstiefel gesteckt. Stoeffel, der, nach der mandschurischen Sitte, Stiefel aus rauhem Filz trug, ist ein großer, ziemlich vierschrötiger Mann von etwa sechsundfünfzig Jahren, mit gebräuntem, freundlichem Gesicht und bieder dreinblickenden Augen. Haar und Bart sind braun, leicht ergraut und kurz gehalten. Sein Benehmen war zwanglos und herzlich; er schüttelte uns die Hände und lud uns zum Sitzen ein. Zu meiner Ueberraschung spricht

*) Die Skizze, die Oberst Emerson vor ein paar Monaten, nach einem kurzen Aufenthalt in Port Arthur, geschrieben hat, wird auch jetzt, nach dem Fall der Festung, noch interessiren, weil sie ein Stück vom Wesen Stoeffels erkennen lehrt und zeigt, wie ruchlos die Belagerten über die militärische Situation ihres Vaterlandes und über die Möglichkeit des Entsatzes getäuscht worden sind.

er nur Russisch; doch schien er dem in französischer Sprache geführten Gespräch, das Oberst Reiß verdolmetschte, mit großer Aufmerksamkeit zu folgen.

„Sie bringen uns Briefe?“ fragte er.

Wir überreichten unsere Empfehlungschreiben.

„Bringen Sie keine Depeschen oder Briefe von unserem Konsul in Tschifu?“

Ich antwortete, daß ich den Konsul nicht angetroffen habe. (Ich hatte ihn sorgsam vermieden, weil ich fürchtete, er werde sich unserem Vorhaben, in die belagerte Festung zu bringen, widersetzen.) Van Lerberghe erklärte, der russische Konsul habe versprochen, ihm einen Brief mitzugeben, sich aber im letzten Augenblick anders besonnen, da die Blokade ja doch nicht zu brechen sei.

„Haben Sie auch keine Zeitungen mitgebracht?“ fragte Stoessel. Ein Schatten der Enttäuschung flog über sein Gesicht, als wir auch diese Frage verneinen mußten. „Schon seit mehr als drei Wochen sind wir hier ohne jede Nachricht von der Außenwelt!“ rief er. „Es ist doch sonderbar, daß zwei fremde Herren, wie Sie, die Blokade brechen können, unser Konsul aber kein Mittel findet, uns zu erreichen. Beinahe könnte man glauben, er wolle uns absichtlich ohne Nachrichten lassen. Schon lange bemerke ich an ihm ein gewisses Widerstreben, uns über die Ereignisse, die sich hinter unseren Wällen abspielen, die Wahrheit zu melden; er fürchtet wohl, die Kunde von den Vorgängen an der Front würde uns entmuthigen. Traut man uns aber zu, daß wir uns hier halten werden, dann könnte man uns doch auch den Muth zutrauen, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, und wäre sie noch so schrecklich. Unser Herr Konsul leistet durchaus nicht, was wir von ihm erwartet hatten. Er hat versprochen, sich für uns nach besten Kräften zu bemühen; die Resultate seiner Amtsthätigkeit sind aber geradezu kläglich. Er versprach mir, zum Beispiel, auch, die Verbindung mit Tschifu durch drahtlose Telegraphie auf alle Fälle zu erhalten; gethan hat ers aber nicht. Hätten wir jetzt solche Verbindung, dann könnte wenigstens Etwas geschehen ... Ja, meine Herren, da Sie uns gar nichts mitbringen, darf ich wohl fragen, warum Sie eigentlich hergekommen sind?“

Wir versuchten, ihm klarzumachen, daß uns nur das Verlangen getrieben habe, mit eigenen Augen Etwas von der heroischen Vertheidigung des belagerten Platzes zu sehen. Mein Begleiter gab unserer Bewunderung für die persönliche Leistung des Generals Ausdruck. Diese Lobrede machte auf Stoessel aber nicht den geringsten Eindruck. Er wehrte sie mit einer Handbewegung ab und fing wieder zu fragen an.

„Wo ist Kuropatkin jetzt? Und wie stehts mit ihm?“

Ich erwiderte, nach den neusten Zeitungdepeschen stehe Kuropatkin noch immer bei Mukden. Dort scheine Oyama ihn angreifen zu wollen. Alexejew solle nach Petersburg berufen worden sein.

Die Miene des Generals drückte unverhohlene Bestürzung aus. In raschem Flüsterton ersuchte er seinen Adjutanten, meinen Freund auszufragen und festzustellen, ob auch er diese Meldungen gelesen und welche Gründe er habe, sie für wahr zu halten. Natürlich konnte Van Lerberghe meine Angaben nur bestätigen.

Inzwischen schilderte ich dem General die Schlacht bei Liaujang; ich hielt mich an die Berichte der von der Front zurückgekehrten Kollegen, die ja Augenzeugen des Treffens gewesen waren. Um Stoessels Gefühl zu schonen, betonte ich nachdrücklich — was ja auch allgemein angenommen wird —, daß der Rückzug durch strategische Gründe dringend geboten gewesen und von Kuropatkin mit meisterhafter

Geschicklichkeit ausgeführt worden sei. Das war freilich ein schlechter Trost. Stoessel warf denn auch ungeduldig den Kopf zurück. „Nach unseren letzten Nachrichten", sagte er, „mußten wir glauben, Kuropatkin rücke jetzt nach dem Süden vor, um uns zu befreien. Meine armen Kerle in den Schützengräben geben sich der irrigen Hoffnung hin, daß Kuropatkin dicht vor den Wällen stehe und den Japanern zu schaffen mache." Eine Pause, die offenbar trüben Betrachtungen gewidmet war. Dann eine neue Frage. „Und wo ist die Baltische Flotte jetzt?"

„Als wir Tschifu verließen, wurde gerade gemeldet, die Flotte sei wieder nicht abgefahren, sondern nach Reval zurückgekehrt."

Stoessel erhob sich und ging schweigend auf und ab. Dann sagte er in ruhigem Ton zu Reiß: „Das sieht ganz danach aus, als ob wir entweder hier sterben oder uns entschließen müßten, nach Japan zu gehen, alter Freund."

Ein kleines, seidenhaariges Wachtelhündchen kam in das Zimmer gelaufen. Stoessel streichelte das niedliche Thierchen, das sich an sein Knie schmiegte. Mein Freund fragte, ob es nicht ein chinesischer Hund sei. „Ja", sagte der General; „er wurde zur Zeit der Boxerunruhen im kaiserlichen Palast gefunden; ein sehr anhängliches Thierchen." Er sprach dann über Dinge von allgemeinem Interesse, ohne weiter den Krieg zu berühren, erkundigte sich nach unseren persönlichen Erlebnissen, den Zuständen in unserer Heimath und wollte wissen, was in Europa passirt sei. Als er hörte, daß der französische Oberst Marchand den Dienst quittirt habe, war er sehr erstaunt, sagte, er kenne Marchand, suchte in allen möglichen Schubfächern und Kasten die Photographie des Obersten, konnte sie aber nirgends finden. Der junge Adjutant flüsterte mir in seinem weichen, eleganten Französisch zu: „Jetzt sucht er sicher, bis er das Bild gefunden hat, und wenn er auch ganze Schränke durchstöbern müßte! Das ist so seine Art."

Zum Glück öffnete in diesem kritischen Augenblick eine Ordonanz die Thür und meldete, daß servirt sei. Stoessel lud uns ein, sein einfaches Mahl mit ihm zu theilen. Im Speisezimmer fanden wir die Frau des Generals und eine junge Dame, die ich für ihre Tochter hielt. Als wir uns nach russischer Sitte selbst vorgestellt hatten, setzten wir uns Alle an eine lange Tafel, an deren einem Ende für uns gedeckt war. Ich saß zwischen dem General und der jungen Dame, die, wie Frau Stoessel, nur Russisch sprach. Es war ein frugales Mahl; wie in Rußland üblich, wurde auch Wein, Wodka und Thee herumgereicht. Als ich meine Vorliebe für Kwas erwähnte, ließ Frau Stoessel einen Krug dieses schäumenden und erfrischenden, aus vergährtem Brot bereiteten Nationalgetränkes kommen; der General theilte den Trunk mit mir. Da wir viel von dem in Port Arthur herrschenden Mangel an frischem Fleisch gehört hatten, konnte ich meine Ueberraschung nicht verbergen, als uns ein saftiges Beefsteak vorgesetzt wurde. Das erregte am ganzen sich herzliches Lachen. Ich hatte Pferdefleisch für Beefsteak gehalten.

Der Eintritt eines weißköpfigen Offiziers, der sehr rüstig, aber stocktaub war, brachte neues Leben in die Gesellschaft. Es war General Balaschow, Kommandant des Rothen Kreuz-Spitals und einer der Helden des russisch-türkischen Krieges. Der graue Krieger, an dessen Brust das Georgskreuz funkelte, küßte den Damen galant die Hand und setzte sich bald da, bald dort nieder, sprach mit meinem Freund französisch, mit mir Deutsch und nahm dabei, was die nächste Schüssel gerade bot. Während des ganzen Mahles konnten wir deutlich den dumpfen Donner der schweren Geschütze von den Wällen her hören.

Ich schrie Balaschow gerade zum dritten Mal irgend eine banale Bemerkung über das Wetter ins Ohr, als ein furchtbarer Krach, der aus nächster Nähe zu kommen schien, mich aufschreckte. Auf dem Tisch klapperte das Geschirr; von oben her war das Geklingel zerschmetterter Fensterscheiben zu vernehmen. Die junge Dame, die rechts von mir saß, bot mir in größter Ruhe noch ein Glas Kwas an und Frau Stoessel sprach unbeirrt weiter mit dem Adjutanten. Nur Oberst Reiß, Stoessels Generalstabschef, schien sich für das Geschehene ein Wenig zu interessiren; er stand auf, sah einen Augenblick hinaus und setzte sich dann ruhig wieder.

„Wo hats eingeschlagen?" fragte Stoessel, als handelte sichs um einen alltäglichen Vorgang.

„Mitten auf dem Platz; es war eins ihrer schwersten Geschosse", antwortete der Stabschef in eben so gleichgiltigem Ton.

„Jemand verwundet? Schaden angerichtet?" fragte der General.

„Nein. Nur ein Loch im Boden", sagte Reiß.

Ein Diener trat ein und meldete, oben seien viele Fensterscheiben zerbrochen. Frau Stoessel befahl, die Fenster mit Papier zu verkleben, da sie es satt habe, immer wieder nach dem Glaser zu schicken.

Nach der Mahlzeit empfing der General ein paar Offiziere seines Stabes und mehrere Abtheilungchefs; die Herren waren wohl gekommen, weil sie hofften, von uns Neuigkeiten zu hören. Stoessel sprach mit Jedem herzlich, wie der Freund zum Freunde. Später redete er in Ausdrücken warmer Bewunderung vom General Nogi und zollte der japanischen Armee das höchste Lob. Ich erinnere mich seiner Worte: „Wir sind stolz darauf, solchen Feinden gegenüberzustehen."

Ein junger Rittmeister sagte mir, Stoessel sei bei Offizieren und Soldaten allgemein beliebt und alle über seine unerbittliche Strenge verbreiteten Gerüchte seien aus der Luft gegriffen. Daß der General so oft in die Schützengräben komme, freue die Leute und feure sie an. Mit der Admiralität stehe er freilich auf keinem guten Fuß. Das sei in Rußland mit Armee und Marine aber von je her so gewesen. Und nicht nur in Rußland. Zwischen Heer und Flotte komme es überall leicht zu Konflikten. Sicher sei, daß Stoessel für Port Arthur thue, was überhaupt gethan werden könne. Der selbe Offizier sagte mir auch, Stoessels Großvater sei schwedischer General gewesen, ehe er sich unter Kaiser Paul in Rußland niederließ. Stoessels Vater war russischer Offizier. Der General selbst begann seine Laufbahn in der Militärakademie zu gleicher Zeit mit Kuropatkin, der mit ihm in der selben Klasse saß. Natürlich machte Stoessel auch den russisch-türkischen Krieg mit. Im mandschurischen Feldzug von 1900 war er Kommandant der dritten sibirischen Scharfschützen-Brigade. Seine jetzige Stellung verdanke er nicht etwa seinem guten Soldatenruf, sondern ganz einfach der Anciennetät. Er war, als der Krieg ausbrach, Kommandant der Garnison und blieb nach der Abreise des Vicekönigs Alexejew als rangältester General im Kommando.

Als wir von unserem Wirth Abschied nahmen, war es uns schwer geworden, zu glauben, daß dieser einfache, bescheidene Mann, der uns mit so warmem Wunsch die Hand drückte, wirklich der edle Held sei, auf den die Augen Europas, der ganzen Welt gerichtet waren, und fast der Einzige, auf den Rußland noch zählen konnte.

Mukden. Edwin Emerson.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Januar 1905.

Saxa loquuntur.

Gestern war ein Freund bei mir mit seinem vierjährigen Jungen. Der Besuch dehnte sich länger aus, als es die Regsamkeit eines Kindes ungezwungen hinnimmt. Der Vater besann sich darauf, daß er ein Manuskript im Gewande trug, und wollte die Gelegenheit benutzen, mir daraus vorzulesen.

„Ja, aber Du, mein kleiner Kerl, was fängst Du inzwischen an? Sieh mal: ich habe keine Kinder und darum auch kein Spielzeug."

„O, er hat sich was mitgebracht," tröstete mich der lesehungrige Vater.

„So? Was ist denn Das, was Du Dir mitgebracht hast?"

Der Kleine sah mich an, scheu zwischen Sprechen und Schweigen. Etwas Heimliches war dabei, Etwas, das er vor Fremden als sein Eigenes bewahren wollte und dessen Macht ihn doch auch wieder zog, es zu bekennen, offen, Allen ins Gesicht, um es noch mehr zu besitzen. So sagte er nach einer Weile leise, mit leuchtenden Augen: „Ich habe meinen Stein."

„Zeig doch mal!"

Und er holte, wieder erst mit der schweren Langsamkeit des Geheimnisses und dann mit einer raschen Offenbarungfreudigkeit, einen einfachen kleinen Bauklotz aus der Tasche.

„Das ist er! Das ist also Dein Stein!" Ich konnte in den Kleinen nicht weiter dringen, wie viel auch in mir sich erhob; ich hätte mit plumpen Fingern in das schimmernde Spinnweb leiser Kinderträume gegriffen. So führte ich ihn an einen Tisch, schuf ihm hier Spielraum und überließ ihn seiner Welt.

Der Vater las. Aber schon nach der ersten Seite unterbrach ich ihn. Ich lauschte auf das zitternde Summen, das vom Kindertisch kaum hörbar herüberstrich.

„Erlaube einmal! Was ist Das mit dem Stein?"

„Ach . . . nichts Besonderes. Ein Baustein wie alle anderen auch."

„Dann ist es doch gerade was Besonderes."

„Nun ja, wenn Du so willst. Eigenthümlich ist ja, daß ihn Keiner sonst von den anderen unterscheidet."

„Nur der Kleine?"

„Ja, nur er."

„Der Stein hat keine Abzeichen?"

„Für uns gar keine."

„Und der Knabe würde sich keinen anderen unterschieben lassen?"

„Niemals. Er kennt seinen Freund ganz genau. Die anderen läßt er liegen. Das ist sein liebster Spielgefährte. Er trennt sich nur schwer von ihm. Und abends nimmt er ihn mit sich ins Bett."

Wie seltsam Das war; wie erfreulich, wie erhebend seltsam! Etwas von Dem, wofür es kein Verstehen giebt, keine Worte, kaum ein Fühlen, nur ein erschauerndes Ahnen aus der Ferne. Und es war nur von Uebel, daß sich daran ein Schulmeistergespräch von Fetischismus und Animismus und Anthropomorphismus knüpfte und daß so viele armsälige Worte sich breitspurig und selbstgefällig auf das Heimliche legten und sein Leben erstickten.

„Jetzt lies, bitte, weiter!"

Und er las. Es war viel Lautes darin, viel Grelles und Hartes, das sich wohl kräftig einprägen konnte; aber meine Gedanken gingen abseits und schlichen sich immer wieder an den anderen Tisch, wo eine Kinderseele leise spann.

Der Kleine zog den Stein über den Tisch, ganz wie einen gewöhnlichen Stein, der ein Wagen ist oder ein Eisenbahnzug, und machte wohl auch dazu die Laute der Lokomotive. Und dann war der Stein, fest hingelegt, ein Fundament, über dem die Finger und die Hände Bögen und Kuppeln wölbten, dann, aufrecht gestellt, wieder ein Thurm, eine Bastei, eine Festung, eine Kirche, eine Stadt. Zwischendurch aber nahm das Kind den Stein warm in die Hand, koste ihn wie ein Liebes, drückte ihn an sein Gesicht und flüsterte ihm Etwas zu. Und sang ihm Etwas zu. Und dann horchte es wieder, lange und wortlos, auf Das, was der Freund zu ihm sprach.

Was hätte ich darum gegeben, hätte ich gehört, was der Kleine Alles zu dem Stein sang und sagte, — und wie viel mehr noch, um Das zu vernehmen, was der Stein zu ihm redete!

Aber fragen? Was ich darauf zur Antwort bekommen hätte, wäre ein Erschrecken gewesen, ein verstörtes Zurücksinken aus der ahnungslosen Höhe in unsere Welt, in der die Steine nicht reden.

Der Vater hatte wenig Freude an mir. Als er seine Vorlesung schloß, konnte ich ihm nur sagen, daß ich keine bestimmten Eindrücke erhalten hätte,

und ihn nur bitten, das Manuskript bei mir zu lassen. Er that es mit sauer-süßer Miene.

Mein kleiner Freund aber steckte, als ihn unser Gespräch zum Aufbruch mahnte, mit dem gleichmüthig glückseligen Ausdruck sicherer Zusammengehörigkeit den Stein wieder in seine Tasche.

* * *

Als sie gegangen waren, mußte ich immer an den Kleinen und an seinen Stein denken; und dann auch an die eigenen Kindertage. Manches hob sich in meine Erinnerung von eigenen Erlebnissen, das in diese Welt gehört. Doch es blieb wolkenhaft und im Nebel. Jetzt aber stellte sich, zum Greifen körperhaft und im Innersten lebendig, eine Geschichte vor mich hin, die späteren Tagen angehört und deren Held ein Erwachsener war.

Eine Geschichte, die ihr Inneres dem Verstand um so spröder verschließt, je herrischer von ihm gepocht und Einlaß begehrt wird, die dem gläubigen Schauen aber weit und willfährig sich aufthut, in ihren Geschehnissen wohl von einfältiger Nothwendigkeit und doch fast abenteuerlich; man möchte sie eine Ballade nennen, die Ballade von des Pastors Sohn, der zum Kirchenräuber ward.

Ich selbst hätte mir früher nicht recht trauen dürfen, sie zu erzählen, denn auch ich wollte sie mit dem Verstande bezwingen. Jetzt aber, nachdem mich das vierjährige Kind über die Grenzen eben jenes Landes geführt hat, wo auch diese Geschichte zu Hause ist, jetzt bin ich eher dazu angethan, von ihr Kunde zu geben.

Er hieß Gottfried — sein Kneipname war natürlich „Bouillon" — und war ein so dickköpfiger flachshaariger Junge, wie er nur je aus einem mecklenburgischen Pastorenhaus hervorgegangen ist.

Wir lernten uns auf der Universität kennen. Er studirte gleich seinen Altvorderen Theologie; und in seiner Wesens- und Gemüthsart zeigte er sich als Das, was man einen guten Kerl nennt. Nichts zeichnete ihn besonders vor den Anderen aus, höchstens seine reckenhaften Knochen, obwohl er auch darin unter den Söhnen der Küste Seinesgleichen fand, und die frohe Sorglosigkeit, mit der er als Theologe seine Mensuren schlug; sonst war nichts Absonderliches an ihm zu spüren, keine Einsamkeit, keine Versonnenheit, keine Neigungen und Gaben und vor Allem keine geistige Schnellkraft. Er war lächerlich berühmt dafür, daß er nur einmal in seinem Leben einen Witz gemacht habe und daß er daran beinahe gestorben wäre.

Das war so gekommen. Unter den neu Immatrikulirten zeigte sich ein auffallend hübscher brünetter Kerl, den die Mädchen im Städtchen bald den

schwarzen Teufel benamsten. Sonst hörte er auf den gut niederdeutschen Namen: Hellmuth Witt. Wie er aber bei ihrem Zusammentreffen sich Gottfried in aller Form vorstellte, kam über Den die große einmalige Erleuchtung; er lachte und sprach so: „Wie? Hellmuth Witt heißen Sie? Sie müßten ja Dunkelmuth Schwart heißen!"

Dieser große Augenblick seines Lebens behielt aber nicht lange seine Feierlichkeit. Hellmuth Witt hatte goethische Empfindungen von der Heiligkeit des Namens; er schimpfte und es gab eine Kontrahage. Auf der Mensur pflanzte er dann dem guten Gottlieb eine seiner verschmitzten Hochquarten aufs Schädeldach. Gottlieb vernachlässigte die Wundpflege, Kopfrose trat hinzu und er lag auf den Tod. Und jetzt, in den Fieberträumen, kam ein Geheimniß über seine Lippen.

Seine Phantasien rankten sich um seine Heimath, um das kleine, stille Pfarrhaus an der See, in dem sein alter eisgrauer Vater einsam lebte. Und schweiften um die Kirche und ihren hölzernen Glockenthurm, über den Kirchhof, in dessen klagende Ruhe das Meer hineinsang, und über Hünengräber auf den Höhen. Und dann sprach er von einem Ring, — und immer sehnsüchtiger und heftiger von seinem Ring, je näher der Tod an ihn heranschlich. Als könnte der Ring ihn schützen, als schlösse Der seine Rettung ein, sein Heil und sein Leben. Die es hörten, dachten sich, daß es die Gabe eines Mädchens sei. Und die Romantik wußte später zu künden, er habe sich mit dem schwarzen Teufel eines Mädchens wegen geschlagen. Aber Keiner fragte ihn nach dem Ringe, als er wieder zur Besinnung kam und genas.

Wie ich dann in den Herbstferien eine Fußwanderung an der Küste machte, besuchte ich ihn in seinem Pfarrhaus. Es war ein alter, niederer, von Epheu umsponnener Bau voll Schwermuth und Erinnerung und doch auch wieder trotzig und zeitvergessen. Der alte Pastor hatte etwas Schweigsames, Verschollenes und Sagenhaftes. Runen waren in seinem Gesicht. Hier verklang in einer großen Märchenstille die Unraft der Stunden. Man hörte die Träume leibhaftig über die Dielen schreiten.

Nur Gottfried schien mir von fast nüchternem Frohsinn zu sein und von so alltäglicher Rührigkeit, als gehöre er gar nicht in dieses Reich raunender Sage.

Er zeigte mir geschäftig, was es Sehenswerthes gab, die Schönheiten der Gegend, die Reichthümer des Obstgartens, und erst spät fand ich durch Zufall das Wichtige: in der dunklen Flur des Hauses hingen an einer Wand allerlei metallene Gräberfunde.

„Was habt Ihr denn da?"

„Das ist hier gefunden, als sie den Kirchhof erweitert haben; ich war noch ein ganz kleiner Junge. Der Kuhlengräber ist da auf ein altes Grab gestoßen."

„Aus welcher Zeit sind die Sachen?"

„Es ist Eisen. Es war das Grab eines sächsischen Kriegers, aus christlicher Zeit. Ende des zwölften Jahrhunderts. Vater wollte den Fund für die Kirche verkaufen, aber er ist so gut wie werthlos. Und so ist er hier hängen geblieben."

Es war eine Lanzenspitze, ein Messer, mehrere Fibeln und Gürtelhaken. Mir schien, es sei ein leerer Platz darunter.

„Fehlt da ein Stück?"

Gottfried antwortete nicht gleich. Dann sagte er gemächlich: „Ja. Ein Armring. Den habe ich oben auf meinem Schreibtisch."

Und jetzt wußte ich sofort: Das war der Ring, von dem er in seinen Fieberträumen gesprochen hatte.

Dann bekam ich ihn auch leibhaftig zu sehen, oben in der Giebelstube auf dem Tisch, wo er offenbar als Briefbeschwerer diente. Es war ein verstümmelter Spiralreif, von Bronze. Ich machte Miene, ihn in die Hand zu nehmen. Aber da war mir, als zuckte Gottfried leise zusammen; ich ließ die Finger davon und sagte nur: „Den hat der Mann ums Handgelenk getragen! Was muß Der für Arme gehabt haben!"

Er sah mich an, mit großen, eigenthümlichen Blicken. Etwas war darin wie von einer schmerzhaften Berührung, daß ich mich so körperlich-exakt mit dem Ringe beschäftigte, der für ihn einen weiten und heiligen Traumwerth hatte; und doch auch wieder ein Freudiges darüber, daß ich von seinem Reifen Rühmliches sprach.

Dann sagte er ruhig: „Ich habe ihn seit meinen Kindertagen hier bei mir gehabt"; und weiter nichts. Es war Stille um uns.

Danach aber beschäftigte er sich geradezu hastig mit etwas Anderem.

* * *

Bald darauf, wir saßen wieder „Studien halber" in der Stadt, war ihm sein Vater gestorben. Das brachte ihn aus allen Fugen. Das schleuderte ihn aus seinem Leben heraus. Er verlor nicht den Vater allein: er verlor auch seine Heimath, sein Pfarrhaus verlor er; und er konnte sich kein Dasein denken ohne dieses Haus. Er hatte nie etwas Anderes geglaubt, als daß er hier seines Vaters Nachfolger werden müßte, wie Der schon dem Großvater in diese Stätte gefolgt war. Und jetzt war er ein Verstoßener.

Als er seinen Vater begraben hatte, blieb er Wochen lang in dem Pfarrhaus allein. Die Winternebel und Winterstürme hielten ihn verzaubert. Die heimlich webenden Winternächte spannen ihn ein. Die Wintersonnenwende zeigte ihm die Seelen der Entschlafenen, wie sie in die Fernen der brodelnden

Dämmerung zogen; gewaltig ragte unter den Gestalten der sächsische Kriegsmann, der ihm den Armreif hinterlassen hatte.

Und jetzt sollte seine Welt mit den Abgeschiedenen sich in den Dämmer verlieren?

Der neue Herr kam in das Haus. Gottfried wurde vertrieben. Und ihm, ihm gehörte doch das Alles hier; wem sonst als ihm? Und wem weniger als diesem kalten, spitznäsigen Fremden!

Der neue Pastor war ein glatter, bebrillter Korrektling. Er stellte in aller Form fest, daß der Gräberfund Eigenthum der Kirche sei und daß es dem Gewohnheitrecht widerspräche, ihn im Pfarrhause aufzuhängen. Und als er dann aus den Akten die Sicherheit gewonnen hatte, daß die Geräthe einem christlichen Grabe entstammten, verfügte er alsbald, daß sie in der Kirche selbst aufbewahrt werden sollten.

Gottfried brachte den Ring herbei. „Auch Das gehört dazu", sagte er ehrlich. „Aber Das will ich für mich behalten."

„Ja, mein lieber junger Freund, Das geht denn doch nicht an!"

„Das ist mein Eigen und bleibt mein Eigen. Das gebe ich nicht aus den Händen." Er zeigte dem Verblüfften seinen Stiernacken, packte den Ring in seinen Koffer und fuhr damit in die Stadt, allen hochehrwürdigen Verwahrungen zum Trotz.

So war er doch nicht ganz heimathlos. So ließ sich die Ausstoßung ertragen. Der Ring führte ihn immer wieder zurück in das Reich, das ihm gehörte, trug ihn immer wieder in sein Haus; der Ring war seine Heimath.

Der Pastor hatte sofort an Rektor und Konzilium der Universität ein ausführliches Schreiben gerichtet, in dem er Zeter rief über den Frevler an kirchlichem Gut. Nun stand Gottfried vor Seiner Magnifizenz.

Das war ein würdiger, sehr thatkräftiger und auch verständiger alter Herr. Nur war mit dem Verstand der Verständigen in dieser Sache eben nicht Alles gethan. Er fragte den Sünder, in welcher Welt er denn eigentlich lebe. „Weil Sie als Kind damit gespielt haben? Das klingt doch, als wollten Sie einen Witz machen! Und als Witz — wenn auch als sehr schlechter — wird die Sache zu Ihrem Glück vorläufig aufgefaßt."

Gottfried stand da und würgte an Worten. Er brachte nichts heraus. Was sollte er auch sagen? Was konnte er gegen den Verstand ausrichten! Etwas, wofür es keine Worte giebt: wie sollte er Das ausdrücken! Und hätte ers auszusprechen vermocht, er hätte es nicht gewollt. Denn um ein Heiliges ging es ihm, das man vor den Anderen behütet.

So blieb er im Schweigen.

„Sie sehen ein, daß Sie eine Dummheit gemacht haben. Nun geben Sie mir den Ring und ich schicke ihn heute noch an Ort und Stelle."

„Ich habe ihn nicht bei mir."

„Sie sollten ihn doch mitbringen! Dann holen Sie ihn, bitte, gleich!"

Er blieb und stand.

„Sie werden ihn holen!"

„Nein! Nein!" Es war eine zornige Klage.

„Das ist denn doch . . . Ja, sind Sie denn bei Trost? Wollen Sie mich zwingen, Sie dem Gericht zu übergeben? Wissen Sie nicht, was unser Strafgesetz unter Diebstahl versteht? Wollen Sie ins Gefängniß? Wollen Sie unsere Hochschule mit Schande bedecken? Wollen Sie mein Rektorat besudeln?"

Der alte Herr klingelte dem Pedellen.

„Berkhan, Sie gehen mit dem Herrn Studiosus in dessen Wohnung. Er hat Ihnen einen alten Bronzereif zu geben, den Sie sofort bei mir abliefern. Das Weitere werde ich dann erledigen", fügte er gütig und bestimmt hinzu. Er winkte. Gottfried ging wie im Traum mit dem alten weißhaarigen Pedellen, verstört von der befehlshaberischen Faust, die hart und laut in seine flüsternde Welt hineinragte, benommen von dem Ton der Güte, der in den letzten Worten klang; und die sanfte, klagende Stimme seines greisen Begleiters weckte ihn nicht. Willenlos gab er den Ring aus der Hand. Und erst, als er ihn fortgegeben hatte, raste er wie ein gefangenes wildes Thier.

Wir kannten ihn nicht wieder. Er war scheu, unstet, schleichend und furchtsam geworden. Wir dachten, der Tod des Vaters habe ihn so verwandelt. Seine Unzugänglichkeit schreckte uns ab, uns weiter um ihn zu bemühen. Und dann fing er ganz mörderlich zu saufen an, so daß man vollends kein vernünftiges Wort mehr zu ihm sprechen konnte.

Als aber durch die flirrende Märzluft tastend die Frühlingsahnung zu streichen begann, da hob er sich empor und warf den Wust von sich. Und wie die Fahrenden Schüler in die Weite strömten, das Glück und die Liebe zu suchen, so ging auch er auf die Reise, froh, wagemuthig und stark.

In der Nacht — es war eine zitternde, ahnungvolle, fröhliche Nacht — klopfte es laut an die Fenster des Pfarrhauses. Mit schlotternden Knien schlich der Pastor hinzu. „Wer ist da?"

„Ich bin da. Geben Sie mir Ihren Schlüssel zur Kirche!"

„Den Schlüssel zur Kirche? . . ."

„Den Schlüssel zur Kirche!"

Gottfried hörte die Frau Pastorin wimmern und winseln; der Pastor kam nicht wieder. Da pochte er aufs Neue, mit beiden Fäusten.

Ein lauter Schrei flog drinnen gegen die Scheiben an; dann that ein anderes Fenster sich auf, der Schlüssel wurde auf den Gartenweg geschleudert: und schnell war das Fenster wieder zugeriegelt.

Lachend, daß es durch die Stille schwoll, schloß Gottfried sich die Kirche auf und holte sich seinen Ring.

Und wieder ging er an das Pfarrhaus und wieder klopfte er an die Scheiben, hielt den Schlüssel weisend in die Höhe und reichte ihn dankend durch den ängstlichen Spalt des zaudernden Fensters. Dann zog er fort und sang durch die fröhliche, zitternde Nacht.

So holte sich Gottfried, der Pastorensohn und Kirchenräuber, zu Frühlingsanfang, was sein Eigen war.

Da aber, was er gethan hatte, ein Verbrechen war, suchten ihn die Behörden; doch sie fanden ihn nicht. Steckbriefe wurden hinter ihn erlassen, aber seine Spur war verweht. Und dann war er bald vergessen; und seine Unthat auch. Nur im Engeren sprachen wir wohl noch einmal über ihn. Und hier herrschte die Meinung vor, sein Kirchenraub sei ein hanebüchener Bierulk gewesen oder geradezu im Delirium begangen. Was ist leichter als Erklären?

* * *

Nach vielen Jahren erst kam zu mir wieder eine Kunde von ihm. Ein gemeinschaftlicher Studienfreund hatte ihn in Rom getroffen. Er lebte ein stilles, zufriedenes Dasein als Sprachlehrer, in der Stadt der Erde, wo die Steine das Wort haben, wo die Dinge über die Menschen herrschen.

„Hat er noch seinen Ring?" fragte ich.

„Ich weiß nicht."

Das war eine dumme Antwort auf eine dümmere Frage.

Ich weiß es. Der Ring liegt auf seinem Tisch, ihm gehören die stillen Stunden seiner Seele. Dann nimmt er ihn in seine Hand, in seine ehrliche, räuberische Wikingerhand, die sie recht- und heimathlos gemacht haben, kost ihn wie ein Liebes und horcht lange und wortlos auf Das, was der Freund zu ihm spricht. Und er braucht keine Rechte und keine Heimath. Er weiß von der Seele der Dinge. Und zu ihm flüstern ihre Heimlichkeiten.

Und ob er nie in seinem Leben einen Vers gemacht hat: er ist ein Dichter. Ein Dichter ohne Worte.

Max Dreyer.

Die Rasse.*)

Die Urtheile der beschreibenden Wissenschaften, die ja sämmtlich klassifikatorisch verfahren, haben hypothetischen oder assertorischen, aber keinen apodiktischen Charakter. Sie sind werthvoll, ja, unerläßlich als Entlastung des Gedächtnisses, als förderſamſte Orientirung in den drei Reichen, als nützliche Wegweiſer zur Auffindung neuer Einsichten und Wahrheiten. Aber Beschreibung ist noch keine Erklärung. Urtheile von strenger Giltigkeit, von ausnahmloſer Regelmäßigkeit vermögen wohl Physiker und Chemiker abzugeben, die es mit Erklärungen zu thun haben, nicht aber Zoologen, Botaniker oder Mineralogen und eben so wenig Anthropologen, die ihrem methodischen Verfahren nach auf Beschreibung angewieſen sind. Das gilt sogar von ihren Gattungbegriffen, die nicht als absolut konstant begriffen werden, vollends von ihren Unterarten, Rassen, Ordnungen, Varietäten und Spielarten. Sie lehren uns im günstigsten Fall Regeln, aber keine Gesetze, Rhythmen des Geschehens, aber keine strenge, ausnahmelos wiederkehrende Periodizität wie die Astrophysiker. Ihre Regeln haben heuristischen Werth, allenfalls regulativen, aber niemals konstitutiven Charakter, um in Kants Terminologie zu sprechen.

Hat nun einer der Rassentheoretiker auch nur den Muth, zu behaupten, der Begriff Rasse schließe ein Gesetz ein, das keine Ausnahme kenne? Sind nicht alle Rassentheoretiker vielmehr in heilloſem Widerstreit mit einander? Friedrich Hertz („Moderne Rassentheorien") hat in einem besonders gelungenen Kapitel seines Buches die „Psychologie der Rassentheorien" behandelt und die Widersprüche possirlich aufgedeckt, in die unsere Rassentheoretiker sogar mit sich selbst gerathen. Sie sprechen überall, wo verschiedene Völkerschaften sich mischen und kreuzen, mit Vorliebe von einem „Rassen-Chaos". Der unbefangene Forscher, der an diese Literatur prüfend herantritt, sieht sich einem „Theorien-Chaos" gegenübergestellt. Der Thurmbau von Babel: Keiner verſteht mehr die Sprache des Anderen.

Doch hören wir zur Bekräftigung dieses Urtheils die vornehmsten Rassentheoretiker einmal ab. Für Gobineau, den Stifter der Schule, ist die Rasse Alles. Das Blut des Menschen, sein Rassenblut, ist das absolute Prius, sein Fatum, sein unausweichliches Verhängniß. Die geschichtliche Entwicklung er Völker, selbst ihre Rechtsinstitutionen und Glaubensformen werden durch as Blut und nur durch dieses bestimmt. Gobineau gesteht freimüthig: Kein Buch ist der Ausdruck der Instinkte, die ich von Geburt an mitgeracht habe." Die Mischung der „arischen Instinkte" mit der „schwarzen Rasse" ist das unaufhaltsame Verhängniß unseres Kulturſystems, das durch diese Blutmischung der Zersetzung entgegengeführt wird. Statt von Rassen-

*) S. „Zukunft" vom 14. Januar 1905.

blut, das ihn doch wohl zu kanibalisch-unappetitlich anmuthet, spricht Le Bon lieber von einer „Rassenseele". Mit unserem Blut bringen wir, nach Le Bon, bei der Geburt Anschauungen und Empfindungen als Erbstück unserer Vorfahrenreihe mit; und darin spiegelt sich die Seele der Rasse. Diese Rassenseele ist nun tiefster Urgrund aller Geschichte, aller Religion, Wissenschaft und Kunst eines Volkes. Weiter noch geht Lapouge, der die Rasse geradezu als „Fundamentalfaktor der Geschichte" begreift. Den natürlichen Ursachen, wie Klima, Nahrung, sexuelle Verbindung, steht die soziale Auslese (sélection sociale) gegenüber, die in Folge der Blutmischung, wie bei Gobineau, eine rückläufige Richtung eingeschlagen hat (sélection regressive). Der langköpfige, blauäugige Blonde ist ihm der Arier (Linnés Homo Europaeus), dem als niedere Rasse die dunkelhaarigen, schwarzäugigen Rundköpfe gegenüberstehen. Otto Ammon theilt den Pessimismus der französischen Schule nicht. Die „Arierdämmerung" bricht herein, die tüchtigen Individuen und ihre Nachkommen rücken ständig aufwärts, während das Mittelgut immer mehr nach unten tendirt. Die Vererbungtheorie spielt hier die entscheidende Rolle. Bei Chamberlain vollends bedeutet Rassen-Chaos Niedergang, germanische Rassenreinheit hingegen Aufstieg. Der Kampf zwischen Semiten und Germanen ist, nach Chamberlain, das eigentliche Thema der neueren Geschichte. Im Hintergrund, in den Untiefen der Rassenseele, wie Le Bon sagen würde, lauert der Gegensatz des Blutes. Der Kain- und Abelmythos lebt wieder auf: Blut ist gleichsam das Kainszeichen der Geschichte. „Rassenkampf": so gellt es uns seit Gumplowicz in die Ohren. „Zuchtwahl der weißen Rasse" donnert uns Heinrich Driesmans entgegen; er bequemt sich aber wenigstens zu dem Geständniß: Rasse ist nichts Stabiles an sich, sondern nur eine Masse bildende Kraft, die thätig war, so lange es Menschenwesen und Völker gab.

Immerhin ist auch dem mildesten Rassentheoretiker die Vorstellung geläufig, daß die Rasse den Gang der Geschichte bestimmt; entweder ausschließlich, wie die Fanatiker, oder doch vorwiegend, wie die Gemäßigten behaupten. Ihre Formel lautet: die Geschichte der Völker ist durch die Blutbeschaffenheit der Rasse prädestinirt. Wie bei Marx die ideologischen Faktoren (Religion, Recht, Kunst, Wissenschaft) nur den Ueberbau, die ökonomischen Faktoren, die Produktionbedingungen, den Unterbau bilden, so ist bei den Rassentheoretikern die Rasse gleichsam der Unterbau, das Fundament der Völker, das Blut also das unterirdisch bestimmende Agens, während Nationalität und Konfession, Recht und Sitte nur „Reflexe" des Blutes sind, genau so, wie sie nach den Marxisten „Reflexe" der Wirthschaft sind. Damit sind wir wieder einmal beim sozialen Fatum angelangt. Nach Buckle und Taine bestimmt das Milieu, nach Marx der Klassenkampf, nach Gobineau die Rasse den Gang der Geschichte. Jeder beharrt auf seiner Ausschließlichkeit, denn auf dieser Einseitig-

keit beruht die populäre Stärke der Argumentation, zugleich aber die logische Schwäche. Gobineau und sein Anhang machen gar kein Hehl daraus, daß ihrer Rassentheorie eine bestimmte Tendenz zu Grunde liegt; denn mit der Rassentheorie wollen sie den „grillenhaften" Liberalismus eben so schlagen wie die „Theoretiker des Umsturzes". Das Verfahren ist probat. Man kennt es von den „auserwählten" Völkern und „alleinseligmachenden" Religionen her

Die Begriffs-Anbetung, das Wort-Idol, gegen das Fritz Mauthner in seiner dreibändigen „Kritik der Sprache" so wuchtig und verherend zu Felde zieht, glotzt uns heute in blöder Starrheit aus gläsernem Auge als modernes Götzenbild „Rasse" an. Gegen dieses moderne Kismet des Blutes, gegen diesen mit biologischer Draperie herausgeputzten Aberglauben an die unverbrüchliche Allgewalt der Rasse, die heute das Schibboleth aller Reaktionäre geworden ist, müssen wir im Namen der logischen Methodenlehre entschiedene Verwahrung einlegen. Denn gegen die politische Mythologie der selbstgefälligen Legendenbildung, die schmeichelnd von einer auserwählten Rasse redet, um alles Licht auf die eigene Rasse und allen Schatten auf die anderen fallen zu lassen, kann nur die soziale Logik wirksam Front machen. Würde man uns eine persönliche Prädestination zumuthen, wie etwa Heraklit in seinem Satz: „Der persönliche Dämon des Menschen bestimmt sein Schicksal" oder Schopenhauer in seiner Lehre vom angeborenen unveränderlichen (intelligibeln) Charakter (operari sequitur esse), so wäre Das immer noch schlimm genug, doch wir hätten wenigstens unsere eigenen Sünden auszubaden. Die Rassentheoretiker aber kehren, ohne es zu wissen und zu wollen, zum mittelalterlichen Begriff der Prädestination zur Sünde, ja, um das Kapriccio voll zu machen, zur alttestamentarischen Auffassung zurück. „Und die Sünden der Väter werden gerächt bis ins dritte und vierte Glied." Wie hypnotisirt starren die Rassentheoretiker bei jedem Individuum wie bei ganzen Völkern und Epochen auf das Blut, auf Rassenreinheit, Rassenmischung, Rassenkreuzung; sie kratzen mit plumpen Fingern und täppischer Neugier bei jedem ihrer Bekannten indiskret nach Abstammung, Blutabkunft, Rassenzugehörigkeit, als ob die eigene angebliche Rassenreinheit so garantirt probehaltig, so geaicht vierzehnkarätig wäre. Wer vermag im Ernst die Rassenreinheit irgend eines seiner Vorfahren nicht nur standesamtlich, sondern nach Geheimschubfächern zu verbürgen? Giebt es denn Hintertreppen- und Boudoirgeheimnisse nur in Romanen?

„Jedermann ist seines Glückes Schmied", wie im Guten so im Schlimmen. Im Naturzustand, als die Umgebung den Menschen vollkommen beherrschte, mochte es einen Sinn haben, die persönliche Freiheit des Einzelnen durch Klima, Bodenbeschaffenheit, Milieu, Erziehung, meinetwegen auch durch Rassenblut für begrenzt zu erachten. Im Kulturzustand aber beherrscht nicht mehr die Umgebung den Menschen, sondern der Mensch die Umgebung. Man kann

im Lande der Knute geboren sein, mit zehn bis zwanzig Jahren nach Amerika auswandern und nach wenigen Jahren zu einem so unverkennbaren Yankee werden, daß die schärfsten Lupen nicht mehr die östliche Wiege herauszumikroskopiren vermögen, wenn Kleidung, Nahrung, Haltung, Sprechweise, Denkart, Gesinnung, kurz, der ganze äußere und innere Habitus, durch vollendete Nachahmung, die uns Allen ja als Erbstück unserer anthropoiden Vorfahren anhaftet, den Stempel des „Genuine" aufgedrückt haben. Wo steckt hier die Rassenprädestination? Wo das Fatum des Blutes? Wo die angeblich unverwischbaren Merkmale der Abstammung? Auf variable Momente, wie Rassenmerkmale nun einmal sind, läßt sich keine Konstante errichten, die den Gang der Geschichte bestimmen soll.

Sicher wird hier eingewendet werden: Wie ists nun mit Negern und Mongolen? Hört auch hier die Verschiedenheit auf? Sollte der Neger Recht behalten, der einem Theaterbilletteur, als er ihm keinen Logenplatz in Chicago verabfolgen wollte, weil Negern die Logenplätze verschlossen sind, zurief: Sie irren, ich bin längst aus der Rasse ausgetreten? Hier stoßen wir nun auf den Punkt, wo uns der Rassenbegriff methodologisch als Eintheilungprinzip berechtigt erscheint. Ich unterscheide folgende drei Grade: Art, Rasse, Spielart. Zur selben Art gehört, wie schon Kant die Merkmale der Rassenbegriffes zutreffend bestimmt hat, wer mit einander fruchtbare Kinder zeugen kann, so verschieden diese Kinder auch an Farbe, Gestalt und Charakter sein mögen. Weiß doch Jeder aus eigener Erfahrung, daß unter zwölf Geschwistern jedes nicht nur einen eigenen Gesichtsschnitt hat, sondern auch im seelischen Habitus, im Charakter von jedem Anderen scharf und bestimmt unterschieden ist, als ob sie verschiedenen sogenannten „Rassen" angehören würden. Da nun alle drei Hauptfarben unter den Menschen — der Weiße, der gelbe Mongoloide und der schwarze Neger — mit einander fruchtbare Nachkommen erzeugen können (wenn auch Neger und Weiße mit einander halbschächtige Kinder oder Blendlinge, Mulatten, hervorbringen), so gehören alle Menschen, die Hände, nicht Vorderfüße haben, die aufrecht gehen und artikulirt sprechen, zum genus humanum. Diese drei Kennzeichen: Hände, aufrechter Gang und artikulirte Sprache sind unaufhebbare, also konstitutive Merkmale der menschlichen Gattung. Die konstitutiven Merkmale sind kausal, weil ihr Dasein eine conditio sine qua non des Gegenstandes ist, die regulativen oder gar heuristischen Merkmale sind teleologisch. Eins dieser Merkmale kann wohl beim Individuum fehlen — man kann stumm oder invalid sein —: dann handelt es sich um eine Anomalie. Gehört nun auch das Blut, die Farbe, der Augenschnitt, das Wollhaar, der Lang- oder Kurzkopf zu den konstitutiven Merkmalen des Gattungbegriffes homo sapiens? Nein. Denn Keinem wird einfallen, einen amerikanischen Rothhäuter für eine Anomalie, einen Neger

für ein Naturschauspiel, einen Mongolen für eine Mißbildung auszugeben. Solche Eigenschaften nun, durch deren Aufhebung zugleich der Begriff Mensch aufgehoben wird, sind konstitutiv, zugleich aber kausal, weil sie die Giltigkeit der Begriffes bedingen. Solche Merkmale dagegen, die man hinwegdenken kann, sind regulativ. Flüchtige Anologien oder typische Merkmale von vorübergehendem, verwischbarem Charakter endlich sind nur von heuristischem oder mnemotechnischem, also teleologischem Werth. Wie die großen Denker des siebenzehnten Jahrhunderts für die Materie überhaupt zwischen Substanz (beharrender, unveränderlicher Zustand), Attribut (beharrende, aber zerstörbare Eigenschaft) und Modus (momentaner, vorübergehender Zustand) unterschieden, so giebts auch für die Gattung homo sapiens drei Grade des Beharrens. Zweihändigkeit, aufrechter Gang und Sprache sind die nicht hinwegdenkbaren Dauermerkmale des Menschen. Blut und Farbe aber, also Rasse, sind gleichsam die Attribute, die Grundeigenschaften, die über Jahrtausende sich erstreckenden Dauermerkmale des homo sapiens. Aus Blut und Farbe gehen nun aber die unzähligen unteren Rassenmerkmale hervor, wie Haarkleid, Augenschnitt, Nasen-, Lippen- und Ohrenbildung, Skelet, Schädelbildung, Bau des Schienbeines, des Fußskelets, des Beckens der Frau und endlich der Bau der Hand. Sie alle nennen wir rassoide Merkmale. Sie mögen typisch sein, kehren aber nicht bei allen Geschwistern des selben Elternpaares mit so unbeirrbarer Regelmäßigkeit wieder wie schwarze Farbe oder Wollhaar beim Neger. Auch die rassoiden Merkmale können von großer Dauer sein und sie erhalten sich durch Vererbung in vielen Generationen; aber ihr Fehlen oder Ausbleiben tritt häufig ein, ist also nicht nothwendig, hebt daher den Begriff Mensch nicht auf. Innerhalb der drei Hauptrassen von regulativem Charakter nun giebt es Hunderte von Modi, von Spielarten oder Varietäten, die wir eben als „Rassoide" begreifen. So nahmen Linné drei, Cuvier vier, Blumenbach fünf, Deniker für Europa allein sechs, Haeckel zwölf, Bory fünzehn, Desmoulins sechzehn Rassen an. Die amerikanischen Anthropologen Morton, Nott und Gliddon zählen schon mehrere Hundert Rassen auf, ohne diese Zahlen für abschließend zu halten. Hier ist nun der Ausdruck „Rasse" logisch nicht mehr zulässig. Rasse heißt: Dauermerkmal des Genus Mensch. Solcher Dauermerkmale von Jahrtausende währender Konstanz giebt es nun entweder zwei, wie Huxley annimmt, nämlich hell- und dunkelfarbige, oder, nach Linné, drei (nach dem biblischen: Sem, Ham, Japhet). Aber jede dieser zwei oder drei Rassen weist ine Fülle von Unter- oder Spielarten (Rassoide) auf. So hat jüngst Deniker auf Grund dreißigjähriger Untersuchung für Europa allein sechs verschiedene Spielarten („Typen" nennt er sie) aufgedeckt. Eine solche Spielart hat den Werth einer Regel in der Grammatik, eines Resultats der Wahrscheinlichkeitrechnung; sie ist keine logische Wahrheit, deren Gegentheil un-

denkbar ist, sondern eine statistische Wahrheit, die wohl in achtzig oder mehr von hundert Fällen zutreffen mag, deren Gegentheil aber sehr wohl denkbar ist.

Da unsere heutigen Rassentheoretiker fast nur mit der weißen, der sogenannten kaukasischen Rasse zu thun haben, weil ihre politischen Interessen die Neger und Mongolen gar nicht tangiren, so begehen sie durchweg den logischen Denkfehler, Unterart, Art und Gattung oder Spielart, Varietät, Rasse und Spezies homo sapiens unterschiedlos durcheinander zu würfeln. Sie machen einen Modus zum Attribut oder gar zur Substanz; sie verwandeln ein problematisches Urtheil in ein assertorisches oder gar in ein apodiktisches; sie erheben einen gewissen Rhythmus des Geschehens zur Regel oder gar zum Gesetz; sie verwechseln endlich eine statistische Wahrheit von dem fragwürdigen Werth einer Wahrscheinlichkeitrechnung mit einer logischen Wahrheit, deren Gegentheil undenkbar ist. Würde es sich nun um eine bloße Liebhaberei, um einen harmlosen wissenschaftlichen Sport handeln, so könnte man über diesen fundamentalen logischen Schnitzer mit verzeihender Milde oder — je nach Temperament — mit hohnlächelndem Ueberlegenheitgefühl an einem so unschuldigen Spiel vorübergehen. Aber den Rassentheoretikern, diesen Astrologen in der Soziologie, ist es um ihre Hypothese blutiger Ernst. Sie wollen den Werth des einzelnen Menschen innerhalb der selben Gattung, der des Homo Europaeus, die sie aus politischen Gründen einzig interessirt, nach seinem Blute, nach der Zugehörigkeit zu dieser oder jener angeblichen „Rasse" bestimmen. Wie die Astrologen das Schicksal der Menschen aus der angeblichen Gestaltung der Gestirne ablesen, so möchten diese Sozial-Astrologen die Schicksale der Menschen aus der Konstellation seiner Blutmischung ableiten. De te fabula narratur. Hier ist Jeder von uns unmittelbar mitinteressirt. Wären wir wirklich mit ehernen Banden an das Schicksal unseres Blutes gekettet, wie die fatalistischen Rassentheoretiker behaupten, dann wäre die Freiheit ein leerer Wahn, alles Streben nach Aufstieg und Vollendung der Persönlichkeit thörichter Selbstbetrug, alles Ringen um Persönlichkeit, nach Goethe das höchste Gut der Erdenkinder, eitel Chimäre. Ueber den Blutaberglauben, wie er heute noch bei den Indern in der Unterdrückung der Tschandalas oder Sudras vorherrscht und der den Niedergang der indischen Kultur herbeigeführt, mindestens beschleunigt hat, sollten wir doch endlich hinaus sein. Wir sehen daher in dem Versuch unserer Rassentheoretiker, im Blut und nur in ihm den bestimmenden Faktor der Weltgeschichte zu erblicken, eine Wiederbelebung indisch-aristokratischer Gedankenleichen, eine künstliche Galvanisirung überwundener soziologischer Märchen. Wer uns heute zumuthet, das unentrinnbare Schicksal eines Menschen und damit zugleich seinen Werth nach dem Horoskop zu bestimmen, das die Rassentheoretiker ihm stellen, Der könnte uns mit dem selben logischen Recht ansinnen, wieder zur Astrologie und Alchemie zu-

rückzugreifen. Die besonnenen Rassentheoretiker sehen heute den logischen Schnitzer selbst ein, den ihre unbesonnenen Adepten begehen. Und deshalb braucht uns das vorlaute Gebahren und dogmatisch-selbstsichere Auftreten der „konsequenten" Rassentheoretiker in unserem Glauben an den Fortschritt der Wahrheit nicht irr zu machen. Die Rasse mag wirklich sein, wie die Farbe; nur logisch wahr ist sie darum noch nicht. Wie es für das Auge verschiedene Farben giebt, aber für den Verstand nur Licht- oder Aetherstrahlen, deren Brechungen auf unser Auge als Farbe wirken, so giebt es freilich für wissenschaftlich unbewaffnete und logisch ungeschulte Denker verschiedene Rassen. An der Wirklichkeit der Eindrücke ist nicht zu zweifeln, wohl aber an der logischen Wahrheit; und gerade diese ist das Problem. Das alleinseligmachende Dogma von der Rasse wird in dem Augenblick verschwinden, wo es sich anschickt, zur Farce auszuarten. Denn nichts tötet sicherer als die Karikatur.

Daß aber die einsichtigen und wissenschaftlich geschulten unter den Rassentheoretikern sich gegen alle Uebertreibung, Verzerrung und Bloßstellung ihres Prinzips selbst sperren, beweist die Haltung des „Archivs für Rassen- und Gesellschaftbiologie". Ihr Herausgeber, Alfred Ploetz, stellt die entscheidende Frage: Was ist das „fortdauernd Lebende?" Was ist jener eigentliche Lebensträger, den man morphologisch „Rasse" nennt? Die biologische Rasse, antwortet Ploetz, ist „die Erhaltungeinheit des Lebens", „die Einheit des dauernden Lebens". So gehören Pferd und Esel zwei biologischen Rassen an, wenn auch einem biologischen Zeugungskreis; sie erzeugen zwar Bastarde, aber diese sind unfruchtbar. Rasse bleibe also, nach Ploetz, für den Begriff der dauernden, sich erhaltenden und entwickelnden Lebenseinheit festgehalten; man könnte sie auch Lebens- oder Vitalrasse nennen. Neben dieser morphologisch-biologischen Rasse giebt es noch eine System-Rasse, Varietät der Systematiker. Das sind die Unterrassen oder Varietäten, eben Das, was wir mit dem Diminutiv „Rassoid" bezeichnen, deren Nomenklatur zwar werthvoll, aber für die biologische Rasse unerheblich ist. Man erinnere sich daran, daß Helmont bereits von einem solchen Lebensprinzip, Archeus, gesprochen hat und daß Descartes die alte stoische Doktrin vom Lebensgeist (spiritus animalis, esprits animaux) wieder auffrischt. Der hypothetischen Lebenskraft, die Schiller in seiner „Philosophie der Physiologie" wiederherstellen möchte, hat Lotze auf der berühmten Naturforscherversammlung vom Jahr 1854 freilich den Garaus gemacht, bis die Neo-Vitalisten sie neuerdings aus der Versenkung wieder hervorholten. Immerhin giebt auch Ploetz zu, daß alle Menschen einen einzigen biologischen Zeugungskreis bilden.

Von diesem Punkt aus können wir nun die logische Lösung des Rassenproblems in Angriff nehmen. Als dauernde Lebenseinheit, als biologischen Zeugungskreis giebt es nur eine einzige Menschengattung. Das ist die soziologische Substanz, die oberste Idee des Menschen, der höchste Gattungbegriff

homo sapiens, der alle Unter- und Abarten, alle Spielarten und Varietäten, vollends alle Exemplare ohne Ausnahme in sich schließt. Das ist das Gesetz, das keine Ausnahmen kennt. Und hier kommen uns Anatomen, Physiologen, Anthropologen und Geographen zu Hilfe. Der anatomische Bau, die histologische Struktur, kurz, der Mechanismus und Chemismus, das Physiologische und Biologische aller Menschen der Welt ist gleich. Damit kehren wir auf dem Umwege der vorgeschrittensten, als atheistisch verschrienen Naturwissenschaften zum alten Adam-Mythos reumüthig zurück. Die gesammte Wissenschaft ist heute eben so monogenistisch gestimmt, wie sie vor einem Menschenalter noch polygenistisch gerichtet war. Die gemeinsame Abstammung der Menschen von einem Menschenpaar, die generische Einheit des Menschengeschlechtes wurde von den beiden Humboldts, von Baer, Virchow und Kollmann zwar immer festgehalten, aber neuerdings haben sich Schurtz, Hoernes und Johannes Ranke zu ihr bekehrt. „Es giebt nur eine einzige Menschenart", sagt Ranke, „deren Abwandlungen zahlreich sind, aber nicht tief gehen". Alexander von Humboldt sagte: „Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme". Endlich der Schweizer Kollmann, der Begründer der Kraniologie: „Alle europäischen Rassen sind, so weit wir bisher in das Geheimniß der Rassennatur eingedrungen sind, gleich begabt für jede Aufgabe der Kultur." Diese Unifizirungtendenz, der strenge Monismus, steckt der heutigen Wissenschaft im Blut. So hat der bonner Anatom Max Schultze schon 1863 nachgewiesen, daß das Protoplasma die Grundsubstanz aller lebenden Wesen ist. Seitdem haben sich die Grenzen zwischen Thier- und Pflanzenreich verwischt.

Nach Alledem ist eine genaue Begriffsscheidung, eine Chemie der Begriffe dringend nöthig. Die geilen Schößlinge einer überüppig wuchernden politisch-anthropologischen Phantasie müssen mit der scharfen Gartenscheere der logisch-methodologischen Prüfung aller wissenschaftlichen Begriffsbildung unbarmherzig abgeschnitten und als Dünger für echte, unbefangene Forschung verwerthet werden. Gewiß: auch die Rassentheorien werden dereinst ihr Gutes stiften, wie die Phrenologie von Gall und Spurzheim heute in den Lokalisationtheorien von Munk und Flechsig ihren wissenschaftlich verwerthbaren Niederschlag gefunden haben. Auf den großen Anhang freilich, den die Rassentheoretiker als Vertreter eines Modeproblems in den breiten Massen gewonnen haben, dürfen sie sich nicht berufen. Hier entscheidet nicht die Quantität der Adepten, sondern einzig und allein die logische Höhe der Vertreter. Die Heilsarmee hat noch mehr Anhänger als die Rassentheoretiker; deshalb brauchen ihre Lehren noch nicht wahr zu sein. Nicht die Breite der anhängenden Massen, sondern die Spitzen entscheiden über den logischen Gehalt einer Doktrin. Schließlich hatte Lavaters Physiognomik vor einem Jahrhundert, hat heute noch die Graphologie eben so viele und eben so glühende Verfechter wie die Rassentheorie.

Auch die Rassentheorien also werden der Wissenschaft werthvolle Winke als Residuen ihres modischen Daseins zurücklassen, wie es der Historiker des untergehenden Rom, Otto Seeck, in seiner Geschichtmethode, die mit Vorsicht und Besonnenheit rassentheoretischen Problemen Gehör leiht, glänzend darthut. Von jeder Mode, auch von der wissenschaftlichen, bleibt Etwas, irgend ein werthvoller Niederschlag, zurück. Und so sehe ich denn voraus, daß das Rassenproblem einst nicht, wie heute, nach den vier geltenden Methoden — linguistische, anthropologische, biologische und soziologische Richtung — allein bearbeitet sein, sondern als fünfte Methode die psychologische in den Vordergrund stellen wird; und diese behandelt die Frage der Instinkte. Was die Rassentheoretiker auf Rasse, also auf Blut zurückführen — gewisse Veranlagungen, Neigungen, Dauerformen, körperliche Beschaffenheit, typische Gruppenmerkmale von einiger Dauer, seelische Dispositionen —, sind in Wahrheit nichts Anderes als Instinkte, also erworbene Eigenschaften der mittelbaren und unmittelbaren Vorfahrenreihe in Funktionen und Organen. Alles von der Gattung auf dem Wege der Uebung und Gewohnheit über Arterhaltendes oder Artschädigendes von unseren Vorfahren Erfahrene läßt bei uns, wie bei den Thieren, Spuren, Tendenzen, Neigungen, automatisch gewordene Willensakte zur Vollziehung von nützlichen, aber auch zur Vermeidung von selbst- oder arterhaltenden oder auch von artschädigenden Handlungen zurück. Diese Instinkte sind keine Konstanten, sondern variable Größen. Wenn schon Gattungen und Arten variiren, wie Lamarck und Darwin gezeigt haben, und die Grenzen zwischen Pflanze und Thier fallen, um wie viel mehr Rassen oder gar Varietäten oder auch Rassoiden? Was aber variirt, läßt keine zwingende Berechnung des Kommenden, also kein apodiktisches Urtheil über künftiges Geschehen zu. Diese Dispositionen als angehäufte und aufgespeicherte Erfahrungen der unmittelbaren und mittelbaren Vorfahrenreihe sind in der That erblich, wie Spencer annimmt. Und hier kann das Rassenproblem mit Aussicht auf einen bescheidenen Erfolg einsetzen. Gewisse Varietäten menschlicher Gruppenhandlungen lassen sich vielleicht erklären oder gar, was für die Wissenschaft die Hauptsache ist, voraussagen — voir pour prévoir, heißts bei Comte —, wenn man die menschlichen Gruppen nach solchen vererbten Instinkten, die von dem Milieu, der Nahrung, dem Klima, dem Boden, der Beschäftigung, der Erziehung, von allen Natur- und Kulturbedingungen abhängig sind, klassifizirt. Hier kommt dem Blut neben den genannten Faktoren eine große Bedeutung zu. Denn mit dem Blut, richtiger: mit der Eizelle, dem Sperma, werden die Instinkte unserer Vorfahren vererbt, sei es als erworbene Eigenschaft nach Spencer, sei es im Keimplasma nach Weismann. Natürlich hat solche Klassifikation, wie übrigens jede nach Sigwart, nur provisorischen, also unverbindlichen, wenn auch orientirenden, eben darum aber teleologischen Charakter. So würden wir, wie folgt, klassi-

fiziren: Rasse und Rassoid hängen mit ererbtem Blut und mit Instinkten, Volk hängt mit der gemeinsamen Sprache, endlich Nation mit staatlichen Institutionen und gemeinsamen geschichtlichen Ereignissen von einschneidender Bedeutung zusammen. Eben so klassifiziren wir: 1. Art: Mensch. 2. Rasse: Weißer, Negroide, Mongoloide. 3. Rassoide, Spielart, Unterart, Varietät: Arier, Semit, Kelten, Romanen, Germanen u. s. w. Diese Eintheilungen haben nur noch den Werth einer nicht bindenden, wohl aber in großen Zügen orientirenden, daher nützlichen Nomenklatur; sie sind — grammatisch ausgedrückt — kein phonetisches Gesetz, sondern eine empirische Regel; logisch gewendet: kein apodiktisches Urtheil über einen Menschen, dem man eine gewisse Spielart zuschreibt, sondern ein assertorischer Satz: so ist es (aber nicht etwa: so muß es sein.)

Weshalb sich die ursprünglich einheitliche Menschengattung in drei Hauptrassen und in Hunderte von Spielarten oder Rassoiden gespalten und differenzirt hat, läßt sich leicht genug erklären. Die Wanderungen haben diese Differenzirungen bewirkt. Das verschiedene Klima vom Nord- bis zum Südpol baut im Verband mit Fauna, Flora, Nahrung, Arbeitweise und Kleidung einen verschiedenen Menschenschlag auf. Die tropische Zone färbt die Haut schwarz, das nordische Klima weiß. Dazu treten verschiedene Nahrung und, wie man in allerjüngster Zeit bemerkt hat, die Giftstoffe. Diese färben die Haut ganzer Bezirke. Für das Haarkleid endlich ist die sexuelle Auslese der bestimmende Faktor der Differenzirung. Aus diesen drei Hauptrassen, die sich noch von drei Hauptzonen — heiß, kalt, mittel — differenzirt haben, spalten sich nun durch verschiedene Berufe, Gewerbe, Arbeitstheilung Nahrung, Kleidung, Hunderte von Unterarten oder Rassoiden ab, die verschiedene Gattungerfahrungen aufweisen und deshalb sich durch typisch unterscheidbare Merkmale klassifikatorisch von einander deutlich abheben. Und wie wir, um uns leichter zu orientiren, in der Zeit nach Jahrzehnten, Jahrhunderten, Jahrtausenden rechnen, große Zeitabschnitte aus mnemotechnischen Gründen in einen Ausdruck pressen oder die ganze Geschichte in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit spalten, genau so theilen wir die verschiedenen Typen von Menschen mit hervorstechenden Gruppenmerkmalen zu leichterer Orientirung nach Unterarten oder Rassoiden ein und nennen diese mißbräuchlich Rasse. Auf diesem logischen Abusus bauen sich nun unsere heutigen Rassentheorien auf. Sie legen ihrem falsch konstruirten Rassenbegriff Werthurtheile sogar über Semiten, Arier und andere Völker, Stämme, Gruppen unter, deuten in die Gruppe, der sie selbst anzugehören vermeinen, alles Löbliche, Hochgemuthe und Hoheitvolle hinein, während sie der feindlichen Gruppe, die sie mit ihrem Haß treffen wollen, allen erdenklichen Unglimpf andichten. Sie selbst sind die Engel, die Anderen die Teufel. Alles Licht ist beim eigenen Rassen-Ormuzd: Arier, alle Finsterniß hingegen beim Rassen-Ahriman: Semiten. Was die mythenbildende Volksphantasie früher den Feen und

Grazien beigelegt hat, Das wird der eigenen, was sie aber den Dämonen und Unholden aufs Kerbholz geschrieben hat, der fremden Rasse imputirt. Teleologische Sammelbegriffe wie Slaven, Romanen, Germanen, Kelten verwandeln sich unversehens in Rassen und werden unvermerkt zu höheren Wesen, Heroen, Halbgöttern von ihren Adepten, zu Teufeln und Dämonen von ihren Feinden gestempelt. Und so bildet sich unter unseren Augen eine politische Mythologie heraus. Gott oder Satan erhalten ein soziologisches Rassengewand. Dagegen giebt es nur ein bezwingendes Mittel: die Logik. Die Waffen der Logik haben die alten Mythologien zu Tode verwundet; sie werden sich auch der neusten Modeblüthe gegenüber nicht stumpf erweisen. Wenn sogar Gattungen variiren, wie Lamarck und Darwin für immer gezeigt haben, um wie viel mehr erst Rassen, Unterarten oder gar bloße Spielarten. Was aber variirt, ist kein Gesetz, sondern im günstigsten Fall nur statistische Regel oder Wahrscheinlichkeitrechnung. Semit und Arier sind einfache Schulbegriffe, künstliche Eintheilungen, denen in der Wirklichkeit kein Dauermerkmal zu Grunde liegt, wie etwa bei Mongoloiden oder Negroiden. Zuerst waren es Schulbegriffe und später wuchsen sie sich zum politischen Schlagwort aus. Einen Menschen, der unserem Kultursystem, also der weißen Rasse, angehört, nach seiner angeblichen Rassenzugehörigkeit beurtheilen und ihm gar minderwerthige Qualitäten auf Grund dieses angeblichen Rassen-Werthurtheils beilegen wollen, hat bei der unaufhebbaren Willkür und Variabilität solcher Gruppenmerkmale nicht viel mehr wissenschaftliche Bedeutung als die Chiromantie und die Kartenlegekunst der Zigeunerinnen. Auf Grund variabler Merkmale lassen sich nun, wie die formale Logik uns belehrt, keine apodiktischen Urtheile abgeben, keine logisch zwingenden Schlüsse ableiten; vollends läßt sich auf so flüchtige Analogien der äußere Werth oder gar der innere Gehalt des Menschen niemals bestimmen. Rasse (Das heißt: eine Dauerform vererbbarer Instinkte und Gruppenmerkmale in Aussehen und Habitus) ist einer der vielen Faktoren, die das Wesen des Menschen ausmachen, aber weder der einzige Faktor, wie die Rassenfanatiker behaupten, noch der Generalnenner der Geschichte. Immerhin hat die Rassenliteratur das Gute, auf den Rassenfaktor, der früher ganz vernachlässigt wurde, hingewiesen zu haben. Die geographischen Lebensbedingungen (Buckle), wie Boden und Klima, Flora und Fauna, die Produktionweise, die Marx und Engels in den Vordergrund stellen, Bewaldung, Höhenzüge und Flußläufe, wie Ratzel behauptet, endlich das Kultursystem, in das man hineinwächst, haben auf den Kulturmenschen, auf die Bildung seines Wesens, die Formung seines Charakters einen unvergleichlich größeren und nachhaltigeren Einfluß als die von den Rassentheoretikern behauptete physiologische Seelenwanderung, das soziale Fatum, die menschliche Schicksalstragoedie: Blut. Die Gesetze der Logik — die Konstitution, die sich der Menschengeist selbst gegeben hat — gelten allgemein. In den Sprachen

und Hautfarben, in Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die Menschen tausendfach; und diese Unterscheidungen schrauben wir künstlich zu Rassenunterschieden empor. Aber die Logik ist für alle Menschen die selbe; sie gilt nicht hier und jetzt, sondern überall und immer. Das religiöse Credo wechselt, aber das logische Credo ist immerdar für alle denkenden Menschen gleich. Und sollten Einzelne immer noch an der Einheit des Menschengeschlechtes zweifeln, so ist die Allgemeingiltigkeit der logisch-mathematischen Lehrsätze die entscheidende Gegeninstanz gegen die Polygenisten. Gegen die Elementarregeln der logischen Methodenlehre verstoßen aber die Rassentheorien, sofern sie Unterart mit Gattung verwechseln, eine flüchtige Regel zum dauernden Gesetz erheben, eine heuristische Klassifikation zum bindenden Zwang gestalten, um, darauf gestützt, Werthurtheile über Menschen abzugeben. Endlich begehen sie den logischen Grundfehler, statt hypothetischer Meinungen oder problematischer Urtheile, wie sie variable Merkmale einzig und allein zulassen, dogmatisch auftrende wissenschaftliche „Wahrheiten" zu verkünden, deren Sicherheit von der höchsten Instanz des Menschengeistes, vor dem Forum der formalen Logik, verurtheilt wird. Ihr Auftreten verhält sich umgekehrt proportional zu ihrem logischen Rechtanspruch.

Das einzige Dogma, das wir heute als logisch giltig anerkennen dürfen, ist der einheitliche Ursprung des ganzen Menschengeschlechtes. Der alte Adam-Mythos triumphirt. Aber auch die biblische Eintheilung (Sem, Ham, Japhet) hat das letzte Wort behalten; denn es giebt in dem Sinn, wie Kant den Begriff faßt und die formale Logik ihn gutheißt, nur drei Rassen. Fritsch und Stratz nennen es heute: protomorphe, metamorphe und archimorphe. Wir ziehen die herkömmliche Bezeichnung vor: die weiße, kaukasische Rasse, Negroiden und Mongoloiden. Durch verschiedene Nahrung, Giftstoffe, Zone, Kleidung, Fauna, Flora, Bewaldung, Flußläufe, Höhenzüge, Arbeitstheilung, vor Allem aber, wie Marx richtig gesehen hat, durch die Produktionweise, den Klassenkampf, haben wir uns in Hunderte von Typen, Unterarten mit mehr oder weniger dauernden physiologischen und psychologischen Gruppenmerkmalen differenzirt. Diese Spielarten nennen die Rassentheoretiker fälschlich Rasse; sie legen dem Rassenbegriff kausale Geltung bei und daher erklärt sich ihre Begriffs-Wirrniß. Wir spotten heute über Griechen und Römer, die jeden Fremden als „Barbaren" verachteten. Thun wir aber Anderes, wenn wir bestimmten Menschengruppen, die anders aussehen und sich vielleicht auch anders benehmen, ein Rassenproletariat andichten und ihnen damit seelisch eben so weh thun wie der Kanibale, der den Stammesfremden zerfleischte? Oder sollte das seelische Zerfleischen dem Opfer weniger weh thun?

Die politische Formel der französischen Revolution schloß mit dem Wort fraternité! Dieses Wort, vielfach als Phrase verspottet, hat sich anatomisch und physiologisch bewahrheitet. Virchow sagt: Wenn ich die gesammte Ge-

schichte der Menschheit übersehe, kann ich mich der Vorstellung nicht entschlagen, daß wir Alle wirklich Brüder und Schwestern sind. Das gilt selbst von Schwarzen und Gelben, vollends von der uns zunächst stehenden weißen Rasse. Jetzt versteht man auch den wahren Sinn der Humanität, die von Lessing, Herder und Schiller als tiefstes Geheimniß der Geschichte begriffen wurde. Da wir eine anthropologische und logische Einheit darstellen, streben unsere sehnsüchtigen Wünsche wieder zu jener Ureinheit zurück, die wir im Lauf der Entwickelung verloren haben. Der Sinn der Geschichte ist offenbar nicht Zerklüftung, Zersprengung und Spaltung der Menschen, sondern ihre Einigung durch den Kitt der Religion für die Herzen, durch das Band des Volkes in der gemeinsamen Sprache, der Wissenschaft für den Geist, der Phantasie für die Kunst, endlich der großen staatlichen Einheit und der gemeinsamen geschichtlichen Erlebnisse für die Nation. Deshalb haben sich im neunzehnten Jahrhundert die Nationalstaaten überall konsolidirt. Aber auch die Nationalstaaten sind nur das vorletzte, nicht das letzte Wort der Geschichte. Das große Sehnen gilt dem centralen Einheitpunkt, der Humanität, aus der wir uns hinwegdifferenzirt haben.

Bern. — Professor Dr. Ludwig Stein.

Novelle.

Beim Tanze fiel, von Einem nur erspäht,
Die blasse Rose aus der Fürstin Haar.
Von ihrer Schleppe ward sie hingeweht
Zu seinen Füßen, der beseligt war.

Er war ein fremder Jüngling, ernst und schlank,
Und war ein Dichter. Doch wem sagt Dies viel?
Er nahm die Rose mit erglühtem Dank
Und starrte fiebernd in des Tanzes Spiel.

Dann schied die Fürstin aus der Tänzer Schaar . . .
Nun lag sie nachts an ihres Gatten Brust.
Was war sie ihm, der ihr verächtlich war?
Ein Tropfen Lust in einem Pfuhl von Lust.

Und da sie nun, entfremdet jedem Wahn,
Wie Marmor lag vor seiner wüsten Gier,
Flog hoch und hell, gleich einem wilden Schwan,
Des Dichters Sehnsucht durch die Nacht zu ihr.

Und es geschah, daß ihr im Traum erschien
Ein schöner Jüngling, fremd und sonderbar.
Er lag vor einer Rose auf den Knien,
Die ganz vom Mondenlicht umsponnen war.

Wien. Franz Karl Ginzkey.

Ein verkommenes Genie.

Vor einigen Jahren stand bei einem oberungarischen Regiment, Karl-Alexander-Infanterie, ein kleiner, blonder Lieutenant, Karl Kußl mit Namen, ein brünner Kind. Er hielt sich aber nicht lange. Denn so hoch er von der Kommandeuse als unermüdlicher Fourpianist geschätzt ward: seine Art paßte gar nicht in den bunten Rock. Eines Tages mußte er gehen.

Er wandte sich nach Berlin. Es gelang ihm, Richard Straußen in guter Laune anzutreffen, und er erhielt die Erlaubniß, eine Probe seines musikalischen Könnens abzulegen. Während er spielte, trat eine schöne Frau ein, die eine Zeit lang erstaunt und athemlos im Nebenzimmer gelauscht hatte: Frau Elsa Laura von Wolzogen. Karl Kußl, der „gesprungene" Lieutenant, ward Kapellmeister des Ueberbrettels ... Eines anderen Tages war ers nicht mehr. Wer Kußls gefährlich unbezähmbares Temperament gekannt, seinen selbstherrlichen Eigensinn, seine krankhafte Unverträglichkeit, wird dem Baron und Direktor aus der Entlassung keinen Vorwurf machen.

Ein gewissenloser Theateragent schickte den armen Kußl nach Frankfurt am Main, an eine Bunte Bühne, die schon verkracht war, ehe sie noch ihre Thore aufgethan hatte. Karl Kußl stand, wie kurz vorher in Berlin, obdach- und rathlos in einer fremden Stadt.

Er machte sich auf, um zu Fuß nach Berlin zu gelangen und wollte Wolzogens Verzeihung erbitten. Aber in einer der ersten Herbergen ereilte ihn das Schicksal: der Landgendarm. Kußl wurde aufgegriffen und eingesperrt; und sollte es drei Tage bleiben. Als aber der Gemeindediener am nächsten Morgen den Arrest öffnete, lag Kußl in seinem Blut. Er hatte sich mit den Zähnen — wirklich: mit den Zähnen! — die Pulsadern durchbissen. So kam er ins Irrenhaus.

Am Körper geheilt, an der Seele „gebessert", ward er aus der Anstalt entlassen und trieb sich nun in der weiten Welt umher. So begleitete er, zum Beispiel, eine Menagerie durch Frankreich.

Im Jahr 1903 tauchte er wieder in Wien auf; ärmer denn je. Er trug ein Lustspiel („Das Vergnügen, zu betrügen") in der Tasche, das in Brünn mit großem und auch künstlerischem Erfolg aufgeführt worden war; in Wien fand er keine Liebe dafür. Eine Monatschrift brachte Kußls Gedichte mit einer Einleitung, die auf das hungernde Talent hinweisen sollte; die übrigen Gedichte blieben ungedruckt. Seine Freunde, ein Prälat darunter, der ehemals Kußls Erzieher gewesen war, Kameraden aus dem Offiziercorps, ein Advokat, der zu den ersten Juristen zählt und zu den ersten Wohlthätern zählen würde, wenn die Welt um sein stilles Walten wüßte: sie Alle und ein Dutzend Anderer bemühten sich, Kußl über Wasser zu halten. Vergebens. Der arme Mann, der die Distanz zwischen seinem Schicksal und seiner Begabung ermaß, der die Kraft in sich fühlte, Ewiges zu schaffen, und verurtheilt war, sein trockenes Brot mit Klavierpauken zu verdienen, — er konnte nicht anders: er mußte sich betäuben.

Vielleicht wäre er Morphinist geworden, wenn seine Mittel dazu gereicht hätten; und wäre jetzt ein interessanter Mensch. Da er arm war, ging er den Weg Grabbes. Er nächtigte auf den Bänken öffentlicher Promenaden und trank; wohnte Wochen lang unter der Reichsbrücke und trank. Eines Morgens brachte

man den Entkräfteten ins Allgemeine Krankenhaus. Dort, zum ersten Mal nach so vielen Leiden der rohesten Noth entrückt, von humanen Aerzten erkannt und mit den kargen Mitteln des Spitals verwöhnt, lebte er wieder auf. Er dichtete ein Dutzend Lieder; dichtete sie, aber schrieb sie nicht auf. Seine Freunde veröffentlichen sie nach ihren eigenen Aufzeichnungen.

Dort hat Kußl auch zum ersten Mal seine Theorie des Schönen und der Kunst entwickelt. Die Kunst, sagte er ungefähr, bildet Gestalten — Menschen, Thiere, Pflanzen, Landschaften, Gärten —, kurz, die tausend Verkörperungen des Lebens, wie sie zwar noch nicht bestehen, wie sie aber, wenn sich das Bestehende Schritt vor Schritt veredelte, entstehen könnten. Malerei und Plastik zeigen uns Menschen einer unter höheren Wärmegraden gedeihenden Kultur, edler fallende Gewänder, als wir sie tragen, Geberden, die in der Bedeutung unseren alltäglichen gleichen und doch in einer Harmonie fließen, deren Gesetze erst gefunden werden müssen; die Dichtung bildet Seelen, die wir verstehen, die aber reiner, einheitlicher als wir selbst sind, von Gründen geleitet, die auch wir Alle anerkennen, ohne sie aber ausschließlich zur Richtschnur unseres Handelns zu machen. Die Bühne gibt dann diesen Gestalten der Dichtung ein sinnfälliges Leben. So vereinigen sich alle Künste, um uns Menschen, Thiere, Pflanzen, Gewänder, Landschaften, Gärten und tausend andere Dinge zu zeigen, an denen sich unsere Sinnesorgane erbauen und bilden. Die Kunst lehrt uns ihre Schöpfungen als Platonische Ideen unseres eigenen Entwickelungstadiums ansehen. Sie lehrt den Jüngling ein Mädchen ersehnen, das möglichst ähnlich den Frauen und Mädchen ist, die er gemalt und gemeißelt sah; sie lehrt die Jungfrau einen Mann lieben, möglichst ähnlich den Wesen, die der Jungfrau vom Dichter als liebenswürdig bezeichnet wurden. Die Bildenden Künste — die Poesie und Schauspielkunst eingeschlossen — sind also wichtige, ja, die wichtigsten Faktoren der Zuchtwahl; sie sind die Führer des Menschengeschlechtes auf dem Weg zu einem immer höheren, nie erreichbaren Kulturideal. Die Seele für die Eindrücke der Bildenden Künste empfänglich zu machen, ist aber die Aufgabe der Musik als der Königin der Künste. Was den Weg einer möglichen Höhenentwickelung weist, ist schön. Damit hat Kußl eine Formel gefunden, die auf eine bisher ganz unbeachtet gebliebene Rolle der Kunst im Leben der Natur hinweist. So viel man auch schon über die Kunst und das Schöne geschrieben hat: Allen hat die Kunst nur als eine spielerische Bethätigung des Menschengeistes gegolten. Erst Kußl spricht der Kunst die Bedeutung zu, die unsere Großen wohl geahnt, aber niemals klar erkannt und noch weniger betont und gelehrt haben.

Natürlich vermag die gedrängte Wiedergabe eines vielleicht nur halb erfaßten und halb mißverstandenen Gespräches Kußls leidenschaftlich lebendiges Wort nicht zu ersetzen, ein Thema, worüber Bände geschrieben werden müßten, nicht in wenigen Zeilen zu erschöpfen. Aber wer auf diesen Andeutungen eines Grundes gläubig weitermauert, wird plötzlich ein Lehrgebäude von ungeahnter Einheitlichkeit und Harmonie der Formen vor sich sehen. Auch was Kußl über das Musikalische zu sagen hatte, könnte Bände füllen. Doch da muß jeder Versuch, die Kraft seiner glänzenden Darstellung wiederzugeben, fehlschlagen.

Und nun hat dieser Mann in Graz ein Mädchen erschossen. Wenn ihn die Gelehrten nicht für irrsinnig halten, wird er hinter Kerkermauern verderben; und im anderen Fall im Irrenhaus . . . Ach, es war ja ein abscheuliches Verbrechen:

vor den Augen der Mutter ein blühendes Leben zu vernichten. Keine Strafe ist hart genug. Und doch: der arme Kußl, den eine wahnwitzige Leidenschaft und wahrscheinlich auch ein ererbter Trieb so elend gemacht haben, fordert unser Mitleid heraus. Wo sind die Grenzen seiner Schuld? Hat die Menschheit in diesem schönen, unschuldigen Mädchen weniger oder mehr verloren als in dem Mann, der um dieses Mädchens willen zum Verbrecher wurde?

Von all den Schicksalen verkommener Genies ist seins das furchtbarste: er geht zu Grunde, ohne die Hoffnung, seine Sendung jemals erfüllen zu können; ohne sein Bestes gegeben zu haben; ohne den tröstlichen Glauben an irgend eine künftige Anerkennung.

Er hat wohl sein Los halb vorgeahnt, als in seinem Kopfe der „Nekrolog im Salon" entstand:

War einst eine Witwe mit heißem Schoß,
Die hatte einen, zwei Buhlen;
Des Toten Sohn wurde peinlich groß,
Doch giebts ja Kadettenschulen.

Er war ein weicher, versonnener Jung',
Den Jeder verrückt und zerstreut nannt';
Man knetet ihn, giebt ihm den nöthigen Schwung
Und kostümirt ihn als Leutnant.

Nun hat er gelernt, eine Troddel von Gold
Mit Anstand durchs Leben zu führen,
Nur freilich nicht, einen Monatssold
Durch Dreißig zu dividiren.

Der Teufel im Leib eines Vollblutpferds
Verfährt die schönste Karosse;
Der Lieutenant hatte ein Künstlerherz
Und sprang — heihupf! — in die Gosse.

Einst hat er sich weidlich umgeschaut
Bei den köstlichsten Dirnen und Damen;
Aus hundert Hetären und einer Braut
Erzeugt er jetzt Lieder und Dramen.

Manch Dichter hatte ihn anerkannt,
Nur fanden sich keine Verleger.
Der zarte, der todeswunde Vagant
Ward immer stiller und träger.

Vielleicht war sein Schädel vortempirt
Auf größere Zeitdistanzen.
Genug, dieser Kopf ist im Koth krepirt,
Verlaust, auf leerem Ranzen.

Ich habe den Menschen zuletzt noch gesehn,
Zerstört, zerfallen, zerspalten.
Es war nicht so arg . . . Ich muß gestehn,
Man konnt' sich mit ihm unterhalten.

Charlottenburg. Roda Roda.

Anzeigen.

Peter Rosegger. Ein Charakterbild. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

In einem seiner Essais sagt Ralph Waldo Emerson, der Persönlichkeitsucher: „Groß ist, wer, was er ist, aus sich selbst ist und uns nie an Andere erinnert.“ An diesem Wort gemessen, ist Peter Rosegger in seinem Bereich ein Großer. Mein Buch versucht, Rosegger als Poeten und als Menschen zu charakterisiren, mit dem ausgesprochenen Wunsch, die Leser in den Organismus seiner Schriften hineinzuführen. Ich stehe unter dem Eindruck, daß der Dichter mit dem jüngsten religiösen Roman den Kreislauf von Gedanken, die wesentlich in seiner Natur angelegt sind, abschließend umschrieben hat. So ist für uns möglich, vielleicht nützlich, was bisher nicht wohl anging: uns ein klares Bild von Roseggers Bedeutung für unser geistiges Leben zu verschaffen. Da Peter Rosegger fest entschlossen ist, mindestens achtzig Jahre alt zu werden, glaubte ich, mich mit einer biographischen Skizze begnügen zu sollen, die das Notwendige an seinem Ort andeutend sagt und die einzelnen literarischen Abschnitte sinnvoll mit einander verknüpft. Oft und gern habe ich Rosegger selbst das Wort gegeben; ich hoffe, durch diese zahlreichen Proben aus allen Theilen seines Lebenswerkes nicht nur meine eigene Darstellung wirksam zu illustriren, sondern auch das Beste aus seinen Büchern zusammengefaßt zu haben. Roseggers alter Freund, der talentvolle grazer Bildhauer Professor Hans Brandstetter, hat meinem Buch eine kleine Anzahl von Bildern sorgsam ausgewählt.

Theodor Kappstein.

Visionen. Verlag von Karl Siegismund, Berlin.

In Ruhepausen vom ermattenden Beruf
Entflieh mit mir der rauhen Wirklichkeit
In jenes Zauberreich, das Phantasie mir schuf,
Die Dich an meiner Hand zum Priester weiht,
Zum Priester einer Kirche, die besteht,
Seitdem das Schöpfungwunder uns umweht.

Josef Gruenstein.

Strindbergs Märchen. Deutsch von Emil Schering. Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

„Alles, was ich noch schreibe, wird die Synthese meines Lebens sein“, sagte August Strindberg im Frühjahr 1903 in Stockholm zu mir. Im Sommer 1903 schrieb er diese Märchen. Die Form des Märchens ist es hier, die den Revolutionär Strindberg (Goldhelme) mit dem Utopisten Strindberg (Märchen vom Sankt Gotthard), den Rationalisten (Drangsale des Lotsen) mit dem Mystiker (Als die Baumschwalbe in den Kreuzdorn kam), den Pessimisten (Großes Kiessieb) mit dem Optimisten (Photographie und Philosophie), den Satiriker (Jubal ohne Ich) mit dem Idylliker (Blauflügelchen), den Weiberhasser (Geheimnisse der Tabaksscheune) mit dem Frauenlob (Siebenschläfer), den Skeptiker (Triumphator und Narr) mit dem Gläubigen (Mittsommerzeiten) vereinigt; sie hat all diese Gegensätze auszugleichen vermocht.

Grunewald. Emil Schering.

Novalis als Philosoph. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München 1904.

Die allgemeine Beliebtheit, deren sich heutzutage die ästhetisirende Paraphrase erfreut, hat dazu geführt, daß man fast nur noch über einen Schriftsteller schreibt, um zu zeigen, daß man selbst ein Schriftsteller ist. Auch den größeren und kleineren Darstellungen, die das erneute und nicht zufällige Interesse für Novalis ins Leben gerufen hat, ist es weniger um eine Wiedergabe als um eine Beurtheilung seiner Gedanken zu thun. Sie alle — von Maeterlincks tiefsinniger und kongenialer Vorrede bis zu den gefühlvollen Kannegießereien trüber Literaten — bringen mehr die Glossen als den Text. Die Einführung in einen historischen Gedankenkreis geschieht aber nicht so sehr dadurch, daß man ihn lobt oder tadelt, wie dadurch, daß man erzählt, was er enthält. Jede Philosophie ist ein in sich abgeschlossenes psychologisches Aktenmaterial, das in erster Linie gesichtet und geordnet sein will. Mein Versuch ist nun keine „literarische" Kritik, sondern eine simple Beschreibung. Eine solche Beschreibung ist nicht überflüssig, denn sie ist stets etwas Anderes als eine bloße Wiederholung und sie hat die selbe Berechtigung wie die Topographie einer alterthümlichen Stadt oder der Grundriß eines weitläufigen Gebäudes. Meine Schrift hätte ihren Zweck erreicht, wenn sie dazu beitragen könnte, daß man, statt Gedanken über Novalis zu lesen, sich mehr des Dichters eigenen Gedanken zuwendet. Die Verlagsanstalt Bruckmann hat der kleinen Arbeit eine so schöne und geschmackvolle Außenseite gegeben, daß man darüber manche Schwächen des Inhaltes gern vergessen wird.

Wien. Dr. Egon Fridell.

Stevensons „Velazquez". Uebersetzt und eingeleitet von E. v. Bodenhausen. Verlagsanstalt Bruckmann A.-G., München.

Es giebt heute kein Buch über Kunst, das den Deutschen förderlicher werden könnte. So sicher man durch Velazquez besser, mindestens schneller als durch irgend einen Künstler über das eigenste Wesen der Malerei aufgeklärt wird, so sicher ist der Stevenson, der diesem Wesen alle der ästhetischen Betrachtung gebotenen Seiten abgewinnt, ein ideales Dokument für das Wissenswerthe. Ein Werk über Rembrandt von ähnlicher Weisheit wäre vielleicht großartiger gewesen. Daß Stevenson Velazquez nahm, entsprang seinem richtigen Instinkt für die spezifische Bedeutung des großen Spaniers für die ganze Kunst der Gegenwart. Man lernt Manet damit schätzen, ja, man lernt Alles kühl und richtig erfassen, was heute in Deutschland zu so viel Possenreißerei, Richtungpolitik und Snobismus mißbraucht wird. Das Buch erhebt sich weit über den Fromentin, den der selbe Uebersetzer in Deutschland eingeführt hat, läuft aber in der selben Bahn. Darin giebt es keine Phrasen über weiß Gott was für erhebende oder niederdrückende Dinge, die Einem erst nachträglich von der Empfindung in das Kunstwerk hineingedichtet werden, sondern nur logische Erkenntnisse des Wesentlichen, des Malerischen. Wenn solche Betrachtung in Deutschland Mode würde, kämen wir sicher weiter. Die Uebersetzung ist glänzend; und was Bodenhausen in der Einleitung sagt, läßt für sein erstes eigenes Werk, über Gerard David, das Beste hoffen.

Julius Meier-Graefe.

Der Strike.

Wie schwer es ist, auf die Frage nach der Ursache des Bergarbeiterausstandes eine zureichende Antwort zu finden, lehren die folgenden Thatsachen. Auf der Zeche „Herkules", wo die geforderte Neuerung, die veränderte Anrechnung der für die Seilfahrt (aus und ein) nöthigen Zeit, von wesentlicher Bedeutung war, fuhren am ersten Dienstag sämmtliche Arbeiter ein. Auf der Zeche „Kaiserstuhl", wo die eifrig umstrittene Maßregel zunächst nicht in Betracht kam, fuhr an dem selben Tage fast kein Arbeiter ein. Erst am nächsten Tag blieb auch auf „Herkules" ein großer Theil der Belegschaft der Grube fern. Diese Thatsachen sprechen dafür, daß neben den offiziell angegebenen und von den Arbeitern mit so rücksichtloser Entschiedenheit verfochtenen Gründen noch andere Ursachen der Unzufriedenheit wirksam sein müssen. Allmählich erfährt man ja auch, daß schon seit dem Frühling des vorigen Jahres im Ruhrgebiet eine heftige Erbitterung herrscht, die längst die Gefahr eines Ausstandes heraufbeschwören konnte. Die Interessenten aber, Zechendirektoren und Geschäftsleute, die mit der Produktion dieses Gebietes zu rechnen haben, sind erst seit wenigen Wochen auf die Möglichkeit einer so unheilvollen Entwickelung vorbereitet. Die Großen kannten die Stimmung der Kleinen wieder einmal nicht. Noch immer also giebt es tüchtige Unternehmer von geschäftlichem Weitblick, denen die intime Kenntniß der Arbeiterverhältnisse fehlt und die ohne solche Kenntniß auskommen zu können glauben. Daß die Arbeitgeber im Ruhrbecken besonders hartherzig sind und in bewußter Absicht ihre Leute drücken, ist zunächst nicht anzunehmen. Da wir einstweilen keinen Grund zu dem Glauben haben, daß auch die Unternehmer sich nach einem Strike sehnen, können wir ihnen dunkle Pläne amerikanischen Stiles nicht zutrauen. In den Vereinigten Staaten warten die Kapitalisten, wenn sie, wegen geringerer Beschäftigung ihrer Werke, Leute entlassen möchten, manchmal, bis die Arbeiter höheren Lohn fordern, lehnen dieses Verlangen dann ab und sind, da die Konsequenz nun zur Einstellung der Arbeit führt, froh, nicht selbst zu Entlassungen gezwungen zu sein, die in der Oeffentlichkeit immer böses Blut machen. Die Annahme, daß auch bei uns die Wünsche dieses Ziel suchen, scheint mir recht gewagt. Ich glaube nicht einmal an die weniger schwere Beschuldigung, nach der die Herren Stinnes und Genossen sich gesagt hätten: wenn der Kampf nicht vermieden werden könne, sei jetzt die zur Entscheidung günstigste Zeit und sie müßten deshalb versuchen, den Konflikt bald zum Austrag zu bringen.

Unbestreitbar scheint aber, daß die mächtigen Herren arge Mißstände übersehen haben. Das war nicht nöthig, war bei ernsthafter Sorge für die Arbeiterinteressen leicht zu vermeiden. Die Besitzer und Direktoren der Zechen mußten wissen, daß die von ihnen angestellten Vorarbeiter sich von brutaler Ungerechtigkeit nicht immer frei hielten. Zu oft war von den Belegschaften darüber geklagt worden. Die Vorarbeiter sollten geschimpft, mitunter sogar geschlagen haben. Der Gedanke, durch Schaffung einer Zwischeninstanz den Haß abzulenken, war in der Theorie ja ganz schlau, hat sich in der Praxis aber nicht bewährt. Die Prinzipale, dachte man, sind durch dieses System den Stimmungsausbrüchen der Arbeiterschaft entrückt und der Aerger wird sich nur noch gegen die Unterbeamten richten. Der Ausstand der hamburger Hafenarbeiter hat aber gelehrt, daß die Wuth gegen die Vorarbeiter das Wachsen des Hasses gegen die Arbeitgeber nicht zu hindern ver-

mag. Diese wichtige Lehre ist im Ruhrgebiet nicht beachtet worden. Der Erfolg, den sie freilich ihrer Fähigkeit zuschreiben dürfen, scheint das Selbstbewußtsein mancher Montanmänner so erhöht zu haben, daß sie an die Beweiskraft der von anderen Unternehmern gemachten Erfahrungen für ihre Betriebssphäre nicht mehr glauben.

Die technischen Fragen sind für Jeden, der unparteiisch urtheilen will, schwer zu beantworten. Das gilt namentlich von dem Streit um die Seilfahrten, die, seit die Belegschaften und die Strecken sich vergrößert haben, über eine halbe Stunde dauern sollen. Diese Verlängerung ist auf anderen Zechen, die nicht Herrn Stinnes gehören, schon eine ganze Weile üblich geworden; und für den Standpunkt, auf den Stinnes sich stellt, läßt sich immerhin Einiges sagen. Er soll erklärt haben, in diese Sache habe ihm weder die Belegschaft noch die Bergbehörde hineinzureden. Die Behörde wird auch nicht leicht einen Rechtsgrund finden, der sie zur Einmischung legitimirt. Die Gewerkschaft will ihren Mitgliedern aber verbieten, künftig neun, statt, wie bisher, acht Stunden unter Tag zu arbeiten. Die größte Schwierigkeit bietet das Verhältniß zu den Vorarbeitern, die, weil sie wesentlich besser gestellt sind, von den einfachen Bergleuten als Emporkömmlinge angesehen werden. Roheiten, die erwidert oder (wohl öfter) schweigend hingenommen werden, sind, bei dem niedrigen Bildungniveau beider Theile, kaum zu vermeiden. Die höheren Beamten aber hätten die Pflicht, mit aller Kraft einzugreifen, sobald eine ungerechte Handlung ihnen bekannt wird; sie mußten sich streng hüten, Willkürlichkeiten zu dulden und Methoden einzuführen oder auch nur zu gestatten, durch die das Verhältniß nur noch verschärft werden konnte. Daß die Vorarbeiter für jeden Karren, der übervoll heraufkommt, eine Prämie erhalten, macht den armen Arbeitern natürlich das Leben noch saurer; sind die „Hunde" (Wagen) nicht so übervoll, dann giebts eben leicht Schimpfwörter, soll es hier und da sogar Schläge gegeben haben. Auch die berüchtigte Sitte, die Wagen, weil sie angeblich oder wirklich Steine enthalten, zu „nullen" (nicht anzurechnen), wird in solchen Fällen noch immer geübt und erregt, wie Jeder begreifen muß, bei den Betroffenen böses Aergerniß. Nun sollte man glauben, daß ein Bergmann, der über das Verhalten eines Vorarbeiters Beschwerde führt, nicht vor den Gefahren zu zittern braucht, die einen Soldaten bedrohen können, wenn er sich über seinen Unteroffizier beklagt. Doch wird behauptet, die Folgen seien hier nicht minder schlimm; in den meisten Fällen werde der Beschwerdeführer einfach entlassen. Noch kürzeren Prozeß würde man mit den importirten Polen machen; sie wissen, daß sie sehr schnell in die Heimath abgeschoben werden, sobald sie „lästig" sind. Fast all diese Mißstände sollen noch aus der Zeit der Hochkonjunktur stammen. Damals war es den Zechen um möglichst hohe Tagesförderung zu thun. Diese Sorge besteht schon lange nicht mehr; und so könnte auch das Verhältniß zu den Arbeitern sich geändert haben. Geändert hat es sich auch; doch nicht zum Besseren. In der Zeit des überreichlichen Absatzes wurden die Arbeiter relativ gut behandelt, weil man sie brauchte; jetzt hat man so viele „Hände", daß man keine zärtliche Rücksicht mehr nimmt. Trotzdem wüßte ich nicht, welches Interesse die Zechenbesitzer daran haben sollten, ihre Vorarbeiter unter allen Umständen zu begünstigen, und ich glaube deshalb eher an Unachtsamkeit als an Absicht. Vielleicht halten die großen Unternehmer, die ja wirklich genug zu thun haben, diese Verhältnisse für so unwichtig, daß sie sich nicht die Zeit nehmen, sich selbst darum zu kümmern; dann sollten sie aber wenigstens energische, umsichtige und human denkende Beamte

einsetzen, die bevollmächtigt wären, in diesem Theil des Betriebes Ordnung zu schaffen und Mißbräuche abzustellen. Sie sehen jetzt ja, was auf dem Spiel steht, und der Anblick des Elends, das so viele Menschen bedroht, kann sie nicht gleichgiltig lassen. Auch das patriarchalische System, das bei Krupp herrscht, mag für die Arbeiter manchen Uebelstand haben; in diesem Riesenbetrieb aber, der seine Kohle selbst verbraucht, giebt es solchen Anreiz zur höchsten Ausnützung der Förderungmöglichkeiten nicht. Auch die Hüttenzechen, die nur die überschüssige Kohle an das Syndikat abgeben, brauchten die Förderung nicht so ängstlich zu steigern wie die „reinen" Kohlenzechen; dennoch sind auch sie vor dem Ausstand nicht bewahrt geblieben. Auf den Zechen des Stahlwerkes Hoesch und der Harpener Bergbaugesellschaft haben die Arbeiter, ohne ihre Forderungen vorher zu formuliren, den Strike begonnen. Nur die Wuth der Verzweiflung kann solchen offenen Kontraktbruch erklären; die Unzufriedenheit glimmt schon so lange, daß der kleinste Windstoß sie zu heller Flamme emportreiben konnte. Darum läßt sich auch über die Dauer des Ausstandes nichts Sicheres voraussagen, trotzdem die Wahrscheinlichkeit für ein rasches Ende spricht. Die Bergleute wußten, als sie die Arbeit niederlegten, daß sie auf nachhaltige Unterstützung nicht zu rechnen hatten. Die meisten Führer riethen vom Strike ab. Alles vergebens. Die Erbitterung war stärker als nüchterner Rath. Selbst in den Zeitungen des Rheinlandes aber, wo die Interessen der Direktorien und Aufsichträthe stets eifrige Vertretung finden und jetzt Tag vor Tag über die politische Unreife der Grubenleute gezetert wird, findet man kaum die Behauptung, die Beschwerden, die über sechzigtausend Männer in den Strike getrieben haben, seien ganz und gar unberechtigt. Und leider läßt sichs ja nicht leugnen: wo zwischen der Rücksicht auf die Menschen und der Rücksicht auf die Kohle zu wählen ist, gilt die Kohle fast immer mehr. „Die Produktion darf nicht leiden; die Hauptsache ist, daß wir konkurrenzfähig bleiben." Das hört man überall. Nur darf man nicht glauben, daß die Arbeiter absichtlich schlecht behandelt werden. Die Alternative dringt überhaupt kaum ins Bewußtsein. Die Zeiten sind zum Glück ja lange vorüber, wo die trostlosen Zustände des englischen Industrialismus durch die Untersuchungen des Parlamentes den Blicken enthüllt wurden. Etwas weiter haben wirs doch gebracht.

Welche Folgen wird der Ausstand nun haben? So lange es sich nur um die Zechen des Herrn Hugo Stinnes handelte, glaubte man, die Haltung dieses einen Mannes müsse Alles entscheiden. Der Vielgenannte, der noch nicht Fünfunddreißig ist, schied vor zwölf Jahren aus der alten Rhedereifirma Matthias Stinnes, die seiner jungen Thatkraft nicht den rechten Raum bot. Als er austrat und sich selbständig etablirte, übernahm er die Verpflichtung, am Mittel- und Niederrhein Kohlen und Briquettes nicht zu vertreiben. Er ging an den Oberrhein und wußte sein Geschäft so gut zu führen und so rastlos auszubreiten, daß seine Betheiligung beim Syndikat jetzt eben so groß ist wie die der alten Firma. Solchen glücklichen Eroberern traut der Westfale zu, sie würden mit dem Kopf durch die Wand rennen, wenn ein großer Gewinn zu erreichen sei. Heute aber hat der Ausstand sich schon so weithin erstreckt, daß die Entscheidung nicht mehr von einer einzelnen Persönlichkeit, mag sie noch so stark sein, abhängen kann. Die Rhedereikaufleute bringt ein großer Strike in eine Lage, wo sie nach zwei Richtungen auszuschauen haben. Als Zechenbesitzer verlieren sie Tagesförderung und Gewinn, müssen aber die Verträge wohl halten, die sie zu bestimmten Preissätzen mit

dem Syndikat abgeschlossen haben. Das Syndikat kann ja nicht daran denken, den Strike zu beträchtlichen Preiserhöhungen für die Zukunft auszunutzen. Auch kann den leeren, von den Arbeitern verlassenen Gruben mancher Unfall drohen, der große Summen für Reparaturen verschlingt. Die Rhedereibesitzer sind aber zugleich auch die Haupthändler und finden bei einem Strike Gelegenheit, ihre gefüllten Lager zu räumen. Bis zum ersten April 1904 hatten fast alle Händler (wegen der Gründung des Kohlenkontors) sich überreichlich versorgt; deshalb sind die Lager jetzt voll. Einzelne Stahlwerke, besonders der Phoenix, haben erklärt, wenn der Strike sich weiter ausbreite, könnten sie ihre Hochöfen nur noch wenige Tage arbeiten lassen. Das hat Aufsehen erregt, weil man weiß, welche Kosten das Wiederanblasen eines Hochofens macht. Sollte es den Stahlwerken wirklich schon an Kohle fehlen? Das wäre gegen alle Tradition; diese Werke haben die Kohle für den Hochofen zwar so nah, daß sie nur für ein paar Tage vorzusorgen brauchen, pflegen aber stets mit einem eisernen Bestand zu arbeiten. Vielleicht sollte die Erklärung die Strikenden nur warnen, nicht auch noch die Hochofenarbeiter brotlos zu machen. Ein solcher Versuch, auf die Ausständigen einen Druck zu üben, ist nicht undenkbar.

Das Ruhrgebiet beschäftigt ungefähr 265000 Bergarbeiter. Ich habe mich erkundigt und von Fachleuten (dazu gehören natürlich in erster Reihe die Großhändler) erfahren, daß eine Kohlennoth nicht zu befürchten sei, selbst wenn hunderttausend Grubenleute die Arbeit niederlegen. Dieser Ausfall würde den Markt nur säubern, aber nicht leeren; auch seien ja noch genug Schiffe unterwegs. Gefährlich würde die Lage erst, wenn, wie bei dem Generalstrike des Jahres 1889, auch die übrigen zwei Fünftel der Belegschaften den Ausstand mitmachten. Damals litt das ganze Eisengewerbe unter den Folgen des Grubenkrieges. Der Strike dauerte vier Wochen. Vom Juni bis in den Februar stieg der Kohlenpreis dann um 100 Prozent. Das war freilich vor der Zeit des Syndikates, als man dem Wettbewerb noch keine Schranke errichtet hatte. Heute sind die Händler und Produzenten, die an der Neutralität des Syndikates in allen Arbeiterfragen nichts auszusetzen finden, überzeugt, auch nach einem Generalstrike werde es den Syndikatsmännern gelingen, die Stabilität der Preise zu sichern. Wie schwierig immerhin die Verhältnisse sind, lehrt ein Blick auf die Bestände wichtiger Häfen. Im frankfurter Hafen liegt eine Million Centner Kohle, also ungefähr nur der vierte Theil des Gesammttagesversandes an Ruhrkohle, und in dem großen mannheimer Hafen lagern auch nur ungefähr zwölf Millionen Centner. Das Ruhrbecken verschickt täglich vier Millionen Centner Kohle. Stockt dieser Betrieb vier Wochen lang, so ergiebt sich ein Ausfall von 120 Millionen Centnern; und selbst der Laie kann sich vorstellen, was solcher Entgang für unser ganzes Wirthschaftleben bedeuten würde. Während des letzten großen Ausstandes konnten, zum Beispiel, zwischen Frankfurt und Homburg nur zwei Züge täglich verkehren; in normalen Zeiten sinds zwanzig. Von der geförderten Ruhrkohle übernimmt die Eisenbahnverwaltung 20, die Industrie 40 Prozent; der Rest fällt den Händlern zu, die ja auch für die Industrie einkaufen. Norddeutschland kann auf billigen Wasserwegen aus West und Ost Kohle beziehen; für Süddeutschland aber wäre die englische Kohle wohl in den meisten Fällen zu theuer. Nordbayern könnte sich wohl mit böhmischer und sächsischer Braunkohle behelfen. Noch lange vor der Kohlennoth aber wird die Kohlenangst fühlbar. Schon hören wir, daß Fabriken, die noch für zwei Monate versorgt sind,

große Abschlüsse zu höheren Preisen machen. Den Profit stecken die Händler ein. Und da sie nicht immer, wie Stinnes, Haniel und Genossen, zugleich Zechenbesitzer sind und Verluste zu fürchten haben, können sie ruhig schlafen.

Auch die Börse ließ sich bisher nicht aus der Ruhe schrecken, trotzdem die hohen Kurse wohl zu Verkäufen reizen könnten. Die Angst führt hier nicht leicht zu Thaten, weil das Börsengesetz das Ultimogeschäft in Montanpapieren verbietet und das Fixen von Aktien erschwert. Wie lange aber wird im Ausstandsgebiet Ruhe herrschen? Furchtbares Elend steht da vor der Thür. Die Arbeiter haben ihre Forderungen so gesteigert, daß auf eine Beilegung des Konfliktes kaum noch zu hoffen ist. Und es wird schwer sein, auch nur die Wiederanstellung der Kontraktbrüchigen durchzusetzen. Die Bergbehörden, die in der Hiberniafrage in einen schroffen Gegensatz zu den großen Privatinteressen des Ruhrreviers gerathen sind, haben den Arbeiterversammlungen bis jetzt eine für unsere Verhältnisse ungewöhnliche Freiheit gewährt. Dagegen ist sicher nichts zu sagen. Nicht so leicht aber wird es ihnen später sein, den Entlassenen wieder Brot zu schaffen. Auf den Ruhrzechen des Staates (bei deren Verkauf Herr August Thyssen fünfzehn Millionen verdient haben soll) ists einstweilen ja ziemlich ruhig geblieben. Auch dort aber mag durch das unheilvolle System der Vorarbeiterschaft manches Ärgerniß entstanden sein; und die Erfahrung lehrt, daß der Fiskus sich der Arbeiterinteressen nicht mit größerem Eifer annimmt als der Durchschnittsdirektor einer Aktiengesellschaft.

Pluto.

So lagen die Dinge am Ende der vorigen Woche. Freitag, am dreizehnten Januar, hatte Herr Effertz, der Sekretär des christlichen Gewerkvereines, als Vertrauensmann der Bergarbeiter dem Bergbaulichen Verein in einer gedruckten Erklärung die Arbeiterforderungen mitgetheilt. Am Vierzehnten hatten 60000 Mann im Revier die Arbeit niedergelegt. Dann kam ein Sonntag; und am Sechzehnten warens schon 91000 Mann. Die Organisation der Zechenbesitzer beeilte sich mit der Antwort nicht. Stunden lang mußten am Sechzehnten, nachmittags, die versammelten Delegirten der Bergarbeiter harren, bis sie endlich Bescheid erhielten; Herr Effertz hatte den Brief von der Post geholt und dieser Mann, dessen Ruhe und Mäßigung stets gerühmt wurde, war nun so empört, daß er rief, das Syndikat halte die Arbeiter offenbar für Narren, die man warten lassen könne, und auf solche Behandlung gebe es nur eine Antwort: „Kampf bis aufs Messer!“ So schlimm hatten die Unternehmer es vielleicht aber gar nicht gemeint; ihr Bescheid sollte wohl nicht früher bekannt werden als der von ihnen an die Regirung gerichtete Antrag: „durch eine objektive Untersuchung vollste Klarheit über die Verhältnisse des niederrheinisch-westfälischen Bergbaues zu schaffen“. Dieser Antrag wurde am Sechzehnten mittags vom Handelsminister dem Landtag mitgetheilt; und um die selbe unde sollten wahrscheinlich die Arbeiter davon erfahren. Es war zu spät. Die zirung wollte dafür sorgen, daß die Enquete schon am Siebenzehnten beginnen ne; vierundzwanzig Stunden vorher aber war in Essen der Entschluß gefaßt den, den Generalstrike zu beginnen. Urtheile über Recht und Unrecht der beiden rteien zu fällen, hat jetzt keinen nützlichen Zweck mehr. In Kriegen entscheidet ht das Recht, sondern die Macht. Immerhin ists wichtig, die Gründe kennen lernen, die zu dem einstimmigen Beschluß der Zechenbesitzer führten. Sie be- ten, daß im Ruhrbezirk von „allgemeinen oder unerträglichen Mißständen“ die

Rede sein könne, klagen über den „rechtswidrigen Bruch des Arbeitvertrages“ und erklären die Forderungen für unannehmbar, weil „ihre Annahme der Ruin des rheinisch-westfälischen Bergbaues und der für diesen unerläßlichen Disziplin sein würde.“ Jede Verhandlung mit den Antragstellern (denen übrigens, wie die Erfahrung der letzten Tage lehre, „die Autorität über die Belegschaften mangelt“) würde die Zulässigkeit des Kontraktbruches anerkennen. Wenn die zur Ein- und Ausfahrt nöthige Zeit mitbezahlt und die Schichtdauer dennoch auf acht Stunden festgesetzt würde, wäre ein Rückgang der Arbeiterleistung um 10 bis 12 Prozent unvermeidlich. Ein Minimallohn könne im Steinkohlenbergbau nicht gewährt werden; er würde „auf Trägheit und Unzuverlässigkeit geradezu eine Prämie setzen“. Das Nullen der Wagen komme durchaus nicht so oft vor, daß man von einem allgemeinen Mißstand sprechen dürfe; die Zahl der genullten Wagen bleibe meist unter 1 Prozent, steige nur in seltenen Fällen über 3 Prozent; und „die Lohnbeträge für die genullten Wagen werden der Unterstützungskasse für die Arbeiter und deren Familien zugeführt“, also nicht etwa als Unternehmerprofit eingesäckelt. Die Deputatkohle für den Hausbrand werde von der Mehrzahl aller Gruben schon jetzt den Belegschaften unter dem Selbstkostenpreis geliefert; die Forderung, sie zum Selbstkostenpreis zu liefern, erscheine deshalb überflüssig. Das Alles klingt ganz verständig. Nur wirds dem am Ertrag der Tagesförderung Uninteressirten, zum Beispiel, nicht gar so schwer, sich die Stimmung der Arbeiter vorzustellen, denen wider Erwarten ein Wagen genullt wird. Die Kameradschaft (fünf bis acht Mann) hat sich unter Tag geplagt, die vorgeschriebenen zehn Centner auf den Wagen geladen: und kommt nun um den Lohn ihrer Arbeit, weil der Kontroleur Steine unter der Kohle findet; unter zehn Centnern einen halben, vielleicht gar einen ganzen Centner. Daß der Lohn einer Unterstützungskasse zufließt, ist dann ein schlechter Trost; wenigstens für die verkäufliche Kohlenmenge möchte die Kameradschaft entschädigt sein. Wenn solche Fälle auch selten sind: jeder einzelne muß bitteren Groll erregen. Und nur dieser Groll erklärt den Entschluß, unter so ungünstigen Bedingungen den allgemeinen Ausstand zu wagen. Wird der Parole überall gehorcht, dann sind täglich mindestens sieben- bis achthunderttausend Menschen zu ernähren; wie lange werden da die Mittel der organisirten Arbeiterschaft ausreichen? Die Delegirten, die sich über die Unzulänglichkeit der Arbeitermacht nicht täuschen, haben das Gewerbegericht des Oberbergamtsbezirkes Dortmund als Einigungamt angerufen; möglich, daß auf diesem Wege noch eine Verständigung gelingt. Die Produzenten, Händler und Börsenleute sind, fast ohne Ausnahme, überzeugt, daß die Arbeiter diesmal nichts durchsetzen können und nach einem kurzen Kampf, der die Organisation der Massen auf Jahre hinaus schwächt, zum Angebot eines demüthigenden Friedens gezwungen sein werden. Das fürchten auch kluge Sozialdemokraten; aber sie sagen, der Krieg sei nicht zu vermeiden gewesen und auch die Mitglieder der christlichen Gewerkvereine würden, wenn der Strike verloren sei, endlich einsehen, daß sie, um Etwas zu erreichen, sich der großen proletarischen Partei anschließen müssen. Ganz bequem ist auch die Situation der Unternehmer nicht. Recht oder Unrecht: je mehr Haß sie jetzt noch auf sich laden, desto näher rückt ihrem Gewerbe die Gefahr der Verstaatlichung. Im Kohlensyndikat sitzen so viele gescheite Männer von anständiger Gesinnung; sollte es ihnen denn wirklich so schwer sein, einen Dauer verheißenden Frieden zu stiften, wie der praktische Menschenverstand Roesickes ihn vor zehn Jahren dem Brauereigewerbe gesichert hat?

Bismarcks Wahnsinn.

Die Sucht, ungewöhnliche Menschen, weil sie von der Norm abweichen, mit hartem Wort in den Bereich der Pathologie zu weisen, wird oft als neumodischer Unfug gegeißelt, der auf das Wirken Lombrosos und seiner Nachfolger zurückzuführen sei. Das ist ein Irrthum. Der Zufall brachte mich in den Besitz eines Dokumentes, das beweist, um wie viel älter als die turiner Kriminalanthropologenschule die Neigung ist, da Verrücktheit zu wittern, wo die Grenzen der Menschheit verrückt scheinen. Auch dieses Dokument ist natürlich nicht das älteste, aber eins der lustigsten, die zu finden sind; und sein Inhalt kann den Leser doch zu ernstem Nachdenken stimmen. Hier ists:

„Die Psychiatrie hat vor allen anderen Zweigen der medizinischen Wissenschaft die überaus schwierige Aufgabe zu lösen, sich aus dem objektiven Sachbefunde die oft geheimnißvolle Krankheit des Subjektes zu deduziren. Setzt man voraus, daß die Geisteskrankheit bereits in ein solches Stadium getreten ist, daß der Kranke selbst weder über seinen gegenwärtigen Zustand noch über die etwa vorhandenen Ursachen seines Uebels genügende Auskunft zu geben vermag, so bleibt dem Arzt nichts Anderes übrig, als durch eine genaue und sorgfältige Beobachtung des Patienten, seines somatischen Befindens, seiner Geberden, seines Vorstellungs- und Denkvermögens, seines Willens und Könnens, mit einem Wort: aus der Summe der psychischen und physischen Wesenheit des Individuums zu Resultaten zu gelangen, die wieder erst zur vollkommenen Erkenntniß der Krankheit führen können. Von diesem Gesichtspunkt aus wird es Niemand, der die politischen Wirren der neusten Zeit, die, wie allbekannt, direkt oder indirekt durch den Grafen Bismarck-Schönhausen herbeigeführt wurden, überraschen, zu erfahren, daß hervorragende Psychiatriker Berlins diesen Staatsmann längst als ein ihrer Behandlung bedürftiges Individuum betrachten, das nur noch so lange unter den physisch gesunden umherlaufen darf, bis die Krankheit zu jenem Stadium sich wird entwickelt haben, durch das man gedrängt sein wird, ihn das Palais der Wilhelmstraße mit jener Abtheilung der Charité vertauschen zu lassen, woselbst heilbare und unheilbare Irre menschenfreundliche Aufnahme finden.

Wollte man die öffentliche Meinung, nicht allein, wie sie sich in Oesterreich, sondern auch, wie sie sich in Deutschland, ja, sogar in Preußen klar und unverhohlen ausspricht, offen über den Zustand des Grafen befragen, man erhielte unfehlbar nur die eine Antwort: ‚Er ist verrückt!' Die Gründe, die schon die öffentliche Meinung für diese Annahme hat, darf auch der Psychiater nicht unterschätzen. Die öffentliche Meinung nennt ihn verrückt, weil sein Thun und Lassen der natürlichen Anschauungweise mit gesunder Vernunft begabter Menschen entgegenläuft. Das ist allerdings ein unzweifelhaftes Resultat der

Beobachtung; der Arzt darf sich aber nicht mit dem Gemeinplatz begnügen: ‚Er ist verrückt.‘ Da er die Eigenthümlichkeiten eines Geisteskranken kennt, wird er schon in der Vergangenheit des zu Beobachtenden Momente herausfinden, die für sein Urtheil von entscheidender Wichtigkeit sein werden. Auf dem psychologischen Feld wird er nach der psychischen Ursache der abnormen Geistesverfassung forschen und zu Resultaten gelangen, die ihm ein deutliches Bild der Krankheit, ihrer Genesis, ihres Verlaufes und Ausganges liefern. Solcher Momente finden wir nun in der Vergangenheit des Grafen Bismarck so viele, die in Uebereinstimmung mit seiner entschieden ausgesprochenen Individualität, mit seiner Denk- und Handlungweise auf ein gestörtes Geistesvermögen hinweisen, daß der Psychiatriker gar nicht weiter zweifeln kann.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die verschiedenen Erscheinungen der Geisteskrankheiten aufzuzählen, um dahin zu gelangen, in welche von ihnen die Krankheit des Grafen Bismarck zu rubriziren sei. Seine Krankheit dokumentirt sich als jene Form, welche die Psychiatrie als Manie mit Größenwahn zu bezeichnen pflegt. Das ist bekanntlich der spontane und unüberwindliche Drang nach Bewegung, nach physischen übermäßigen Kraftäußerungen, eine heitere, übermüthige, äußerlich nicht motivirte Stimmung, übermäßiges Selbstvertrauen, Selbstüberschätzung, dies Alles in Verbindung mit jener perversen Logik, die, in falscher Erwägung der Mittel und Zwecke von falschen Praemissen ausgehend, zu falschen Resultaten gelangen muß.

In Uebereinstimmung hiermit definirt Guislain die Manie als eine Geisteskrankheit, bei der Uebertreibung, Exaltation einer oder mehrerer geistiger Funktionen vorhanden ist und die am Häufigsten durch einen Zustand von Unruhe und manchmal durch ein Offenbaren von aktiven heftigen Leidenschaften charakterisirt wird. Die allgemeinsten charakteristischen Merkmale der Manie sind also Uebertreibung, Unruhe, herausfordernde Leidenschaften. Sie ist nicht immer ein vollständiger Seitensprung; sie hat ihre Nuancen, Grade und erinnert an den oft physiologischen Zustand eines naturgemäß exaltirten Menschen.

Daß Unruhe, übermäßiges Selbstvertrauen, Eigensinn, Uebertreibung, heftige Leidenschaften, perverse Logik, genug, alle jene Merkmale der Manie auch Merkmale der Eigenthümlichkeit Bismarcks sind, wäre für den Psychiater noch immer kein Grund, eine ausgesprochene Geisteskrankheit bei ihm zu supponiren, wenn alle diese Eigenschaften erst von der Zeit ab an den Tag getreten wären, wo Bismarck der einflußreiche, allmächtige Minister wurde. Die Erfahrung lehrt uns, daß die humansten, liebenswürdigsten Kronprinzen die eigensinnigsten und grausamsten Fürsten wurden. Das Vollbewußtsein unbeschränkter Macht kann naturgemäß den Charakter in eine schiefe Richtung bringen. Beim Grafen Bismarck jedoch wurzeln alle Kennzeichen der Manie im Kern seines Wesens; sie datiren nicht von heute und gestern, sondern von dem Augenblick

schon, wo sein Name überhaupt genannt wurde. Ja, noch mehr: daß ausschließlich die Uranfänge seiner Manie die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, dafür mögen als Belege blos einige aller Welt bekannte hervorragende Züge gelten, die wir hier aufs Gerathewohl aus seiner Vergangenheit herausgreifen.

Im Jahre 1815 geboren, erhielt Bismarck, wie andere wenig bemittelte preußische Junker, jene Erziehung, die mit der Naturgeschichte der Pferde und Hunde anfängt, sich bis zur minutiösen Kenntniß der Aehnlichkeiten und Unterschiede aller Mitglieder des Corps de Ballet entwickelt und in einer Sinekure im Staats- oder Militärdienst ihren Ausgangspunkt findet. So werden alle Junker und so auch wurde Graf Bismarck herangebildet, nur mit dem Unterschiede, daß er excentrischer war als seine Genossen. Nachdem er mancherlei kleinere Unthaten begangen, vollbrachte er seine erste große That, indem er seinem Reitlehrer, einem Unteroffizier der Landwehr, mit der Reitpeitsche ein Auge ausschlug. Daß er im sechzehnten Jahr einer Liebschaft wegen seinen Nebenbuhler herausforderte und einen Selbstmordversuch machte; daß er von einigen brandenburger Bauern bald erschlagen worden wäre, weil er sie zum Frondienst zwingen wollte; daß er auf der Schule mit seinen Alters- und Gesinnungsgenossen mittelalterliche Turnierspiele einführte, daß er vom Obergymnasium schon entfernt werden mußte, weil er seinen Professor einen bürgerlichen Esel nannte; daß er mit seiner Familie in ewiger Fehde lebte, weil die Mitglieder nicht in Allem und Jedem seiner excentrischen Laune nachgeben wollten: Das mögen für Viele lauter Dinge sein, die noch als Jugendstreiche gelten können und mit dem Wesen des heutigen Bismarck nicht weiter in Einklang zu bringen wären, wenn Dieser in reiferen Jahren einen anderen Charakter angenommen hätte. Diese Excentrizitäten der Jugend gelangen aber für den beobachtenden Irrenarzt zur Bedeutung; sie sind nicht sowohl ein Symptom der Jugend als vielmehr ein Symptom der Krankheit, die heute beim preußischen Premier zur weiteren Entwickelung gelangt ist und die bei naturgemäßem Fortschritt zur Tobsucht, zum Wahnsinn mit Paralysen übergehen dürfte.

Im Jahre 1847 lenkte Bismarck zuerst die Aufmerksamkeit der preußischen Regirung auf sich, indem er in seiner excentrischen Weise auf dem Landtage für eine Art von diktatorischem Absolutismus in die Schranken trat und sich jeder Schmälerung der alten ständischen Privilegien widersetzte. Damals sprach er die excentrischen Worte, der Adel müsse sich mit der Krone, die Krone mit dem Adel identifiziren, und wie der schlechteste Fürst der Edelste unter den Edlen, so sei der beste und reichste Bürger noch immer nicht dem ärmsten und letzten der Ritter gleichzustellen. Das Alles klingt so, daß man bei ruhiger Ueberlegung von Excentrizität nicht mehr sprechen kann; und selbst wenn man die reaktionäre Bewegung, wie sie damals besonders von der Junkerpartei ausging, in Anschlag bringt, kann man nicht umhin, in solchen Expektorationen

die Anklänge einer Geistesstimmung zu finden, welche die Grenzen gewöhnlicher Ueberspanntheit bereits weit überschreitet.

In vollständiger Uebereinstimmung hiermit steht das Benehmen Bismarcks in jener Zeit, als der bekannte Bülow-Cummerow, der politische Gegner des liberalen Ministers Camphausen, im August 1848 das berüchtigte Junkerparlament zusammenrief. Damals war Bismarck seine zuverlässigste Stütze. Die excentrischen Artikel der Kreuzzeitung, die kurz nach ihrer Gründung darauf hinarbeitete, daß man Alles, was sich Volksbildung und Volksrecht nennt, mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse, daß für Alles, was nicht adelig ist, ein ununterbrochenes Standrecht aufrechterhalten werden müsse, waren aus der Feder Bismarcks geflossen.

Die nach dem Jahre 1848 eingetretene Reaktion rechtfertigt es, daß Bismarck trotz seiner allbekannten geringen Geistesfähigkeit, trotz seiner Excentrizität, die sich in manchen Richtungen kundgab, zur diplomatischen Laufbahn berufen wurde. Seinem rücksichtlos kecken Wesen verdankte er eine schnelle Karriere; denn schon im Jahre 1851 avancirte er zum Bundestags-Gesandten, woselbst er, im ununterbrochenen Konflikt mit dem bescheidenen Grafen Rechberg, diesen Staatsmann durch Effronterie und Sarkasmus oft zum Schweigen brachte. In Frankfurt sowohl wie in Petersburg, wohin er später als Gesandter ging, war sein politisches und soziales Verhalten durch eine burschikose, herausfordernde kecke Manier gekennzeichnet. Gegenüber dem Kaiser Nicolaus benahm er sich eines Tages so barsch, daß Dieser sich geraume Zeit weigerte, ihn am Hofe zu empfangen, und nicht viel hatte gefehlt, daß nicht der stolze, zum Despotismus geneigte Zar ihm seinen Paß überweisen und ihn aus dem Lande hätte bringen lassen.

Bis hierher war die Krankheit Bismarcks in jenem Stadium verblieben, wie sie nach der vorhin erwähnten Definition als jene Excentrizität zu bezeichnen ist, welche, wenn auch in geringerem Grade, zuweilen bei psychisch noch Gesunden vorzukommen pflegt. Nun aber kam Bismarck nach Paris.

Wenn auch der Psychiatriker die Erscheinungen der Geisteskrankheit summarisch zusammenfassen kann, um sie auf einen Ausgangspunkt im Organismus zurückzuführen: die Ursachen, die eine solche Störung im psychischen Leben herbeiführen, entziehen sich meistens seiner Beobachtung. Er kann meist nur muthmaßen, welches Moment von besonderem Einfluß auf die Störung des Organismus geworden war; und beim Grafen Bismarck ist der Aufenthalt in Paris muthmaßlich der Beginn seiner entschieden ausgesprochenen Geisteszerrüttung. Der napoleonische Hof und die ungeheure, nie dagewesene Machtentwickelung Frankreichs brachten im Innern Bismarcks jene Manie zum Ausbruch, die sich vor Allem in Größenwahn kundgiebt. Bismarck ließ sich in einer Privatgesellschaft, als von Ludwig dem Vierzehnten und seinem bekannten Ausspruch die Rede war, zu den Worten hinreißen: La Prusse, c'est moi! Eine eklatante Kundgebung seines Größenwahnes.

Aber noch immer war es nur bei momentanen Ausbrüchen geblieben. Eine gewisse Konsequenz der Krankheit oder, um mich eines geläufigeren Ausdruckes zu bedienen, eine Methode in seinem Wahnsinn trat erst ein, als er mit fast unbeschränkter Macht das Ministerportefeuille erhielt.

Ein hervorragendes Merkmal dieser Art von Manie ist die Zerstörungsucht; daß diese die Politik Bismarcks kennzeichnet, braucht nicht erst erörtert zu werden. Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß, wenn man seiner nächsten Umgebung glauben darf, diese Zerstörungsucht sich auch auf die ihm zunächst liegenden Gegenstände erstreckt. Seine Manie zerstört eben so Verfassungen wie Spiegel; und die selbe Aufregung läßt ihn einem Abgeordneten Beleidigungen und seinem Kammerdiener ein Nachtgeschirr an den Kopf werfen. Man braucht ihn nur einmal in der Kammer reden gehört zu haben, um zu begreifen, daß seine von einem Extrem zum anderen überspringenden Gedanken – ‚die Gedankenflucht' – – Ursache jener Heftigkeit waren, die ihn hätte zur Waffe greifen lassen, wäre ihm eine solche zur Hand gewesen. Nur Geisteszerrüttung konnte es sein, die ihn Virchow gegenüber jenen historisch gewordenen unparlamentarischen Ausdruck: ‚unverschämt' gebrauchen ließ. Geisteszerrüttung ist es, die ihn bald zu einer Waghalsigkeit führt, die an Todesverachtung streift, weil ihr die richtige Erkenntniß der Gefahr fehlt, bald wieder ein Panzerhemd tragen läßt, weil auch eine andere Erscheinung der Geisteskrankheit, die Halluzination, der Wahn, verfolgt zu werden, bei ihm nicht fehlt. Daß in der That sich ein Blind gefunden, der einen Mordversuch auf ihn machte, rechtfertigt zwar die Nothwendigkeit eines Panzerhemdes, nicht aber die stete Furcht eines mit gesunder Vernunft begabten Menschen vor einem drohenden Mordanfall. Diese Erscheinung der Geisteskrankheit, der Verfolgungwahn, gipfelt heute bei Bismarck in der Furcht vor einer weitverzweigten Verschwörung, nach der er mit unermüdlichem Eifer, mit Aufbietung der unlautersten und gleichzeitig widersinnigsten Mittel und Werkzeuge zwischen Wien und London forschen läßt. Geisteszerrüttung ist bei Bismarck sein unauslöschlicher Haß gegen Oesterreich, welches zum Theil den Inhalt seiner Halluzinationen und Illusionen bildet; und daß schließlich seine neuerlichen Allianceversuche mit der Demokratie, daß vor Allem sein Parlamentarismus nur in einer entschieden ausgesprochenen Geisteszerrüttung seinen Ausgang finden konnte, ist so einleuchtend, daß aus diesem Umstande allein der Ausspruch der öffentlichen Meinung herzuleiten ist, der da lautet: ‚Bismarck ist verrückt!'

Daß in all den für das Vorhandensein der Geisteskrankheit Bismarcks angeführten Momenten sich eine gewisse Konsequenz — bei ihm natürlich in ultrareaktionärer Richtung — ausspricht, ist durchaus kein Beleg für einen logischen Zusammenhang der Ideen, wie er sich bei willensstarken, energischen und geistesgesunden Menschen dokumentirt. Jeder Irrenarzt hat eine solche

Konsequenz bei seinen Kranken zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die Planlosigkeit, insofern sie auf Geistesverwirrung hindeutet, ist allerdings ein Merkmal der psychischen Störung; allein die Fähigkeit, Pläne zu entwerfen, ja, sogar die Zweckmäßigkeit schließt an und für sich die Geisteskrankheit nicht aus, denn es ist nichts Seltenes, daß Irre mit Schlauheit und Konsequenz Pläne zu Gewaltthaten entwerfen und ausführen. Diese Konsequenz im Entwerfen und Ausführen von Plänen zu Gewaltthaten kennzeichnet man eben mit dem Ausspruch: ‚Es ist Methode in seinem Wahnsinn‘; die Geisteskrankheit Bismarcks aber zeigt auch schon Wahnsinn in seiner Methode.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wer mit ärgerlicher Ungeduld bis hierher gelesen hat, denkt nun: Das ist entweder eine Mystifikation (und keine von der feinsten Sorte) oder von einem mindestens halb irren Hanswurst geschrieben, der seine Wuth auspfauchen wollte. Falsch gerathen. Was hier abgedruckt ist, stammt aus einem geachteten Fachblatt, ist ein Artikel, der am elften Juni 1866 in der Allgemeinen Wiener Medizinischen Zeitung erschien. Unterzeichnet war er nicht; als Herausgeber standen auf dem Blatte die Doktoren Kraus und Pichler. Also ein ärztliches Gutachten. Freilich wurde es drei Tage vor der Mobilmachung der österreichischen Truppen veröffentlicht und der preußische Ministerpräsident war damals in Oesterreich der verhaßteste Mann. Aber er hatte, in Frankfurt, Petersburg, Berlin, im Dickicht der Bundestagsdiplomatie und im Streit um die Elbherzogthümer, immerhin schon gezeigt, was er konnte. Und das Urtheil der strengen Wissenschaft, so lehret man uns jeden Tag, läßt sich von Liebe nie, niemals gar vom Haß färben. Da haben wirs. Fast alle angeführten Thatsachen sind entweder erfunden oder unsinnig entstellt. Das wissen wir, weil das Erleben und Handeln des vom Psychiater Verdammten bis ans Ende dem Blick erreichbar blieb. In den meisten Fällen aber wissen wirs nicht, erfährt, trotz ihrer Tantenneugier, die öffentliche Meinung nie, ob die Gründe, auf die solches Urtheil sich stützt, der Nachprüfung Stand halten würden . . . Auch für den Politiker ist das Dokument nicht ganz werthlos. Er braucht nur in den Hauptzeitungen und in der Memoirenliteratur der sechziger Jahre zu blättern, um zu erkennen, daß die Behauptung, Bismarck sei auch in der Heimath von Abertausenden für verrückt erklärt worden, erweislich wahr ist. Vox populi und Wissenschaft. Wer durfte da noch zweifeln? Und doch hatte ein Oesterreicher, Graf Prokesch von Osten, Rechbergs Vorgänger als Bundespräsidialgesandter, über den mit allem Aufgebot ärztlicher Zunftsprachkünste für geisteskrank Erklärten schon ein paar Jahre vorher geschrieben: „Stets verstand Bismarck die ganze und wohlgeordnete Phalanx seiner Mittel ins Feld zu führen. Mir ist überhaupt kaum ein Mann vorgekommen, der in seinen Ueberzeugungen so abgeschlossen war, so bewußt seines Wollens und Sollens.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Januar 1905.

Die russische Revolution.

Was heute über Rußland geschrieben wird, müßte morgen gelesen werden; spätestens: auch da kann es schon veraltet, von neuen Meldungen überholt sein. Ob die Meldung Wahrheit bringt? Danach fragt man nicht mehr. Was vor vier Wochen unmöglich schien, ist Ereigniß geworden. In den großen Städten schreit die Intelligenz, Fürsten und Professoren, Advokaten und Fabrikarbeiter, laut, ohne Furcht vor der gestern noch umwedelten Büttelschaft, nach einer Verfassung. In der Presse redet nicht irgend ein junger Federpercy, ein in Peters Stadt verschlagener Halbpole oder Fine, nein: der alte, als reaktionär verwehmte Suworin, als lebte kein Censor im Neussenreich; und die vereinten petersburger Redakteure, die im Dezember noch bei jedem Zufallswörtchen vor einer Verwarnung, einem Kolportageverbot zitterten, fordern in einer schroffen Erklärung völlige Freiheit für die öffentliche Kritik. Als die Gardeartillerie beim Fest der Wasserweihe Salutschüsse abfeuert, fliegt, über den Kopf des vom Hofstaat umringten Kaisers hinweg, eine Kartätschenkugel in den Winterpalast. Fünfzigtausend Fabrikarbeiter beschließen den Strike, erzwingen sich durch Schrecken Anhang und heischen, unter der Führung des jungen Priesters Gapon, der Zar solle sie übermorgen zu der von ihnen bestimmten Stunde empfangen. In ihrem Manifest, das in Petersburg offen verbreitet wird, reden sie zu dem Erben der Großkhane, wie sie vor wenigen Wochen nicht zu einem Fabrikinspektor geredet hätten; sagen ihm, seine Beamten seien Diebe, die Verwaltungchefs und Hofwürdenträger Lügner, versprechen ihm, dessen Vorgänger die Akakia und das Kreuzszepter trug, Schutz vor Gewaltthat. Doch müsse er pünktlich zur Stelle sein und ruhig

anhören, wie sie das Reich umgestaltet wünschen: sonst sei er feigen Wankelmuthes zu zeihen und zerreiße das Band, das ein großes Volk an ihn knüpfe. Noch lächelt man über solches Gespinnst größenwahnsinniger Hirne. Das Kontagium, heißts, liegt in der Luft und das böse Beispiel, das ein zuchtloser Adel gab, wirkt auf andere Deklassirte ansteckend weiter. Wenn ein Fürst Trubezkoi dem Zaren mit einer Revolution zu drohen wagt, will irgend ein kleiner Pope sich rasch in noch hellere Märtyrerglorie drängen. Russische Arbeiter vermessen sich nicht so freventlich. Hundert Rubel gegen einen, daß sie Sonntag gar nicht kommen... Sie kommen. In langem, langem Zug, ohne Waffen, das Griechenkreuz und das Bild des Kaisers vornan. Singen fromme Lieder und sind gewiß, im Winterpalast den Gossudar zu sehen. Keine Warnung hemmt sie; auch die blinden Schreckschüsse der alarmirten Truppen halten sie nicht auf. Und nun wird scharf geschossen. Kosaken sprengen herbei und hauen auf die Wehrlosen ein. Stunden lang dauerts, bis die Hauptplätze gesäubert sind. In einem Straßenengpaß werden aus gestohlenen Möbeln, geraubtem Holzwerk und Drahtgeflecht Barrikaden gebaut. Hundert Tote; vielleicht Hunderte; vielleicht noch mehr. Und die Krankenhäuser haben kein freies Bett für die Verwundeten. Die Militärbehörde gebietet mit Diktatorenmacht über die Residenz. Auf den Straßen lagern die Truppen ums Wachtfeuer. Petersburg starrt in eisigem Schweigen. Moroz, der rothnasige Frostkönig aus Nekrassows Gedicht, thront in düsterer Majestät wieder über den Häuptern der Menschen. In Fieberangst aber harrt die Stadt auf die Kunde des nächsten Morgens. Die Setzer haben die Arbeit niedergelegt. Zeitungen erscheinen nicht. Doch von Mund zu Mund wird immer neuen Unheils Botschaft geflüstert. Strike in den Elektrizitätwerken; Newskij und Admiralitätplatz im Dunkel. In Sebastopol brennt das Marinedepot. Dicht beim Winterpalast sind hohe Offiziere geschimpft und mißhandelt worden. Auch in Moskau, Kiew, Reval beginnt der Ausstand. Und was erführen wir erst, wenn aus Polen und Finland Nachrichten in die Hauptstadt kämen!

Da so Unwahrscheinliches geschehen ist, wird nun Alles geglaubt. Nicht nur in Rußland. Auch bei uns jede Schauermär. Der wichtigste Bezugsort ist natürlich London; wie immer, wenn sichs um atrocities handelt. Ehe am Winterpalast noch ein Schuß gefallen war, hatten an der Themse schlaue Nachrichtenhändler schon Reklameplakate gedruckt, auf denen in rothen Lettern stand: „Das Blutbad in Petersburg!" Dreitausend Tote mußten es mindestens sein. Und in diesem Stil ging es weiter. Der Zar hat epileptische Anfälle und ist kaum noch zurechnungfähig. Die Truppen meutern. Vater Ga-

pon hat in einem öffentlich verlesenen Schriftstück Nikolai Alexandrowitsch des Thronrechtes verlustig erklärt. Drei Viertel des Volkes fordern eine republikanische Verfassung. Die Arbeiter haben ungeheure Mengen Dynamit und sind entschlossen, alle Staatsgebäude in die Luft zu sprengen. Vor der Stadt haben sie über zehntausend Soldaten gesiegt. Finland ist in Aufruhr, das Weichselgouvernement in hellen Flammen. Pobedonoszew vergiftet. Gorkij im Kerker. Das Alles und noch viel mehr soll aus Petersburg telegraphirt sein. Und will sich nimmer erschöpfen und leeren. Wer weiß? Morgen ist Einzelnes davon vielleicht wahr. Immerhin sollten nüchterne Menschen sich heute noch fragen, woher die Reporter wohl all diese Hof- und Staatsgeheimnisse erwittert haben. Woher sie wissen, was der Zar zu seinem Onkel, die Witwe Alexanders zu ihrem Sohn gesagt hat, und so genau den Aufenthalt und das Handeln der Rottenführer kennen, nach denen die petersburger Polizei alle Schlupfwinkel durchsucht. Sollten auch merken, wie die Wohlinformirten einander und sich selbst widersprechen. Gestern wurde ausführlich beschrieben, wie Vater Gapon (der, ehe man noch Rechtes über ihn wissen kann, schon zu den Heiligen erhöht und im Lokalanzeiger konterfeit ist) unter Flintenkugeln hinsank und mit seinem Blute den Schnee färbte; so ausführlich, wies nur ein Augenzeuge vermag. Heute lesen wir, daß der Priester gar nicht verwundet wurde, und, wieder ganz genau, auf welchem Weg er sich gerettet hat. Da jede Zeitung die längsten Berichte haben möchte, telegraphirt jeder Berichterstatter jedes Klatschgerücht. Weh ihm, wenn das von ihm bediente Blatt nicht „hat", was die anderen „haben"! Zeitvertreib für Kinder und Neurastheniker. Wochen können vergehen, bis wir die ganze Wahrheit erfahren. Was wir jetzt wissen, ist aber so schlimm und muß jeden politisch Empfindenden so ernst stimmen, daß papierner Aufputz wirklich nicht nöthig wäre. Lassen wir dem nächsten Tag seine Sorgen und Sensationen und blicken auf den zurück, der uns so Furchtbares schauen ließ. Wie kam es? Wofür wurde gekämpft?

*

Die russische Revolution: seit Monaten war das Stichwort vorbereitet, seit dem Tage des Straßenkampfes ists auf allen Lippen, in allen Leitartikeln. Fürst Trubezkoi hatte den Zaren an die Tage Ludwigs des Sechzehnten erinnert; flink mußte also verglichen werden. 1789 und 1905. Der Schwur im Ballhaus und die Tagung der Semstwos. Der Zug nach Versailles und der Bittgang vors Winterpalais. Das giebt bequeme Artikel. Der Morgen bricht an. Ein Veilchen noch mag es den Häschern des Zaren gelingen, den Aufstand zu bändigen; doch diese Kirchhofsruhe kann nicht dauern und bald

leuchtet auch dem dunkelsten Reich die Sonne der Freiheit. Merkwürdig, wie begeistert wir stets für die Freiheit sind, wenn sie unseren Interessen nicht schadet. Wir sind ungemein fromm; Frankreich aber soll, gehts nach unserem Wunsch, atheistisch sein und der deutsche Bourgeois sieht französische Zustände längst nur noch durch die Brille des Sozialdemokraten Jaurès. Wenn die stolzen rheinischen Bergherren nicht sofort bereit sind, durch den Verzicht auf profitliche Bräuche ihren Besitz um vierhundert Millionen Mark zu entwerthen, sind wir, die solches Opfer nichts kosten würde, sehr empört. Und daß Väterchen Nicklas seinen hundertvierzig Millionen Menschen nicht unterm Weihnachtbaum ein Parlament aufgebaut hat, finden wir ganz abscheulich. Spräche ein Deutscher zum Kaiser, wie Gapon und vor ihm Tolstoi zu seinem that, dann käme er auf Jahre ins Gefängniß; Alexanders Söhnchen aber sollte dem alten Tolstoi aufs Wort gehorchen und den jungen Gapon artig ins Palais laden. Böten übrigens die Märztage von 1848 nicht einen passenderen Vergleich als die Agonie der Louis von Frankreich? Auch in Berlin floß Blut. Der König mußte wirklich vors Schloß; mußte vor Rebellenleichen den Hut ziehen. Und auch damals konnte nur Rhetorenübertreibung von einer Revolution sprechen. In Rußland ists bis heute noch keine. Revolutionen werden von Völkern gemacht, von starken Minoritäten vorbereitet. Unter den echten Russen, die man auf hundert Millionen schätzen mag, wollen vielleicht drei, wollen allerhöchstens fünf Millionen den Umsturz der Staatsordnung; mindestens fünfundneunzig Millionen ist solcher Gedanke noch niemals gekommen. Ohne die russischen Bauern giebts in Rußland keine Revolution. Doch Worte bedeuten schließlich, was man sie im Umgang bedeuten läßt. So mag man Putsche und Sektenaufruhr denn Revolution nennen. Nur dürfte kein ernster Chronist behaupten, was in Petersburg jetzt geschah, sei ohne Beispiel in der Russengeschichte. Barrikaden an der Newa: Das sei noch nicht dagewesen, erzählt man uns. Rußland hat schlimmeren Schrecken erlebt. Und auf den selben Plätzen, die jetzt wehrlose Menschen hingeschlachtet, zertrampelt sahen, ist oft schon Bürgerblut geflossen, ist einmal sogar von Gardeoffizieren die Republik ausgerufen worden.

Wenn wieder die Weihnacht naht, wirds achtzig Jahre her sein. Ist die Dezemberverschwörung des Jahres 1825 ganz vergessen? Auch damals gab ein Trubezkoi, Fürst Sergius, das Signal; auch damals war er, als es von Worten zur Tat kam, nicht zu erblicken. Rußland sah aus, wie es immer aussieht. Willkür statt des Gesetzes; alle Gewalten schlaff und käuflich; das Volk in Elend und Schmutz; die dünne Bildungschicht von jedem Windstoß umhergewirbelt. Alexander der Erste, dessen irrlichtelirender Sinn einst den

großen Napoleon wie einen Gott angebetet und für alles Westeuropäische geschwärmt hatte, war längst bekehrt. Der Reichsrath, dem er die in unserer Kulturzone von den Parlamenten besorgte Arbeit zugedacht hatte, schlummerte sanft, Speranskij, der Reformator, war nach Perm verbannt, der Panslavist Karamsin zum Hofhistoriographen ernannt, die Fensteraussicht gen Westen vermauert. Den Offizieren, die aus Frankreich heimkamen, gefiel es zu Haus nicht mehr. Rasch entstanden Verschwörerklubs. Im Norden führte Sergius Trubezkoi das große Wort, im Süden organisirte der muthigere Oberst Paul Pestel die Soldatenverschwörung. Die vornehmsten und fähigsten Gardeoffiziere waren im Bund; in der Dekabristenliste standen die Namen Obolenskij, Murawiew, Bariatinskij. Und die Rolle des rothen Barden, die jetzt Gorkij spielt, lag damals in der Hand des starken Dichters Rylejew. Bei einer Maiparade sollte Alexander in Südrußland ermordet werden. Fünf Monate vorher, am ersten Dezember 1825, starb er. Drei Wochen lang blieb der Thron leer. Großfürst Konstantin hatte auf die Krone verzichtet und sein Bruder Nikolaus, der von diesem Verzicht nichts wußte, konnte sich lange nicht entschließen, die Erbschaft Alexanders anzutreten. Die Truppen wurden zuerst auf den Namen Konstantins, dann auf den Nikolais vereidigt. Diese Wirrniß wollten die Verschworenen nutzen. Am sechsundzwanzigsten Dezember führten sie die Garderegimenter, die sie bearbeitet hatten, auf den Senatsplatz und verschanzten ihr Heer hinter dem Denkmal Peters des Großen. Oberst Trubezkoi, der kommandiren und den Kaiser nebst den Senatoren festnehmen sollte, hatte sich im letzten Augenblick verkrochen. Der erste Nikolaus war klüger, kräftiger und doch milder als der zweite; er dachte, wie Fritz von Preußen: Man muß manchmal streng sein, soll aber nie hart scheinen. Er betraute den alten, als Sieger in vielen Schlachten beliebten General Miloradowitsch mit der Mission, die Meuterer zur Vernunft zu bringen. Der Greis wurde niedergeschossen; und von den Barrikaden herab brüllten die ungetreuen Garden: „Hurra Konstantin! Hurra die Konstitution!“ (Konstitutzia, die der Grenadier und der petersburger Mitläufer für Konstantins Frau hielt.) Nikolaus war mit seiner Suite auf dem Platz. Er machte noch einen Versuch. Der Metropolit mußte in großem Ornat mit seiner ganzen Popenschaft vor die Rebellen hintreten und sie im Namen Gottes zur Treue mahnen. Lachen empfing ihn; Musketenschüsse jagten die Klerisei auf den benachbarten Admiralitätplatz. Jetzt erst gab der Zar das Zeichen zum Angriff und befahl, gegen die Barrikaden schweres Geschütz aufzufahren. Artilleristen weigerten den Dienst und mußten verhaftet werden. Bis in die Nacht hinein währte

der Kampf. Zweihundert Tote, fast fünfhundert Verwundete, siebenhundert Gefangene: Das war die Verlustliste der Meuterer. Dann folgte der Dekabristenprozeß. Die Führer verloren nicht einen Augenblick die heldische Haltung. Ein Bestuchew, dem der Kaiser Begnadigung anbot, antwortete: „Das Ziel unseres Kampfes war ein Zustand, der auch den Zaren unters Gesetz zwingt. Lassen Sie den Spruch der Richter vollstrecken! Nicht von Ihren Launen und Impulsen darf das Los eines Menschen abhängen." Und als Murawiew und Rylejew auf dem Richtplatz dem Strick des Henkers, der sie schon hochgezogen hatte, entglitten waren, kletterten sie ruhigen Fußes wieder die Galgenleiter hinauf; und Murawiew rief nur: „Verfluchtes Land, wo man weder konspiriren noch judiziren, nicht einmal ordentlich henken kann!"

Zweiundzwanzig Jahre danach gabs einen ungefährlicheren Putsch. Die Cholera hauste in der schmutzigen Hauptstadt; und aus Paris war die Kunde von der Februarrevolution und dem Sturz Louis Philippes endlich auch ins Russenvolk gedrungen. In Haufen zogen die Hungernden, Siechen vors Winterpalais und riefen den Kaiser heraus. Nikolaus kam und fragte lächelnd, was man von ihm wünsche. „Erstens soll die Cholera aufhören; und zweitens wollen wir auch so Etwas wie die Pariser." Nikolai Pawlowitsch hatte seine liberale Zeit hinter sich; die geplante Agrarreform, die Absicht, die Leibeigenschaft aufzuheben, hatte er öffentlich verleugnet und sich dem Adel, den er verachtete, in schmeichlerischer Rede „als Edelmann und Gutsbesitzer" verbrüdert. Als Mann ohne Nerven und erfahrener Komoediant wollte er auch mit dieser Hungerrevolte schnell fertig werden. Er lächelte huldvoll und verhieß, auf dem Marsfeld Antwort zu geben. Als die Leute arglos hinkamen, wurden sie von Reitern umzingelt, von Kanonen bedroht und mußten die Führer ausliefern. Um dieselbe Zeit wurde die Flottenmannschaft vom Skorbut dezimirt; die Kranken durften nicht an Land, damit man draußen nichts von der Seuche erfahre. Im Mai des nächsten Jahres wurde, außer Petraschewskijs Verschwörung, der republikanisch-sozialistische Klub Speschnews entdeckt, eines reichen Grundbesitzers, der mit seinen Genossen (Kammerherren, Ministerialbeamten, Offizieren, Kadettenlehrern, Studenten) die ganze kaiserliche Familie ermorden und die Republik proklamiren wollte. Als Nikolaus stirbt, hinterläßt er seinem Erben die schwere Frage, ob er einen demüthigenden, das Ansehen der Krone und der Nation schmälernden Frieden schließen oder, mit fast schon erschöpften finanziellen und militärischen Mitteln, den Krieg fortsetzen solle. Er entscheidet für den Krieg; „einen wunderbaren Krieg", sagt Bernhardi 1856, „in dem das Kriegsglück gar nicht wechselt und die eine Partei auch nicht ein siegreiches Ge-

fecht aufzuweisen hat. Das sind die Folgen eines dreißig Jahre lang fortgesetzten falschen Regirungssystems". Fonton, der Gesandte am hannoverschen Hof, räth zum Frieden. Ce serait nous enfoncer dans la fange, sagt die Kaiserin. Und der witzige Leichtfuß antwortet keck: Nous sommes déjà dans la fange jusqu'aux genoux; si nous faisons la paix, nous faisons un effort et nous nous enfonçons jusqu'à la ceinture, mais nous sortons. Si nous continuons la guerre, nous nous enfonçons dans la fange dessus la tête et nous n'en sortirons plus. Ganz ohne Beispiel aus der Reussengeschichte ist nichts von Alledem, was jetzt in Petersburg geschah.

*

Neu ist eigentlich nur die Mitwirkung des Industrieproletariates. Auch sie war zu erwarten. Im Herbst 1903, als Witte ungnädig entlassen war, sagte ich hier: „Der Finanzminister Nikolais, dieser moderne, rasch auffassende und assoziirende, in Theorie und Praxis erfahrene Geist, begriff nicht, daß Industrie nur auf einer bestimmten Kulturstufe möglich ist, daß sie selbst sich eine Kulturzone schafft und daß im Klima dieser Zone ein Selbstherrscher aller Reussen nicht athmen kann. Er wähnte am Ende wohl gar, in dem industrialisirten Reich werde das Zarthum fester wurzeln als in dem morschen Agrarstaat, der an Geldmangel und rückständiger Wirthschaft dahinsiechte. Diesen Wahn büßt er nun... Die Arbeiterbewegung hatte begonnen. In Petersburg. Moskau, Odessa, in Jelisewetgrat und Baku, in Kiew, dem russischen Rom: überall entstanden Organisationen, Gewerkvereine. Zum ersten Mal hörte der Mushik das Fremdwort ‚Strike,' vernahm er, daß auch die Schwachen, wenn sie sich zusammenschaaren, mächtig werden. Das war Wittes Werk. Er hatte dem Erzfeinde des Absolutismus die Grenzen geöffnet: der durch Dampf oder elektrische Kraft bewegten modernen Maschine. Was sind dagegen alle Gräuelthaten der Nihilisten? Unter das Bild des Finanzministers sollte man schreiben: Der Organisator der russischen Revolution." Einer Revolution nach dem Sinn der Marxisten, die an Barrikaden und ähnliche Kindereien aus der Zeit des Putschismus längst nicht mehr denken. So weit sind wir noch nicht. Was die petersburger Arbeiter thaten, war heroische Thorheit. War weder im ältesten noch im neusten Sinn Revolution. Wie Oberst Pestel einst auf seinem letzten Weg, müßte auch Vater Gapon heute seufzend erkennen, daß er zu ernten wünschte, bevor er gesät hatte. Im Riesenreich der Theokratie, im russischen Islam sollte es strikenden Arbeitern möglich sein, von einem zum anderen Tag den Papst-Basileus unters Joch ihrer politischen Wünsche zu zwingen? Herr Bebel selbst würde lächeln, wenn ein junger Wildfang ihm sagte, im Deutschen Reich

könne morgen die Diktatur des Proletariates beginnen. Und eine winzige, eben erst nothdürftig organisirte Schaar sollte solche Diktatur in Rußland erreichen? Kein russischer Arbeiter hat es ernstlich geglaubt. Hofintriganten oder Demagogen haben die Arglosigkeit der Armen mißbraucht. Nicht aus ihren Herzen und Hirnen kam das Manifest, die Drohrede gegen den Zaren, der ihnen fast wie ein Herrgott thront. In den Gedanken, zu ihm dürfe man wie zu dem himmlischen Vater reden, waren sie leicht zwar hinüberzuschwatzen. Nie aber hätten sie mit bewußtem Willen gewagt, ihn wie einen Katechumenen zu behandeln, der die mündliche Prüfung erst zu bestehen habe. Was sie heischten, konnte kein Kaiser gewähren. Wußten sie aber auch nur, welche Forderungen auf ihrer langen Liste standen? Als Sergius Murawiew 1825 seinen Grenadieren den Ruf: „Es lebe die Republik!" eindrillte, fragte ihn, im Namen der Kameraden, ein alter Soldat, wer in der Republik denn Zar sein werde. „In der Republik giebts keinen Zaren", erwiderte der Offizier. Und der Alte: „Dann, Euer Gnaden, geht die Sache in Rußland nicht." Viel klarer als diesen Dezembermännern war auch den Januaropfern ihr Ziel wohl nicht.

Eine russische Revolution würde grausiger sein als irgend eine, die der Weltwesten erlebt hat. Schlimmer als unser Bauernkrieg und Frankreichs Jacquerie. Etwas wie der Taiping-Aufstand. Was Pugatschew mit ein paar Baschkiren, Woljätten, Tataren erstrebte, würden Millionen breitstirniger Landleute jetzt zu erreichen versuchen. Viel mehr noch; nicht nur die Niederwerfung der Grundherrschaft, sondern den Agrarkommunismus, dessen Keim im Mir schlummert. Eine andere russische Revolution von dauernder Wirkung giebt es nicht. Sprecht das Wort nicht leichtfertig aus! Wenn diese Masse in Bewegung kommt, wird von ihrem Schritt der ganze Kulturkreis erdröhnen. Noch sind wir bei dem Kampf um die Verfassung. Der ist recht alt; und auch das Kämpferpersonal hat sich kaum geändert. Kammerherren forderten vor achtzig Jahren eine Konstitution; und vier Jahrzehnte vor dem zweiten Trubezkoi schrieb Platonow, der Adelsmarschall von Zarskoje-Selo: „Keine Einschränkung und keine Erweiterung alter Privilegien kann nützen; ohne feierliche Verbürgung der Menschenrechte, ohne beschworene Verfassung ist das Leben in Rußland nicht länger möglich." Alles schon dagewesen. Eins nur noch nicht: der Aufstand der Mushiks. Wie dem Epenhelden Ilja, war auch dem russischen Volk die Herrschaft über seine Kräfte bisher versagt; in den langen Jahren der Leibeigenschaft hat es sich an die Kette gewöhnt und kann nun die mächtigen Glieder noch nicht in Freiheit regen. Wird der erwachende Riese die junge Kraft nützlich verwerthen lernen oder in blinder Wuth ringsum Alles zerstampfen? Das ist im Zarenreich die Lebensfrage.

*

Noch kam keine Antwort. Der russische Bauer will keine papierne Verfassung, sondern will Land; denn er verhungert, seit wohlmeinende Blindheit ihn aus der Hörigkeit löste, und ist ärmer, viel ärmer als der elendeste Fabriksklave. Die Großgrundbesitzer, die Witte spöttisch les gardes du Crédit foncier genannt hat, helfen sich von Jahr zu Jahr durch, zerstücken ihr Land, lassen Holz schlagen und nehmen neue Hypotheken auf. Auch ihnen könnte eine Konstitution nicht helfen und von einem Parlament würden sie nicht mehr erwarten als ihre Ahnen von Katharinens „Großer Kommission", die 1769, nach hundert unersprießlichen Rednereien, von der Landesmutter nach Haus geschickt wurde. So barbarisch uns der politische Zustand Rußlands scheint: dem Bedürfniß der russischen Massen genügt er. Weder ihre materiellen noch ihre intellektuellen Lebensbedingungen sind heute schon mit der Autokratie unvereinbar. Nur müßte es eine vernünftige, starke Autokratie sein. Auch das alte Preußen brauchte nach Jena einen Freiherrn vom Stein, nicht einen Robespierre. Mit Nikolai und seinen Polignacs wäre jede Staatsform unmöglich.

Wann die russische Revolution kommen wird, die laute vom Land oder die leise aus den Maschinenhallen, weiß heute Niemand. Einstweilen wird um den Kaiser gekämpft; um den sich gottähnlich dünkelnden Schwächling, der nicht niederträchtig, nicht brutal, der eben nur dumm regirt; Hoffnungen weckt, die er nicht zu erfüllen wagt, für den Weltfrieden schwärmt und Abertausende auf die Schlachtbank schickt, gestern mild sein wollte und es morgen mit grausamster Härte versuchen wird, mit der Macht, wie ein unbehüteter Knirps mit einem Degen, nur Unheil anstiftet und den alle Staatsstreber deshalb als leicht zu gewinnende Beute beäugen. Nach Plehwes Ermordung hat er den liberalen Mirskij ernannt, Witte scheint, wie einst Necker, vom Bann der Ungnade befreit, Großfürst Sergius und General Trepow, zwei Wütheriche, sind aus Moskau abberufen. Soll die Zeit Loris-Melikows etwa wiederkehren? Schnell Väterchen einschüchtern; gewiß kommt bald Alles in Ordnung. War der Kartätschenschuß, der mit weltgeschichtlichem Witz den Salut ins Winterpalais sandte, nicht die Folge ewig-russischer Bummelei, dann sollte er sicher nur schrecken, nicht töten; wer über Kanonen verfügt, hätte besser gelt, wenn er treffen wollte. Und nach Jahren, Jahrzehnten erfährt man vielcht, daß auch an die Zündschnur, die Gapon zu überwachen glaubte, ein ch Macht Langender die Lunte gehalten hatte. Cui bono? Trepow ist Gouneur von Petersburg und Hoheit Sergius sitzt wieder im Rath der Krone. Um das Reichsschwert wird gekämpft, nicht um Freiheit und Menschenrechte

Nietzsche-Legenden.*)

Wer jemals Biographien geschrieben, dazu Nachrichten gesammelt und sie in gewissenhafter Weise auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft hat, Der wird gegen die ganze Weltgeschichte skeptisch. Man sagt sich: Ist wirklich eine einzige Thatsache richtig wiedergegeben? Sind die Charaktere und ihre Beweggründe des Handelns nicht sämmtlich falsch geschildert, da wir weder die Charaktere ihrer Interpreten kennen noch deren Beweggründe, die sie veranlaßten, den Philosophen, den Helden oder den Bösewicht gerade so und nicht anders zu schildern? Wie oft mag der Neid, die Bosheit, die Rache, der Haß die Feder geführt und das Schicksal gerade diese Interpretationen erhalten haben, während Das, was die Wahrheit, die Liebe und die Verehrung geschrieben hat, durch tückische Zufälle vernichtet wurde!

Wenn man auf eine lange Reihe von Jahren zurückblicken kann, so erinnert man sich, wie manches Charakterbild eines großen Geistes, selbst aus dem vorigen Jahrhundert, also aus einer Zeit, die uns doch so nah ist und die wir miterlebt haben, seltsam hin- und hergeschwankt hat. Wie oft hat man unnöthig bedauert und sich verwundert, daß Werk und Autor nicht zusammenstimmen wollten: bis plötzlich ein weiterblickender Gelehrter mit der Gewissenhaftigkeit, die unsere Forscher heute im Allgemeinen auszeichnet, sehr verschiedenartige Zeugnisse, die bis jetzt noch nicht an die Oeffentlichkeit gekommen waren, ausgräbt und uns nun ein Bild vor die Seele zaubert, das den Autor dieser Werke begreiflich macht. Um nur ein Beispiel von vielen zu nennen, erwähne ich Edgar Alan Poe. Als welchen elenden, jammervollen Trunkenbold schilderte ihn der erste Herausgeber seiner Werke,

---

*) Manche Herausgeber und Redakteure haben die Gewohnheit, den Mitarbeiter, den sie einluden oder doch willkommen hießen, in magistralen oder höflichen Anmerkungen zu censiren, ihm, vor dem stets verehrlichen Publiko, mit strenger Miene zu sagen, daß er nur seine Ansicht, nicht die „der Redaktion", zum Ausdruck bringe. Das sollte unnöthig sein; denn kein selbständiger Publizist wird sich zu dem Versuch hergeben, die Meinung eines Anderen in Worte zu fassen. Wer seinen Artikel unterzeichnet, sagt damit: Hier steht, was ich denke, was ich aussprechen zu müssen glaubte. Was der Redakteur (oder die mystische „Redaktion") zu sagen hat, braucht ja kein Anderer zu sagen. Solche Anmerkungen und Distanzstriche sind in der „Zukunft" denn auch nie üblich gewesen. Jeder steht hier für sich, vertritt, so gut ers vermag, seine Sache und hat nicht erst lange danach zu fragen, ob seine Ansichten dem Herausgeber angenehm oder unangenehm sind. Auch heute brauche ich, namentlich nach den Erörterungen, zu denen ich vor einigen Monaten gezwungen war (sie sind im Notizbuch der „Zukunft" vom dreizehnten August 1904 zu finden), kaum erst ausdrücklich zu erklären, daß ich dem von Frau Förster-Nietzsche über die Bücher von Moebius und Frau Andreas gefällten Urtheil nicht zustimmen kann. Ihr die Möglichkeit rückhaltloser Aussprache zu gewähren, scheint mir schuldige Höflichkeit; und ihr eifriges Bemühen, das Bild ihres Bruders so zu zeigen, wie sie es sieht, verdient als das Thun liebender Pietät sicher Anerkennung. Pflicht scheint mir aber auch, zu sagen, daß ich die Angegriffenen, Frau Lou Andreas-Salomé und Herrn Dr. Moebius, zu hoch schätze, um ihnen zuzutrauen, sie könnten jemals in bewußter Absicht einen Thatbestand entstellt oder Erfundenes veröffentlicht haben. Für diesmal mag man die leidige Anmerkung also als unvermeidlich passiren lassen. H.

der sich seinen Freund nannte und sein Leben beschrieb! Wie lange Jahre hat es gedauert, bis endlich ein redlicher Gelehrter das dichte Netz von Legenden zerriß, das die Darstellung dieses lügnerischen Freundes um die Gestalt Poes gesponnen hatte, und deutlich, durch die gewissenhaftesten Nachrichten, bewies, daß Alan Poe in Wahrheit ein ganz anderer Mensch, würdig seiner Werke, gewesen war und daß nur der tückische Feind unter der Maske der Freundschaft dieses falsche Lebensbild in die Welt geschleudert hatte, um sich an dem großen Toten wegen irgendwelcher verletzten Eitelkeit zu rächen! Der erwähnte Gelehrte hat die Schlechtigkeit des ersten Darstellers offenbart; aber Jahre lang haben die besten Verehrer Poes sich darüber betrübt, daß der Autor so bedeutender Werke ein so kümmerlicher Mensch gewesen sein sollte.

Und so wäre es mit meinem theuren Bruder auch gegangen, wenn nicht Peter Gast, Freiherr von Seydlitz und ich unsere Stimme erhoben hätten, um die Wahrheit über Friedrich Nietzsche zu bezeugen; denn auch über ihn hatte zuerst eine Feindin unter der Maske der Freundschaft das Wort ergriffen, um dem kranken Nietzsche, der sich nicht mehr wehren konnte, so viel wie möglich zu schaden; aber hier waren die Beweggründe noch rechtzeitig klar darzulegen. Das Buch von Frau Lou Andreas über Nietzsche ist der Racheakt einer in ihrer Eitelkeit verletzten Frau, die meinem Bruder von Malwida von Meysenbug und Dr. Paul Rée als Jüngerin und Schülerin angepriesen, aber nach kaum fünfmonatiger Prüfung abgelehnt worden war. Er verbat sich in entschiedenster Weise jede weitere Jüngerschaft von ihrer Seite, weil der Charakter und der Mangel an Verständniß von Frau Lou Andreas nur Mißverständnisse schuf, wie in der Biographie ausführlich erzählt ist. Auch später lehnte er jede Annäherung von Frau Andreas ab und schrieb an Malwida von Meysenbug, die sich gleichfalls von dieser Dame vollständig zurückgezogen hatte: „Dieser Art Mensch, der die Ehrfurcht fehlt, muß man aus dem Wege gehen." Aber mit dieser Rache verband Frau Lou Andreas noch einen anderen Zweck. Das Buch über Nietzsche ist eigentlich zu Ehren von Paul Rée geschrieben und sollte dessen verscherztes Wohlwollen für Frau Lou Andreas wieder zurückgewinnen. Um Paul Rée mit seinem so dürftigen Wissen hochzuheben, entwirft sie von Friedrich Nietzsche ein kümmerliches Zerrbild und entstellt die wichtigsten Thatsachen. Alles, was sie veröffentlicht, ist unwahr, mild ausgedrückt: Legende. Aber ihre Absicht, Rées Wohlwollen wiederzugewinnen, hat sie damit nicht erreicht, denn trotz allem Thörichten, was er später, nachdem ihm mein Bruder mit scharfen Worten seine Freundschaft gekündigt hatte, gesagt haben soll, bin ich doch überzeugt, daß er klug genug war, um zu wissen, daß Alles, was er fertiggebracht hat (es ist nicht viel), er nur durch den Antrieb leisten konnte, den Nietzsche ihm gegeben hatte. Mein Bruder war ja der wunderbarste Lehrer seiner Freunde. Er verlangte nicht etwa, daß sie seine eigenen Ansichten haben sollten, sondern, daß sie Das erreichten, was für ihre Begabung das Höchste war. Erwin Rohde sagte so schön: „Er trieb seine Freunde auf ihre Höhe."

Ueber die naive Eitelkeit und das Selbstbewußtsein der Frau Lou Andreas, damals Fräulein Salomé, wußte mein Bruder später, als er die peinliche Enttäuschung überwunden hatte, sehr ergötzliche Dinge zu erzählen. Als er, im Mai 1882, auf die dringende Einladung von Malwida von Meysenbug nach Rom kam, wurde ihm Fräulein Salomé als die schon vorher viel angepriesene Jüngerin vorgestellt.

Dr. Paul Rée und sie boten sich nun mit größter Beflissenheit als Hilfsarbeiter an, um meinem Bruder bei seinen schwachen Augen einen Theil der Vorarbeiten abzunehmen. Nietzsche wünschte sich, wie man auf Seite 69 von „Jenseits von Gut und Böse" lesen kann, „Jagdgehilfen und feine, gelehrte Spürhunde, welche er in die Geschichte der menschlichen Seele treiben könnte, um dort sein Wild zusammenzutreiben." Man kann an dieser Stelle auch den Ausdruck seiner Enttäuschung finden. Auf der Rückreise nach Deutschland, wenige Tage nachdem mein Bruder Fräulein Lou Salomé kennen gelernt hatte, begleitete er sie, ihre Mutter und Dr. Paul Rée die Hälfte des Weges. In Orta kam ihnen der Gedanke, sich in irgend welcher scherzhaften Weise mit einander photographiren zu lassen. Mein Bruder sollte in einem kleinen Gärtnerwagen sitzen und die Beiden, Fräulein Salomé und Dr. Paul Rée, den Wagen ziehen. Natürlich bot mein Bruder als sehr höflicher Mann seinen Platz der Dame an, die ihn auch, zum Amusement meines Bruders, als selbstverständlich annahm. Und sein Amusement steigerte sich noch, als er später hörte, daß Fräulein Salomé dieses reichlich taktlose Bild anderen Leute zeigte, um zu beweisen, daß Nietzsche sowohl als Rée von ihrem Geist geleitet und inspirirt worden seien. Mir zeigte mein Bruder das Bild mit herzlichem Lachen: „Sieh einmal," sagte er, „diese junge Dame bildet sich ein, klüger zu sein als ich und Rée zusammengenommen." Auch ferner Stehende ahnen jetzt, worauf sich die im vierzehnten Bande, Seite 241, veröffentlichte Bemerkung bezieht: „Und wo einmal ein Weib zum Bewußtsein über irgend eine Begabung kommt: wie viel lächerliche Selbstbewunderung, wie viel ‚Gans' kommt jedesmal dabei zum Vorschein!"

Nun will ich Frau Lou Andreas durchaus nicht das Recht abstreiten, ein Buch über Nietzsche zu schreiben. Das thun so Viele, daß es keinen Grund giebt, gerade ihr dieses Recht zu verweigern. Nur hätte sie ihrem Buch ein kleines redliches Vorwort voranschicken müssen, in dem sie konstatirte, daß sie meinen Bruder kaum fünf Monate gekannt, niemals mit ihm über seine höchsten Probleme gesprochen hat, daß er sich nach kurzer Zeit von ihr für immer zurückzog, ausdrücklich deshalb, weil sie ihrem Charakter und ihrer Begabung nach nichts von seiner Philosophie verstehen konnte, weil ihr die Tiefe und der Ernst für eine solche Weltauffassung fehlte, und daß die paar Briefe, die sie von Nietzsche besitzt, kaum fünf oder sechs an der Zahl, die sie übrigens ohne jede literarische Berechtigung, zum Theil faksimilirt, veröffentlichte, in Wahrheit nicht an sie selbst, sondern an das von Malwida von Meysenbug und Dr. Paul Rée geschilderte Idealbild einer Jüngerin gerichtet sind. Die im Text abgedruckten Stellen stammen aus Nietzsches Briefen an Rée, was Frau Andreas verschweigt. Mein Bruder machte sich übrigens nichts aus Jüngerinnen und zog die Gesellschaft tüchtiger Männer ihnen bei Weitem vor. Er fand sogar, daß Philosophen, Künstler, Theosophen u. s. w., die sich mit Jüngerinnen umgaben, unwiderstehlich komisch wirkten und durch solche Gemeinschaft den Ern ihrer Ansichten kompromittirten. Diese sogenannten Jüngerinnen suchen ja mei nichts als Liebesabenteuer, nur in etwas anderer Form. Die Erfahrungen mi Frau Lou Andreas bestätigten alle früheren Ansichten meines Bruders; er war beschämt, daß er von Malwida und Rée sich etwas Anderes hatte einreden lassen Wenn Frau Lou Andreas eine solche Vorrede geschrieben hätte, so konnte dann in dem nachfolgenden Buch stehen, was sie zu erzählen wünschte. Jedermann war wenigstens gewarnt, all diesen Darstellungen keine besondere Wichtigkeit beizulegen,

und ich würde nie ein Wort gegen das Buch gesagt haben. Aber Frau Lou Andreas hat gerade das Gegentheil gethan; sie hat versucht, den Lesern den Glauben beizubringen, daß ihr der ganze Lebens- und Entwickelungsgang Nietzsches bekannt sei und daß sie in dessen Seelenleben Einblicke gethan habe wie sonst Niemand. Diese tiefe Unwahrheit macht ihr Buch geradezu widerwärtig. Das ist der Grund, weshalb ich immer und immer wieder darauf hinweisen muß, daß sie von dem wirklichen Nietzsche absolut nichts versteht. Ihr Buch ist die Ursache einer Unzahl in der Welt verbreiteter Irrthümer geworden. Ich blätterte gestern in einigen Schriften tüchtiger Gelehrten über Nietzsche. Die Herren wollten sicher so gewissenhaft wie möglich sein, aber die Gesammtanschauung war trotzdem falsch; es war ganz ersichtlich, daß die Verfasser zu anderen Resultaten gekommen wären, hätten sie sich nicht durch dieses Buch auf ganz falsche Bahnen lenken lassen. Sie haben geglaubt, darin etwas Wahres zu finden, namentlich in den Aussprüchen Nietzsches, die aber gerade, wohl sämmtlich, entstellt sind. Und dadurch haben sich die Herren ihre Bücher vollständig verdorben und, wenn sie sie nicht umarbeiten, für die Zukunft werthlos gemacht.

Nun ist es ja richtig, daß die Darstellung von Frau Lou Andreas auch deshalb vielfach Glauben gefunden hat, weil sie der traurigen Zeitströmung entgegenkommt, die alles geistig Große aus dem Pathologischen erklären möchte. Diese Lehre hat bezaubernd gewirkt, gerade auf den Philister. Wie stolz hebt sich Dessen Brust bei dem Gedanken, daß das Genie Krankheit sein soll! Dieser Krankheit ist ja der Philister niemals ausgesetzt; und er steht beglückt vor seinem Gott und sagt: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie diese Genies.“ Aber ich hoffe auf eine Zeit, wo geniale Aerzte, Historiker und Biologen uns das Gegentheil beweisen werden und uns das Genie, den großen Menschen, als die Spitze jener Familien zeigen, die viele Generationen hindurch an sich gearbeitet und Kraft und Tüchtigkeit des Körpers, Geistes und Charakters angesammelt haben, wie bereits mein Bruder geahnt und geschildert hat: „Alle Tugend und Tüchtigkeit am Leib und an der Seele ist mühsam und im Kleinen erworben worden, durch viel Fleiß, Selbstbezwingung, Beschränkung auf Weniges, durch viel zähe, treue Wiederholung der gleichen Arbeiten, der gleichen Entsagungen: aber es giebt Menschen, welche an Tugenden und Tüchtigkeiten in Alledem die Erben und Herren dieses langsam erworbenen, vielfachen Reichthumes sind, weil, auf Grund glücklicher und vernünftiger Ehen und auch glücklicher Zufälle, die erworbenen und gehäuften Kräfte eines Geschlechtes nicht verschleudert und versplittert, sondern durch einen festen Ring des Willens zusammengebunden sind. Am Ende nämlich erscheint ein Mensch, ein Ungeheuer von Kraft, welches nach einem Ungeheuer von Aufgabe verlangt.“

Solche Ungeheuer an Kraft, die eine ungeheure Aufgabe bewältigten, haben wir Glücklichen im letzten Jahrhundert gehabt und zum Theil noch in nächster Nähe ebt: Goethe, Napoleon, Bismarck, Wagner, Friedrich Nietzsche. Wie begehren : nun nach dem genialen Arzt — der allerdings zugleich Philosoph und Biologe ı müßte —, der uns die Entstehung dieses Wunderwerkes (Das ist das Genie) erklären vermöchte! Auf anderer Seite allerdings scheint man davor zu zittern) deshalb bemüht zu sein, noch in aller Eile das Genie und seine Herkunft in ezug auf Gesundheit und Kraft durch allerlei fragwürdige Zeugnisse zu verıchtigen. Zu den Büchern, die einen solchen Zweck verfolgen, gehören die Schriften s Dr. Paul Julius Moebius.

Schon früher wohl sind Studien über das Genie nicht immer mit der größten Unbefangenheit, Gewissenhaftigkeit und Wahrheitliebe gemacht worden. Jetzt aber scheint geradezu eine gewisse Gier vorhanden, ohne gewissenhafte Prüfung allerlei Häßliches und womöglich Schmutziges über ein Genie zusammenzutragen, zu erfinden oder wenigstens zu „vermuthen". Ueberall zeigt sich die Absicht, das Jauchzen des gemeinen Heerdenthieres zu erwecken; denn das jauchzt unter allen Umständen, wenn man ihm das Genie in erniedrigter Form vorführt. Dabei kommt der Neid und der Haß der Heerde gegen alles Hervorragende in voller Naivetät zum Vorschein. Aber der vornehme Mensch wendet sich mit leichtem Ekel von diesem Schauspiel ab; und eben so der ernste, gewissenhafte Gelehrte. Ich will heute nur flüchtig auf die schlimmsten Unrichtigkeiten des Buches von Moebius über Nietzsche zurückkommen. Jeder, dem es ernstlich um die Wahrheit zu thun ist, lese die letzten Kapitel des soeben erschienenen Schlußbandes der Biographie. Herr Dr. Servaes bemerkt dazu in seiner vortrefflichen Kritik: „Ueber die Ursache von Nietzsches Erkrankung, aus der er sich nicht mehr erheben sollte, ist von ärztlicher Seite eine auf Vermuthungen gegründete Version in Umlauf gebracht worden, der Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche entschieden entgegentritt. Nietzsche soll sich nämlich in seiner Jugend durch Leichtsinn eine Krankheit geholt haben, deren nachträgliche Folgen schließlich seine Gehirnlähmung herbeiführten. Es ist gewiß nicht Pruderie oder moralische Vertrottelung, wenn die Schwester diesem mit hartnäckiger Bestimmtheit auftretendem Gerücht schroff entgegentritt. Mag es glauben, wer sich dadurch beseligt fühlt. Uns Anderen wird nicht blos die unzweideutige Ablehnung durch die Schwester genügen, sondern wir werden auch in der Lage sein, eine Reihe von psychologischen Erwägungen anzustellen, die die Hypothese in ihrer Haltlosigkeit erweisen." Herr Dr. Moebius ist der alleinige Urheber dieser mit „hartnäckiger Bestimmtheit" auftretenden „Vermuthung"; alle Anderen haben es ihm nur, Manche mit Schmerz, Andere mit dem vorhin erwähnten heimlichen Jauchzen, nachgesprochen. Aber schon in einer späteren Auflage seines Buches drückt Herr Dr. Moebius seine „Vermuthung", wie man mir sagt (ich selbst nehme ein solches Buch nicht in die Hand) mit bedeutend weniger Bestimmtheit aus. Vielleicht ist sich Herr Dr. Moebius inzwischen klar geworden, daß er in der Wiedergabe von Nachrichten in jeder Beziehung das Opfer niedriger Verleumdung, oberflächlichen Geschwätzes oder irgendwelcher Hypothesen geworden ist, und wirft sich jetzt selbst seinen Mangel an Gewissenhaftigkeit vor. Das will ich zu seiner Ehre annehmen. Jedenfalls ist sein ganzes Buch, weil es durchweg auf falschen Prämissen beruht, vollständig werthlos.

Wie falsch seine Behauptungen, wie unsicher seine Nachrichten sind, beweist der folgende Protest meines Verwandten Dr. Richard Oehler in Halle: „In den letzten Jahren ist mehrfach (zum Beispiel: in ‚Nietzsches Philosophie' von A. Drews) die Ansicht aufgetaucht, daß die Anlage zur Geisteskrankheit Nietzsches von mütterlicher Seite, also von der Familie Oehler her, auf ihn vererbt worden sei. Um der Wahrheit willen fühle ich mich, als ein der Familie Oehler Angehöriger, verpflichtet, dieser Meinung einmal energisch entgegenzutreten. Sie ist kürzlich wiederum in der Neuausgabe des Buches ‚Nietzsche' von P. J. Moebius vertreten worden. Ich muß Alles, was auf Seite 19 dieses Buches gesagt ist, als vollständigen Irrthum und Mißverständniß bezeichnen. Da wird nämlich be-

hauptet, ‚daß einige Geschwister der Frau Nietzsche geistig abnorm gewesen seien; insbesondere soll sich eine Schwester getötet haben, eine andere wahnsinnig geworden sein'. Beide Angaben sind falsch. Auf welchen ‚Quellen' diese dem Nietzsche-Buch von Ola Hansson entnommenen Behauptungen beruhen, vermag ich nicht mehr ausfindig zu machen; ich kann nur konstatiren, daß sie reine Erfindungen sind. Weiter heißt es: ‚Hinzugefügt wird, daß sich im Sommer 1901 auch bei dem achtundsechzigjährigen Bruder eine geistige Störung entwickelt habe'. Ich weiß nicht, ob damit etwa mein Vater gemeint ist, der zwar 1901 an einer Nierenentzündung gestorben, aber nur zweiundsechzig Jahre alt geworden ist. Er hat niemals Spuren ‚geistiger Störung' gezeigt, vielmehr bis zu seinem Ende seine volle geistige Klarheit und Frische behalten. Sollte die Behauptung aber vielleicht auf den einzigen damals noch lebenden anderen Bruder von Frau Nietzsche gehen, so hat mir dessen Witwe bestätigt, daß auch er bis zu seinem Tode, trotz einem Schlaganfall, völlig ungetrübten Geistes gewesen ist. ‚Ferner', so heißt es dann in dem Buch, ‚hat Frau Nietzsche selbst einmal angegeben, einer ihrer Brüder sei in einer Nervenheilanstalt gestorben.' Auch Dies muß ein Mißverständniß sein; denn der angeblichen Aeußerung von Frau Nietzsche liegt durchaus nichts Thatsächliches zu Grunde. Das Resultat des Herrn Dr. Moebius: ‚Man wird sich mit der Wahrscheinlichkeit begnügen müssen, daß, in der Familie Oehler ein psychopathisches Element enthalten gewesen und daß es durch die persönlich gesunde Mutter auf Nietzsche übertragen worden sei', muß ich deshalb als verfehlt und irreführend bezeichnen. Die Geschwister der Frau Nietzsche waren starke, kernige, temperamentvolle, leidenschaftliche, körperlich wie geistig auffallend gesunde Menschen. Das nur hat auch Frau Förster-Nietzsche, wie sie mir sagte, gemeint, als sie Herrn Moebius gegenüber von dem ‚Sonderlingartigen' einiger Geschwister ihrer Mutter sprach. Sie wollte damit nur die starke Ausprägung verschiedenartiger Individualitäten bezeichnen und war empört darüber, daß an ihre Bemerkung eine Erörterung über geistige Abnormität der Familie geknüpft worden sei. Auch hat sie mich vor kurzer Zeit versichert, daß ihr Bruder sich stets über die ‚Vitalität' der Familie Oehler, der Familie seiner Mutter, herzlich gefreut habe. Also muß ich alle bisherigen und zukünftigen Versuche, die Geisteskrankheit Nietzsches durch Vererbung von mütterlicher Seite her zu erklären, als eben so mißlungen und aussichtlos bezeichnen wie die, sie von väterlicher Seite herzuleiten. Ich bin übrigens bereit, Allen, die ein ernsthaftes Interesse an Mittheilungen über die Vorfahren und Verwandten Nietzsches von mütterlicher Seite haben, noch ausführlichere Auskunft zu geben. Mir kann nur daran gelegen sein, daß in dieser Hinsicht die reine Wahrheit an den Tag kommt."

Diese Erklärung wünscht Herr Dr. Richard Oehler in der „Zukunft" veröffentlicht zu sehen. Selbst den Großeltern, dem sehr gesunden Ehepaar Oehler, sucht aber Herr Dr. Moebius etwas Pathologisches anzuhängen. In der Biographie erzähle ich von der Großmutter, daß sie ihren elf Kindern gegenüber ohne jede ostentative Zärtlichkeit gewesen sei. Das heißt doch für jeden unbefangenen Leser, daß sie, der Sitte ihrer Zeit gemäß, ihre Kinder nicht mit äußeren Liebesbeweisen überschüttete und verzärtelte. Dazu bemerkt Dr. Moebius: „Was auf Abnormität hindeutet, ist die Bemerkung, daß die Großmama Oehler ihren vielen Kindern gegenüber ‚ohne jede ostentative Zärtlichkeit' gewesen sei." Wenn man auf solche

Weise auslegt, kann man allerdings Alles und Jedes beweisen; aber Niemand wird eine solche Interpretation wissenschaftlich nennen.

Nun stützt sich Dr. Moebius mit seinen Aussagen hauptsächlich auf die Darstellung von Ola Hansson; aber er vergißt, obwohl ich es ihm mitgetheilt habe, zu erzählen, daß Herr Ola Hansson im Frühjahr 1902 jedes Wort, das er über unsere Vorfahren und die Verwandten unserer Eltern hatte drucken lassen, zurückgenommen hat. Und die Dame, der Ola Hansson diese Nachrichten verdankte, bat unsere Mutter, die sie entrüstet interpellirt hatte, ihr zu verzeihen, daß sie Thatsachen erzählt habe, von denen sie absolut nichts wußte und die sie offenbar mit den Erlebnissen Anderer verwechselt hatte. Sie behauptete allerdings, daß Ola Hansson auch Vieles falsch verstanden habe, weil er des Deutschen nicht mächtig war. Also sämmtliche Nachrichten von Ola Hansson über unsere Vorfahren und die Verwandten unserer Eltern beruhen auf Irrthum und Mißverständniß, wie durch schriftliche, unwiderlegbare Zeugnisse bewiesen ist, aber auch von dem Herrn Geheimrath Professor Dr. Max Heinze in Leipzig, der bei der Unterredung jener Dame mit Ola Hansson zugegen war, bezeugt werden kann. Ich muß also nach diesen Beweisen feststellen, daß Alles, was Dr. Moebius als Thatsachen erwähnt, auf den oberflächlichsten Untersuchungen beruht und immer fraglich, wenn nicht direkt unwahr ist. Was aber seine philosophischen Auseinandersetzungen betrifft, so hat er damit wohl nur Lächeln erregt, so daß ich nicht darauf zurückzukommen brauche.

— —

Ueber die Vorfahren von mütterlicher Seite wäre noch Einiges zu sagen. Die Eltern unserer Mutter, Pastor Oehler und Frau in Pobles, waren nämlich geradezu Typen Dessen, was man gesunde Menschen nennt. Kraft, Gesundheit, froher Lebensmuth, der die Dinge nicht allzu schwer nahm, waren die Eigenschaften, die Jeder an ihnen sah. Beide sind fast nie krank gewesen und der siebenzigjährige Großpapa Oehler wäre auch an einer starken Erkältung vielleicht noch nicht gestorben, wenn er in Hinsicht auf seine Gesundheit nicht so unglaublich unvorsichtig gewesen wäre. Was aber nun die Großmutter Oehler betrifft, die das zweiundachtzigste Jahr erreichte, so würde in der That, wenn alle deutschen Frauen so gesund wären wie sie, das deutsche Volk an Vitalität alle anderen Völker übertreffen. Sie hat elf Kinder geboren, alle Kinder fast ein Jahr lang selbst gesäugt kein einziges Kind verloren, sondern alle gesund großgezogen, so daß der Anblick dieser elf Kinder aus recht verschiedenen Lebensaltern (das älteste war neunzehn Jahre alt, als das jüngste geboren wurde) mit ihren kräftigen Gestalten, blühenden Wangen, strahlenden Augen und Lockenpracht die Bewunderung aller Besucher erregte. Wenn diese Familie Oehler keine gesunde Familie war, so hat es überhaupt nie eine auf der ganzen Welt gegeben. Natürlich zeigten sich auch einige Schatten bei dieser prachtvollen Gesundheit. Alle elf Kinder waren sehr temperamentv und reichlich hartnäckig und eigensinnig, so daß es nicht leicht war, mit ihnen au zukommen. Auch unter einander entstanden oft Schwierigkeiten, aber den Elte gegenüber herrschte Ehrfurcht und bedingungslose Unterordnung; selbst als die Kint schon Erwachsene von dreißig und vierzig Jahren waren.

Ich möchte hier noch Einiges über die Familie Nietzsche hinzufügen. Au diese Familie war sehr zahlreich; die zehn Kinder stammten aus zwei Ehen de Großvaters, Superintendenten Dr. Nietzsche in Eilenburg. Die Großeltern Nietzsch

zeigen einen ganz anderen Typus als die Großeltern von mütterlicher Seite. Der Großvater, den ich nicht gekannt habe, muß offenbar ein vornehmer, würdiger, sehr gelehrter und zurückhaltender Mann gewesen sein; die Großmutter, unser geliebtes „Großchen", war eine geistig sehr lebendige und kluge Frau mit einer wahrhaft bezaubernden Herzensgüte. Die ganze Familie unseres Vaters, die ich allerdings nur in höheren Lebensaltern kennen gelernt habe, zeichnete sich durch ein ungewöhnliches Maß von Selbstbeherrschung, lebhafte geistige Interessen und einen starken Familiensinn aus, der in der rührendsten Hilfsbereitschaft der Geschwister und in den sehr guten Verkehrsformen unter einander deutlich zum Ausdruck kam. Unser Vater war der jüngste Sohn und der Liebling der ganzen Familie, da er von früher Jugend an ein außerordentlich liebenswürdiger und begabter Knabe war und als Jüngling und Mann diese anziehenden Eigenschaften behielt, auch nie eine Spur krankhaften Wesens zeigte, wie Alle, die mit ihm in der Klosterschule in Roßleben oder auf der Universität und später am Hof in Altenburg zusammengekommen sind, bezeugen. Hier muß ich noch einmal auf das Buch des Herrn Moebius zurückkommen, um wiederum zu beweisen, wie vorsichtig man bei der Annahme von Mittheilungen sein muß.

Ueber die Krankheit und den frühen Tod unseres Vaters erzähle ich in der Biographie, daß er Ende August 1848 am Abend Freunde nach Hause geleitet habe. Bei seiner Rückkehr in das Pfarrhaus kam ihm an der Thür unser kleiner Hund zwischen die Füße. Der Vater stolperte und stürzte rückwärts sieben steinerne Stufen auf das Pflaster des Hofes hinab. Dadurch zog er sich eine Gehirnerschütterung zu, fing zu kränkeln an und starb elf Monate danach, am achtundzwanzigsten Juli 1849. Er war bis dahin nie krank gewesen und hatte nie an Kopfschmerzen gelitten. Zu dieser Darstellung bemerkt Herr Dr. Moebius: „Zu diesen Angaben ist noch hinzuzufügen, daß der Pastor Nietzsche schon vor dem Unfall krank gewesen ist. Seine Witwe hat, wie mir der Hausarzt der Familie Nietzsche in Naumburg, Herr Dr. Gutjahr, sagte, wiederholt erzählt, ihr Mann habe schon Jahre lang vor dem Unfall ‚seine Zustände' gehabt. Das heißt: er sei von Zeit zu Zeit im Stuhl zurückgesunken, habe nicht gesprochen, starr vor sich hingesehen und hinterher habe er von dem ganzen Zufalle nichts gewußt." Als mir Herr Peter Gast diesen Passus vorlas, war ich höchst erstaunt und fragte mich voll Verwunderung: Wie kam unsere Mutter dazu, sechsundvierzig Jahre nach dem Tode unseres Vaters einem Arzt, den sie soeben erst kennen gelernt hatte, eine Thatsache zu erzählen, die sie in dem langen Zeitraum sonst Keinem erzählt hatte und die allen noch lebenden Gliedern der Familie Nietzsche, die unseren Vater doch viele Jahre länger gekannt hatten als unsere Mutter in der kurzen Zeit ihrer noch nicht sechsjährigen Ehe, vollständig unbekannt war? Herr Peter Gast bemerkte dazu sehr richtig: „Man [illegible] Ihre Frau Mutter so oft um Erzählungen gequält und ihr suggerirt haben, eine anormale Erbschaft vorhanden sein müsse, bis ihr irgend ein Vorkommniß [illegible] gefallen sein muß, das sie nun nach den Wünschen ihrer Ausfrager interpre[illegible]." Immerhin fragte ich mich: Auf welches Vorkommniß mag sich diese Interpretation beziehen? Die Aufklärung ist auf die allerheiterste Weise mir erst kürzlich gekommen. Wie ich schon erwähnte, waren die zehn Geschwister Nietzsche sehr [illegible]reich und rücksichtvoll unter einander und nach der Sitte jener Zeit lebten die unverheiratheten Schwestern bei den verheiratheten Geschwistern. Nun brannte

der einen verheiratheten Schwester das Haus ab; deshalb lud unser Vater die unverheirathete Schwester, die dort gewohnt hatte, auch noch zu sich ein, so daß er nun von vier erwachsenen weiblichen Wesen umgeben war; unsere Großmutter Nietzsche und eine andere Schwester wohnten schon bei uns. Offenbar haben sich die Geschwister Nietzsche Sorgen gemacht, daß dieser jüngste Bruder sich in seiner Güte zu viel aufgebürdet habe und daraus Schwierigkeiten entstehen könnten, — zumal die jüngste Tante, die er zuletzt eingeladen hatte, eben so temperamentvoll wie unsere damals noch sehr jugendliche Mutter war. So hatte sich denn einer der Schwäger aufgemacht, um die Situation zu prüfen. Ich lasse die folgende Stelle aus einem Brief vom Frühling 1848 folgen: „In Röcken hatte ich prächtige Tage Ludwig kommt mit seinen vier Weibsleuten fürtrefflich aus; eigentlich sinds fünf, da sich das allerliebste Elisabethchen durch Schwatzen und Lachen schon recht bemerkbar macht. Mit den beiden Dienstmädchen sind es sieben Frauenzimmer. Auch Rosalie und Fränzchen" (Franziska, unsere Mutter) „vertragen sich gut unter einander. Ich erlebte zwar einen kleinen Disput wegen zweier erfrorenen Rosenstöcke, es ging aber schnell vorbei. Ludwig sagte kein Wort dazu, lehnte sich zurück und machte die Augen zu. Er that, als ob er nichts gesehen und gehört habe, und redete dann ruhig weiter. Er ist mit Allen so liebreich. Mutterchen (unsere Großmutter) war nicht dabei, sagte aber nachher mit Lächeln, so mache er es immer, deshalb ginge es so gut."

Hier finden wir also das Körnchen Wahrheit, das der Erzählung unserer Mutter zu Grunde liegt. Was entsteht nun aber aus dieser ganz harmlosen Erinnerung? Dem zuhörenden jüngeren Arzt, der meine Mutter nur zwei Jahre gekannt hat und dem alle näheren Verhältnisse unbekannt waren, erscheint nach ihrem Tode (achtundvierzig Jahre nach dem Tode unseres Vaters) diese sehr kluge Gepflogenheit eines höflichen, formvollen Hausherrn, der Ruhe und Frieden im Hause haben will, als etwas „Krankhaftes". Herr Dr. Moebius nennt ohne jeden Beweis dieses „Krankhafte" in seiner Darstellung kurz und bündig „kleine epileptische Anfälle". Einige Zeilen weiter konstatirt er bereits als Resultat seines Nachdenkens eine „Gehirngeschwulst" unseres Vaters; und wieder einige Zeilen weiter spricht er mit ziemlicher Sicherheit von einem „Gliom", das mein Vater sein ganzes Leben lang gehabt haben soll und das nur durch den Sturz sich schneller entwickelt habe Die ganze Schlußfolgerung ist wahrhaft komisch; denn Alles kommt nur daher, daß unser lieber Vater sich öfters in seinem Stuhl zurücklegte und die Augen zumachte, um kleine Streitigkeiten höflich zu überhören. Auf solche Grundlagen ist die wissenschaftliche Untersuchung des Dr. Moebius aufgebaut.

Aber dieses Beispiel beweist zugleich recht deutlich, daß falschen Nachrichten durchaus nicht immer unfreundliche oder böswillige Absichten zu Grunde liegen. Manchmal giebt es wirkliche Irrthümer, die auf Mißverständnissen wohlgesinnter Menschen beruhen. Im Allgemeinen pflegen die Leute nämlich nicht den Vorgang selbst zu erzählen, sondern Das, was sie sich dabei gedacht haben, und sie vergessen oft, daß sie den Vorgang selbst meist gar nicht miterlebt haben, sondern nur irgendwelche Vorbereitungen sahen oder Nachklänge hörten, woraus sie dann später ihre Erzählungen formen. Zu diesen Erzählern, die in wohlwollender Absicht falsche Mittheilungen machen, gehört der Hauswirth meines Bruders in Sils-Maria. Ich will ein Beispiel anführen. Mein Bruder war gewohnt, sobald er früh aufstand, sich von Kopf bis zu Fuß kalt abzuwaschen. Er ließ sich deshalb morgens eine

kleine Wanne mit Wasser ins Zimmer bringen. Im Sommer 1888 nun (auf den sich übrigens alle Erzählungen des Hauswirthes beziehen; die sechs früheren Sommer mit den ganz anders gearteten Verhältnissen scheint er absolut vergessen zu haben) war im Engadin ungewöhnlich schlechtes Wetter. Dadurch holte sich mein Bruder eine starke Influenza und war gezwungen, auf seine sechs bis acht Stunden langen Spazirgänge zu verzichten und im dumpfen, kleinen Zimmer zu verweilen. In Folge der Influenza und des Mangels an Bewegung quälte ihn, wie er sich ausdrückte, eine „absurde Insomnie", so daß er manchmal früh um drei Uhr nicht mehr schlafen konnte, sondern aufstand und arbeitete. Um nun seine Hauswirthe nicht so früh zu stören, ließ er sich die kleine Wanne mit Wasser schon Abends ins Zimmer bringen. Was macht nun sein Hauswirth aus dieser Thatsache? Im guten Glauben erzählt er, daß mein Bruder, um sich wach zu halten und arbeiten zu können, seine Füße nachts in kaltes Wasser gestellt habe! Vielleicht spielt hier eine Reminiszenz an Schiller mit hinein.

Aber auch lustige Erlebnisse pflegt der treffliche Mann in wunderlichster Weise zu verdrehen; zum Beispiel: die Geschichte mit dem Frosch, den mein Bruder für eine englische Malerin zu einem Stilleben gesucht und gefunden hatte, der sich aber zum allgemeinen Ergötzen durchaus nicht als lebendes Modell behandeln lassen wollte und aus dem Stilleben herausprang. Der Hauswirth erzählt nun dieses Vorkommniß, das er nicht miterlebt hat (er hatte nur eine Schachtel für den Frosch zu liefern), als ein eigenes Erlebniß. Es taucht aber in seiner Erinnerung in einem vollständig falschen Zusammenhang auf und die Erzählung klingt nun, als ob Nietzsche mit Eifer Frösche gesammelt habe, um ängstliche Damen damit zu erschrecken und dann auszulachen. Einem Zeitungschreiber ist Das noch nicht pikant genug und so macht er aus den Fröschen schleunigst Kröten. Auf solche Weise entstehen Anekdoten, die für Geschichte ausgegeben werden.

So geht es mir nun fast bei allen Erzählungen, die mir durch Dritte zu Ohren kommen. Immer muß ich dazu sagen: „Das war ja ganz anders", — und fühle mich dann versucht, durch lange Erklärungen diese Legenden zu zerstören. Schließlich lasse ich aber die kleinen falschen Geschichten laufen, wenn sie nicht gerade Unheil anstiften können und in gutem Glauben erzählt werden. Nur wo ich direkte Entstellungen bemerke, wo die Absicht mitgewirkt zu haben scheint, meinen Bruder zu verdächtigen und zu verkleinern, ist es meine Pflicht, mit der strengsten Gewissenhaftigkeit dagegen zu kämpfen. Deshalb muß ich mich mit aller Strenge gegen die beiden Bücher von Dr. Moebius und Frau Lou Andreas wenden, damit Jedermann einsieht, daß sie auf lauter falschen Grundlagen beruhen. Wer von jetzt an noch glaubt, daraus Meinungen und Nachrichten für weitere Schriften entnehmen zu dürfen, beweist nur, daß es ihm nicht um die Erkenntniß der Wahrheit zu thun ist. Daß diese Bücher überhaupt geschrieben werden konnten, lag an dem Umstand, daß ihre Autoren das Nietzsche-Archiv mit allen aufgespeicherten Zeugnissen unterschätzt haben, dazu auch mich, deren Pflicht es ist, mit der größten Rücksichtlosigkeit gegen Andere und mich selbst (es ist unbequem und unangenehm, sich Feinde zu machen) alle nur verfügbaren Waffen zu gebrauchen, um die Wahrheit über Friedrich Nietzsche festzustellen.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Irmgards Lachen.

Wenn ich doch wieder einmal so recht aus Herzensgoldgrund herauf lachen könnte wie diese kleine Irmgard! Nicht spöttisch lachen, nicht wehthun, nein, planlos fröhlich sein, hüpfen und pfeifen und Hut in die Lüfte werfen aus närrischer Freude am Lebenstand! Purzelbaum schlagen die lustigen Wiesen hinunter, mit Händen und Zeigefinger und großen Augen eindrucksvoll meine stumpfen Kameraden mitfortreißen in unbetretene Märchenländer, selbst als Märchenhans durch verzauberte Wälder wandern, arm wie eine Kirchenmaus und doch im Herzen Helme und Schilde voll Rheingold!

O Ringel-Ringel-Reihn wildfröhlicher Jugendzeit! O Ihr lieb-lieben Märchengestalten, Rumpelstilzchen und Allerleirauh und königliche Gänsehirtin — „o Du Falada, da Du hangest" —, Waldhäuschen in den Ländern weitab hinter Sonnenuntergang, wunderlich Wurzelwerk im wilden, wilden Wald! . . .

Komm einmal her, Klein-Irmgard! Sag' mir doch, Du blondes, grundgutes Menschengeschöpfchen, sag' mir einmal recht ernsthaft, wie stellst Dus denn an, daß Du immer so prächtige Vorwände zum Lachen findest?

„Hast Du so viele Sorgen?"

Sorgen genug!

„Wirf sie fort!"

Topp, ein vortrefflicher Einfall! Also liebe Sorgen, leidige Sorgen, seid des Dienstes mit Dank entlassen! Und schließt Euch gleich an, Ihr „reifen" Gedanken, Ihr Huckepack und Albdruck, — springt ab! Denn seht, ich will wieder allen Menschen gut sein! . . .

Sag' einmal, Irmgard, was trägst Du da für ein seltsam Panier auf Deinem zerknitterten Mädchenhut?

„Eine Gänsefeder."

Ei, ei, Kleines! Gänseblümchen sind bereits Deine Lieblingsblumen; und nun auch noch Gänsefedern?

„Da hast Du sie! Schreib' Deine Werke damit!"

Schmollt mein Knirpschen? Ach was, schmollen! Irmgard lacht!

Und so sitz' ich denn am Tisch der Gartenhütte und schreibe dies Tagebuchblatt mit Irmgards Gänsefeder.

Ich schreibe mit Irmgards Gänsefeder eine feierliche Phantasierede an die ehemalige Besitzerin: eine Rede über das Lachen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Denn sieh, mein Lachtäubchen: schon grundgediegene Männer, die Herz u Schwert auf dem rechten Fleck trugen, haben den Werth des Lachens dargetha „Niemand taugt ohne Freude": vier klare, feste Worte, gesagt und gesungen vo Walther von der Vogelweide, der lange vor uns, liebe Thüringerin, Euren Renn stieg entlang zog. „Heiterkeit und Freudigkeit ist der Himmel, unter dem Alle gedeiht, Gift ausgenommen": prächtig geformte Worte vom Mainfranken Jea Paul, der sein Leben lang ein genialer Kindskopf blieb. „Freudigkeit ist die Mutte

aller Tugenden", sagt der größte Mensch und Dichter, der in diesem Thüringen geliebt hat: Goethe.

Was aber sagen wir denn selbst? Wir möchten über das Lachen gleich eine ganze Symphonie dichten. Denn aus allen Genien leuchtet ja ein überweltlich Lachen über die Welt hin. Die Götter Homers lachten schon so laut, daß der Olymp dröhnte; und die Kraft dieses Götterlachens tragen alle göttlichen Sendlinge in sich. Das Wort „sonnig" und das Wort „lachend" sind gute Geschwister: der Sonnengott Apollo geht heiter über die Welt, seine Pfeile klirren bei jedem Tritt wie Melodie, und wer aus dem Licht stammt, hat Lachen und Pfeilklirren im Lebensschritt. Dies eingefangene Licht strahlt aus Thaten und Worten und Lebenshaltung sonnenstarker Menschen in die Mitwelt aus und macht durch Anstrahlung Jeden stark, der schwachen, aber guten Willens ist. Jeder Held ist voll verhaltener Freude. Siegfrieds Waldhorn ist ein Auflachen des verzauberten Waldes. Fällt Siegfried durch den finsteren Tronjer, so fällt die Sonne, so fällt der Tag. Aber auch in Hagens nächtlichem Trotz hör' ich ein Lachen, erst recht am Gegenbilde der Nacht erkenn' ich den Tag: ja, der Tag wäre nicht ohne die Nacht. Prometheus lacht am schauerlich hallenden Felsen; aus der Tragik der Griechen, aus Achilleus und Hektor, aus König Friedrichs Schlachten und Napoleons Eroberungen hör' ich ein Titanenlachen. Denn das Alles sind Wege und Umwege zum Licht. Balder stirbt nur, damit wir um so besser wissen, was er uns ist, und Loki, der ihn fällt, muß durch Morden des Lichtes dem Lichte dienen, — wie unsere Sorgen!

Denn unsere lieben, leidigen Sorgen stählen uns, machen uns maßvoll im Glück, machen uns gut gegen Leidende, stolz gegen Kleinigkeiten. Bleibt nur bei uns, vertraute Sorgen! Wir hoffen, Euch zu Gutgesellen und Freunden zu erziehen!

Aber das reinste Lachen, erquicklicher als Gold und Licht, ist das Lachen herzensreiner Güte. Es ist das stärkste Lachen, und sei es noch so leisen Klanges. Ich meine jenes innige Frohsein, das sich mit dem All eins fühlt und darüber ganz voll Glück ist, darüber allein so voll Dank, daß ihm alle anderen Dinge nichtig scheinen.

Solche kostbarste Freudigkeit ist Religion und Poesie zugleich, ist Wärme und Liebe, ist Sonnenkraft und Sternenbewegung und alles Lebens Kraft und Inbegriff. „L'Amor che muove il sole e l'altre stelle" — die Liebe, die da Sonn' und Stern' bewegt —: der Schlußstein von Dantes schwerem Lebensbau, die Schlußzeile seines Paradiso und seines ganzen Buches.

Der mit Schöpfergluth Erfüllte ist freudig und macht freudig Jeden, den er berührt.

Komm wieder her, Klein-Irmgard! Laß Dir sagen, mein Liebling: lache nur Dein ganzes Leben lang und laß Dich ja nicht necken noch irr machen! Hier hast Du Deine Gänsefeder wieder: steck' sie wieder auf Deinen Hut und s zu den Anderen.

Gräfenroda. Fritz Lienhard.

Ladenburg.

Daß die Freundschaft zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft nicht allzu innig sein könne, erwähnte ich schon vor ein paar Wochen. Die Deutsche hatte damals die Rheinische Kreditbank in Mannheim aus den alten Beziehungen gelöst und an ihre Gruppe gefesselt. Jetzt hat die Diskontogesellschaft den Hieb parirt; und zum Schauplatz ihres Handelns ersah auch sie die Stadt Mannheim. Noch bevor das Publikum aber erfuhr, daß Hansemanns Nachfolger die Firma Ladenburg & Söhne erworben hätten, wurde schon auf einen anderen Vorgang hingewiesen, der für die angebliche Gereiztheit der Diskontoherren gegen die Deutsche Bank zeugen sollte. In Frankreich würde man kaum wagen, dem Crédit Lyonnais die Betheiligung an einer großen Anleihe (zu den Originalbedingungen, versteht sich) zu verweigern. Deutschlands größtes Kontokorrentinstitut aber, die Deutsche Bank, die den weitesten Kundenkreis hat, wurde abgewiesen, als sie zu diesen Bedingungen an der neusten Russenemission betheiligt sein wollte. Diese Ablehnung ist aber nicht aufs Schuldkonto der Diskontogesellschaft zu schreiben; an der Spitze des Russenkonsortiums steht bekanntlich die Firma Mendelssohn & Co. Sie hat ja auch das Cirkular unterzeichnet, in dem mitgetheilt wurde, das Konsortium habe sich nach dem großen Erfolg rasch aufgelöst; dieses Cirkular gab freilich den Unterbetheiligten die Höhe ihres Gewinnes noch nicht an, sondern stellte die Abrechnung nur für die nächsten Tage in Aussicht. Dahinter verbarg sich erstens der Wunsch, durch solche Meldung die Russenkurse zu steigern, und zweitens die Absicht, die Zeichner auf die nun schon bezogene Option vorzubereiten. In Friedenszeiten und unter Wittes Regime wäre es den Herren wohl nicht so leicht wie jetzt geworden, die Anleihe in Petersburg zu erhalten. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß man der Deutschen Bank, als sie (wie von ernsthaften Leuten, so überraschend es klingt, hartnäckig behauptet wird) betheiligt sein wollte, geantwortet haben soll, man bedaure, Nein sagen zu müssen; da man die Mühe allein gehabt habe, glaube man, auch den Hauptnutzen für sich allein beanspruchen zu dürfen. Acht Millionen soll das Haus Mendelssohn (ohne die Provision von $^1/_8$ Prozent für die Last der Syndikatsleitung) an der Sache verdient haben. Dieser Gewinn wird der Firma wenigstens jetzt nachgerechnet. Auf die Abspeisung bei dem Garantiesyndikat (mit nur $2^1/_4$ Prozent) hat die Deutsche Bank natürlich stolz verzichtet; die Schuld an dem ungünstigen Bescheid aber gewiß nicht der Diskontogesellschaft zugeschoben. Im Uebrigen ist ja erklärlich, daß die Deutsche Bank heutzutage mit beinahe allen Instituten in einigermaßen getrübtem Verhältniß lebt. Wer vor allen Schüsseln, an allen Ecken und Enden der Welt einen so großen Appetit entwickelt, kann bei Denen, die mitessen möchten, nicht gerade beliebt sein. Denn die Eßlustigen fühlen sich eben immer durch die Nachbarin gefährdet.

In Mannheim, unserer wichtigsten Binnenhafenstadt, die zugleich der geschäftliche Vorort des reichen Großherzogthumes Baden ist, hat die Diskontogesellschaft also das Bankhaus Ladenburg erworben. Diese Firma besteht mehr als hundertzwanzig Jahre und hat einen alten, durch die Zeit nicht geminderten Ruf. Man darf deshalb annehmen, daß diese Erwerbung eben so werthvoll ist wie die von der Deutschen mit der Rheinischen Kreditbank unternommene Transaktion. Und die Süddeutsche Diskontogesellschaft — so wird, gegen einen Entgelt von un-

gefähr 30 Millionen, das Institut sich fortan nennen — hat noch allerlei bedeutsame Zukunftpläne: in Karlsruhe, Freiburg und anderen lohnenden Städten will sie gute Geschäfte erwerben und so, von der sicheren Basis eines sehr vermögenden Landes aus, die finanzielle Herrschaft über Süddeutschland anstreben. Wie weit der Erfolg solcher Operationen im Süden führen kann, bleibt abzuwarten. Bayern ist partikularistisch und hat sich eigene Banken von nicht geringer Macht geschaffen; sie zurückzudrängen, wird schwer sein. In Württemberg dominirt die der Deutschen Bank verbündete Vereinsbank, die außerdem mit der Firma Pflaum, einem der Darmstädter Bank und dadurch schon jetzt der Gruppe der Diskontogesellschaft liirten Institut, im Kartell steht. Immerhin dürfte man schon von einem beträchtlichen Gewinn reden, wenn auch nur das badische Land von der neuen Finanzmacht erobert würde.

Die Kreditthätigkeit des Hauses Ladenburg beruhte bisher aber zum großen Theil auf einem persönlichen Element; und dieser Zustand wird nun wohl allzu bald sein Ende finden. Eine alte Bankierfamilie lernt ihre Kunden allmählich genau kennen, fühlt sich ihnen verwandt und vermag jedem einzelnen nach und nach Herz und Nieren zu prüfen, so daß unheilvolle Irrthümer kaum noch möglich sind. Die Direktoren einer Bank aber sind Beamte, die von Osten nach Westen, von Norden nach Süden berufen werden und, mag ihr Wille noch so gut, ihr Können noch so tüchtig sein, ohne die Hilfe einer langen Tradition gar nicht im Stande sind, die Finanzgeschäfte eines weiten Kreises großer und kleiner Kunden bis ins Einzelne zu übersehen. Geschäfte werden ja nicht nach dem Schema F gemacht, sondern von lebendigen, individuell sehr verschiedenen Menschen, die, jeder auf seine Art, ihr kommerzielles Talent auszunützen versuchen. Wahrscheinlich geht Ladenburgs alte Kundschaft nun zur Diskontogesellschaft über. Ob sie hier aber die sorgsame Interessenvertretung finden wird, an die sie so lange gewöhnt war? Was die Firma Ladenburg an Rath, Beistand, Sachkenntniß, Thatkraft leisten konnte, hat der mannheimer Handel in seinem schnellen Wachsthum erfahren. Und diese Leistungfähigkeit beruhte, wie gesagt, zum wesentlichen Theil auf persönlichen Eigenschaften, die nicht von einem zum anderen Tag auf die Nachfolger zu übertragen sind.

Heute glaubt man, eine wohlgeordnete Bureaukratie könne auch im Bereich kaufmännischer Geschäfte den Einzelnen ersetzen, und die meisten Männer der Wissenschaft, die über diese Dinge schreiben, zögern, einem Bankier eben so große Verdienste um die wirthschaftliche Entwickelung zuzusprechen wie gewissen Großhandelsherren vergangener Tage. Diese Tendenz unserer Zeit zwingt uns erst recht, einem Haus von der ehrenvolle Geschichte des ladenburgischen all das Gute nachzusagen, das es verdient. Tausende unabhängiger und gescheiter Männer können bezeugen, daß Mannheim ohne Ladenburg kaum zu denken ist. Mannheim war nicht etwa, wie Leipzig, eine alte Handelsstadt, in der erfahrene Kaufleute von genügendem Vermögen lebten, sondern ein neues Gemeinwesen, dessen Bürgern zunächst zwar nicht die Unternehmungluſt, doch der Reichthum und die nöthige Schulung in Geschäften fehlte. Einen schwer überschätzbaren Vortheil hatte es freilich für sich: den Rhein, die Pumpstation, wie der Pfälzerwitz sagte. Der kurfürstliche Hoffaktor Ladenburg wartete geduldig, bis seine Zeit gekommen war: nach der französischen Epoche mußte erst das dumpfe Gefühl der Unterthänigkeit geschwunden, der Erwerbssinn erwacht sein, ehe man an einen Handelsverkehr größeren Stils denken konnte. Allmählich kam es so weit. Von Mannheim aus wurde die Einfuhr und Ausfuhr

von Getreide, Holz, Hopfen, Wein, Tabak, Chemikalien vermittelt; und fast Alle, die in diesem erstarkenden Import- und Exporthandel thätig waren, standen im Hauptbuch des einen Mannes. Ladenburg kannte ihre Pläne und ihre Bilanzen; er kontrolirte und kritisirte sie und gab ihnen, wenn sie ihm solid genug schienen, große Kredite. Eine ganze Weile später erst folgten die anderen Bankiers seinem Beispiel; und auch dann hatten sie nicht eine so offene Hand. Vermuthlich giebt es in unserem Vaterland noch manche Stadt, die ihren Wohlstand dem klugen Kopf und weiten Blick eines Einzelnen zu danken hat. Die Theoretiker, die in dicken Bänden die Geschichte der deutschen Unternehmer behandeln, sollten solchen Spuren recht eifrig nachgehen; vielleicht fänden sie dann ein Jahrzehnte umfassendes Material, dessen Werth beträchtlicher wäre als der knifflicher Kombinationen. Ladenburg war schon der Bankier der aufblühenden Stadt, als in Mannheim die Börse noch unter freiem Himmel tagte, das Geldwechselgeschäft sich also in der primitivsten Form vollzog und durch Ausrufer bekannt gemacht wurde, daß Herr Ladenburg „heute" nach Frankfurt reise und Wechsel kaufe; wer London brauche, möge sich melden. So Vieles sich seitdem änderte: das Haus blieb aufrecht.

Von Mannheim aus wird nicht nur Baden, das immer noch zukaufen muß, mit Getreide versorgt, sondern auch Bayern, Württemberg, Elsaß-Lothringen und die Schweiz. Einst war Bayern die Kornkammer Süddeutschlands. Das ist anders geworden, seit die Bevölkerungzahl im Wittelsbacherreich gestiegen und die Lebenshaltung höher geworden ist. Trotz aller Konkurrenz, die durch das berliner Lieferungsgeschäft und in den Seestädten Hamburg, Bremen, Antwerpen und namentlich Rotterdam entstanden ist, behauptet Mannheim noch heute seine Machtstellung als wichtigster Platz des Effektivhandels. Auf dem Wasserweg über Genua wird von hier mit der Gotthardbahn auch Getreide in die Schweiz geliefert. Wer die mannheimer Hafenanlagen sieht, braucht nicht einmal auf das benachbarte Ludwigshafen zu blicken, um zu erkennen, daß alle Nebenbuhlerschaft den rastlosen Fortschritt der Stadt nicht zu hemmen vermocht hat. Der moderne Handel läßt sich örtlich nicht mehr binden; er begnügt sich nicht mit einem Platz. Mannheimer Getreidehändler stellen den Weltmarktpreis, wie es gewünscht wird: loco Rotterdam oder anders; sie können ihren argentinischen Weizen auch über Genua in die Schweiz schicken. Mannheim ist in solchen Fällen eben nur der Schauplatz der Vertheilung. Für die Schweiz ist die Tarifgrenze übrigens die Linie Olten-Luzern; erst dort ist die Differenz auszurechnen, die entscheidet, ob die Rheinverschiffung via Rotterland oder der Versand über Genua billiger ist. In Brunnen und Erstfeld gehören die Silos der Gotthardbahn. In dem genuesischen Silo lagern meist Sendungen aus Galatz (dessen Silo dem rumänischen Stat selbst gehört). In einigen Donauhäfen haben mannheimer Firmen eigene Silos.

Auch für deutschen Tabak ist und bleibt Mannheim natürlich der erste Pla In der Erntezeit entsteht für Wein, Tabak, Hopfen gewöhnlich ein starker Geld bedarf. Auch diese Verhältnisse sind freilich dem Wandel alles Menschlichen unterworfen. Früher pflegte im Juli, wegen der inländischen Wolle, Geldknappheit ein zutreten. Das hat aufgehört, seit mehr argentinische und australische Wolle verbraucht wird. Aus dem Schwarzwald kommt das Holz den Rhein hinunter un auch für diesen sehr großen Handel ist Mannheim der Vertheilungplatz.

Freundschaften zwischen Bankier und Kundschaft sind immerhin selten. Vor

Ladenburgs kann man sagen, daß sie mit der werthvollsten Schicht ihrer ausgedehnten Kundschaft beinahe auf dem Fuß der Freundschaft verkehrten. Diese Beziehungen nützten natürlich auch dem benachbarten Ludwigshafen, wo es damals weder die Pfälzische Bank noch die Filiale der (münchener) Bayerischen Vereinsbank gab. Ludwigshafen wäre in der Bayerischen Pfalz schwerlich so groß geworden, wenn Mannheim nicht — das Bedauern half später nicht — den Fehler begangen hätte, sich gegen die Gründung der neuen Chemikalienfabriken zu sperren. Ladenburgs waren auch in diesem Fall auf dem Posten. Sie gehören zu den Gründern der Badischen Anilin- und Sodafabrik, der großen Zellstoff-Fabrik Waldhof, der Zuckerfabrik Waghäusel, der Alkaliwerke Westeregeln und zu den Großinteressenten und Finanzmännern der Elektrizität-Gesellschaft Schuckert. Das frankfurter Haus hat noch in neuster Zeit besonderes Glück mit Kunstseide gehabt, deren Aktien im Lauf weniger Monate über 400 Prozent gestiegen sind. Diese frankfurter Firma bleibt, wie die alte londoner und die jüngere, aber sehr wichtige Verbindung in New-York, einstweilen selbständig; sie werden nicht in die neue Kombination einbezogen. Die Diskontogesellschaft übernimmt vorläufig nur das mannheimer Haus. Früher gab es auch eine Niederlassung in Wien, deren Inhaber durch Heirath der Reichste der Familie geworden sein soll.*) Der Preis, der von Berlin aus jetzt für das mannheimer Haus gezahlt worden ist, hätte vor einiger Zeit noch, bevor mehrere Erbtheilungen das Vermögen geschmälert hatten, zum Erwerb nicht hingereicht. Um den wichtigsten mannheimer Handel nach allen Seiten vertreten zu können, müßte die Diskontogesellschaft nun noch eine feste Stütze in der Schweiz suchen. Da sie aber längst mit dem Baseler Bankverein verbündet ist, braucht sie nach dieser Richtung nicht erst vorzusorgen.

Manche blinde Agrarier halten die Thätigkeit des Bankiers für eine mühelose Art des Gelderwerbes. Wie falsch dieses Urtheil ist, lehrt die Geschichte unserer alten großen Kontokorrentfirmen. Und noch etwas Anderes lehrt sie: daß in vielen deutschen Städten die Bürger zu den Künsten des Rechnens und Handelns erst erzogen werden mußten, — erzogen von einer Klasse, die lange zurückgesetzt und scheel angesehen war und in solcher Noth den Handelssinn besonders geschärft hatte. Diese Entwickelung pflegt heutzutage schnell aber vergessen zu werden, sobald Einer aus dieser Klasse sich zu selbständiger Macht emporgearbeitet hat.

Pluto.

*) Gemeint ist wohl Herr Ludwig Ladenburg, der um die Zeit der bürgerlichen Revolution eine Tochter des angesehenen prager Bankiers Leopold von Laemmel heirathete und als Schwiegersohn einen Theil der Geschäftsleitung auf sich nahm. Gegen Ende der fünfziger Jahre ging die Firma Laemmel ein und Ludwig Ladenburg grün- e in Wien, wo das mannheimer Bankhaus vorher durch ein anderes Institut vertreten esen war, ein eigenes Geschäft. Da er einen Palast am Opernring und in Pötzleins- f eine Villa mit herrlichem Park hatte, muß er sehr reich gewesen sein. In der neuen ma blieb er aber nicht lange. Er wurde Direktor der Nationalbank, ließ sich dann in en Verwaltungrath der Franz Joseph-Bahn, später auch in den österreichischen Reichs- rath wählen. Doch seine Gesundheit war nicht fest, er mußte auf jede geschäftliche und olitische Thätigkeit verzichten und das kinderlose Ehepaar, dessen Haus in Wien ein Mittelpunkt großartiger Geselligkeit gewesen war, zog nach Florenz. Dort ist zuerst die u, bald auch der Mann nach kurzem Aufenthalt gestorben.

Selbstanzeigen.

Krankheiten der Juden. Benno Konegen in Leipzig.

Heutzutage ists ein Wagniß, von Krankheiten der Juden zu reden. Leicht verletzt man da einen parteipolitischen Interessenkreis und muß unberechtigte Lobpreisungen oder Vorwürfe über sich ergehen lassen. Doch solche Bedenken lähmten mich nicht. Ich durfte auch nicht versäumen, die sozialökonomischen Momente zu betrachten, die Aufschluß über den Gesundheitzustand der jüdischen Rasse geben. Was die Juden als physische Rasse geworden sind, wurden sie zum großen Theil unter dem Jahrhunderte langen Zwang ungünstiger sozialer Verhältnisse. Daran durfte ich nicht wortlos vorbeigehen. Ich habe mich redlich bemüht, streng neutral zu bleiben, nichts zu verhüllen oder zu beschönigen und, wo es noththat, mit fester Hand die Schäden ans Licht zu ziehen. Und wer ist dazu berufener als der Arzt und Jude? Freilich: noch bildet die Mehrzahl der Juden kein allzu williges Auditorium. Sie will überhaupt nichts mehr von jüdischer Rasse, von Rassebesonderheiten hören, fürchtet oft auch, zu den entarteten Nachkommen des auserwählten Volkes gezählt zu werden und dadurch judenfeindliche Bestrebungen nur gefördert zu sehen. Und doch kann nur Selbsterkenntniß und Selbstkritik die von allen Seiten gewünschte Besserung des Rassenmaterials schaffen.

Elberfeld. Dr. Heinrich Singer.

Die Kirche siegt! Otto Janke, Berlin.

Mein Roman will die Leser vor Probleme stellen, die heute nicht nur die Kirche, sondern alle Gebildeten beschäftigen, nämlich das Verhalten der Kirche zur Feuerbestattung und zum Selbstmörder. Es will kein Tendenzroman sein. Es kommt ihm nur auf die künstlerische Gestaltung der Probleme, auf die Seelenkämpfe an, in die ein streng religiöser Geistlicher durch an sich geringfügige und doch zwingende Verbote geführt wird. Daß es sich nur um psychologische und nicht um tendenziöse Entwickelung handelt, zeigt der Schluß. Jeder erhält sein Recht. Die Kirche, vertreten durch einen edlen, großangelegten, aber sehr strengen Konsistorialpräsidenten, hält an Normen fest, die sich nicht so leicht hinwegräumen lassen, wie der unbefangene Blick glaubt; der Einzelne aber erwirbt sein Recht auf Persönlichkeit, ohne das der evangelische Geist nicht bestehen kann

Arthur Sewett.

Rettung. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Französische Aerzte haben allen Ernstes die Liebe für eine Krankheit des Gemüthes erklärt und ihr Wesen der Wirkung eines schleichenden Giftes verglichen. Es ist klar, daß, was in diesem Aperçu Richtiges enthalten ist, durch grobe Uebertreibung, die nur die eine Seite des Phänomens berücksichtigt, wieder in Frage gestellt wird. Die Pathologie der Liebe ist noch nicht geschrieben. Es giebt — neben dem beglückenden, die Seele erhebenden echten Liebesgefühl — in der That auch eine ungesunde Liebe, die kein seliges Lächeln kennt und einen Verfall der moralischen und intellektuellen Kräfte bedingt: gleich einer maniakalischen Intoxikation lähmt sie die Energie des Willens und führt zu einer Gemüthserkrankung,

die dem geistigen Tod gleichkommt. Mein Roman schildert einen Fall solcher Liebespsychose.

Leipzig. Heinrich von Schoeler.

Die große Sehnsucht. Kurt Wiegand, Leipzig.

Darf Kunst mit Tendenz verknüpft sein? Die Frage hat die Künstler oft beschäftigt. Gewiß ist Tendenzkunst nur „kleine Kunst". Doch unsere ewig unvollkommene Welt mit ihren tausend Mißständen wird immer wieder heilige Zorn- und Spottgefühle in uns wecken und diese mit der Kunst verschmelzen lassen, wenn wir auch Gefahr laufen, nur die Seele Derer zu bewegen, deren Lebensbedingungen gleichen Gedankengang erzeugten. Und so wird auch meine Arbeit nur zur „kleinen Kunst" gezählt werden, da mein Schauspiel neben seinem Urzweck, Schauspiel zu sein, also erst durch die Wiedergabe des Schauspielers auf unseren Gehörs- und auch Gesichtssinn vollen Eindruck zu machen, den Nebenzweck verfolgt, ein Beitrag zu großen Fragen unserer Zeit zu sein. Mit vielen modernen Menschen glaube ich, daß es Pflicht der Eltern ist, ihren Kindern auf sexuellem Gebiet die volle Wahrheit zu sagen, ehe fremde Menschen sie in unreiner, falscher Weise aufklären, und hierdurch der heranwachsenden Jugend den Weg zu zeigen zu einer reineren Lebensauffassung und zur höheren Schätzung von Vaterschaft und Mutterschaft, statt durch Fabeln dem Kind die Lüge ins Herz zu pflanzen und das volle Vertrauen zu den Eltern zu erschüttern. Davon, von der Sexualsittlichkeit und von der Gleichberechtigung beider Geschlechter, ist in meinem Drama die Rede.

Rudolf Burghaller.

Die moderne Literatur. L. Simion Nachfolger, Berlin. — **Ibsen** (Moderne Essays, Heft 42/43.) Berlin, Gose & Tetzlaff 1904.

Ich nehme das Interesse des Lesers gleich für zwei — innerlich verwandte — Schriften in Anspruch. Das Buch „Die moderne Literatur" ist aus dem persönlichen Bedürfniß entstanden, Klarheit über die geistigen und seelischen Faktoren zu gewinnen, die das eigentliche Element der modernen Dichtung bilden. Die Schrift geht aus von dem modernen Menschen und sucht die Nothwendigkeit der Entstehung einer Dichtung nachzuweisen, die seinem neuen Sehen, Fühlen, Denken entspricht. Sie stellt sich dann die Aufgabe, das Bleibende und Bedeutende in Roman, Lyrik, Drama gegenüber den literarischen Tagesberühmtheiten und Modegötzen festzustellen. Hebbel und Ibsen, deren Lebenswerk ausführlich dargestellt wird, erscheinen mir in ihren Problemen und ihrer Kunst als die wahren Vertreter der Moderne. Das Buch über Ibsen entwickelt ähnliche Ideen in engem Anschluß an die Persönlichkeit und die Werke des Dichters. Ich habe Ibsen nicht „erklärt", weil seine Dichtungen in ihrer gegenständlichen Wirkungskraft keiner Erklärung bedürfen. Vielmehr ist hier der Versuch gemacht, unmittelbar in seine Ideenwelt einzuführen, die Entwickelung seiner ethischen Anschauungen zu zeigen und in einer Analyse seiner sämmtlichen Dramen das Gemeinsame ihrer Welt- und Lebensanschauung darzustellen. Im Gegensatz zu den „Entdeckern" Ibsens sehe ich in den letzten Dramen den Gipfelpunkt seines Schaffens.

Dr. Hans Landsberg.

Notizbuch.

Auch Civilisten kanns schließlich Jacke wie Hose sein; wir alten Troupiers knirschen aber wieder mal, daß mans durch drei eichene Bretter hört. Und haben keinen Trost. Daß Stoetzer das Großkreuz zum Rothen mit Laub gekriegt hat, ist doch keiner; deutet höchstens an, daß der König von Metz noch fest unter seinem Thronhimmel sitzt (was er ja auch selbst glaubt; hätte sich sonst nicht neue Pferde gekauft) und der Zweite Garde-Armin noch eine Ecke abwarten muß, bis er in den neuen Generalkommandopalast einziehen darf (für dessen Kaiserpfalzräume S. M. selbst die Tapeten aussucht.) Herrgott: kostet diese Rekordfestung uns einen Haufen Geld! Und im Kriege könnte sie uns obendrein noch die Entschlußkraft des Führers kosten. Wer denkt bei uns aber noch an den Krieg? Wenn mans thäte, wären solche Spitzen der Rangliste unmöglich." Diesen ganzen Grimm, den ein allzu früh Pensionirter hoher Charge mir neulich ausstöhnte, hatte die Ernennung neuer Feldmarschälle bewirkt. Die ja auch in den Zeitungen viel beredet wurde. Vier Herren, darunter ein Prinz, von denen keiner vor dem Feind ein Kommando hatte, Feldmarschall, sagt man, sollte nur heißen, wer im Felde die Truppen geführt, an ihrer Spitze glorreich gefochten hat. So wars immer und überall; bei Marlborough wie bei Suworow, bei Derfflinger und Blücher, Daun, Radetzky und Ney. Will man tüchtigen oder beliebten Leuten, die in Generalstäben oder in der Hofadjutantur aufgewachsen sind, noch höhere Titel geben als den des Generaloberſten, so mag man sie (österreichisch) Feldmarschall-Lieutenant oder (brandenburgisch) Feldzeugmeister nennen; den Marschalltitel soll man den Kriegern und Siegern lassen. Alles richtig; und es wäre wohl besser gewesen, nie von der alten Preußensitte zu weichen, nach der kein Prinz Feldmarschall werden durfte. Aber sind diese Titelfragen wirklich so vieler Reden werth? Der Kaiser wünscht, Feldmarschälle in seinem Gefolge zu sehen. Einen großen Krieg haben wir seit vierunddreißig Jahren nicht mehr geführt, also giebts auch keine Generale mehr, die mit Siegerkranz und Marschallstab aufmarschiren könnten; also müssen Feldmarschälle ohne Feldleistung heran, Männer sogar, die, wie Herr von Hahnke, nicht einmal im Frieden ein Corps geführt haben. Was man nun Einem geben würde, der eine große Schlacht gewonnen hätte, wissen die Götter. Dazu wirds so bald ja auch nicht kommen. Und daß alle Auszeichnungen bei uns in raschem Tempo entwerthet werden, ist leider schon eine alte Geschichte. Den Schwarzen Adler haben jetzt ja auch merkwürdige Zeitgenossen; und Signor Leoncavallo rangirt mit den berühmtesten Häuptern deutscher Wissenschaft. Name ist Schall und Rauch. Das kriegerisch klingende Wort Feldmarschall bedeutet künftig eben nichts so Besonderes mehr, ist nur noch ein Titel wie andere. Die Excellenzen im Bürgerrock sollten wegen solcher Lappalie die Gebisse nicht strapaziren. Und die Armeekritiker in der Presse sollten lieber fragen, ob die allzu lange schon herrschende Tendenz, hohen Hofoffizieren die Corpskommandos zu geben, nützlich wirken kann. Ob Einer, der gestern Generaloberst hieß, heute Feldmarschall heißt, ist am Ende gleichgiltig; nicht aber, ob Armeecorps Männern anvertraut werden, denen das innere Leben und der Frontdienst der Truppe stets fremd geblieben ist.

* * *

Der österreichische Reichsrath ist wieder einberufen worden. Da er ein neues Ministerium vor sich hat, wird vielleicht eine Weile vernünftige Arbeit (ohne Obstruktion) möglich sein. Wie lange aber? Nach Menschenermessen muß es bald wieder Skandal geben und die Maschine stillstehen. Der grazer Staatsrechtslehrer Professor Gumplowicz schreibt mir über dieses Thema: „Der österreichische Parlamentarismus dauert nun

schon über vierzig Jahre. Und was lehrt er uns? Daß er unmöglich ist. Aus dem Westen verpflanzte man ihn zu uns herüber. Hier gedieh er aber nicht. Halbwegs konnte sein Schein aufrechterhalten werden, so lange noch die Deutschen im ‚Schmerling-theater' vor dem Schottenthor das Uebergewicht hatten. Das war in den siebenziger Jahren. Je mehr die Macht der Deutschen zurückging und die der anderen Nationen wuchs, um so klarer erkannte man, daß nationale Kämpfe den Parlamentarismus unmöglich machen. Politische und soziale Parteien sind in Parlamenten möglich; nationale nicht. Denn der Kampf der Nationen ist toto genere vom Kampf der Parteien innerhalb einer Nation verschieden. An diesem inneren Widerspruch zwischen Parlament und Nationalitätenkampf scheitern selbst die Regirungskünste der geschicktesten Minister. Auch Auflösungen und Neuwahlen halfen dagegen nicht. Denn das Uebel stammt eben nicht von der zufälligen Parteienbildung, sondern von dem erbitterten Nationalitätenkampf. Wer rückwärts ein Halbjahrhundert überblickt und die Entwickelung Oesterreichs ohne Illusionen sieht, muß zweifeln, ob ein Centralparlament, wie es Schmerling für die ganze österreichisch-ungarische Monarchie träumte, auch nur noch für das namenlose Länderkonglomerat diesseits der Leitha möglich wäre. Die letzten vierzig Jahre haben zu deutlich bewiesen, daß ein Parlamentarismus, den verschiedene Nationen zum Kampf gegen einander benutzen, nicht lebensfähig ist. Und wo ist ein Weg zur Rettung? Ich sehe nur einen: die Länder (deren Leitung einheitlich bleiben muß) müssen nationale Parlamente erhalten. Freilich dürfen es nicht siebenzehn Länder sein, wie nach der heutigen Verfassung Oesterreichs; mit siebenzehn Parlamenten kann man auch nicht regiren. Unter möglichster Wahrung nationaler Einheiten müssen größere Länderkomplexe gebildet werden. Die Idee scheint abenteuerlich; sie wird sich aber von selbst durchsetzen. Heute giebt es ohnehin für diese Länder kein Centralparlament mehr. Denn ein Reichsrath, der alle paar Monate auf einige Wochen zusammenberufen wird und dann wieder ad oculos demonstrirt, daß er nicht leben kann, ist doch kein Parlament. Zum Absolutismus kann man nicht zurück; und eine Neukonstituirung Oesterreichs kann nur auf natürlichen, vorhandenen Grundlagen erfolgen. Solche Grundlagen sind die großen nationalen Länderkomplexe; in jeden von ihnen müssen einige der heute existirenden ‚Königreiche und Länder' aufgehen. Mit vier oder fünf lebensfähigen nationalen Parlamenten läßt sich jedenfalls leichter regiren als mit einem nicht nationalen und nicht lebensfähigen. Zu einer solchen Umgestaltung ist Oesterreich heute reif. Nur einer kühnen Initiative bedarf es. Haben die Länder selbst Kraft genug, dann kann die Umgestaltung, wie die ungarische in den sechziger Jahren, von unten kommen. Fehlen den Ländern aber diese Kräfte, dann wäre nur noch an eine Rekonstituirung von oben zu denken, die freilich den starken Willen eines genialen Mannes fordern würde Und dieser Retter aus der österreischen Noth scheint leider noch immer nicht gefunden."

* * *

Herr Professor Dr. Ludwig Gurlitt wünscht die Aufnahme der folgenden Replik:

Die etwas persönlich gehaltene Aussprache des Herrn Professors Dr. David Coste, irektors des wilmersdorfer Bismarck-Gymnasiums, zu der ihn mein kleiner Artikel Schule und Haus" veranlaßt hatte, macht mir eine kurze Erwiderung zur Pflicht. Daß as deutsche Volk bei der Arbeit sei, sich völlig neue Erziehungverfahren zu schaffen oder doch vorerst im Geist auszugestatten, soll man nicht deshalb glauben, weil ich es gesagt habe, sondern, weil es eine offenkundige Thatsache ist. Die große geistige Revolution, die sich in der Gegenwart vollzieht und auf alle Gebiete unseres Kulturlebens einwirkt, auf Sozialpolitik, Kirche, Wissenschaft, Kunst und Handwerk, diese Revolution kann unmög-

lich ohne tiefe Einwirkung auf unser Schulleben vorübergehen. Das Reformbedürfniß zeigt sich auch auf diesem Gebiet in zahllosen Schriften und in öffentlichen Versammlungen; auf den Kunsterziehungtagen in Dresden und Weimar und auf dem Ersten Deutschen Erziehungtag in Weimar, in Vorträgen von Wanderrednern (Dr. Johannes Müller, Arthur Schulz) und in täglichen Gesprächen der Gebildeten wurde und wird es sichtbar. Sollte Herr Coste von Alledem bisher noch nichts gemerkt haben? Uebrigens ist die Thatsache weder überraschend (denn fast jedes Zeitalter hat neue pädagogische Bahnen gesucht) noch auf Deutschland beschränkt, wie ein Blick in Wilhelm Münchs „Zukunftpädagogik" lehrt. Wie sich jeder Einzelne, Fachmann oder Laie, zu dieser modernen, starken Geistesbewegung stellen will: Das ist seine Sache; und ich achte eines jeden Mannes Ueberzeugung in dem Grade, wie er mir das Recht der meinen ungeschädigt läßt. Damit verträgt sich natürlich ein offener, ehrlicher und auch scharfer Kampf der Meinungen durchaus. Auf ein Zwiegespräch aber, zu dem Herr Coste mich einlädt, kann ich mich hier nicht einlassen; es würde zu viel Raum erfordern und doch nutzlos sein: denn hier stehen sich zwei verschiedene Grundanschauungen gegenüber, wie etwa auf politischem oder kirchlichem Gebiete Orthodoxie und Liberalismus. Nur zwei Fragen will ich beantworten. Erstens: meine Kenntnisse von den Beziehungen der Schule zum Elternhaus habe ich in Deutschland gesammelt; eine bestimmte Schule hatte ich bei meinen kritischen Betrachtungen nicht im Auge. Ich bekämpfe alteingesessene Gebräuche und Anschauungen, die mir nicht mehr zeitgemäß erscheinen, lasse mich aber nicht zu persönlichen Angriffen verleiten. Ich weiß zweitens sehr wohl, daß die Herren Direktoren im dienstlichen Verkehr mit dem Publikum mindestens den „korrekten" Ton einhalten; etwa so: „Hinsichtlich Ihrer werthen Anfrage, den Urlaub Ihres Sohnes betreffend, erlaube ich mir, Ihnen ergebenst mitzutheilen, daß ich auf Grund der Verfügung des ... vom ... dieses Monats zu meinem Bedauern Ihrem Wunsche keine Folge geben kann. Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst ..." „Höflich bis zur letzten Galgensprosse", wie Bismarck sagte; aber „Der Andere hört von Allem nur das Nein." Wenn ich also schrieb, es heiße „Maul halten," so glaubte ich, daß Leser der „Zukunft" diese derbe Formel richtig in dem Sinn auffassen würden: „Da hat Dein Einspruch kein Gewicht und keine Folge; da herrscht die allmächtige Verfügung." Herr Coste aber führt meine Worte als persönliche Beleidigung oder Beleidigung aller Direktoren auf und schreibt, auch im Uebrigen meine Betrachtungen abweisend, mit feinem Spott: „Möge Herr Gurlitt bald den Muth und die Mittel finden, sich aus den unhaltbaren Verhältnissen, die er schildert, in solche freie Thätigkeit hinüberzuretten und selbst eine Schule einzurichten, bei deren Ausbau ‚die Wünsche, Ansprüche, Bedenken und Hoffnungen der Eltern zum klaren Ausdruck kommen und sich Anerkennung erwirken'. Da kann er dann lehren, wie man es machen muß, und erwirbt sich hoffentlich Verdienste um das Vaterland, um die Zukunft des Staates, um Schule und Haus." Das Selbe haben mir schon ernste und kluge Leute aus ehrlicher Gesinnungsgemeinschaft empfohlen. Von meinen Gegnern lasse ich mich aber nicht so bei Seite schieben; auch scheinen die Zustände mir nicht „unhaltbar", sondern nur reformbedürftig. Ich danke aber Herrn Coste. Unbewußt liefert er uns hier durch ein Musterbeispiel den Beweis, daß meine Beschwerden ihre Berechtigung haben; denn wie würde er mit einem Vater seiner Schüler verfahren, der Etwas an den deutschen Schulen zu tadeln hätte, wenn er sogar einem im Schuldienst ergrauenden Berufsgenossen in solchem Fall mit spöttischer Höflichkeit die Thür weist! Schon jetzt herrscht Lehrernoth; wenn aber alle die offen oder heimlich „Nörgelnden" auf Herrn Costes Rath den Schulstaub von ihren

Schuhen schüttelten und den Staatsdienst verließen, dann würden die Herren Direktoren bald nicht mehr wissen, wie sie Schule halten sollten. Die Zahl der Kollegen, die sich mir in Schrift und Rede als Gesinnungsgenossen bekannt haben, ist größer, als Herr Coste annehmen dürfte. Während ich schreibe, kommt mir der „Tag" vom vierzehnten Januar in die Hände, worin der Oberlehrer Dr. Albert Gruhn einen kleinen Aufsatz über das Thema: „Eine neue Art der Jugenderziehung" (also doch?) veröffentlicht. Seine Worte kommen mir sehr gelegen und sind mir wie aus der Seele geschrieben; sie berechtigen mich zu der Hoffnung, daß bald noch weitere Gesinnungsgenossen helfen werden, unser neues Erziehungideal seiner Verwirklichung entgegenzuführen. Durch den Spott der Konservativen ist noch keine fortschrittliche Bewegung dauernd zurückgehalten worden.

* * *

Herr Karl Jentsch hatte im Dezember hier an ein Wort Goethes über das schwächliche Epigonengeschlecht der Dichter erinnert, das sich auf sein Talent nicht gar so viel einbilden dürfe. Jentsch konnte die Stelle in den Gesprächen mit Eckermann nicht finden. Einzelne Leser waren glücklicher. Einer schreibt, offenbar sei die folgende Stelle gemeint: „‚Hier', sagte Goethe, ‚steht in der Allgemeinen Zeitung ein Gedicht an den König (von Bayern), das der Kanzler mir vorlas und das Sie doch auch sehen müssen.' Goethe gab mir das Blatt und ich las das Gedicht im Stillen. ‚Nun, was sagen Sie dazu?' fragte Goethe. ‚Es sind die Empfindungen eines Dilettanten', sagte ich, ‚der mehr guten Willen als Talent hat und dem die Höhe der Literatur eine gemachte Sprache überliefert, die für ihn tönt und reimt, während er selber zu reden glaubt.'" Das sind nun nicht Goethes Worte, sondern Eckermanns (in dem die Erinnerung an Schillers Xenion von der „gebildeten Sprache" nachtönte) Wahrscheinlicher klingt die Vermuthung, Jentsch habe an das Gespräch vom neunundzwanzigsten Januar des Jahres 1827 gedacht, über das Eckermann berichtet: „Hieran knüpften sich manche Betrachtungen über die Produktionen unserer neusten deutschen Dichter und es ward bemerkt, daß fast keiner von ihnen mit einer guten Prosa aufgetreten. ‚Die Sache ist sehr einfach', sagte Goethe; ‚um Prosa zu schreiben, muß man Etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, kann doch Verse und Reime machen, wo dann ein Wort das andere giebt und zuletzt Etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was.'" Noch zwei Stellen. Am siebenzehnten Januar 1827: „Ich sehe immer mehr, daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist und daß sie überall und zu allen Zeiten in Hunderten und Aberhunderten von Menschen hervortritt. Einer macht es ein Wenig besser als der Andere und schwimmt ein Wenig länger oben als der Andere: Das ist Alles. Jeder muß sich eben sagen, daß es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache sei und daß Niemand eine besondere Ursache habe, sich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht." Und am fünfzehnten April 1829: „Das Verführerische für junge Leute ist Dieses: Wir leben in einer Zeit, wo so viel Kultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgetheilt hat, worin ein junger Mensch athmet. Poetische und philosophische Gedanken leben und regen sich in ihm, mit der Luft seiner Umgebung hat er sie eingesogen; aber er denkt, sie seien sein Eigenthum: und so spricht er sie als das Seinige aus."

* * *

Da wir gerade bei der Literatur sind, rasch ein paar Worte über die neuste Dichterpreisverleihung. In Oesterreich giebts eine Grillparzer-Stiftung, die, so heißts im Statut, „die Aufgabe hat, zur Hebung der deutschen dramatischen Produktion durch Vertheilung von Preisen beizutragen." Die Frage, ob mit solchen Mitteln eine „Hebung möglich

wäre, ist längst beantwortet. Den Preis, der vom Tage der Stiftung an in jedem dritten Jahr zu vergeben ist, sollen Dramen erhalten, „die durch eigenthümliche Erfindung und durch die Gediegenheit in Gedanken und Form auf die Anerkennung dauernden Werthes Anspruch haben." Das Drama muß aufgeführt und als das „relativ beste" unter denen, die in den letzten drei Jahren auf die Bühne kamen, von den Richtern anerkannt sein. Anzengruber und die Herren Wilbrandt und Wildenbruch erhielten den Preis. Ganz schön. Daß man ihn Herrn Wilbrandt noch ein zweites Mal (für die süßliche Phraseologie des „Meisters von Palmyra") gab, war schon schlimm. Und als gar „Rosenmontag", das unfeine Spektakelstück des Herrn Hartleben, gekrönt ward, gabs ein Gelächter. „Gediegenheit in Gedanken und Form"; „Anerkennung dauernden Werthes." Wer denkt heute, nach drei Jahren, noch an diese bunte Coulissengeschichte, die tief unter den literarischen Leistungen des Herrn Hartleben blieb? Jetzt hat, wie 1896 und 1899, Herr Gerhart Hauptmann den Preis bekommen. Also zum dritten Mal in neun Jahren. Das geht über den Spaß. Selbst wer den feinen schlesischen Poeten noch viel höher schätzt, als ichs leider vermag, muß solche Häufung sinnlos finden. Ich hätte, ohne eine Minute zu schwanken, den Preis Herrn von Hofmannsthal für seine „Elektra" verliehen. Andere, denen die Freude an diesem prachtvollen Wurf durch die Erinnerung an die alten Tragiker verkümmert wird, konnten an den „Schleier der Beatrice" oder den „Einsamen Weg" des Herrn Schnitzler denken. Auch der „Graf von Charolais" des Herrn Beer-Hofmann war noch zu rechter Zeit auf die Bühne gelangt. Sind diese Dichter ausgeschlossen, weil sie Oesterreicher und auch in ihren Werken dem Klima Grillparzers viel näher sind als der Weberpoet? In drei Jahrzehnten haben die Verwalter der Stiftung 32800 Kronen verteilt; 14600 davon hat Herr Hauptmann bekommen. Jeder gönnts ihm; aber wird auf solche Weise etwa die „dramatische Produktion gehoben"? Konnte man nicht armen Dichtern vorwärts helfen, durch die Krönung Hofmannsthals oder Schnitzlers nicht dem Oesterreicher einschärfen, daß ihm im Vaterland Künstler leben, auf die er stolz sein darf? Sehr wichtig sind diese Preisgeschichten ja nicht; doch man muß manchmal darüber reden, damit die sonderbaren Richter nicht wähnen, ihrer Willkür Alles gestatten zu dürfen. Ob ein Kaiser oder eine Kommission Preise verleiht: schließlich kommts immer auf das Selbe hinaus. Wenn Herr Schlenther (ohne dessen rührige Diplomatie die wiener Jury weder an den „Fuhrmann Henschel" noch an den „Armen Heinrich" gedacht hätte) das Recht hat, nach seinem Privatgeschmack Preise zu vergeben, hats sicher auch Wilhelm der Zweite. Nun naht, nach Nobel und Grillparzer, der „Schillerpreis des deutschen Volkes" (das der Goethebund würdig vertritt). Den wird zuerst wohl auch Herr Hauptmann erhalten. Der gebührt ihm auch. Wir haben hier keinen besseren Mann. Danach aber werden wir wieder die schönsten Dummheiten und die häßlichsten Klüngelmächlereien erleben.

* * *

Eine lustigere Geschichte von literarischen „Preiskrönungen". Der Verlag von Bruno Cassirer (der die ungemein reiche und feine Zeitschrift „Kunst und Künstler" herausgiebt) ließ am zweiten November 1904 Flauberts Éducation sentimentale in deutscher Ausgabe (unter dem Titel „Der Roman eines jungen Mannes") erscheinen. Vierundzwanzig Stunden danach empfing er einen Brief, der die Unterschrift trug: „Geschäftsstelle Von Haus zu Haus" und mit den Worten begann: „Wir gestatten uns, Sie ergebenst darauf aufmerksam zu machen, daß bei unserem letzten großen Preisausschreiben über empfehlenswerthe Bücher und Prachtwerke, die sich zu Weihnachtgeschenken eignen, auch ein Werk Ihres geschätzten Verlages (Flauberts ‚Roman') durch einen Preis aus-

gezeichnet wurde. Wir beabsichtigen nun, diese Besprechung noch rechtzeitig vor dem Weihnachtfest in ‚Von Haus zu Haus' zum Abdruck zu bringen, wenn Sie auch den Weihnachtanzeiger des ‚Von Haus zu Haus' für Ihre Anzeige benutzen wollen." Folgt Inseratentarif. Die „preisgekrönte Besprechung" — eine Umarbeitung des Verlagsprospektes — ist beigelegt. Als der Besprecher sein Referat schrieb, war das Buch noch gar nicht ausgegeben; thut nichts: er wurde gekrönt und Herr Cassirer sollte die Zeche bezahlen. So werden zu festen Tarifsätzen Preise verliehen; und diese Methode ist jedenfalls weniger umständlich als die zur Hebung der dramatischen Produktion angewandte.

* * *

Les affaires sont les affaires. In allen Ländern, auf allen Zweigen. In berliner Zeitungen wird jetzt ein deutscher Schaumwein annoncirt, der den Namen trägt: „Es lebe der Kaiser!" Drei Mark fünfzig die Flasche en détail; mit geflügeltem und gepanzertem Weibsbild, Lorber und Zubehör. Hoffentlich haben die Kasinodirektoren vor dem siebenundzwanzigsten Januar noch reichlich bestellt. Für die Tischoffiziere wirds freilich ein Bischen unbequem, den Ordonanzen zuzurufen: „Hier noch eine Es lebe der Kaiser!"... Und in Rom giebts ein Bureau International Catholique, das auf Geschäftscirkularen, unter dem ehrwürdigen Zeichen des Kreuzes, in vier Sprachen verheißt: „Alle hier gekauften Gegenstände werden auf Wunsch sofort zum Heiligen Vater gebracht, um gesegnet zu werden." Auch giebts dort „Blumen aus dem Garten des Papstes" und „Mantillen für die Audienz beim Heiligen Vater". Und am Kopf der Reklamekarte ist zu lesen: Objets variés de religion, prix fixe; diplômes pour demander la bénédiction in Articolo Mortis. „Das ist ein allgemeiner Brauch; ein Jud' und König kann es auch."

* * *

Von Theodor Fontane wird, seit die durch Anmuth und Bosheit entzückenden „Briefe an seine Familie" erschienen sind, endlich wieder gesprochen. Als ich neulich, in Sachen wider Pietsch und Genossen, an die kümmerliche Feier erinnerte, die dem stärksten Markmenschenschilderer und feinsten deutschen Causeur einst bereitet wurde, erwähnte ich auch sein ironisches Wort: „Kommen Sie, Cohn!" Und werde nun gefragt, wo ers gesprochen habe. Im Festsaal zuerst, dem der märkische Adel und der Preußentshin fern geblieben war; dann hat ers als Schlußwort eines kleinen Gedichtes benutzt, das ich, weils nicht sehr bekannt geworden ist, hier abdrucken will:

An meinem Fünfundsiebzigsten.

Hundert Briefe sind angekommen,
Ich war vor Freude wie benommen,
Nur etwas verwundert über die Namen
Und über die Plätze, woher sie kamen.
Ich dachte, von Eitelkeit eingesungen:
Du bist der Mann der „Wanderungen",
Du bist der Mann der märkschen Geschichte,
Du bist der Mann der märkschen Gedichte,
Du bist der Mann des Alten Fritzen
Und Derer, die mit ihm bei Tafel sitzen,
Einige plaudernd, Andere stumm,
Erst in Sanssouci, dann im Elysium;
Du bist der Mann der Jagow und Lochow,
Der Stechow und Bredow, der Quitzow und Rochow,

Du kanntest keine größeren Meriten
Als die von Schwerin und vom alten Zieten,
Du fandst in der Welt nichts so zu rühmen
Wie Oppen und Gröben und Kracht und Thümen.
An der Schlachten und meiner Begeisterung Spitze
Marschirten die Pfuls und Itzenplitze,
Marschirten aus Uckermark, Havelland, Barnim
Die Ribbecks und Kattes, die Bülow und Arnim.
Marschirten die Treskows und Schlieffen und Schlieben, —
Und über Alle hab ich geschrieben.
Aber Die zum Jubeltag kamen,
Das waren doch sehr andere Namen,
Auch sans peur et reproche, ohne Furcht und Tadel,
Aber fast schon von prähistorischem Adel:
Die auf „berg“ und auf „heim“ sind gar nicht zu fassen,
Sie stürmen ein in ganzen Massen,
Meyers kommen in Bataillonen,
Auch Pollacks und Die noch östlicher wohnen;
Abram, Isack, Israel:
Alle Patriarchen sind zur Stell,
Stellen mich freundlich an ihre Spitze.
Was sollen mir da noch die Itzenplitze?
Jedem bin ich was gewesen,
Alle haben sie mich gelesen,
Alle kannten mich lange schon
Und Das ist die Hauptsache ... „Kommen Sie, Cohn!“

So allerliebste Sachen hat der alte Fontane oft gemacht. Lest ihn! Nicht nur seine Briefe. Die „Wanderungen“ und die Gedichte. Die Geschichten von Lene und Stine. Den Stechlin und die Poggenpuhls. Jenny Treibel und — namentlich — Effi Briest. Alles. Deutschland liest jetzt ja wieder. Kauft zwanzig, vierzig Auflagen neuer Romane. Da wärs eine Schmach, wenn nicht auch dieser Prachtkerl endlich sein Publikum fände.

* * *

Nach „Kaisertagen“ giebts immer Klagen. Auch in Bromberg wars so. Für Straßenschmuck etc. pp. hatten die Stadtväter 45 000 Mark bewilligt; obs (für einen sechsstündigen Aufenthalt des Kaisers) gereicht hat, werden die Quiriten an der Brahe später erfahren; sie zweifeln einstweilen aber. Also sehr fein. Wochen lang wurde (in der Zeit der ersten Rekrutenausbildung) der Parademarsch eingeübt. Etliche „Generalproben“ mit der ganzen Garnison vor dem Divisionär. Am Tage vor der Ankunft des Monarchen hielt der Kommandirende selbst die letzte Generalprobe ab; „mit Dekorationen und Kostümen“, nennt mans in der Theatersprache. Auch das Hurrarufen wurde einstudirt. Und Alles klappte. Nur die Kriegervereine kamen nicht auf die Kosten. Vier- oder fünftausend Vereinsgenossen waren aus Städtchen und Dörfern zusammengeströmt, ganz alte Leute darunter, die sich einen neuen Rock angeschafft oder den abgetragenen wenigstens zum Aufbügeln geschickt hatten. Machte nichts; dafür sollten sie den Allerhöchsten Kriegsherrn nun zum ersten Mal salutiren. Zwei Tage lang wurden sie auf Gemeindekosten verpflegt. Standen im Spalier und sollten nach dem Parademarsch der Truppen an die Reihe kommen. Kamen aber nicht. Als die letzte Compagnie vorbei-

marschirt war, ritt der Kaiser mit Gefolge weg und die Kriegervereine hatten das Nachsehen. Warum wurde dem Kriegsherrn nicht gesagt, daß die alten Leute drauf brannten, ihm ihre Veteranenleistung zu zeigen? Wars nöthig, sie enttäuscht und mißmuthig in ihre Dörfer heimkehren zu lassen? Wären sie mit leuchtenden Blicken nach Haus gekommen, dann spräche das Land des Deutschen Ordens noch heute davon. Nun sprichts von den 45000 Mark und dem Elend der Stadtarmen, denen nicht so reichlich gemessen wird. Geld allein thuts wirklich nicht immer. Daß, zum Beispiel, jetzt, nach den Sturmfluthen, während des Bergarbeiterausstandes, in einem harten Winter, überall um Geld zu Hochzeitgeschenken für den Kronprinzen gebettelt wird, will manchem guten Preußen gar nicht gefallen. . .

* * *

Vor ungefähr zehn Jahren ließ Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew (unter dem Titel „Moskauer Sammlung") ein Buch erscheinen. Nicht das erste. Er hatte vorher ein Lehrbuch des bürgerlichen Rechtes, einen Kommentar zum Civilprozeß, Gedenkreden und historische Essays veröffentlicht. Hier aber sprach der Oberprokurator, der in der höchsten Kirchenbehörde den Kaiser vertritt, über Ehe und Presse, Lais und Messalina, Sokrates und Harpagon, über Demokratie und Verfassung. Sprach wie ein dem modernen Geist feindlicher, doch sehr gebildeter Europäer, der alle neuen Bücher gelesen hat und sie, von seinem Standpunkt aus, recht fein zu beurtheilen weiß. Daß der Einfluß des Verhaßten seit Jahrzehnten überschätzt wurde, wußte man, hielt ihn aber für einen finsteren Fanatiker, der sich gegen alle Erleuchtung absperre. In diesen Tagen blätterte ich wieder einmal in dem lesenswerthen Buch und fand ein paar leidig „zeitgemäße" Stellen. „In Deutschland wurde das allgemeine Stimmrecht eingeführt, um die centrale Machtstellung des berühmten ersten Staatsmannes zu stützen, der durch die außerordentlichen Erfolge seiner Politik eine ungeheure Popularität erworben hatte. Was nach ihm sein wird, weiß Gott allein. In fast allen europäischen Staaten wird, unter der Fahne der Demokratie, heutzutage Stimmenfang getrieben. Ueberall ist dieses Treiben als Lüge erkannt worden. Doch Keiner wagt, dagegen aufzutreten. Das Volk trägt die Last: die Zeitungen aber, die Marktschreier der angeblichen Oeffentlichen Meinung, übertönen das Wehklagen des Volkes mit ihrem Geschrei: Groß ist die Diana der Epheser! Organisation in Parteien und Bestechung: mit diesen beiden Mitteln werden die Wähler eingefangen. Sie sind nicht neu; schon Thukydides hat ihre Wirkung auf das staatliche Leben der griechischen Gemeinwesen gezeigt . . . Seit der französischen Revolution lebt die Idee, daß alle Gewalt vom Volke komme, im Volkswillen begründet sein müsse. Eine der unheilvollsten Lügen, die je erdacht wurden. Sie führte zum Parlamentarismus. Und das Resultat? Alles ist, **mutato nomine**, beim Alten geblieben. Alle Schwächen und Gebrechen ihrer Natur, alle Gewohnheiten und Triebe trugen die Menschen aus der alten auch in die neue Form hinein. Noch immer regirt sie ein persönlicher Wille, das Interesse der Privilegirten; nur ists nicht mehr der Wille eines Monarchen, sondern eines Parteiführers, nicht Interesse der ältesten Adelsfamilien, sondern das einer Zufallsmehrheit. Am Gie- des Gebäudes prangt die Inschrift: Alles für das Gemeinwohl! Drinnen aber hrout der nackteste Egoismus . . . Schon schwindet der Glaube an die parlamentarische Maschine. Wir werdens kaum noch erleben; aber unsere Kinder und Enkel werden sehen, man diesen heute noch verehrten Götzen stürzt. Die Vorsehung bewahre unser Rußd mit seinem Völkergemisch vor dem Unheil dieser Modelüge! Wenn uns das Verängniß ein allrussisches Parlament auflüde: das Schicksal unseres Landes wäre nicht auszudenken. Niemals!" . . Armer Pobedonoszew, Du stirbst zu spät.

* * *

Aus Rußland sind in den letzten Wochen täglich so böse Posten gekommen, daß Port Arthur fast schon vergessen ist. Ob die Festung wirklich nicht länger zu halten war und ob den Japanern so viele Menschen, Gebäude, Schiffe, Geschütze und anderes Kriegsgeräth ausgeliefert werden mußten: diese Fragen kann in Europa heute noch Niemand bündig beantworten. Sicher scheint nur, daß die Festung nicht fertig und die Besatzung nicht mit genügender Munition versehen war. Kein Wunder, da Herr Alexejew dafür zu sorgen hatte. Der Weiße Zar sollte diesen Vicekönig a. D. endlich vor ein Kriegsgericht stellen, dessen Spruch Rußland wenigstens von einem gewissenlosen Abenteurer befreien würde. Die Japaner, die von Chinesen und Mandschus Alles erfahren, kannten offenbar die Schwäche der Belagerten; sonst hätten sie ihr Heil nicht in immer erneuten Sturmangriffen gesucht, die unter normalen Verhältnissen sinnlos gewesen wären. So lange sie im Vorgelände kämpften, war wenig zu machen; und als die Russen zum Rückzug in den inneren Fortsgürtel gezwungen waren, mußte man glauben, die Belagerung werde noch lange dauern. Nun aber gings schnell; ein Fort nach dem anderen fiel. Die Russen hatten für die schweren und mittleren Geschütze keine Munition mehr, konnten die Japaner nicht hindern, ihre schweren Batterien in Position zu bringen, und zwar noch (mit Maschinengewehren und Schnellfeuergeschützen von geringem Kaliber) den Sturmlauf, nicht aber den fortifikatorischen Angriff des Feindes abwehren. Sicher scheint auch, daß die russischen Führer uneinig waren (sonst wären nicht einige mit den Truppen in die Gefangenschaft, andere munter nach Haus gegangen) und daß nicht Stoessel, sondern dem General Kondratenko das Hauptverdienst am Heldenwerk der Vertheidigung zuzusprechen ist. Erst als Kondratenko gefallen war, bot Stoessel die Kapitulation an. Der Deutsche Kaiser hat Stoessel und Nogi, dem Russen und dem Japaner, den Orden Pour Le Mérite verliehen. Der Kaiser, der früher zum Kampf gegen die gelbe Rasse gerufen und oft gesagt hatte, nur ein guter Christ könne ein guter Soldat sein. In schwungvollen Sätzen meldete er dem Zaren und dem Mikado die Verleihung. Nikolaus antwortete, Stoessel habe seine Pflicht gethan. Der klügere Mikado quittirte über „den Ausdruck der Bewunderung für die Eroberung von Port Arthur" (und dachte vielleicht, diese zweite Eroberung wäre gar nicht nöthig gewesen, wenn Deutschland nicht nach dem Frieden von Shimonoseki die Russen gar so eifrig unterstützt hätte). Auch im Duett der Dekorirten hielt der Japaner sich wesentlich besser. Stoessel nahm „den Ausdruck uneingeschränkter höchster Bewunderung" wie eine ihm vom Deutschen Kaiser gebührende Anerkennung hin; trotzdem er vorher verkündet hatte, so lange noch ein Soldat aufrecht sei, werde er die Festung nicht übergeben. Nogi sprach in der Dankdepesche an unseren Kaiser von seinen „geringen Diensten" und sagte bald danach einem Briten, da die Einnahme der Festung so lange Monate gedauert und so viele Menschenleben gekostet, haben, fühle er sich jedes Lobes unwerth. Sicher wäre es richtiger gewesen, mit diesen Ordensverleihungen ein Bischen zu warten. Wenn sie überhaupt nöthig waren. Sie sind mehr bewitzelt als bewundert worden. Vielleicht urtheilt die Kriegsgeschichte ganz anders als die Oeffentliche Meinung; vielleicht kommt noch ein Tagebuch Kondratenkos ans Licht und beweist, daß Stoessel nicht „uneingeschränkte höchste Bewunderung" verdient. Das erste Wort war jedenfalls den Kriegsherren der Generale zu lassen. Sie blieben stumm. Kein anderer Monarch, kein Staatshaupt regte sich. Müssen die „Drahtgrüße" denn stets aus Berlin kommen? Uebrigens giebts auch in unserer südwestafrikanischen Kolonie, „eine in den Tod getreue Schaar", die auf den Dank ihres Kaisers harrt, auch dort Offiziere und Soldaten, deren Heldenleistung uneingeschränkte höchste Bewunderung verdient.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Februar 1905.

Der russische Reichstag.

Das Deutsche Reich umfaßt 540657 Quadratkilometer und hat ungefähr sechzig Millionen Einwohner; auf jedem Quadratkilometer hundert. Das Reich des Zaren umfaßt 22470000 Quadratkilometer und hat mindestens hundertdreiundvierzig Millionen Einwohner; auf jedem Quadratkilometer sechs. In Deutschland sind die Unterschiede des Klimas, der Rasse, des Glaubens gering. Rußland hat eine Breitendifferenz von zweiundvierzig Grad, reicht vom Nördlichen Eismeer bis an die türkische, persische, afghanische, chinesische Grenze und ist von Slaven aller Stämme, von Germanen, Litauern, Iraniern, Semiten, Turaniern, Mongolen, Tunguſen, Hyperboräern und Völkern der ugrisch-finischen Gruppe bewohnt; von evangelischen, griechisch-orthodoxen, römisch-katholischen und armenischen Christen, von Raskolniken, Mohammedanern, Israeliten, Buddhisten und Heiden. Als über Deutschland die Zeit des Landfriedens und der Reformation heraufzog und eine hohe Kultur schon mählich verblühte, konnte Rußland, das kaum noch eine Geschichte, im kalten Erdreich den ersten Keim einer Kultureinheit hatte, unter Iwan dem Dritten sich endlich vom Joch der Goldenen Horde befreien. Während Deutschland den dreißigjährigen Kriegsschrecken erlebte, versuchte in Rußnd Michael Romanow, dem Streit der Theilfürsten und Prätendenten, den ufständen der Polen und Nowgoroder, der Anarchie ein Ende zu machen. Wie urig es nach dem Westfälischen Frieden in Deutschland aussah, lernt jedes chulkind. Was aber waren die Kriege Wallensteins, Tillys und Gustav dolfs gegen die Gräuel der Tatarenherrschaft! Vom Jahre 1222 an, seit Dschengis-Khan in die Krim eingefallen war, bis ins Jahr 1480 hausten die

Mongolen in Rußland; zerstampften die Saaten, schwächten das nationale Bewußtsein, die sittliche Kraft, das intellektuelle und materielle Vermögen des Volkes, korrumpirten Herren und Knechte, Bojaren und Kirche. Vergebens riefen Serapion von Wladimir und Kyrill von Kiew zur Einkehr, zur Pflicht, die das Land russischer Kinder zu fordern habe: ihr mahnendes Wort mußte schnell wieder verhallen. Was in zweihundertfünfzig Jahren grausamster Hordenherrschaft vernichtet ward, bringt kein frommer Wunsch wieder zurück. Das verwüstete, verpestete Land und das tiefste Wesen der Volkheit trug noch die Mongolenspur, als Peter in Despotenlaune sein unseliges Beglückerexperiment wagte. Blickt auf Katharinens Rußland und auf das fritzische Preußen. Bedenkt, daß der deutsche Norden schon von Kant sprach, als Rußland noch vor Pugatschews Bauernkriegsplan zitterte. Daß es in Deutschland nur noch wenige Analphabeten gab, als dreiundzwanzig Millionen Russen aus der Leibeigenschaft erlöst wurden. Und beantwortet selbst dann die Frage, ob das Gossudarstwo, dessen Fläche die Europas um mehr als das Doppelte übersteigt, ob das Riesenreich ohne religiöse und nationale Einheit, das Land dumpfsinniger Muschiks nach den selben Grundsätzen regirt werden kann wie ein europäischer Staat.

Das Verlangen ist alt; jeder Bojar, der knirschend an die Tage Boris Godunows dachte, sang das Lob eines repräsentativen Reichsrathes. Als Alexej Michailowitsch den Ständen das neue Gesetzbuch vorlegte, als, hundertzwanzig Jahre später, Katharina fünfhundertsechzig Abgeordnete in die Gesetzgebende Kommission nach Moskau berief, als der erste Alexander, Laharpes Schüler, als Nikolais sanfter Sohn den Kaiserstuhl bestieg: immer hoffte die Oberschicht, nun werde das Sehnen endlich erfüllt. Ihr Sehnen; nicht das des Volkes. Die Tataren, Baschkiren, Mordwinen und Letten wünschten sich kein Parlament; wünschens noch heute nicht. In Minen und Schänken, bei Hirten und Pflügern, in der bunten, mit Blumen bestickten Steppe und in den eisigen Erdhöhlen, den Semlianken Sibiriens, an den Ufern der wilden Wolga, bei den Burlaki, die mit schwermüthigen Sängen sich die mühvolle Flößerarbeit verkürzen, wird man solches Wunsches Echo nicht hören. Eine Volksabstimmung würde mit ungeheurer Mehrheit für die Autokratie entscheiden. Nur die europäisch Gefirnißten fordern murrend längst eine Verfassung. Und oft war der Hof eines Selbstherrschers bereit, sie zu gewähren. Warum nicht? Die Massen sind stumm, bleiben stumm; und aus dem Murren wird schnell ein Jauchzen, wenn der lange erbettelte Brocken hingeworfen ist. Für den Gossudar wäre es nur bequem. Nicht gegen ihn würde der Haß sich dann waffnen. Er wäre gedeckt, hätte für seinen Ruhm genug gethan und könnte sich selbst-

herrlich amusiren. Daß auch parlamentarisch regirende Fürsten nicht machtlos sind, lehrt ein Blick auf Europa. Alexander der Zweite, der immer verliebte Lustsucher, dachte so. Ihm, der ganz in Aeußerlichkeiten aufging (und den das Volk deshalb noch öfter den Militärschneider als den Befreier nannte), hätte ein kummerloses Leben im Arm der schönen Dolgorucki und anderer Holden behagt. Als er gemordet wurde, lag sein Verfassungentwurf in der Staatsdruckerei. Der Sohn, dem er das Reich ließ, ähnelte dem Vater in keinem Zug. Alexander der Dritte war von eng begrenzter Intelligenz und in seinen besten Stunden selbst nie ein schöpferischer Geist. Aber redlich, gewissenhaft, von unbeirrbarem Willen und ernstem Fleiß; ein guter, gestrenger Hausvater und sparsamer Verwalter. Der Vater hatte, als der Finanzminister Knjätschewitsch ihn bat, einen Jahresetat des kaiserlichen Hauses festsetzen zu dürfen, wüthend gefragt: „Willst Du mich unter Vormundschaft stellen?" Daß er vierzig, fünfzig Millionen Rubel im Jahr verbrauchen, sie einfach, ohne daß draußen Jemand davon erfuhr, dem Reichsschatz entnehmen konnte, paßte ihm. Die Ausgaben des Sohnes haben den Bunge, Wyschnegradskij und Witte niemals Kopfschmerzen gemacht. Der dritte Alexander sagte sich: Nicht zu meinem Vergnügen bin ich auf diesen Platz gesetzt und habe nicht das Recht, mich der schwersten Pflicht zu entziehen; ich darf nicht nach dem Wunsch einer winzigen Minderheit das Schicksal von hundert Millionen bestimmen, darf nicht, weils mir bequemer wäre, mein Land einer Lebensgefahr ausliefern; das Land braucht eine starke Rüstung, braucht nationale und religiöse Einheit und das Volk will einen kräftig zugreifenden Herrn: also keine Verfassung, sondern gerechtes und reinliches Regiment. Dieser schwerfällige Mann mit dem langsam assoziirenden Hirn war das Musterbild eines zur Herrschaft über russische Menschen geeigneten Kaisers; war vielleicht der letzte Autokrat echten Geblütes. Das glaubte auch seine Frau. Als er, wider Erwarten früh, gestorben war, hielt die Witwe, die ihn vergöttert hatte und noch heute vergöttert, die Zeit der Autokratie für erfüllt. Ja: diese Dänin, die in der Presse seit Jahrzehnten als Mutter der Reaktion, als Gebärerin alles Unheils vorgeführt wird, hatte im November 1894, am Totenbette des Mannes, mit dem Hausminister Woronzow-Daschkow einen Verfassungentwurf ausgearbeitet, der sofort in Kraft treten sollte. Nicht aus Liebe zum Parlamentarismus und Liberalismus, sondern, weil sie Keinem die Bewältigung der Aufgabe zutraute, für die ihr starker Sascha gerade stark genug gewesen war. Keinem. Am Wenigstem ihrem Söhnchen, dem guten, schüchternen, kränkelnden Nika, der wirklich nicht aussah, als könne er die Mütze des Monomachos mit Anstand tragen. Vielleicht hats ihm die

Mutter offen gesagt. Jedenfalls erfuhr ers in Livadia. Die Pietät bäumte sich auf. Wider den Willen des Vaters handeln? Niemals. Woronzow wurde ungnädig weggeschickt. Und in einer der ersten Reden, die der neue Zar hielt, wandte er sich barsch gegen die „sinnlosen Schwärmereien" der Leute, die für Rußland eine Konstitution nach europäischem Muster heischten.

Der feste, männische Ton gefiel. Ein zweiter Nikolai schien in dem Jüngling erstanden, der als Kaiser Nikolaus der Zweite hieß. Im Haus aber haben die Damen ihm bis auf den heutigen Tag darob hart zugesetzt. Die Mutter warnte: Die Last wird Dir zu schwer: wirf sie ab, ehe Du erlahmst! Und die Frau, das englisch erzogene zärtliche Hausmütterchen, bat: „Laß Dich nicht zerquälen; gönne Dich uns, den Kindern und mir, statt Dich stündlich neuer Gefahr auszusetzen; hier ists warm und draußen lauert der Haß. Warst Du in Darmstadt nicht glücklich? Wären wirs nicht immer, wenn Du Dich entschlössest, wie Onkel Eduard in London zu leben, der erste Gentleman Deines Reiches zu sein? Wir könnten reisen, Sport treiben, Arm in Arm durch die Straßen spaziren und — das Beste — in ungestörter Gemeinschaft die Kinder erziehen." Die Mutter, die Frau; und mancher Verwandte gab immer wieder den selben Rath. Doch alles Warnen und Schmeicheln versagte. Nikolaus, der sonst so unsicher zwischen verschiedenen Neigungen schwankt, blieb hier im Wollen fest und dem Vater gehorsam. In den letzten Monaten mag er von Maria und Alexandra Feodorowna besonders zärtlich bestürmt worden sein, das eine Wort, das erlösende, endlich zu sprechen. Bis heute sprach ers noch nicht.

Und daß ers nicht sprach, war weise. Nur Kinder und Liberalschwätzer können wähnen, eine Verfassung, ein Parlament werde Rußland beglücken; und dieses Glück zu gewähren, hänge nur von dem guten Willen eines Zaren ab. Wer so redet, weiß nichts von russischer Geschichte, von russischer Volkheit. Ein gewissenloser Zar, der selig wäre, wenn die petersburger Salonbummler ihm Beifall brüllen, würde sofort die Generalstaaten in den Kreml, die Palaststadt mit dem Tatarennamen, berufen. Ein Parlament würde ihn entlasten, von Arbeit und Haß befreien; das Land aber in unabsehbares Unheil stürzen. Das Land, in dessen europäischen Provinzen selbst von hundert Rekruten im Jahr 1901 zweiundsechzig weder lesen noch schreiben konnten. Seht Ihr sie an die Wahlurne treten? Ahnt Ihr, was Stimmenkauf und gemeinste Demagogie da anrichten würden? Aber man brauchte ja nur die Vertreter der Landschaften, die Semstwos, wie schon früher geschah, zu versammeln. Die sind doch halbwegs gebildet und wissen, was sie wollen. Und wie lange würde dieses Rezept reichen? Das wäre ja keine „Volksvertretung". Lauter und

leidenschaftlicher noch, als sies jetzt wagen dürfen, würden die kleinen Salonmirabeaus, die von marxistischen Professoren geschulten Studenten und das von Sozialisten und Terroristen heimlich gedrillte Arbeiterheer das Massenwahlrecht fordern. Das wäre noch nicht die schlimmste Gefahr. Semskij Sobor oder Reichstag: Rußland kann keine Debattirkörperschaft vertragen, weil ihm die nationale Einheit fehlt. Um diese Einheit zu schaffen, hat die petersburger Regirung den Balten, Polen, Finen, Juden, den Kleinrussen sogar das Leben oft sauer gemacht; nicht aus tückischer Lust an grausamem Wüthen. Auch europäische Staaten haben in der Nothwehr so gehandelt; und wer die polnischen und dänischen Preußen fragt, wird hören, daß es noch heute geschieht. Ein russisches Parlament würde wie eine Centrifugalmaschine arbeiten, die Volkskräfte von einander lösen, nicht zu einträchtigem Handeln zusammenbinden; den Körper des Reiches zerreißen. Wie hat England durch den Kampf gegen den irischen Anspruch gelitten! Und es hatte nur diesen einen Pfahl im Fleisch. Oesterreich kommt nicht zu gesundem Leben, weil in seinem Reichsrath Deutsche, Czechen, Polen, Italiener, Slovenen sitzen. Was dieses kleine Land, mit all seinem Reichthum, seiner alten Kultur, nicht verträgt, soll das arme, unkultivirte, aus tausend Wunden blutende Rußland vertragen? Sein Parlament müßte einem Dutzend indogermanischer Stämme, einem zweiten Dutzend mongolischer Völker (Finen und Tataren) Plätze einräumen, Männern aus Archangel und aus Bessarabien, vom Karischen und vom Kaspischen Meer, Christen aller Bekenntnisse, Mohammedanern, Juden, Buddhisten. Und solches Parlament sollte zu nützlicher Arbeit fähig sein? In dem Polen und Kleinrussen, Balten und Letten, Schweden und Armenier, Tscheremissen, Mingrelier, Esthen, Fino-Karelier, Baschkiren, Kirgisen, Lappen, Kalmüken, Burjaten säßen? Nach dem ersten Rausch würde der Hader der Stämme jeden Versuch gemeinsamer Arbeit ersticken. Der Europäer ahnt nicht, wie gering im Russenreich die Centripetalkraft ist. Er sollte das alte Heldenlied von Igors Heerfahrt lesen, aus dessen Rhythmen inbrünstige Sehnsucht nach der Einheit des russischen Landes seufzt. In Jahrhunderten ward das Sehnen nicht gestillt. Und wenn der Moskowiter jetzt hört, mit welchem Entzücken sein ' neral Stoessel über Japan und die Japaner spricht, denkt er in Wehmuth c alten Fürsten, die sich als Gefangene der Tataren so wohl fühlten, daß : die Heimath vergaßen und Tatarinnen freiten. Rußlands nationales Leid vird, so gut es geht, den Blicken verborgen. Ein Parlament, jedes Regime, das der Oeffentlichen Meinung freien Raum ließe, brächte den Jammer schnell ns Licht. Schon gilt der Kaukasus Vielen als verloren. Eine öffentlich ta-

gende Volksvertretung müßte bald auch den Schein der Reichseinheit vernichten. Jede Völkergruppe, jede Glaubensgemeinschaft würde dem Reich Sondervortheile abzutrotzen, abzupressen versuchen. Die Rückkehr zur Autokratie wäre unmöglich. Unmöglich aber auch, von solcher Körperschaft auf die Dauer die Bewilligung der Mittel zu erlangen, die das Reich zum Leben braucht. Siechthum, rasche Kacherie wäre die unvermeidliche Folge.

Von diesen Schwierigkeiten liest man in den Zeitungen nichts. Nur von Gräueln, Niedertracht, rohster Gewaltthat. Jeder Großfürst ist ein Gauner, Kinderschänder, Massenmörder, jeder Zar ein Bluthund oder ein Tropf. Im Grunde sinds Menschen wie andere auch; und fast immer von slavisch weichlicher Sentimentalität angekränkelt. Was uns seit drei Wochen an Tatarennachrichten zugemuthet wird, dürfte ein Quartaner von normaler Geisteskraft Schwesterchens Amme nicht glauben. Der Zar ist entflohen, hat seine Alexandra mit Kind und Kegel nach Dänemark geschickt: er sitzt mit der ganzen Familie ruhig in Zarskoje-Selo. Kuropatkins Truppen meutern: sie schlagen sich, bei vierundzwanzig Grad Kälte, tapfer. In Sebastopol wüthet der Aufruhr: trunkene Seesoldaten haben sich gröblich gegen die Disziplinarvorschrift vergangen, weil man ihnen beliebte Bordelle gesperrt hatte. In Warschau und Lodz striken je hunderttausend Arbeiter: der Große Brockhaus von 1903 verzeichnet für Warschau 25000, für Lodz 40000 Fabrikarbeiter; es wäre auch wunderbar, wenn diese beiden Städte zusammen fast so viele Arbeiter hätten wie unser Ruhrrevier. Macht nichts; in Petersburg sollten nach den ersten Berichten ja Vierhunderttausend ausständig sein. Dreitausend Tote, zwanzigtausend Verwundete: auf ein paar Nullen kams nicht mehr an. Friedfertige Arbeiter, die dem Kaiser in Demuth ihr Leid klagen wollten, wurden niederkartätscht. Traurig (und dumm) genug, daß geschossen wurde; so aber, wie sie dargestellt wird, war die Sache nicht. Der Strike war entstanden, weil die Unternehmer, wie unsere Zechenbesitzer, nur mit ihren Arbeitern, nicht mit fremden Vertretern einer ihnen feindlichen Organisation über Lohn und Leistung verhandeln wollten. Die Regirung hielt sich neutral, war — Rußland ist noch kein Machtbezirk des Kapitalismus — eher geneigt, für die Arbeiter Partei zu ergreifen, und sah ruhig zu, wie Strikebrecher geprügelt, die zur Arbeit Bereiten mit Gewalt aus den Fabriken getrieben wurden; auch aus solchen, wo es vorher gar keine Beschwerde, keinen Konflikt zwischen Herren und Knechten gegeben hatte. Da kam das vom Priester Gapon entworfene Manifest. Der Zar müsse, wenn er nicht feig und schwach scheinen wolle, zur bestimmten Stunde die Arbeiter in seinem Winterpalais erwarten und anhören; die beamtete Be-

trügerbande fortjagen und eine Verfassung gewähren; die Sicherheit seiner Person sei ihm verbürgt. Hätte irgend ein Monarch, der nicht entschlossen war, noch am selben Tag abzudanken, dem Ruf gehorcht? Der Kaiser, hieß es, ist nicht im Palast, gar nicht in der Stadt. Umsonst. Der Zug ordnete sich. In Wassilij-Ostrow, dem Fabrikviertel, wurden die Brücken und Straßen, die in die innere Stadt führen, vom Militär abgesperrt. Die Menge ließ sich nicht halten. Gapon schritt mit dem Kreuz voran; und hinten folgte ein Marodeurschwarm. Ein deutscher Fabrikant, der, um sein Haus zu bewachen, zurückgeblieben war und einen Theil des Straßenkampfes sah, schrieb mir aus Petersburg: „Schon am Tage vorher hatten die Strikenden Holzzäune und Hausthore zerschlagen, die russisch-amerikanische Gummifabrik, deren Leiter mit ihren achttausend Arbeitern in ungetrübter Eintracht lebten, besetzt und zum Stillstand gezwungen, anderswo Kessel gelöscht und die Arbeiter mit Knütteln aus den Sälen gescheucht. Jetzt sah man auf rothen Fähnchen die Inschrift: Nieder mit der Autokratie! Telegraphenstangen wurden abgesägt, Telephondrähte zerschnitten, Läden und Wohnungen geplündert. Die Menge war mehrfach ermahnt, durch Aufruhrsignale und blinde Salven gewarnt worden. Nach meiner Ueberzeugung hat das Militär zu spät eingegriffen; in Deutschland hätte man ganz sicher nicht so lange gewartet. Aus dem Mund vieler Arbeiter habe ich nachher gehört: ‚Hätten nur die Studenten (von denen einzelne als Priester verkleidet waren) sich nicht eingemischt! Sie und das plündernde Gesindel haben uns Alles verdorben.' Wer die Verhältnisse einigermaßen kennt — in Petersburg sind tüchtige Arbeiter aller Branchen so gesucht, daß sie es leicht zu gutem Verdienst bringen —, zweifelt nicht, daß der Aufstand das Werk der Anarchisten und revolutionären Studenten war. Gerade der Arbeiter hat hier keinen Grund, über die Regirung zu klagen." So urtheilt ein Augenzeuge. Mag er vom Klasseninteresse geblendet sein: was der Pope Gapon unternahm, war offener Aufruhr und hätte in jedem Militärstaat der Welt zu Straßenkämpfen geführt. Ist 1848 in Wien und Berlin nicht geschossen worden? Verfuhren die Männer der Terreur und der Commune glimpflicher mit ihren Gegnern? Und flösse im Ruhrbecken nicht morgen schon Blut, wenn die Ausständigen, ohne politische Umwälzungen erpressen zu wollen, auch nur die Hand gegen die „Arbeitwilligen" erhöben oder gar Maschinen zerstörten? Und der Deutsche, der nicht in Mecklenburg lebt, hilft ja sogar zwei Parlamente wählen. Aber es wäre lächerlich, deutsche Proletarier den Strolchen zu vergleichen, die in Petersburg Läden und Wohnungen ausraubten, oder den armen Blinden, die Gapons Lockruf ins Verderben trieb. Wenn unsere organisirten Arbeiter auf die Straße gehen, braucht kein Bourgeois um sein Eigenthum zu zittern.

Die Rolle, die Gapon in der Bewegung gespielt hat, ist noch nicht deutlich erkennbar; sicher nur, daß er früher im Dienst der Polizei stand. (Daher in der „Woche" das Bild, das ihn neben dem General Foulon zeigt.) Als man, vor Jahren, in Moskau merkte, daß die Organisirung der Arbeiter nicht länger aufzuhalten sei, wollte die Verwaltungbehörde die Sache selbst in die Hand nehmen. Thun wirs nicht, dachte sie, dann thuns die Revolutionäre; also ists besser, wenn wir zuverlässige Leute an die Spitze stellen. Subatow, der früher Terrorist gewesen war, wurde ausgewählt und das Verhältniß gar nicht geheim gehalten. Jeder wußte: Subatow steht gut mit der Polizei und kann uns eben darum nützen. Er brachte die Arbeiter, die Beschwerden und Wünsche hatten, zum Polizeipräsidenten Trepow; und da in Caesarenreichen die Gewalt sich stets lieber den Armen als den Wohlhabenden willfährig erweist, fanden die Klagen meist Gehör. Das System schien sich zu bewähren und sollte auch in Petersburg eingeführt werden. Nur sagten Foulon und Genossen: Die Moskauer bleiben doch immer dumme Provinzialen; wir Großstädter werden nicht so thöricht sein, den Arbeitern zu verrathen, daß der Vertrauensmann ihnen von uns geliefert ward. Gapon trat in Aktion. Daß er von der Polizei beauftragt war, sollte kein Mensch erfahren. Hätte auch keiner erfahren, wenn der Pope nicht nach Moskau gegangen und gegen Subatows Leute aufgetreten wäre. Ihr seid schöne Kerle, sagte er dort zu den Organisirten: laßt Euch von der Polizei an der Leine gängeln; solltet Euch schämen. Das gab Unruhe und die Petersburger wurden ersucht, gegen den pfäffischen Demagogen einzuschreiten. Plehwe war Minister des Innern; er ließ seinen Dezernenten kommen und fragte, was über diesen Gregorij Gapon bekannt sei. Nichts zu befürchten, antwortete der Beamte; Gapon ist unser Mann, hat festen Monatsgehalt und will bei den Altmodischen gewiß nur für unsere feinere Methode wirken. Als der Priester in Moskau dann einen konservativen Professor überreden wollte, die Leitung der Organisation auf sich zu nehmen, wurde ihm ins Gesicht gesagt: Dich bezahlt ja die Polizei. Er erröthete, stammelte Etwas von der Nothlage einer Uebergangszeit und betheuerte in der Thür, er werde das Joch schnell abschütteln. Hat ers gethan? War er mit freiem Herzen bei der Arbeitersache oder hatte er nur den Brotherrn gewechselt? Leicht ists nicht, einen Priester, der die Kunst des Trüg' mit so schlauer Sicherheit meisterte, für einen reinen Helden zu halten.

... Großstadtproletarier, die beim ersten Schritt ins politische Leben ei. Taumelrausch packt, an deren Sohle sich die Raubluft heftet und die ein Jahr lang aus der Polizeikrippe Gefütterter anführt; Bauern, die nicht lesen no schreiben, nur still fronen und sterben können: aus diesen Elementen will Europens hohe Weisheit dem Lande der hundert Völker einen Reichstag erküre

Was der Strike lehrt.

Ob Dr. Beumer oder Hué übertreibt, kann nur entscheiden, wer im Ruhrrevier zu Hause ist; aber um die periodisch wiederkehrenden Kohlengräberausstände ganz natürlich zu finden, braucht man nur ein kleines Gruben- und Hochöfengebiet vom Fenster des Eisenbahnwagens aus gesehen zu haben und einmal im Leben in einen Kohlenschacht eingefahren zu sein. Im finsteren Stollen auf schlüpfrigem Boden gebückten Leibes und mit Werkzeug beladen herumkriechen, ist kein Vergnügen; im eklen, schwarzen Schlamm kauernd oder liegend in überheißer Stickluft Gestein hauen, gehört zu den widerwärtigsten Arbeiten, die sich denken lassen; und mit dieser Arbeit, unter beständiger Lebensgefahr, jahrein, jahraus das reichliche Drittel seines Tages ausfüllen, ist eine Qual. Selbst wenn die Angabe mancher Unternehmerorgane, daß sich der Häuer durchschnittlich auf 1500 Mark stehe, richtig wäre (nach Hué läßt sich ein Einkommen von monatlich 128 Mark nur durch lebenzerstörende Doppelschichten erzielen), so würde der damit für den Rest des Tages zu beschaffende Komfort nicht so reichlich sein, daß er die Qual aufwöge; würde es besonders nicht sein bei dem Durchschnitt der heutigen Ansprüche und gegenüber dem luxuriös bequemen Leben der Reichen; nicht auf der von Rauch erfüllten Kohlenhalde, dieser halben Hölle, in die das Industriezeitalter eine ehemals blühende Landschaft verwandelt hat. Bei solcher Lebensweise ist Unzufriedenheit die natürliche Grundstimmung; gegenseitige Mittheilung in einem nach Hunderttausenden zählenden Arbeiterheere — Verhetzung pflegt sie dessen Beherrscher zu nennen — steigert den Groll zur kochenden Wuth und die geringste Unbill kann sofort dann zu bedenklichen Thaten führen.

Den typischen Verlauf aller Arbeiterunruhen hat Adam Smith im achten Kapitel des ersten Buches seines Wealth beschrieben. (Merkwürdig, daß man diese Stelle niemals in Zeitungen findet; seine Philippika gegen Beschränkungen der Gewerbefreiheit läuft wohl jedes Jahr einmal durch die liberalen Blätter.) Wenn ich die Stelle erwähne, pflege ich hinzuzufügen: Obgleich seitdem die Koalitionverbote sowohl in England als auch bei uns aufgehoben worden sind, verlaufen doch die Ausstände noch heute so. Wenigstens im Wesentlichen. Im Nebensächlichen hat die Aufhebung der Koalitionverbote günstige Veränderungen bewirkt; die Organisation hat den Arbeitermassen eine in ihrem Bildungsgrade bewundernswerthe Disziplin beigebracht und dadurch em Blutvergießen und nachfolgenden grausamen Strafprozessen vorgebeugt. lber Elend erzeugt jeder Ausstand noch heute; und der damit erkaufte Genn ist durchschnittlich Null. Auch diesmal werden vielleicht einige kleine ugeständnisse errungen werden, die man dann im Lauf der nächsten Jahre übsch in der Stille wieder zurücknimmt. Womit jedoch die Strikes nicht für

überflüssig erklärt werden sollen. Vorläufig bleiben sie das einzige Mittel, die Hinabdrückung der Arbeitermassen in einen Zustand aufzuhalten, der, wie vor hundert Jahren in England, die unteren Volksschichten mit körperlicher und geistiger Entartung bedroht.

Wirksamer ließe sich der Kampf der Arbeiter um bessere Lebensbedingungen gestalten, wenn man sich dazu verstände, auf die Fiktion der Rechtsgleichheit zu verzichten. Zum Tragischen in Nietzsches Leben gehört, daß es meistens Phantome waren, um die sich dieser Grübler zu Tode gequält hat. Der christliche und der sozialdemokratische Sklavenaufstand und die Gleichmacherei fraßen ihm am Herzen. Wäre er ins Leben hinabgestiegen, statt auf einsame Bergeshöhen zu fliehen, so hätte er bemerkt, daß sich die demokratische Gleichheit nur in Redensarten, Paragraphen und nebensächlichen Formen der Oberfläche verwirklicht, daß die Herrschaftverhältnisse, Abstufungen und Distanzen, die er fordert, in aller dem geborenen Aristokraten wünschenswerthen Schärfe vorhanden sind und daß der antike Oikenwirth seinem Sklaven, der Caesar seinem Freigelassenen, der frühmittelalterliche Grundherr seinem hörigen Bauer viel näher gestanden hat, als heute der Kommerzienrath und der Ministerialrath dem Kohlenhäuer stehen. So weit trifft eben die materialistische Geschichtkonstruktion zu, daß Technik und Form des Wirthschaftbetriebes die soziale Schichtung bestimmen und diese das Recht schafft. Gleiches Recht für Alle ist nur möglich, wo, wie in der Bauerngemeinde, im winzigen kleinbürgerlichen Stadtstaat, alle erwachsenen Männer das selbe Gewerbe in annähernd dem selben Umfang und bei annähernd gleichem Vermögen selbständig treiben. Eine solche Bevölkerung hatten Kant und Fichte vor Augen, als sie, von Rousseau angeregt und unter dem Einfluß der französischen Revolution, ihren Vernunftstaat konstruirten, der in einer Doppelehe mit der Bourgeoisie das Phantom des liberalen Rechtsstaates und mit der Plebs das andere Phantom des sozialistischen Zukunftstaates gezeugt hat. Aber die wirthschaftliche Entwickelung hat eben die Richtung zu immer stärkerer Differenzirung eingeschlagen; und diese ist der Richtung, in der die beiden Phantome liegen, gerade entgegengesetzt. Großbetrieb heißt so viel wie Herr und Knechte. Ein Großbetrieb kann zwar einer Genossenschaft oder Aktiengesellschaft, also einer Gesellschaft von Gleichberechtigten, gehören; aber er kann weder genossenschaftlich noch parlamentarisch organisirt sein, sondern nur als eine Monarchie, in der die Arbeiter Knechte oder Unterthanen — auf den Namen kommts nicht an — des Eigenthümers oder Leiters sind. Und die Vorstellung, daß sich diese Herren als Staatsbürger von ihren Unterthanen oder Knechten, die selbstverständlich die immense Mehrheit haben, je einmal die Gesetze machen lassen würden, ist so lächerlich, daß sie für den ernsthaften Politiker gar nicht in Betracht kommt. Weil man nun, durch die in der Zeit des politischen

Idealismus entstandene Ausdrucksweise gefangen, diese Thatsache nicht einzugestehen wagt, haben wir, statt des ehrlichen, nackten Klassenstaates, den unanständig verhüllten mit seiner verlogenen Gesetzgebung und Rechtsprechung. Der Rechtszustand sei unzulänglich für die bestehenden Verhältnisse, meinte der freisinnige Abgeordnete Pohl im Reichstag; freilich ist ers. Und Pohls Parteigenosse Gothein meinte, die Weigerung des Bergbaulichen Vereines, mit den Arbeitern zu verhandeln, sei von der Herrenmoral diktirt. Ja, welche andere Moral sollen denn Herren haben als Herrenmoral?

Wenn die materialistische Geschichtkonstruktion auch nach Vollendung der neuen sozialen Schichtung die Probe besteht, dann wird die neue Aristokratie (zu der übrigens selbstverständlich auch die landwirthschaftliche gehört) sich politisch durchsetzen. Das Zukunftparlament wird eine Vertretung der Herren sein, wie es das englische in seiner Glanzzeit gewesen ist. (Was es außer diesem noch an Parlamenten in der Welt gegeben hat und noch giebt, ist nur Fratze und Posse.) Nur möge Gott uns Deutschen zu diesem Parlament auch einen starken und weisen Monarchen schenken; denn die Industriefeudalen würden uns in ihrer Selbstsucht Zustände bescheren, wie die englischen vor hundert Jahren. Ganz allein die dynastische Selbstsucht, die mit einer unendlichen Zukunft rechnet, vermag über den Augenblicksnutzen hinauszuschauen. In der Republik und in der konstitutionellen Scheinmonarchie können die Minister nichts Anderes sein als Agenten der nur auf ihren Augenblicksnutzen bedachten Großunternehmer.

Die Arbeiter würden im Herrenparlament natürlich nicht vertreten sein; aber auf ihren imaginären Antheil an der Fabrikation von Paragraphen, die sie nicht verstehen, würden sie so gern verzichten wie ich (ich übe mein Wahlrecht niemals aus), wenn ihnen etwas Besseres geboten würde: nicht Gleichberechtigung, sondern ihr eigenes und eigenthümliches Recht, das Recht, das sie brauchen, wie es der mittelalterliche Hörige besaß, dem seine Rechte und Pflichten zugemessen waren. Wie lächerlich die Gleichberechtigung ist, zeigt das Recht auf Koalition. Keine Regirung der Welt vermöchte Großindustrielle zu hindern, sich zu koaliren: zwischen Braten und Käse ihre Maßregeln zu verabreden. Und keine Regirung der Welt kann den heutigen Arbeitern unbeschränkt freie Koalition bewilligen. Da die moderne Civilisation nun einmal unser Dasein auf Kohle und Eisen gründet, darf der Staat nicht gestatten, daß sich die Arbeiter dem Hundeleben entziehen, zu dem die Förderung dieser Materialien zwingt. Aber ein starker Monarch könnte der Plackerei Grenzen setzen und könnte die Kontrole über die Einhaltung dieser Grenzen durch eine Art Volkstribunat sichern. Die Arbeiter jedes Industriezweiges, jeder Region, hätten für sich ganz allein, ohne Polizei- und Beamtenaufsicht und ohne Einmischung von politischen Agitatoren, alljährlich ganz frei Ver-

trauensmänner zu wählen. Diese hätten vor dem Parlament über ihre Lage Bericht zu erstatten, Beschwerden und Wünsche vorzutragen. Diese Berichte wären, um ihnen die zu starker Wirkung erforderliche Resonanz zu sichern, wortgetreu in alle großen Zeitungen aufzunehmen; und Unternehmer, die einen solchen Arbeiterdeputirten nachträglich maßregelten, hätten eine sehr hohe Geldstrafe zu zahlen. Nach diesen Berichten würden Parlament und Regirung alljährlich das Arbeiterrecht, die Gewerbeordnung, abändern oder ergänzen. Auch müßte dafür gesorgt werden, daß in diesem Herrenparlament einige amtliche Vertreter des Christenthumes und der Humanität Sitz und Stimme hätten. Jene würden vielleicht bei passender Gelegenheit die durchaus nicht stroherne Jakobusepistel citiren: „Weinet, Ihr Reichen und heulet! Der Lohn, den Ihr Euren Arbeitern vorenthalten habt, schreit zum Himmel" u. s. w. Diese könnten etwa mit Rodbertus daran erinnern, daß die alten Griechen und Römer ihr zweibeiniges Jungvieh besser geschont und weniger ausgebeutet haben als die Brotherren der Industriezeit Kinder und Jugendliche. Namentlich landwirthschaftliche Zeitschriften würden ihnen reichlichen Stoff zu schönen Vergleichen zwischen der Behandlung des zweibeinigen und des vierbeinigen Arbeitviehes liefern. Wer die Humanität unserer Zeit bewundern will, muß in diesen Zeitschriften lesen, wie durch zweckmäßige Ernährung, Stallung und Pflege für jede Art Vieh gesorgt werden, wie vorsichtig, wie freundlich und zart man ein Füllen, einen Ochsenjüngling behandeln müsse, damit nicht ein Roß, ein Bulle von schlechtem oder bösartigem Charakter daraus werde.

Gegen diese Anerkennung Dessen, was ist, und gegen die ihr entsprechende Staatsverfassung werden sich die Unternehmer mit Händen und Füßen sträuben. Viel lieber ist ihnen der „freie Kontrakt", der dem Arbeiter die ganze Verantwortung für sein Schicksal allein aufbürdet und der sie in Konfliktsfällen berechtigt, den Arbeiter des Kontraktbruches anzuklagen. (Einen Ausstand sollen die Arbeiter vier Wochen vorher ankünden, damit sich die Unternehmer mit Kulis aus Russisch-Polen, Ungarn und Galizien versorgen können!) Wird die Sache bös, so stellt ihnen der Staat den Säbel, der haut, und die Flinte, die schießt, zur Verfügung, wie der Reichskanzler höchst überflüssiger Weise noch ausdrücklich versprochen hat. Abgesehen vom Widerstande der Unternehmer gegen die wünschenswerthe Verfassung dürfte dieser der wünschenswerthe Monarch fehlen, wie ihn Uhland beschrieben hat:

Der König Karl am Steuer saß.
Der hat kein Wort gesprochen;
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

So lange wir aber das Volkstribunat nicht haben, muß am jetzigen Reichstagswahlrecht festgehalten werden, weil es das einzige Mittel ist, [illegible] Arbeiter vor dem ganzen Volk zu freier Aussprache kommen zu lassen.

Neisse. Karl Kautsky

Emil Marriot.

Unter den Büchern von Emil Marriot ist ein kleines Bändchen mit Novellen, Skizzen und Feuilletons: „Thiergeschichten“ (1899)*). Es nimmt keinen besonderen Rang unter den Werken der Dichterin ein (Emil Marriot ist ein Pseudonym der österreichischen Schriftstellerin Emilie Mataja) und steht auch sonst, mit Ausnahme der ersten Geschichte, nicht gerade hoch. Im Ganzen macht es mehr ihrem Herzen als ihrem Geist Ehre. Schlecht und recht sind es kleine Arbeiten im Sinn des Thierschutzvereins, die dem Autor vermuthlich hier anders geschätzt werden als in der Kritik. Ich stelle es trotzdem voran, weil es von ihm aus möglich ist, gleich mitten hinein in das Problem dieser interessanten Schriftstellerin zu gelangen. An sich ist das Mitleid mit den Thieren eine sehr einseitige Ethik. Im Allgemeinen ist das Thier nicht klüger als der Mensch und auch nicht gerade sehr viel besser. Mit dem zartesten Mitleiden mit den Thieren und ihren Leiden verträgt sich die rücksichtloseste Auffassung menschlicher Verhältnisse sehr wohl; und wir finden, daß gerade rauhe und harte Naturen manchmal sehr liebenswürdig gegen die Thiere sind. Das hat in der Hauptsache zwei Gründe. An der Grenze der Menschheit hat zunächst einmal auch unsere Moral ihre Grenzen. Wir richten die Thiere niemals, die wir doch die Menschen unerbittlich richten. Und dann stehen die Thiere außerhalb unserer Konkurrenz. Sie sind uns dienstbar oder zur Lust oder gänzlich aus unseren Bezirken verbannt. Wir blicken also nicht mit Neid auf sie; unser Ehrgeiz kreuzt nicht ihre Wege; wir wollen niemals mehr das Selbe, was sie wollen; wir kommen in keine gesellschaftlichen, geistigen, seelischen Konflikte mit ihnen. Sie sind uns ein Theil der Natur geworden, wir sehen fast interesselos auf ihr Leben herab und wir kennen so ziemlich die Grenzen ihres Geistes- und Seelenvermögens. Gerade diese ihre Begrenztheit macht sie uns so sympathisch. Sie können nie über sich hinaus und wollen es auch nicht, während der Mensch maßlos in seinem Begehren ist. Wir sehen ihre Ohnmacht, an der all unsere Kritik, Moral und selbst unsere Feindschaft scheitert, die sonst zwischen den Wesen gesetzt ist. Und eben ihre Ohnmacht wird der unerschöpfliche Quell unseres Mitleidens und wir können ihren Jammer zarter und tiefer empfinden als sie selbst.

Ist das selbe oder ein ähnliches Verhältniß zu den Menschen auch möglich? Zu einem Theil gewiß, der unserem Herzen überdies noch besonders nah steht: zu den Kindern, wenn wir ihnen gegenüber uns auch bereits als Erzieher und Kritiker auf ein moralisches Maß einstellen. Im Uebrigen ist hier die Analogie noch ziemlich einfach. Sonst haben auch ritterlich gesinnte Männer ein ähnliches Verhältniß gegen die Frauen, obwohl in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern das Interesse schon zu elementar hervorbricht, als daß dieses Mitleiden der Distanz ernd rein bleiben könnte.

In dem Roman „Caritas“ (1895), den ich auch nicht zu den starken Büchern Marriot rechnen kann, wird Dies das Problem. Der Held, durch mütterlichen nsch und eigene Neigung zum Priester bestimmt, hat sich plötzlich entschlossen,

*) Sämmtliche Werke von Emil Marriot sind in der Groteschen Verlagshhandlung (in Berlin) erschienen.

das Priesterseminar zu verlassen, um ein schlicht bescheidenes bürgerliches Leben zu führen. Seine erste Handlung, die wir mitansehen, ist, wie er sich wüthend auf einen kleinen Burschen stürzt, der Schmetterlinge aufspießt, und ihm alle Knochen zu zerbrechen droht. Das Mitleiden mit den Thieren hat seine Seele vollkommen gefangen genommen; seine Empörung über jede Grausamkeit und Unvernunft mit Thieren bringt ihn von Sinnen; und seiner Samariterthätigkeit für ein paar brutalisirte Gäule fällt sein Leben zum Opfer. Er hofft, daß einst auch für die Thiere der Messias kommen und uns ein neues Evangelium der Gerechtigkeit predigen werde, das die Thiere mit einbezieht und sie uns ehren läßt wie Unseresgleichen. Eine Idee, die auch die prächtige, im selben Jahr erschienene Novelle des Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath, „Der Heiland der Thiere", beseelt. An seiner mangelnden Frömmigkeit gegen Gott und Gottes Geschöpfe liegt es also nicht, wenn Cornelius nicht Priester werden kann. Sein Glaube schwankt niemals; aber er kann die Menschen nicht lieben. Er hat kein anderes Verhältniß zu ihnen als das des Hochmuthes und der Ueberhebung. Gegen sie und ihre Schwächen ist er ohne Mitleid. Und weder zu allen noch zu einem einzelnen hat er seelische Beziehungen. Auch das Weib macht ihn seinem hohen Berufe nicht abtrünnig. Und als er sich am Ende doch in ein Mädchen zu verlieben scheint, will dies Gefühl in seiner Seele nur schwer Wurzel fassen; und einer Aussprache, die sie einander nähern könnte, wird durch zwei gemarterte Gäule jäh ein Ende bereitet.

Es ist nicht zufällig, daß dieser Held ein Priester ist. Der katholische Priester ist für Emil Marriot ein höherer Mensch; ihm hat sie ihren bedeutendsten Roman, „Der Geistliche Tod", und einige ihrer besten Novellen gewidmet. Sollte der höhere Mensch, in dem diese Dichterin außer dem katholischen Priester höchstens noch den werkthätigen hervorragenden Arzt, niemals den Künstler sieht, zu den gewöhnlichen Menschen nicht in das selbe Distanzverhältniß des Mitleidens kommen, in dem alle edleren Menschen zu den Thieren stehen? Sollte sie selbst, die Dichterin, nicht Welt und Menschen, namentlich die kleinbürgerliche Welt und deren Menschen, aus dieser Entwickelungferne betrachten können? Lohnt es denn, diese Menschen zu hassen oder gar mit ihnen zu konkurriren? Sind diese armen Menschen nicht eben so unseres Mitleides werth? Erniedrigen wir uns nicht, wenn wir mit ihnen nach den selben Zielen streben, sie beneiden und uns unseren Weg durch sie kreuzen lassen? Haben wir nöthig, hier noch zu richten, hier noch zu kämpfen?

Es war ein langer Weg, den die Marriot zurücklegen mußte, ehe sie die Dinge so anzusehen vermochte. Sie begann mit ein paar Romanen, in denen sie sehr scharf und auch durchaus richtig das kleinbürgerliche Leben Wiens darstellte. Setzt man für Cottage Thiergarten und für Ring Friedrichstraße, so könnten sie auch in Berlin spielen. Aber Wien ist das Milieu, in dem sie aufgewachsen ist, in dem sie sich wund gestoßen und müde geweint hat. Ihr Blick ist nicht getrübt, ihr Herz nicht weich und die Darstellung dieses Milieus keineswegs liebenswürdig. Ihre Welt ist auch nicht reich. Gewisse Gestalten und Konflikte kehren immer wieder; und ob das Buch die „Familie Hartenberg" (1882) oder „Die Unzufriedenen" (1888) heißt; es ist im Grunde der selbe Roman kleinbürgerlicher Familien von Beamten, Kaufleuten, Lehrerinnen, Künstlern, die ihre Töchter nicht verheirathen können und mit den niedrigsten Mitteln auf den Markt bringen, die vor jedem Quartalsersten zittern, sich erniedrigen, verlumpen, selbst vor Verbrechen

nicht zurückschaudern, einander ärgern und zu Grund gehen. Gewisse Motive ziehen sich durch all ihre Werke. Diese Welt ist aber tendenziös, mitunter sogar gehässig dargestellt. Manche Charakteristik sieht einer Klatscherei zum Verwechseln ähnlich. Eine gewisse säuerliche Moral macht sie wenig schmackhaft. Namentlich die Geschlechtsgenossinnen mit ihrer Heirathwuth und Putzsucht, ihrer Eitelkeit und unwahren Würde kommen schlecht bei ihr fort. Selbst und besonders die Mütter, die Familienmütter, diese viel besungenen Heldinnen, die in der modernen Romanliteratur nie anders als pietätvoll dargestellt werden, sind bei der Marriot oft liebloſe, eitle, selbstsüchtige, erbärmliche Geschöpfe. Trotzdem fehlt es ihrer Darstellung der bürgerlichen Familie nicht an großen Intentionen. Sie sieht klar und spricht rücksichtlos aus, daß dieses kleinbürgerliche Familienleben kein Segen, sondern oft ein Fluch ist, daß es die einzelnen Mitglieder in ihrer Individualität zerfrißt, sie demüthigt, ihre freie Entwickelung hemmt und für die hohen Opfer nur geringen Ersatz bietet. „Familie! Höre ich dieses fatale Wort schon wieder! Seit meiner ersten Jugend wird mir vorgesagt, daß ich eine Familie und darum schwere Pflichten habe." Das ist der Grundakkord von Emil Marriots erstem Roman; und er ist niemals ganz verklungen. Dann modifizirt sie ihn: „Ein unharmonisches Familienleben ist wie eine böse, schleichende Krankheit; unaufhaltsam macht diese Krankheit ihren Weg durch all unsere Gefühle, zerstört die Eintracht, die Liebe, die Güte, untergräbt den Familiensinn und den Glauben an ein häusliches Glück, macht elend, in einem Wort: lieblos und ungerecht." Ein unharmonisches Familienleben! Aber was macht ein Familenleben unharmonisch, wenn nicht der Zufall disharmonirender Charaktere? Die Armuth. „Ja, Armuth! Du bist die Verführerin." Dies Lied tönt lauter und vernehmlicher im zweiten Roman. Aber die Dichterin war, als sie diese Bücher schrieb, noch gebannt von der kleinbürgerlichen Welt. Das macht diese Romane eng und klein. Sie hat zwar soziale Erkenntnisse, aber noch keine sozialen Perspektiven. Was nämlich versauert diese Art Familie? Welches ist ihre Krankheit? Daß sie einen Schein wahren muß, dem keine Wesenheit mehr entspricht. Emil Marriot sieht das bürgerliche Leben dort, wo es am Meisten bedroht ist, wo es von oben und von unten zerstoßen und zermürbt wird, jenes kleinbürgerliche Milieu, wo man zwar längst zum Proletariat gehört, aber noch krampfhaft an den Ehren und Ansprüchen der bürgerlichen Welt festhält, wo man den Sprung noch nicht wagt in die zwar ungewisse, aber einzig befreiende Tiefe des Vierten Standes, wo das Individuum wieder freier ist, wo es wieder Kämpfe und Ideale giebt. Es handelt sich also hier um das Milieu, wo sich der Klassen- und Interessenkampf in der häßlichsten Form abspielen muß. Hätte die Marriot nur ein Wenig die Perspektiven nach oben und nach unten geöffnet, dann wären diese Romane Gesellschaftbilder von ganz anderer Weite geworden. All das Kleinliche konnte ihnen genommen werden; sie hätte dann die bürgerliche Welt dort gezeigt, wo das entscheidende Moment ihrer Entwickelung liegt.

Dieser Horizont öffnet sich nicht; auch später nicht. Deshalb behalten alle Romane und Erzählungen der Dichterin eine gewisse Gebundenheit. Denn es genügte nicht, zu diesen armen Opfern des Gesellschaft- und Wirthschaftkampfes von einem höheren Standpunkt herabzusehen. Eine stark geistige, literarisch oder künstlerisch befähigte Persönlichkeit kommt über die Dunstsphäre der kleinbürgerlichen Welt am Ende schon hinaus, so sehr diese sie auch bannen will. Nur heißt, sie

überwinden, noch nicht, sie erklären. Wenn diese Persönlichkeit aber eine Frau ist, wird sie sich nicht befreit haben, ehe sie noch eine Klippe angefahren ist. Die eigentliche Gefahr höherer Erkenntniß wird für sie gewöhnlich der Kampf um den Mann. Denn hier ist sie keineswegs die besser Ausgestattete. Was den Mann an der Frau reizt, besitzt sie nicht oder hat sie in sich nur wenig entwickelt. Die schaffende Frau gehört ja schon halb zum männlichen Geschlechte. Zwei Wege hat sie; den einen wählt das Herz, den anderen der Verstand. Die Liebe will den Gegensatz. Folglich verlieben sich geistig starke, von Charakter männliche Frauen in die kleinen Gigerl, élégants, féminins. Und diese Liebe endet fast immer unglücklich und ist am Wenigsten appetitlich, wenn sie glimpflich ausgeht, wie in dem von der Verfasserin stark zusammengestrichenen Roman „Moderne Menschen“ (1894), wo die Liebe eine Art Besserungsanstalt für einen verkrachten Schwächling wird. Oder der Verstand sucht den Gleichen, den Genossen, den an Charakter und Geist Verwandten: und dann erfährt die Frau das traurige Schicksal, eben nur als Geist und Charakter begrüßt zu werden, mit vollkommener Zurücksetzung des Weibes, dem dieser Geist und Charakter gehört. Denn der gleichgeartete Mann sucht ja in der Liebe wieder den Gegensatz und verliert sein Herz gewöhnlich an ein kleines, unbedeutendes, aber reizendes „Weibchen“. An diesem Grundinstinkt der Liebe müssen alle Gleichheitbestrebungen immer wieder scheitern. Wie diese kleinen, unbedeutenden, reizenden „Weibchen“ bei der Marriot ausschauen, von der Geschlechtsgenossin aus dem Winkel des Liebeskampfes gesehen, braucht kaum erst geschildert zu werden. Sie sind eben so tendenziös ge- und verzeichnet wie die kleinen Männlein, die hier Schicksal werden.

Am Ende erkennt sie noch zeitig genug selbst, daß diese Art, Welt und Menschen zu betrachten, weit ab von der Natur führt. Was ist denn auch an den verweiblichten, genußsüchtigen Männlein gelegen, die wir in den „Unzufriedenen“, „Modernen Menschen“, der Novellensammlung „Die Starken und die Schwachen“ (1894) oder sonst bei ihr finden? Man kann begreifen, daß sie durch Erziehung, Schicksale, die Gesellschaft und die Frauen so wurden, wie sie sind, und nicht anders werden konnten. Aber diese kleinen reizenden „Weibchen“ mit ihrer „Weibchenliebe“, mit der Sicherheit ihres Mutter- und Fraueninstinktes, sollten sie nicht vielleicht den Absichten der Natur näher stehen als die Damen, die Schopenhauer lesen, Bücher schreiben und gegen Gott und die Welt revoltiren? Ist es noch möglich, mit ihnen zu wetteifern? Ja: sie sind Gänschen und haben keine höheren Interessen, sind nicht im Stande, ihren Mann zu verstehen, wenn er höheren Lebenstendenzen folgt, sind ihm manchmal auch im Wege; und ihnen fehlt all Das, was die Schopenhauer lesende Dame vielleicht zu geben hat. Aber wenn dieses Vögelchen mit seinem Jungen sich verflattert und an der Schwelle der Zurückgewiesenen zusammenbricht, wenn Diese nur noch das unglückliche, verängstigte, elende Thierchen zu ihren Füßen sieht, dann schwingt die Caritas ihrer Seele plötzlich die Flügel und deckt die gestern noch um ihr Glück Beneidete mit ihres Mitleides verstehender Liebe zu. Und sie begreift zu spät, daß es hier nichts zu beneiden giebt, es sei denn das Glück ein Zustandes, den man geistig schon hinter sich hat. Unendliches Mitleid, das all anderen Gefühle in sich aufgesogen hat, senkt sich nun auf die begrenzte, unfreie gefangene Menschheit dieses armen Weibchens. Man kann wieder so interesselos diesem Leide gegenüber stehen wie dem Leide der Thierheit.

Das ist der interessante Prozeß in der Heldin des letzten Romans, „Mensch

lichkeit" (1902). Wir haben hier den höheren und den niederen Typus Mann und Weib, Instinktliebe und Freundschaft, Verrath und Gleichgiltigkeit, Aberglauben und Vorurtheillosigkeit. Aber das Alles ist nur Voraussetzung für die Entwickelung der Heldin und nicht immer sehr glücklich, auch nicht in der Charakterzeichnung und Handlung. Die Schwächen und Kompositionfehler dieses Romans sind eben bedingt durch seine Idee, die stark, aber nicht frei genug durchbricht. Was alle höheren Ideen von Menschlichkeit! Was aller Geist und Kampf! Am Ende beherrscht das verwundete Thierchen die Szene und das Mitleid überwindet Liebe und Freundschaft. Plötzlich sind all die kleinen Eitelkeiten und persönlichen Kümmernisse der Heldin untergegangen in den Flammen jenes ausbrechenden mächtigen Gefühls, das namentlich den Schluß dieses Romans stark und bewegend macht und mit gewaltigem Schwung alle Gestalten in eine höhere Sphäre hineinzieht. Das heißt endlich, den Menschen aus der Distanz sehen, aus der wir das Thier sehen. Und hier liegt auch die Rechtfertigung jener höher beanlagten Frauen in Bezug auf die Liebe, eben der Triumph ihrer Liebe, die, besiegt, als Mitleiden wieder aufersteht.

Damit Solches geschehen kann, muß sowohl der Gegenstand der Liebe, also in diesem Fall der Mann, als der Gegenstand des Neides, der Feindschaft, nämlich das Weib, aus dem Kreis der Heldin herausfallen, in ein tieferes Reich der Menschlichkeit und Gesellschaft versinken. Dann fließen Liebe und Mitleid in jener höheren Caritas zusammen. Manchmal kompliziren und verwirren sich diese Liebesmotive. Das ergiebt den Doppel-Roman „Seine Gottheit" (1896) und „Auferstehung" (1898). Jenes ist der Roman zweier Menschen, die eigentlich ganz verschiedenen Welten angehören, einander nur zufällig einmal begegnen und das Problem der Todfeindschaft der Geschlechter auf eigene Weise darstellen, die, indem sie einander betonen, wieder weltenweit auseinanderfallen. Er ist Arzt, Materialist, Proletarier, der den Schmutz seiner Abstammung ein ganzes Leben lang mit sich schleppt, roher und gewaltthätiger Genußmensch. Seine Gottheit ist die Natur, die allgewaltige, seine Religion eine Art naturalistischen Fatalismus. Die Natur kann sich nicht irren; in der Liebe führt sie ja die Menschen erst ihrer höheren Bestimmung entgegen. Die Liebe trägt ihre Rechtfertigung in sich selbst und deshalb hält er, wahnsinnig vor Verlangen und fest überzeugt von der Richtigkeit der Wahl seines Herzens, an dieser Liebe fest, was immer auch warnt und wie sehr sie ihn auch demüthigt. Das Mädchen aber hat sich nur aus Dankbarkeit und Pflicht ihm verlobt, weil er die Schwester gerettet hatte. Sonst giebt es keinerlei Gemeinschaft zwischen diesen sonderbaren Brautleuten. Sie ist eine Sensitive, eine religiöse Schwärmerin und nicht für diese Welt und die Liebe bestimmt. Am Wenigsten für seine Welt und seine Liebe. Seine Roheit entfremdet sie nur mehr und mehr von ihm, die Roheit seines Begehrens wie seiner Manieren und nicht letzt seiner Weltanschauung. Der Haß der Verzweiflung bemächtigt sich ihrer, sie zufällig erfährt, daß er Thiere vivisezirt, worin sie gewissermaßen eine Aufmung gegen Gott selbst erblickt. Weder ihre Frömmigkeit noch ihre Thierliebe erträgt es, sich von einem Manne berühren zu lassen, dessen Hände in den zuckenden ibern lebendiger Wesen gewühlt haben, um einer Wissenschaft willen, die ihr so fremd nd gleichgiltig ist wie ihm ihr Glaube. Und diese Werbung um Liebe entwickelt ich zu einem Kampf um ihren Gott, dem er sie nach und nach entreißen will und nach und nach überlassen muß. Auf dem Grunde ihrer Seele glimmen noch die

letzten Funken einer Mädchenliebe zu einem frommen Knaben, der Missionar werden wollte und für seinen Gott in fernen Landen gefallen ist. Auch sie wollte sich einst opfern, war aber nicht stark genug. Dennoch hat sie die Beziehungen zu dieser Welt niemals aufgegeben. Hierhin rettet sie sich vor seiner brutalen Liebe. Und eine der stärksten Szenen des Romans wird, wie er die Flüchtige in eine Kirche verfolgt, um sie ihrem Gott mit Gewalt zu rauben. Und er läßt nicht ab, sie zu verfolgen, als sie ihn längst aufgegeben hat. Unter dem Kreuz am Felsen findet er sie, um sie zu ermorden, noch im Tode durch ihren Gott von ihm getrennt, von ihrem Gott besiegt. Diese Szenen sind bei aller Roheit der Vorgänge doch von unversieglichem Eindruck durch die weiten Perspektiven, die hier in der Liebe der Kampf der Welten und Weltanschauungen, der Naturen und Gesellschaftkreise und vor Allem der Geschlechter selbst eröffnet, aber auch, wie in der „Menschlichkeit", durch das Hervorbrechen jener großen Miserikordia, die ihre Helden und Lieblinge erst tief hinunterstoßen muß in das Elend und die Verzweiflung, um die Schatten einer höheren Liebe über sie auszubreiten. Bei der Marriot handelt es sich, auch wo sie sensationell scheint, niemals allein um grobe Effekte und sogenannte spannende Handlung, sondern um die Herstellung der Distanz, die sie zu ihren Helden einnehmen muß, um auch ihr Herz für sie sprechen zu lassen. Ihre Lust am Sensationellen, die wir in jedem Roman verfolgen können, ist weiter nichts als ein wuchtiger Anlauf, die Moral in der Betrachtung ihrer Helden und Handlungen zu überrumpeln und sich und uns ihren Tragoedien mit der Ueberlegenheit folgen zu lassen, mit der wir den Leiden und Qualen von Kindern und Thieren beiwohnen. Moral! Verbrechen! Jeder ist in seiner Gebundenheit auf eine gewisse Bahn gewiesen, die er zu Ende laufen muß, vernichtend, was ihn aufhalten will; und schließlich bricht er selbst zusammen. Es ist die große Willenstragoedie, die sie bei Schopenhauer begriffen hat und die sie durch ihre Romane zu veranschaulichen sucht. Eben das Sensationelle errettet sie oft noch vor einer kleinen Moraltendenz und erhebt ihre Romane auf eine höhere Stufe des Lebens. Ihre Schwächen liegen vielmehr in der Motivirung und auch darin, daß sie die Grundideen, so bestimmt sie ihr auch vor der Seele stehen, doch nicht immer klar und rein genug herausarbeitet. Viele Einzelheiten, die in ihren Büchern eine Bedeutung gewinnen, kennt sie auch nicht aus eigener Anschauung. Und dann sind es oft nicht nur die Moralen, sondern auch die Ideen ihrer Erzählungen, die im Mitleid ertrinken.

Die Heldin, diese Braut Gottes, die nur aus Versehen eines Mannes Braut geworden ist, hinterläßt eine Nichte, ein etwas überspannt emanzipirtes Mädchen, das im Schatten dieses Ereignisses heranwächst. Nichts charakteristischer für unsere Dichterin als diese Fortsetzung des Romans. Der unglückliche Mann im Zuchthaus, vervehmt, zertreten, in eine niedere Klasse geworfen und plötzlich durch einen Gnadenakt nach fünfzehn Jahren wieder der menschlichen Gemeinschaft zurückgegeben, die ihn aber meidet wie einen Aussätzigen. Dieser Mann nun, das Schicksal der Familie, im geistigen Sinn mehr Mann als irgend ein männlicher Vertreter dieser Familie und doch nicht mehr Mann in dem gesellschaftlichen Sinn, daß er dem Herzen eines Mädchens ihrer Gesellschaftklasse gefährlich werden könnte, beschäftigt die Heldin dieses Buches von Kindheit an. Perverse Bewunderung und tiefes Mitleid zugleich erfüllt sie für den Ausgeschiedenen und verführt sie zu einer Reihe von Thorheiten, bis sich ihre Gefühle zu verwirren beginnen. Sie

allein hat eine Ahnung davon, daß in einem höheren Sinn die Ermordete nicht weniger schuldig war und der Mörder eben so unter seinem Fatum gestanden hat wie das Opfer, das er mordete. Interessant ist in diesem Roman eine gewisse herbe Resignation der Darstellung. Im Uebrigen ist er nicht bedeutend. Seine Vorgeschichte ist sogar recht unwahrscheinlich; und man sieht hier, wie so oft bei der Marriot, in den Voraussetzungen und in der Komposition dadurch Fehler und Brüche entstehen, daß sie schwer über einen für sie charakteristischen Zwiespalt zwischen Konventionellem und Ungewöhnlichem hinauskommt. Ihre stark geistigen oder vorurtheillosen Heldinnen bekommen fast alle leicht einen philiströsen, moralsäuerlichen Beigeschmack; und wenn gar, wie hier, ein tragischer Abschluß vermieden wird, dann bewirken sie einen nicht ganz ungefährlichen Abrutsch auf die Wege der Banalität. Das war um so bedauerlicher, weil sie sich damit eine ihrer größten Intentionen verdorben hat. Denn gerade hier sollte die Liebe und der Glaube wieder auferstehen als Mitleid, das sich dann abermals in Liebe verwirren muß. Doch der Schatten der Vergangenheit, der über Beiden schwebt, der Geist der Gemordeten steht zwischen ihnen und die Liebe wird ein Kampf gegen Vergangenheit und Schuld. Aber zum Schluß fällt gewissermaßen Alles in sich selbst zusammen. Die Welt geht die Bahnen ihrer Spießerseligkeit ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre. Hier, wie so oft, ein Schritt auf dem Wege zur Ueberwindung niedriger Leidenschaften und Schicksale. Aber noch lange keine Befreiung.

Die Marriot müßte kein Weib sein, wenn sie nicht das Verhältniß der Geschlechter und die besonderen Schicksale der Frau in der Ehe in mehreren Werken behandelt hätte. Von der läppischen Tendenzschriftstellerei gewisser Damen ist sie völlig frei. Männlichen Geistes und mit ausgesprochener Bewunderung für hervorragende und tüchtige Naturen, schon in Folge eines angeborenen sozialen Instinktes für alles Nützliche und Gesunde, nimmt sie sogar Partei gegen ihr eigenes Geschlecht. Tief haben die Ideen der Frauenemanzipation bei ihr offenbar nie gesessen. Schon aus ihrer religiösen Anschauung heraus ist ihr der Vertreter höherer Menschlichkeit immer der Mann. Doch von einer anderen Frauenschwäche ist sie nicht frei: der moralistischen Behandlung vieler Männerprobleme. So spielen namentlich die Künstler bei ihr keine beneidenswerthe Rolle. Sie sieht die in der Gesellschaft glänzenden Männer gar zu sehr aus der Perspektive der Frauen (richtiger: sogar der Familienmoral). Der Mangel an Enthaltsamkeit, besonders in eroticis, Leichtsinn, Untreue, Eitelkeit, der Umgang mit geistig oder moralisch minderwerthigen Weiblein macht sie ihr sehr verächtlich. Und wenn auch in vielen Fällen ihre Beurtheilung durchaus nicht ungerecht ist — ein gewisser Gerechtigkeits- und Wahrheitseifer gehört ja zum Charakter dieser Schriftstellerin —, so ist doch schon die Wahl dieser Art von Helden und ihre moralische Bewerthung an sich selbst ein Zeichen großer Unfreiheit, menschliche Dinge menschlich zu sehen und zu begreifen. Auch hier sind ihre Horizonte noch überall umstellt. Irgendwo ist immer eine Wand, durch die sie nicht hindurch kann, die sie beengt. Und weil sie es fühlt und gegen die Mauer anrennt, wird sie, genau wie bei der Behandlung der Familienprobleme, erst recht unfrei und befangen.

Bei ihr sieht das Geschlechts- und Eheproblem ganz anders aus als bei anderen Frauen. Mann und Frau sind eigentlich, wie wir schon im Roman „Seine Gottheit" beobachten konnten, zwei ganz verschiedene Sorten von Thieren,

die einander gar nicht verstehen können, nicht einmal in den höheren Regionen der Geistesfreundschaft. Jedes lebt in seiner besonderen Gemüthssphäre. Die Tragik der Heldinnen aber wird, daß sie als die schwächeren, abhängigeren, unwissenden aus ihrer Sphäre herausgeschleudert werden und sich in einer ihnen ganz fremden Welt verbluten müssen. So in dem sehr schön erzählten und gut aufgebauten Roman „Junge Ehe" (1897). Aeußerlich hat das Verhältniß der beiden Eheleute eine gewisse Verwandtschaft mit dem der Brautleute in „Seine Gottheit". Der Mann ist hier wieder Arzt, weniger roh, kein Proletarier, aber eben so rücksichtloser Genußmensch. Das gesellschaftliche Verhältniß ist hier beinahe umgekehrt, doch die Kluft ist nicht so groß und der Konflikt spielt sich vielmehr im Geschlechtlichen selber ab. In der Liebe ist ja der Mann immer gewaltthätig. Das vermag die Heldin dieses Romans nicht zu verstehen. Eine krankhafte Angst vor dem männlichen Eroberer und das Entsetzen vor dem Letzten in der Liebe treibt sie aus dem Paradies des Glückes hinaus. Dies Paar entfernt sich erst in der Ehe grundsätzlich von einander. Natürlich sucht der Mann Trost bei anderen Frauen. Und Das versteht diese Frau erst gar nicht. So wird ihr Zusammenleben ein Unsegen für Beide, obwohl sonst alle Garantien des Glückes gegeben sind. Problem: der Mann, der erobern muß, und das Weib, das zusammenschaudert und sich in sich selbst verschließt, wenn man es anrührt, und das den Mann dann zur Verzweiflung bringt. Ein Krankheitproblem, wenigstens für das Weib: ein Zustand der weiblichen Psyche, der in Folge von Erziehung, Moral, gesellschaftlichen Vorurtheilen, Tradition, Standesüberhebung und Seelenverfeinerung zum unveränderlichen Charakter wird. Das hyperästhetische, vermoralisirte und geschlechtlich neutralisirte, weil isolirte Mädchen, das Schaden an seiner Seele leiden muß, weil es mit einer Veränderung des Zustandes eine Veränderung des Charakters erfahren soll. Das Weib, das, um den Zustand und mit ihm seinen Charakter zu erhalten, sich in religiöse Mystik, Moral, Familie, Frauenstolz, geistiges Leben flüchtet und den Mann dadurch nur um so mehr reizt, zumal wenn er das Novum des Widerstandes nicht begreifen will oder kann. So weit ist Alles gut gesehen und tief gefaßt. Nur mußte das Krankhafte auch als krankhaft dargestellt werden und die Verfasserin durfte sich niemals auf die Moral und Natur ihrer Heldin einstellen, was sie hier viel entschiedener thut als im Roman „Seine Gottheit". Und endlich mußte auch dieses Werk tragisch enden. Die Marriot, die doch sonst ziemlich konsequent im Denken und Dichten ist, scheut oft vor der letzten Tragik zurück; dadurch erhalten ihre Romane erst recht den Charakter engherziger moralischer Betrachtungen. Gerade weil sie das Tragische abbiegt, ist sie philiströs und aus einem Naturereigniß wird eine moralische Predigt. Sie geht immer sehr energisch bis zu einem gewissen Punkt und sinkt dann wieder in das Philisterium zurück, aus dem sie sich befreien wollte und bereits erhoben hat.

Anders liegt der Fall, wenn zu der natürlichen Scheu des Mädchens vor dem Manne noch Widerwille zu diesem bestimmten Manne oder Liebe zu einem anderen Manne kommt, wie in dem Schauspiel „Gretes Glück" (1897). Hier ist mit dem Liebes- das Familienproblem geeint. Die Heldin wieder eine Sensitive, in ehelicher Gemeinschaft mit einem ordinären Mann von gemeiner Sinnlichkeit, für den die zarte, unerweckte Keuschheit seines Weibes nur ein neues erotisches Stimulans bedeutet. In niedrigem Egoismus und in drückender Noth hat ihre

Familie sie in die glänzende Versorgung hineinintriguirt. Die Liebe zu ihrem Pflegebruder, der übrigens wieder Arzt ist, mußte sie gewaltsam unterdrücken. Das Resultat ist diese Ehe: Gretes Glück. Die Milieuschilderung der Familie im ersten Akt, die Enthüllung der Ehe im zweiten, die sehr geschickte Exposition und die sehr übersichtliche Komposition des ganzen Dramas weist dem Schauspiel in der realistischen Dramenliteratur der neunziger Jahre einen ziemlich hohen Rang an. Leider ist es durch den Schluß, die dick aufgetragene Tendenz und die gänzlich unwahre Art, wie sich die Katastrophe vorbereitet, verdorben. Diese Schädigung ist aus der ganzen Dichtungweise der Marriot leicht zu erklären. Denn vermuthlich hat auch dieses Drama einmal als Roman vor ihrem Geist gestanden. Und in diesem Roman wäre, was zwischen dem zweiten und dritten Akt liegt, wahrscheinlich das stärkste Kapitel geworden. Ganz zum Schluß stumpft sich ihre Problematik fast noch mehr ab als ihre Tragik. Aber unmittelbar vor diesem Schluß kommt ihr Dichternaturell höchst bedeutsam heraus. Zwischen diesen beiden Akten liegt Gretes Flucht aus ihrem ehelichen Glück. Diese Flucht hätte uns die Dichterin vermuthlich eben so packend geschildert wie die entsprechenden Szenen in ihren Romanen; mit dem verhaltenen Pathos, das uns in diese Kämpfe und Schicksale hineindrängt und sie uns miterleben läßt. Hier ist ihre innere und äußere Welt auch fast immer von starker Plastik. Auch in „Gretes Glück" wieder das selbe Schauspiel: eine Seele aus ihrer Welt geschleudert, fremdem Willen, feindlichem Schicksal preisgegeben, ohnmächtig verzweifelnd, ohne Macht und Möglichkeit, eine Lösung, einen Ausweg, ein Wort zu finden, gebannt wie ein schuldlos Thierchen unter dem Blick der Schlange, die es gleich töten und verschlingen wird und nur manchmal wider Erwarten und Natur nicht tötet und verschlingt. Es sind fast immer die Momente, wo sich die eingefangene oder verfolgte Frauenseele zum letzten Mal vor ihrem Schicksal zu flüchten versucht und gerade in ihr Schicksal hineinrennt. Es ist eben stets der Augenaufschlag der Caritas zur Kreatur, des Mitleidens, das die eigentliche Muse dieser Dichterin ist. In dem Drama mußte das Hauptkapitel überschlagen werden; und so wirkt denn der Schluß um so brutaler und unkünstlerischer, weil er innerlich ungenügend vorbereitet ist. Trotzdem war die Kritik sehr ungerecht gegen das Stück, als es vor Jahren auf der Freien Bühne gespielt wurde. Wenn auch die Stücke der Marriot große Mängel haben und besonders das unkünstlerische Hervortreten der Tendenz zu tadeln ist, viel mehr noch als in diesem Schauspiel in dem Sittenbild „Der Heirathmarkt (1895), so hat sie doch ganz unverkennbare Fähigkeiten für das Drama, besonders auch durch die resolute Art der Komposition und Darstellung, die starke Szenen und Konflikte kräftig hervortreibt. Wir sind aber wahrlich nicht so reich an tüchtigen Bühnenschriftstellern, daß wir nöthig hätten, ein Talent wie die Marriot abzuweisen. Neben den vom Erfolg gekrönten Stücken kann bei allen Fehlern „Gretes Glück" noch mer bestehen. Ich habe es zur Zeit seiner Erscheinung ein weibliches Seitenuck zu Ibsens „Gespenstern" genannt und wüßte noch heute nicht, so klein auch ier die Perspektiven sind, besonders an Ibsen gemessen, welches andere deutsche Milieustück dem norwegischen in den dramatischen Absichten so nah käme wie dieses, as wirklich eine anständigere Behandlung verdient hätte.

Ein starker Erdenrest, eine gesellschaftliche Schwere haftet allen Arbeiten der Marriot an. Und immer doch dieser Drang, über die Enge der kleinbürgerlichen Welt hinauszukommen auf ein Gebiet, wo die Aussicht offen ist, wo es höhere

Menschen, große Ziele, wo es Freiheit giebt von Alledem, was hier den Blick bannt. Diese Sehnsucht begleitet die Dichterin ihr ganzes Leben lang; sie ist ihre geheime Gottheit, die unter den Tragoedien zertretenen Menschenglückes geduckt kauert und die Flügel nicht zu breiten wagt, weil, wenn sie sich erheben will, das Mitleiden mit den Opfern sie zurückschreckt. Das war der große Bann, unter dem sie bisher dichtete.

Aber da sie nicht über sich hinauskomnte, stieß sie eine hintere Thür ein und rettete sich und ihre Freiheitsehnsucht in die katholische Kirche. Auch hier eine große, weite, Welt umspannende Macht, Menschen, die Menschliches hinter sich gelassen. Auch hier war eine Freiheit, verglichen mit der Enge des bürgerlichen Familienlebens. Der Priester wird ihr Held; seine Tragoedien, die er selbst erlebt und die er erleben läßt, sind der Inhalt mehrerer Romane und Erzählungen. Er wandelt über den Pfaden der Menschheit, ist befreit von Sorgen und Familie, von ihren Kämpfen und Konflikten. An diesen hehren Gestalten der Gesellschaft zerschellen die kleinen Leidenschaften; nichts Niederes kann an sie heran, wenn sie rein sind und ihren Zielen entgegengehen. Natürlich ists das Weib, das zu ihnen hinan will, das den Mann im Priester will. Diesem Problem und Kampf sind einige der besten Erzählungen der Marriot gewidmet, besonders die drei: „Askese", „Anathema sit", „Johannes" in den „Novellen" (1887). Die beiden ersten enden mit einem Höllensturz Derer, die sich in Bosheit und Schwäche mit ihrem Geschlecht am Priester versündigten. Es sind diejenigen Arbeiten der Marriot, die Perspektive haben, Höllenperspektive in die Abgründe des weiblichen Herzens, mit der sie ein Wenig an die teuflischen Geschichten Barbey d'Aurevillys erinnern.

Das berühmteste Werk der Dichterin ist „Der Geistliche Tod" (1884). Es behandelt die Menschheit-Enttäuschung des Priesters, der früh ahnt und zu spät begreift, daß er kein geborener Priester ist, daß er mit seinen menschlichen Schwächen an einer der untersten Stufen der Kirche zusammenbrechen wird, weil sein Herz an der Forderung des Coelibates sich verbluten muß. Sein Schicksal, so ergreifend es ist, enthält doch keinerlei Anklage oder Tendenz gegen die Kirche und deren Satzungen. In seinem Freunde Joachim ist ihm sehr glücklich das Gegenbild eines wahren Priesters und Dieners der Kirche entgegengestellt, der niemals mit den niederen Menschlichkeiten in Konflikt kommt und seinen Weg ruhig und sicher geht. Wie die meisten Priester bei der Marriot, sehen wir ihn zum Schluß die Stufen zum Ruhm und zur Macht emporsteigen. Er ist der wahre Held des Romans, so weit es sich um dessen Idee handelt. Der Held ihres Herzens aber ist natürlich der unglückselige Harteck, dessen physischen und seelischen Untergang wir miterleben. Dieser Roman, der Licht und Schatten nach allen Seiten hin gleichmäßig vertheilt, der ohne Verbitterung geschrieben ist, ruhig und sicher sich aufrollt, hat auch noch den Vorzug vor allen andern Romanen der Dichterin, daß er mit der größeren Plastik vor unseren Augen steht. Das düstere, rauhe, ungesunde Gebirgsdorf Keßten, in das Harteck verbannt wird und das wir zuerst mit den Augen des von ihm geliebten Mädchens sehen, dieser Ort des Schreckens für den schwächlichen Priester, dessen Grab wir betreten, noch ehe er selbst in seine neue Gemeinde eingezogen, dies Stück Landschaft werden wir nicht mehr los, wenn wir es erst einmal kennen gelernt haben. Eine große Naturschilderin ist die Marriot sonst nicht; selten spielt die Natur in ihre Geschichten hinein und auch dann ist sie gewöhnlich mehr dekorativ gedacht. Auch hier ist es nicht gerade die Natur für sich,

die uns fesselt, sondern das Mitleiden selbst bannt uns an diesen Ort, um uns das letzte Kapitel eines traurigen Romans in allen schrecklichen Einzelheiten miterleben zu lassen. Die Dichterin wendet hier, wie in der „Askese", in „Seine Gottheit", das sehr einfache Kunstmittel an, uns die inneren Vorgänge ihrer Helden weniger zu schildern, als an ihren Folgen mit Schauder oder Wehmuth selbst erleben zu lassen. Dadurch allein bekommen viele ihrer Kapitel und Schicksale Tiefe und Wirkung. Es macht gerade diesen Roman ganz besonders stark und ist das große Geheimniß, das sie, abgesehen von einer gewissen Herbheit der Darstellung, von aller Sentimentalität freihält.

Das war der eine Weg, über sich selbst hinauszukommen. Aber es kann der letzte unserer Dichterin nicht sein. Sie muß sich auch nach vorn hin freimachen können. Das große Problem, das den Priester in „Caritas" zum Straucheln bringt, liegt auch zu ihren Füßen noch unüberwunden; ein lauerndes Verhängniß. Das Mitleid mit den unteren Wesen ist nicht die höchste und letzte Tugend des Künstlers, denn es ruft rückwärts. Es öffnet die Herzen und die Augen für Das, was hinter und um uns liegt, aber es sprengt nicht die Thore der Zukunft und löst kein Problem, mit dem gerade wir zu ringen haben. Ja, es hindert uns sogar, unsere eigene Welt zu verstehen und unsere Wege zu gehen.

Emil Marriot gehört, wie es bisher scheint, nicht zu den reichen Naturen; und gerade für sie war ihre Mitleidsmoral nicht ungefährlich. Ueber all ihren Büchern liegt eine herbe Resignation. Die giebt ihnen wohl eine eigene Stimmung, aber das Innerste bleibt ungelöst. Jener Unterstrom der Poesie, jene Lyrik und musikalische Stimmung, auf der die Dichtung, ob Epos oder Drama, daherschwimmt, ist bei ihr niemals recht aufgethaut. Vieles hat sie in sich überwunden; die Schroffheiten und Unebenheiten der Darstellung und des Stils hat die Reife in sich ausgeglichen. Ihre Werke zeugen von ernster Arbeit, von sittlicher Kraft und vielem bitteren Weh und schmerzlichem Verzicht, Verzicht selbst auf die kleineren Gaben des Glückes, auf Freuden, die der Niedere als selbstverständlich hinnimmt und genießt. Entsagen hat sie das Schicksal gelehrt, das manchen Menschen, oft dem Besten und Begabtesten, jeden Glücksschimmer neidet. Es klingt fast wie ein schwermüthiges Selbstbekenntniß, wenn es von der menschlich durchaus nicht bedeutenden Heldin des Romans, „Junge Ehe" am Schluß heißt: „Ihm, dem Starken, Harten, Selbstbewußten, das Glück und ihr die Resignation. Das Glück ist nun einmal nicht für die Guten und Selbstlosen geschaffen worden. Denen steht es nicht zu Gesicht. Und willig nahm sie ihr Kreuz auf sich, um es geduldig zu tragen, bis ans Ende." Wo solche Erkenntniß mehr ist als ein Entwickelungmoment, wird sie zur Hemmung. Ueber diese Etape kommen gerade die begabten Frauen oft nicht hinaus; und die Marriot hat sich in diese Ethik verknotet, in der sie unmittelbar von Schopenhauer ausgeht. Aber wenn man erst resigniren kann, muß man auch noch verachten können. Ihr stärkstes Buch und ihr erlösendes Wort wird sie uns dann geben, wenn sie auch mit der Resignation und dem Mitleiden fertig geworden ist.

Leo Berg.

Ihr Schwur.

Er war ein Dichter mit einem Christuskopf, asketisch hager; er hatte viel geliebt. Sie war ein blondes, süßes Ding von achtzehn Jahren und betete ihn an. Nicht, weil er zufällig wirklich ein Genie war. Das verstand sie nicht. Sie kannte das Wort früher nicht einmal und wunderte sich, wie oft ers gebrauchte. Sie lernte seine Verse, in denen manchmal Ewigkeitgehalt war, nur auswendig, eben weil es seine Verse waren. Und wenn sie ihm die dann abends, auf seinen Knien sitzend, vorsprach, mit ihrem athemlosen Stimmchen und in der Volksschulbetonung, die, unbekümmert um den Sinn, alle Rhythmen richtig abhebt, da konnte er lächeln wie über nichts sonst. Und sie freute sich, wie seine Zähne dabei in dem seltsam schönen Mund schimmerten, der so roth wie eine Mohnblume war, fand sie, eine Mohnblume, auf die der Mond durchs Fenster sah und sich auch freute.

Außerdem betrog sie ihn. Er schob das Sinnen über diese Möglichkeit von sich. Man ist entweder ein Dichter oder ein anständiger Mensch, dachte er. Beides verträgt sich nicht; und er wollte ein Dichter sein. Sie hatte ihm gesagt, daß sie den Anderen, Den von vorher, den er nicht kannte, nicht mehr sehe. Er glaubte es auch manchmal. Uebrigens — Das hatte sie erzählt —: Seidenwaaren en gros! Damit war ein Mensch in seinen Augen erledigt. Daß ihr nicht schwindelte nach diesem Aufstieg zu ihm, der ein Dichter war!

— —

Und sie liebte ihn. Sie liebte ihn wirklich. Ihr war es ein Opfer, daß sie ihn betrügen mußte. Sie war oft so verzweifelt darum. Aber er wollte, daß sie feine, lautlose Schuhe und echte gelbe Nadeln in den blonden Zöpfen und weiche Kleider trage; und sie selber war nun auch daran gewöhnt. Und er war arm; ich sagte schon, daß er ein Dichter war. Und der Andere gab gern, obwohl er reich war. Und viel Liebe verlangte er nicht. Er lachte nur, mit seinem satten, bartlosen Lachen, wenn sie den gebogenen Arm vor ihr Gesicht hielt. Höchstens ihr Haar sollte er küssen. Er sah, wie sie sich zu ihm zwang. Das reizte ihn und gab ihm ein Gefühl von Macht. Ihm war es toute même chose — er war nicht umsonst alljährlich in Lyon und er sprach gern Französisch, auch zu sich selber —, als er einmal mit dem Anderen, den er ohnehin witterte, zusammenstieß. Sonderbarer Geschmack, dachte er achselzuckend. Das war Alles.

Nur der Dichter erschrak. Ehrlicher Zorn und Ekel quoll in ihm hoch, Scham beinahe. Es war viel Edles in ihm, um das er nicht wußte und nicht wissen wollte. Es störte meistens nur. Bourgeois nannte er solche Gefühle; mit dem härtesten Worte der Verurtheilung, das er kannte. Er sah sie an und sie fühlte gequält das Dunkel in seinen Augenwinkeln noch blauer und drohender werden; es war, als rückten die tiefen, schwarzumschatteten Augen noch näher zusammen. Und sie standen schon ganz nah, seltsam nah bei einander, weil die Nasenwurzel so schmal und durchsichtig sein war.

„Pfui Teufel!“ sagte er. Es war gar nicht poetisch und gar nicht genial aber er sagte so und wiederholte es, als ob es ihm gefiele: „Pfui Teufel!“

Sie konnte nichts sagen, nichts; sie war wie betäubt, als er plötzlich vor

ihr stand. Als sein Wort sie erweckte, schickte sie nur ihre großen, hellen Augen fassunglos und klagend zu ihm, als geschehe ihr das bitterste Unrecht mit seinem Blick und Ton. Der Schleier von Dummheit und Hilflosigkeit, der immer über ihrem Gesichtchen lag, breitete sich dichter noch als sonst darüber aus und machte es ergreifend lieblich. Dann quoll ein Schluchzen hoch, tief aus der Brust geholt und lang gezogen: „Es ist ja gar nicht wahr. Das glaubst Du? Das?"

Er hatte nichts gesagt.

„Ich liebe Dich doch!" Und sie nestelte mit zitternden, unbeherrschten Fingern an den Druckknöpfen ihres Kleides, die nicht in einander greifen wollten.

Er sah sie noch einmal an und mühte sich, die Verachtung einer Welt in seine berühmten Augen zu legen. Dann zuckte er die hageren, feinen Schultern und machte die Thür leise, fest hinter sich zu. Er liebte keine Szenen und haßte Geräusch. Er ging und sprach auch leise, wenn er sich herabließ, zu sprechen.

Das war aus. Schade; sie war so schön eben mit der fliegenden Röthe auf dem verwirrten Gesicht und dem zerwühlten Haar. Aber es ging doch nicht. Trotz Seidenwaaren en gros. Das war man sich doch schuldig; wenn man es wußte.

— —

Alle Tage bekam er jetzt Briefe. Morgens einen, mittags einen, abends einen; manchmal zwei mit der selben Post. Er rührte sich nicht, las aber gewissenhaft täglich das Selbe: „Erbarme Dich! Ein Wort sage mir, ein einziges Wort. Blos das Schweigen nicht. Das halte ich nicht aus. Es ist ja nicht wahr! Ich liebe Dich doch. Und der Mensch, den ich hasse, war doch nur hier, weil ich der Emmy was bestellen sollte, die böse mit ihm ist, wo sie ganz Recht hat. Die kennt ihn genau; ich kenne ihn ja überhaupt im Geringsten gar nicht. Ich habe ihn zum ersten Mal gesehen. Das schwöre ich Dir. Und wie er endlich im Rausgehen war, habe ich mich gerade schön machen wollen für Dich. Hast Du Das nicht gemerkt? Denk doch, er hat keinen Bart, wo ich Dich doch am Meisten um Deinen spitzen, langen Bart so liebe. Wie kannst Du blos denken, man läßt sich küssen, wenn ein Mann nicht mal einen Bart hat und dick ist und ganz blond auch um die Augen! Das mußt Du doch einsehen. Bitte, bitte: komm wieder zu mir! Sag', daß Du mir glaubst, und daß Du mich wieder liebhaben willst und daß ich wieder Deine Zähne küssen darf, bis es wehthut, und daß ich alle vielen Thränen bei Dir weinen darf und nicht so allein." „Schlafen kann ich nie mehr; blos weinen. Und dann ist das Kissen so naß noch früh, wenn ich aufwache, weil der Wecker geht, der nach dem Wecken immer eine halbe Stunde lang ‚Letzte Rose' spielt, und dann weine ich noch mehr. Ich bin überhaupt auch so eine letzte Rose, die einsam verblüht. Du läßt mich ja nicht zu Dir. Deine [illegible]rthin sagt immer, Du bist nicht zu Hause, und sie macht blos einen kleinen alt von der Thür auf. Jetzt schäme ich mich vor ihr und mag nicht mehr auf. Blos auf der Straße stehe ich manchmal, wenn ich aus dem Geschäft nme, und geb mir Mühe, daß ich hinaufsehen kann bis zu Deinen vier Treppen die schöne Giebelstube, in das kleine Fenster, wo wir zusammen so viel in den lben Mond gesehen haben; und der ist jetzt auch weg, ich weiß nicht, wohin." Glaub mir doch! Ich bin unschuldig und rein, ich bin ja so glücklich gewesen Dir, ich habe noch nie einen anderen Mann gemeint und gern gehabt, blos Dich."

Sie vergaß, wie genau er um ihren Ersten wußte; sie vergaß Alles. Sie hätte geschworen, daß jedes Wort Wahrheit war, das sie schrieb und mit Thränen verwischte; sie glaubte an ihre Unschuld, schrieb so oft und so ausführlich, wie Alles gewesen, daß sie es vor sich sah, ganz so, wie sie es wollte, und keine Zweifel mehr an ihrer Reinheit hatte. Nie, nie war sie ihm untreu gewesen! Wie hatte er Das nur glauben können von seiner Steffie, die ja vor Liebe zu ihm betete!

— —

Endlich schrieb er ihr. Ohne Ueberschrift und ohne Unterschrift.

„Sage mir beim Seelenheil Deiner Mutter, daß Du mir treu gewesen bist; dann will ich Dir glauben. Wenn Du schwören kannst, dann komme morgen Abend zu mir herauf."

Und sie kam, selig, ihn sehen zu dürfen, kam, ohne Gedanken, ohne Ueberlegen. Er wehrte sie ab, als sie mit gurgelndem, irren Laut auf ihn zugeflogen kam, daß sie erschreckt stehen blieb und nur bewundernd an seiner hohen Gestalt hinaufsah, die wieder, bis zum Hals geschlossen, schwarz gekleidet war und aufrecht stand und sich nur noch höher aufrichtete. Er zündete Kerzen an und das weiche Licht, das er liebte, zuckte auf seinem bleichen, edlen Gesicht. Jetzt war es so feierlich hier, wie ers brauchte.

Sie konnte nicht warten mehr, nicht einen Moment; sie wollte sprechen. Sie hätte, seit sie ihn ansah, geschworen, jetzt auch ohne sein Verlangen. Sie fühlte, sie hätte auch einen Mord gethan für ihn und nicht gewußt, daß es Sünde sei. Ihr voller, gläubiger, verklärter Blick strahlte ihn an. Aus ihren blauen Augen, die das Blau von Kinderaugen bewahrt hatten, brach ein überirdischer Glanz von Wahrhaftigkeit. „Ich schwöre beim Seelenheil meiner Mutter, daß ich Dich liebe und daß ich Dir treu gewesen bin, treu, immer, immer!" Sie schluckte nicht einmal mit der Stimme dabei; die Vision von Beichtstuhl und Pfarrer zog kaum flüchtig durch ihren Sinn; sie wußte gar nicht so recht, daß sie log.

Es gab ihm eine köstliche Sensation, sie festen Blickes anzuschauen und zu fühlen, wie sie seinen Blick ertrug und untertauchen ließ auf den Grund ihrer Seele. Schlackenlos und klar schien ihre Seele in dieser Stunde sich vor ihm zu erschließen und ihre weitgeöffneten Augen jauchzten den seinen entgegen. Ein hinreißender Ausdruck fanatischer Wahrheitliebe strahlte aus ihren Zügen.

„Ich schwöre es Dir!"

Er bewunderte sie. Und schämte sich doch für sie. Das kann nur ein Weib. Nur ein Weib.

Leise, unbewußt, hob er die Arme. Sie stürzte mit einem Jubelschrei an ihm nieder. Schluchzen und Lachen und Lachen und Schluchzen. Und sie küßte seine Hände, deren Innenwand ihr immer wie die Berührung von weichester Seide war, küßte inbrünstig die schönen, fleischlosen Finger, die aussahen, als seien sie aus blutdurchhauchtem Marmor geformt.

Lächelnd, befreit sah er auf sie nieder. Er hatte sich erbärmlich nach ihr gesehnt. Was ging ihn eine Lüge an, von der ihre Seele nichts wußte?

Und er zog das kleine Mädchen an sein großes Dichterherz.

Rose Raunau.

Zwei Anzeigen.

Die Faustsplitter in der Literatur des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, nach den ältesten Quellen herausgegeben. Berlin, Emil Felber, 1898—1904. Preis: 35 Mark.

Dieses Buch ist ein Ungeheuer von 52+1221=1273 Seiten. Es enthält außer den 15 Seiten des Vorwortes, den 28 Seiten des Splitterverzeichnisses, den beiden zusammen 76 doppelspaltige Seiten betragenden Registern und wenigen Anmerkungen kein Wort von mir, sondern ist durchweg abgeschrieben, und zwar abgeschrieben aus 437 der seltensten Bücher der Zeit zwischen 1507 und 1800. Sein Druck hat sich über sieben Jahre hingezogen und es ist in drei verschiedenen Druckereien gedruckt worden. Bis jetzt mußte ich zur Wahrnehmung meiner Autorenrechte erst vier Prozesse mit dem Verleger führen. Es ist eins der wenigen Dinge, die aus meiner abgeschlossenen literarhistorisch-akademischen Vergangenheit in meine volkswirthschaftlich-praktische Gegenwart hineinragen, insofern ich das zweite Register erst in dieser Gegenwart geschaffen habe.

Was das Buch will?

Das Buch sollte ein Baustein sein zu einer neuen Form der literarhistorischen Forschung, die sich nicht mehr auf Dichterpersönlichkeiten, sondern auf Weltanschauungepochen aufbaut. Es sollte zeigen, wie der Wandel der Weltanschauung das treibende Rad ist bei der Fortentwickelung großer literarischer Stoffe. Etwa im Jahr 1889 entwarf ich, angeregt durch Friedrich Zarncke, noch als Student, den Plan zu einer Geschichte der Faustsage. Es war mir an sich befremdend, daß die große deutsche Literatur damals noch keine Geschichte der Faustsage besaß. Sie besitzt auch heute noch kein Buch, das ernsthaft auf diesen Namen Anspruch machen könnte. Auch keine ausländische Literatur besitzt ein solches. Erst langsam ging mir das Verständniß dafür auf, warum ein solches Buch damals unmöglich war. Der Grund dafür ist, daß die Faustforschung von damals vier Lücken aufwies, ohne deren Ausfüllung nicht an eine einigermaßen abschließende Gesammtdarstellung gegangen werden konnte. Die erste Lücke habe ich durch meine Doktordissertation, „Die deutschen Volkslieder vom Dr. Faust", auszufüllen gesucht. Die zweite habe ich durch meine Forschungen über alte und neue Faustbilder — von denen Einiges auch auf den Blättern der „Zukunft" erschienen ist — ziemlich geschlossen, so daß nur die Zusammenfassung des Geleisteten übrig bleibt. Welche Bedeutung diesem Theil der Geschichte einer Faustsage zukommt, mag daraus hervorgehen, daß allein er im Stande ist, das Problem der Verjüngung des goethischen Faust in der Hexenküche zu lösen. Der Faust des achtzehnten Jahrhunderts war, mit einer verlorenen Ausnahme von 1725, ein Greis. Ein mindestens recht bejahrter Mann war auch der Faust des jungen Goethe. Da kam der Sturm und Drang und modelte Faust zum Jüngling um, indem er den Kettensprenger Faust zu einer Art Brausevorbild für die Jugend der Zeit erhob. Ein Jahrzehnt suchte Goethe vergeblich nach einem Mittel, über den Zwiespalt hinwegzukommen, der dadurch in die Gestalt seiner Dichtung hineingetragen worden war. Erst in der Villa Borghese, draußen vor den Thoren der Ewigen Stadt, fand er die Lösung, indem er den alten Faust seiner Jugend durch einen Zaubertrank verjüngte. Die

dritte Lücke besteht in der fehlenden Bearbeitung der Höllenzwänge und anderer an Fausts Namen geknüpften Zauberbücher, die im Druck erst um 1660 erschienen. Wenigstens habe ich nie ein älteres Exemplar gesehen; die sogenannten älteren Ausgaben, die ich kenne, sind Fälschungen. Die Vorarbeiten dazu habe ich wohl gemacht; zum Abschluß in einer historischen Abhandlung bin ich nicht mehr gekommen. Die vierte Lücke sollte der vorliegende Band „Faustsplitter" ausfüllen. Seit dem Erscheinen des ältesten Faustbuches von 1587 ist nicht der Stoff, wohl aber das Buch dreimal überarbeitet worden; 1599, 1674 und 1725. Die Bearbeiter Widman, Pfitzer und Miethe waren kleine Geister, die es absolut nicht fertig brachten, die geistige Auffassung des Stoffes in ihren eigenen Tagen in die Bearbeitung hineinzutragen, sondern eine seltsame Vermischung von alten Auffassungen und neuen Flicken boten, die zum größten Theil in Form von Anmerkungen dem alten, fast unveränderten Text angehängt wurden. So spiegelt nur das Volksbuch von 1587 und seine Nachdrucke den Geist der eigenen Zeit wieder. Die späteren Bearbeitungen sind, von geringfügigen Einzelzügen abgesehen, überhaupt nicht als Unterlage für eine Entwickelungsgeschichte des Fauststoffes von 1600 bis 1800 zu benutzen. Das Faustdrama, das in Anlehnung an Marlowes Fauststück um 1600 seine Prägung erhielt, war zwar auch konservativ, weist aber immerhin doch tiefere Eindrücke vom Geist der Zeit auf als der Faustroman.

Neben diesen Quellen giebt es nun aber noch eine dritte Sorte. Das sind die kleinen Erwähnungen Fausts und des Fauststoffes von 1507 bis 1800 in Büchern, die anderen Gegenständen als der Faustsage gewidmet sind und daher Fausts, seiner Schicksale und seiner Bestrebungen nur nebenbei gedenken, manche in einer Zeile, manche in einem kleinen Absatz, manche auf wenigen Seiten, andere in dreißigseitigen kritischen Behandlungen des Stoffes. Ich habe 437 solche Bücher zusammengebracht, indem ich zehn Jahre lang auf mehr als fünfzig in- und ausländischen Bibliotheken nach solchen Erwähnungen Fausts fahndete. Sie enthalten weit über tausend selbständige Erwähnungen Fausts; im Durchschnitt dreihundert Jahre lang etwa alle zwei bis drei Monate eine. Natürlich sind unter diesen Stellen viele einfache Abschriften aus älteren Büchern, die in endloser Kette ermüdend wiederkehren; aber noch mehr tragen bis zu einem gewissen Grade den Stempel des Geistes ihres Verfassers. Diese kleinen Stellen sind die Faustsplitter in der Literatur des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts. Hier ist also die Antwort auf die Frage zu suchen, wie aus dem verruchten Sünder des sechzehnten Jahrhunderts, der Gott abschwor und dem Teufel seine Seele verschrieb, ein geistiger Held werden konnte, dessen Schicksal dem großen deutschen Dichter bei seinem größten Werk zum Vorwurf diente. Wie Antonius van Dale an der Allmacht des Teufels zu rühren begann, wie Balthasar Bekker dessen Sturz vollendete, wie nach einander die vier Voraussetzungen der Faustsage, der Glaube an ein persönlichen Teufel und an einen Bund mit ihm, der Glaube an die magis Kraft bestimmter Formeln (einst gehörte auch die Abendmahlsformel zu ihne ihr hoc est corpus lebt im hocus corpus und im hocus pocus fort), d Glaube, daß alles Streben nach unbeschränkter Erkenntniß verboten ist, und en lich der Glaube an eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode, — wi all diese Voraussetzungen aus der Weltanschauung der Gebildeten schwanden un nun der Boden fehlte, auf dem die alte Faustsage gewurzelt hatte, und wie m

durch Symbolismus, durch moralistische Auffassung und schließlich durch Umprägung des Stoffes den alten Kern zu retten suchte: Das steht nirgends in der Welt geschrieben als in den „Faustsplittern des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts“. Kein ernsthaft zu nehmendes Kolleg über die Faustsage kann ohne die Kenntniß dieses Theiles der Faustquellen mehr gehalten, kein Buch über den Stoff geschrieben werden, das nicht den Haupttheil seines Inhaltes aus ihnen schöpft. Mögen immerhin noch einzelne neue Stellen aus alten Tagen zu denen hinzuentdeckt werden, die ich in zehnjähriger Arbeit gesammelt, abgeschrieben und herausgegeben habe: die einzige große Quelle auf diesem Felde wird immerdar mein Buch bleiben. Mag es Nachträge erleben; es wird trotzdem nicht veralten, denn seine Herstellungskosten sind so groß, daß sich nie ein Neudruck lohnen wird. Es enthält Faustsplitter in acht Sprachen: Lateinisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Holländisch, Italienisch, Dänisch und Keltisch, ganz abgesehen von den griechischen, hebräischen und arabischen Floskeln, die darin vorkommen. Es ist mir nicht vergönnt gewesen, den Gehalt des dicken Bandes zu einer eigenen Darstellung der Entwickelung des Faustproblems und des Fauststoffes im Geistesleben des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts zu benutzen; und den Anderen, die es versuchen werden, wird das übrige, beim Suchen der Splitter aus erster Hand in Massen gesammelte Nebenmaterial fehlen, das erst den Pfad erhellt. Aber ich wollte das Buch ganz bieten und habe deshalb auch das letzte Register noch fertig gemacht, das 68 doppelspaltige Seiten umfaßt, Namen und Sachen des Bandes verzeichnet und rund 14000 Nachweise giebt. So habe ich wenigstens die Genugthuung, daß dieses Buch allen Freunden der Faustsage ein treuer, zuverlässiger Berather in Faustdingen sein wird.

St. Johann-Saarbrücken. Dr. Alexander Tille.

Höckchen-Döckchen. Von Lotte Tille. Bilder von Paul Brockmüller. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Preis: 2, unzerreißbare Ausgabe 3 Mark.

Ein neues Bilderbuch von zwölf Bildertafeln mit anspruchlos einfachen Reimen, aus dem Leben hervorgewachsen, da eine Mutter es für ihr eigenes Kind schuf. Diese Mutter war mein Weib und ihr Kind ist mein Töchterchen. Sie liegt seit dem Jahr 1898 auf dem Friedhofe zu Glasgow begraben. Sechs Jahre nach ihrem Tode erblicken ihre kleinen Reime, ursprünglich zusammengefaßt unter dem Namen „Höckchen-Döckchens Abenteuer“ und von ihrem kleinen Sohn auf der Handpresse gedruckt, mit echt kindlichem Bilderschmuck eines befreundeten Malers das Licht der Bücherwelt. Kein Mißklang ist darin, kein lehrhafter Ton, kein gutes Beispiel und keine Unart. Reine Freude am Leben, am Kindersinn, am Kindertreiben. Die Dichterin ist den Lesern der „Zukunft“ keine Fremde. Jahre lang sie ihnen neue und werthvolle Erzeugnisse englischen Geisteslebens, meist philosophisch-naturwissenschaftlicher Art, durch Uebersetzungen zugänglich gemacht. Wenn jetzt eine Reihe ihrer Kinderreime der deutschen Mütter- und Kinderwelt übergebe, muß ich es mit einem herzlichen Worte des Dankes an den Maler und seine Gattin t, denen das echte Höckchen-Döckchen während ihres zweijährigen berliner Aufents es eine kleine Freundin geworden war. Dafür rechnet sie es dem Onkel Brockmüller ..t auch nicht als Sünde an, daß er ihre braunen Löckchen in blonde verwandelt hat.

St. Johann-Saarbrücken. Dr. Alexander Tille.

Notizbuch.

Ungarn will los von Oesterreich, will höchstens noch die Personalunion, aber nicht länger die „gemeinsamen Angelegenheiten". Und es ist, weil die Magyaren und Pseudomagyaren alle anderen Nationalitäten aufgesaugt oder geknechtet haben, durch Einheit des Wollens jetzt stärker als das polygene Konglomerat der im wiener Reichsrath vertretenen „Königreiche und Länder". Ob die rücksichtslose Brutalität des Grafen Stefan Tisza, der Kolomans echtbürtiger Sohn und jedenfalls eine verwegene Herrschernatur, ein ganzer Kerl ist, den Sieg erringt, ob Tiszas Nachfolger Wekerle oder Szell, Andrassy oder Apponyi heißt: das Land will seinen Willen und wird ihn, früh oder spät, durchzusetzen versuchen. Das ist das eigentliche, letzte Ziel der Obstruktion, die von der liberalen Mehrheit, wie in England einst unter Gladstone, dem Freisten der Freien, durch die clôture unmöglich gemacht werden soll. Das Auge, das durch die Oberfläche dringt, merkt, daß hier um Höheres gekämpft wird als um das Recht, den Reichstag zu obstruiren: daß der Kampf über das Tempo der Trennung von Wien entscheiden soll ... Diese Sätze schrieb ich vor zwei Monaten; und wurde in Wuthbriefen aus beiden Hälften des Habsburgerreiches darob ungebührlicher Schwärzung beschuldigt. Was ich der ungarischen Nation zuschreibe, sei, hieß es, nur der Größenwahn des von Kossuth geführten Häufleins. Im Namen des Landes handle und spreche die liberale Partei, die vom Ausgleichswerk Deaks nicht wanke noch weiche und deren Macht seit achtunddreißig Jahren niemals zu erschüttern gewesen sei. Wenn mans so las, mochte es leidlich scheinen. Erstens aber war der Wille der liberalen Partei seit Jahren, unter Szell, Khuen, Tisza, durch die Obstruktion gelähmt und zweitens mußte seit Banffys Tagen jedes Ministerium, das sich auch nur ein Weilchen halten wollte, in Wien Konzessionen erpressen, die das nationale Selbstbewußtsein für die nächste Wegstrecke sättigten. Tisza hat, namentlich für die Magyarisirung der Armee, in kurzer Zeit viel durchgesetzt; dennoch wars nicht genug. Das Land forderte ein noch rascheres Tempo. Zuerst ging Graf Albert Apponyi mit seinen Freunden ins Lager Kossuths über, dessen Programm die Trennung von Oesterreich fordert und nur das Band der Personalunion gewährt. Dann verbündeten alle oppositionellen Gruppen sich zum Wahlkampf gegen die Liberalen und ein Andrassy, der Sohn des Mannes, der unter Deaks Patronat das Staatsgrundgesetz der österreichisch-ungarischen Monarchie geschaffen hatte, führte Kossuth, dem Feinde dieses Gesetzes, aus dem Hochadel Helfer zu. Schlimme Zeichen für Habsburg. Doch Tisza, dachte man, wird die Situation retten. Ein Mann von zähem Willem und einer Nervenkraft, die nicht zu erschöpfen scheint; hält täglich zwei lange, zwei wirksame Reden, bleibt auf keinen Zwischenruf die scharf pointirte Antwort schuldig und schätzt die politisch brauchbare Gewalt seiner Gegner, die er Operettenrevolutionäre nennt, offenbar sehr gering. Wenn er seiner Sache nicht so sicher wäre, hätte er den Reichstag nicht aufgelöst. Wie könnte das Land auch zweifeln, wenn ein starker Wille es vor die Frage stellt, ob im Parlament gearbeitet oder randalirt werden, die legal gewählte Mehrheit oder tyrannische Willkür der Minderheit herrschen soll? Die Opposition glaubt selbst nicht an ihren Sieg: sonst hätte sie sich gegen die Ausschreibung der Wahlen ja nicht so hartnäckig gesträubt. Der liberalen Partei ist der Sieg gewiß; mit frischen Kränzen kehrt sie uns verstärkt in den Reichstag zurück. Nun ist sie schmählich geschlagen worden. Schon fast sechzig Sitze verloren. Zum ersten Mal seit 1867 hat sie nicht mehr die Majorität. Franz Kossuth triumphirt: seine Partei ist die stärkste und ihm gehorcht einstweilen die große Schaar der Affiliirten.

Und wie kam diese Wandlung? Die liberale Presse giebt nie zu, daß irgendwo der Liberalismus verwelkt sein könne, weil er im Erdreich keine kräftige Wurzel mehr hatte; immer muß böser Zufall oder arglistige Tücke im Spiel gewesen sein. Auch in Ungarn, dem letzten Lande, auf das die Mannesseele sich noch zu berufen vermochte. Schon liest man in berliner Blättern, nicht der Liberalismus sei geschlagen worden, sondern Tisza, der, wider das erste Gebot liberaler Weltanschauung, die Geschäftsordnung des Reichstages nicht respektirt habe. Das mögen Kinder Kindern erzählen. Der Kampf um eine Geschäftsordnung bringt die Wählermassen nicht in Bewegung. Was Tisza that, mußte er thun, wenn er nicht vor der lärmenden Obstruktion abdanken wollte; mußte es wenigstens versuchen. Daß er halbwegs ehrlich fechten, weder durch Zwang noch durch Kauf Mandate erschwindeln wollte, hat ihn vielleicht ein paar Sitze gekostet; doch auch die sonst in Ungarn übliche Wahlkorruption hätte ihn nicht gerettet. Vom Liberalismus dieser Sorte hat das Volk vorläufig genug; die Tiszas, sagt es, guckten stets viel zu ehrerbietig nach Wien, waren, Vater und Sohn, allzu bereit, sich österreichischen Wünschen zu fügen. Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht? Jetzt kann Andrassy, Wekerle oder Szell versuchen, mit einer Koalition zu regiren und von Kossuths Partei auf Kosten der Reichseinheit einen Waffenstillstand zu erkaufen. Oder der arme Franz Joseph, dem keine Bitterniß erspart bleibt, muß sich entschließen, Herrn Franz Kossuth, den Sohn des in effigie gehenkten Diktators, der den Habsburg-Lothringern das Recht auf den Thron der Ungarkönige abgesprochen hatte, zur Regirung zu berufen. Das wäre wahrscheinlich das Klügste; und würde beweisen, daß der König, auch wo sein persönliches Gefühl sich dagegen bäumt, die von der Verfassung ihm aufgebürdete Pflicht getreulich erfüllt. Geschieht es heute nicht, so geschieht es doch in Zukunft. Ungarn will los von Oesterreich, will die staatsrechtliche und die wirthschaftliche Trennung (deren Folgen noch Niemand sicherer messen kann) und die Ungeduld läßt sich nicht mehr zügeln. Das Heer und die internationale Politik, die Verwaltung und Wirthschaft soll ungarisch sein und der König mit gesondertem, magyarischen Hofstaat die Hälfte jedes Jahres in der ofener Burg verbringen. Dieses Ziel ist nicht bis übermorgen zu erreichen; ist aber nicht mehr so fern, wie es der Kurzsicht noch vor zwei Monaten schien. Der König könnte sich mit dem erstrebten Zustand schließlich abfinden; an Jubel würde es ihm in der transleithanischen Residenz nicht fehlen und er brauchte nicht mehr bei jeder Handlung, jedem Wort seiner österreichischen Minister ängstlich zu fragen, was die Ungarn wohl dazu sagen werden. Auch die Deutschen Oesterreichs könnten aufathmen; die keckſten Wünsche der Czechen sind ja nur den Forderungen nachgebildet, die der kleine Magyarenklüngel ertrotzt hat, seit er die Deutschen, die Slaven und Rumänen zu einer erst halb entwickelten Amtssprache zwang, und ohne den ungarischen Widerstand gegen ein für Oesterreich erträgliches Ausgleichsgesetz wäre Badenis verhängnißvolle Sprachenpolitik nie nöthig geworden. Mit der Großmacht aber, der militärischen und der wirthschaftlichen, wäre es schnell aus, wenn nur die Personalunion noch die Reichshälften verbände. Die „Gesammtmonarchie", die in allen wiener Ministerreden einen so breiten Raum einnimmt, wäre dann ein Bonmot von gestern, gemeinsame Angelegenheiten und vereinigte Delegationen gäbe es nicht mehr und Graf Goluchowski müßte am Ballplatz die Koffer packen. Und noch hitziger würden die Czechen dann drauf bestehen, ihren eigenen, in Prag gekrönten König und ihr böhmisches Staatsrecht zu haben. Das Alles braucht freilich Zeit zur Reife. Einstweilen wird, wie Tiszas Nachfolger auch heißen möge, der Verkehr mit dem budapester Reichstag und mit der ungarischen Delegation recht schwierig werden. Die Niederlage der liberalen

Partei Ungarns ist nicht nur fürs Habsburgerreich das wichtigste Ereigniß der letzten Wochen; und wenn die trefflichen „Spezialkorrespondenten" nicht so viele Schauermären aus Rußland zu melden hätten, würden wir über diese höllisch ernste Sache wohl mehr lesen. Sieben Jahre und vier Monate sind verstrichen, seit an der Prunktafel der ofener Königsburg Wilhelm der Zweite den gegen seinen Ahnherrn Friedrich gerichteten Ausbruch des Magyarenzornes rühmend erwähnte und, nach und vor einem unrichtigen Citat, seinem greisen Wirth zurief: „In den Herzen der Söhne Arpads lodert begeisterte Hingebung für Euer Majestät!" An diese Tischrede, die in Oesterreich schon damals so tief verstimmte, mag Franz Joseph jetzt denken, da Arpads Söhne ihn zwingen, vom Sohn des achtundvierziger Diktators politischen Rath zu erbitten; von einem Manne, der den besten Theil seiner Popularität der Thatsache dankt, daß er unermüdlich, seit er das Erbe des Vaters antrat, zum Kampf gegen den wiener Hof rief. Noch ein anderes Datum könnte dem alten Herrn einfallen. Vierzig Jahre ists gerade her, seit Franz Deak für den Pesti Naplo den Osterartikel schrieb, der die erste Möglichkeit zeigte, Ungarns Rechtsanspruch mit den Bedürfnissen der Reichsgroßmacht zu vereinen, und der Schmerlings Schicksal entschied. Vierzig Jahre lang hat die Nothbrücke gehalten. Jetzt haben die Achtundvierziger über die Siebenundsechziger gesiegt. Was Franz Deak baute, will Franz Kossuth niederreißen. Und kein König ist stark genug, dieses Beginnen zu hindern.

* * *

Noch vor Ungarn hat Frankreich eine Ministerkrisis erlebt. Ueber die weniger zu sagen ist. Herr Combes war unhaltbar geworden. Ein auf seine Weise tapferer Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, doch ohne staatsmännische Fähigkeit. Sektirer, nicht Politiker. Ob er die Macht des Kirchenchristenthumes brechen oder nur, als entkutteter Priester, die ihm lästige Klerisei aus dem Licht drängen wollte, ist nie ganz klar geworden. Bald aber (selbst seinem Protektor Waldeck-Rousseau noch), daß er die Folgen seines Thuns nicht zu wägen, des Handelns Fernwirkung nicht zu ermessen vermochte. Wer dem Europäerbewußtsein die Einheit schüfe, den gefährlichen Abgrund zwischen Glauben und Thun, Bekenntniß und Handlung schlösse, wäre größer als Luther; wer heute noch Polizei und Gericht gegen leichtfüßige Priester mobil macht, ist kleiner als Falk. Herr Combes dachte nicht an Frankreichs Weltmachtstellung, nicht an das Kolonialreich, das die französische Zukunft sichern soll; dachte in seinem stockblinden Apostateneifer immer nur, wie er der Pfaffenschaft die Einflußmöglichkeit noch mehr schmälern könne. Das wurde langweilig ... Toujours calotte ist noch schlimmer als toujours perdrix. Keine Spur schöpferischer Politik; nur noch Antiklerikalismus. Die Sozialdemokraten (außer Guesde und seiner Marxistenschaar) waren ganz zufrieden damit, daß für die Sozialisirung des Rechtes und der Wirthschaft nicht das Geringste geschah, weder die Einkommensteuer noch die Arbeiterversicherung in Sicht kam. Andere wurden aber ungeduldig. Die Situation schien nachgerade lächerlich. Trotzdem es in Frankreich Gegner der republikanischen Staatsform in nennenswerther Zahl längst nicht mehr giebt, wurde Jeder, [illegible] nicht täglich einen Pfaffen zum Frühstück verspeisen und fürs Diner einen hohen Offizi schlachten wollte, als Kryptomonarchist verdächtigt. Immerhin konnte es noch ein Weile gehen, wenn nicht eine schmähliche Delatorenwirthschaft enthüllt worden wär „Wir werden von den Freimaurern regirt": Das hatte man in Paris seit Jahren oft vo den Feinden der Pfaffenfresser gehört. Aber nicht geglaubt. Wache Geister lassen sich von d mystischen Macht der Logen eben so wenig schrecken wie von der Fabeltücke schlurfender Je suiten. Etwas war dennoch an dem Geraun. Das Kriegsministerum (und manches General

kommando) hatte von der Freimaurerloge Auskunft über Gesinnung und Wandel der Offiziere erbeten und erhalten. Ob sie in die Kirche gingen, mit Priestern und Nationalisten verkehrten, im Salon gegen die Politik des Ministeriums sprächen, wie sich ihre Frauen benähmen; und so weiter. Geheime Auskunft, die nicht kontrolirt wurde noch werden konnte, von der aber Avancement, Versetzung, Verabschiedung des censirten Offiziers abhing. Dutzende solcher Auskunftzettel wurden veröffentlicht. Nicht Ausnahme also, sondern System. Deutschen braucht man die gerechte Empörung eines Offiziercorps nicht zu schildern, das sich solcher infamen Spitzelwirthschaft ausgeliefert sieht. Herr Combes fand die Sache nicht ernster Rüge werth. Konnte sich, zum Beispiel, nicht entschließen, den ehrenwerthen General Peigné wegzujagen, der die Conduite seiner Offiziere von den Freimaurern erfragt hatte. Begriff gar nicht, daß solches Handeln gegen Kameradschaft und Anstand verstieß und daß die Volksstimme forderte, man solle den durch so unwürdiges Verfahren erniederten Truppenführern Uniform und Orden vom Leibe reißen. Gegen klerikale Gesinnung dünkte den Sektenfanatiker Alles erlaubt. Er war unhaltbar geworden und konnte nur noch, ziemlich geschickt, selbst seine Niederlage organisiren. Nach ihm kam Herr Rouvier. Der Alles macht, was verlangt wird. Gestern mit Combes Pfaffen fraß und morgen mit Ribot eine Razzia auf Freimaurer veranstalten würde. Gilt als der beste Finanzmann des Palais Bourbon; und wars jedenfalls in seinem Privatleben. Ein berüchtigter Panamist, dessen Auslieferung anno Arton das Gericht vom Parlament forderte und der jetzt Ministerpräsident ist. In Frankreich ist Vieles möglich. Manches aber auch in Deutschland. Oder ists eine Kleinigkeit, daß die Liberalsten bei uns den Glauben verbreiten konnten, Combes sei als Märtyrer seiner Ueberzeugung gefallen und habe nur dem drängenden Gebote der Staatsraison gehorcht, als er die Führer des französischen Heeres von Logenspitzeln auskundschaften ließ?

* * *

Ein Dozent schreibt mir: „Ich lese soeben in Schmollers Jahrbuch die folgende Notiz: ‚Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau macht hierdurch bekannt, daß die im Jahr 1903 mit dem Preis der Schleiden-Stiftung ausgezeichnete Arbeit des Dr. jur. Wiegner über Kriegscontrebande, wie sich nachträglich herausgestellt hat, in umfangreichen Theilen aus älteren Schriften, namentlich den Dissertationen von Lehmann und Hirsch, über den selben Gegenstand wörtlich oder fast wörtlich entnommen ist und daß ihr deshalb der Preis wieder aberkannt wurde. Der Dekan. Rosin.' Mir scheint, die Fakultät hat, als sie ihre ‚Bekanntmachung' erließ, nicht bedacht, daß sie einen jungen Menschen mit einem Schlag traf, der zu seinem Vergehen in gar keinem Verhältniß steht. Seine akademische Laufbahn ist beendet, der Versuch in jedem anderen Beruf ungemein erschwert. Und doch sollen, wie man flüstert, in Amt und Würden hier und da Leute sitzen, die nur mit etwas größerer Geschicklichkeit plagiirt haben. Mußte durchaus diese Form des Urtheiles gewählt werden, dann durfte auch die Begründung nicht fehlen. Handelt sichs um ein schlimmes, besonders freches Plagiat? Hat der Empfänger des Preises die Namen der Herren genannt, deren Schriften er für seine Arbeit Theile entnahm? Hat er vielleicht selbst auf die ‚Anlehnung' hingewiesen? Darüber mußten wir bei der Veröffentlichung des Urtheiles unterrichtet werden. Und noch eine Frage: Ist die Fakultät, die so streng richtet, nicht am Ende selbst kompromittirt? Die Preisrichter trauten sich, als sie das verantwortungvolle Amt auf sich nahmen, doch die Fähigkeit zu den Werth der Schrift abzuschätzen. Sie nahmen sich aber, wie es nun scheint, nicht einmal die Mühe, die an Umfang sehr kleine Literatur gründlich durchzuarbeiten

die es über den in der Preisschrift behandelten Gegenstand giebt. Gerade die Dissertationen über dieses Thema — aus naheliegenden Gründen das beliebteste Abschreibematerial — mußten doch vorher von den Richtern gelesen werden. Und wie gedenkt die hohe Fakultät die ‚Aberkennung' denn nun praktisch durchzusetzen? Die Bestimmungen des B G B (Ueber Auslobung u. s. w.) bieten keinen Anhalt. Dem Scharfsinn einer Juristenfakultät ist freilich nichts unmöglich. Aber müßten die Preisrichter der durch ihre Sorglosigkeit geschädigten Schleiden-Stiftung die tausend Mark nicht eigentlich aus der eigenen Tasche zurückzahlen?" Dagegen wird nicht viel zu sagen sein.

* * *

In der Täglichen Rundschau wurden neulich Briefe eines deutschen Offiziers veröffentlicht, der im Hererokriege gefallen ist. Da gab es viele Stellen, die werth sind, gelesen und im Gedächtniß bewahrt zu werden. „Die Mole in Swakopmund ist ein Torso; fünfzehn Dampfer liegen auf der Rhede und können sich nicht lösen, der längste acht volle Wochen; und er hat noch ungefähr sechshundert Tonnen Ladung an Bord. Tage lang ist die Verbindung mit der Rhede unterbrochen; drei Dampfer mit Fourage mußten voll wieder abfahren. Die Eisenbahn Swakopmund-Windhuk ist eine Feldbahn, wie die Rübenbahnen an den großen Zuckerfabriken; sie kann natürlich nicht annähernd die Güter zur Truppe bringen. Seinen kriegerischen Muth kann man an unbotmäßigen Landwehrleuten zeigen, die es für ihre Pflicht halten, stets betrunken zu sein und gegen Schwarze forsch zu thun. Gestern befreiten wir einen armen Hottentoten aus den Klauen einer solchen Bestie, die sich als Gefangenentransporteur auswies, aber trotzdem verhaftet wurde. Die Massen von Vorräthen, die hier lagern, werden zum Theil ein Raub Unehrlicher, was leider die Kriegsgerichte beweisen. Bei unseren Transporten sollen hochbesoldete Buren als praktische Rathgeber fungiren. Der Meinige kommt mit seinen zwanzig schwarzen Trekkochsen direkt von Kapstadt. Er kann weder Deutsch noch Englisch, leistet weniger als nichts und hat es nicht für nöthig gehalten, sich über den Weg zu orientiren. In Windhuk sind die Weißen fast alle verbittert, die Eingeborenen frech. Das Experiment mit berittener Infanterie ist gründlich mißglückt; hierher gehört im Schießen ausgebildete Kavallerie. Es kann Einem schlecht werden, wenn man einen steifen Infanteriesergeanten auf einem ungerittenen Pferd bis an die Zähne bewaffnet einherreiten sieht und dahinter kommt ein gefällig sitzender Schwarzer an. Der Erste ist die Verkörperung der bewaffneten Hilflosigkeit. Das Ansehen der deutschen Soldaten leidet dadurch ungeheuer. Wenn man in den deutschen Zeitungen liest, mit welchem Pomp man dort die lächerlichsten Nichtigkeiten feiert, könnte man sich ärgern." Die paar Citate beweisen wohl, daß drüben nicht Alles in Ordnung war. Aus den Briefen konnte man aber auch erfahren, mit welchem geduldigen, prunklosen Heroismus deutsche Offiziere und Soldaten das Elend dieses aufreibenden Buschkrieges tragen. Außer den Verwandten und Freunden bekümmert sich in der Heimath Niemand um sie. Wir haben Anderes zu thun. Russenschmach. Ordensf[illegible] Lustmord. Presseball. Das Schicksal Gorkijs ist uns wichtiger als das Trothas und sein Leute. Ein Glück noch, daß wenigstens beim Kaisergeburtstagsdiner im Monopolho an Südwestafrika gedacht wurde. Da stand, nach dem „Kaiserfisch", der „Caecilienfauce dem „Lieblingsgericht Seiner Majestät", der „Patriotischen Pastete non plus ultra", a der Speisekarte: „Einnahme von Okahandja", „Hereros am Waterberg", „Bomben u Granaten à la Trotha." Auf diese Räthselgerichte folgte dann eine Speise, die einfc „Kaiser Wilhelm II." hieß. Vorher hatte es „Deutschland, Deutschland über Alles" g geben; und nach der „schleswig-holsteiner Käseschüssel" wurden „nationale Fruchtkö chen" herumgereicht. Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Berlin tafelt für Dich.

* * *

Den Ball des Vereins Berliner Presse (der dafür sorgen sollte, daß die Schuldsumme seines verstorbenen Kindes, des Presseklubs, mit Zins und Zinseszins endlich an die Erben der Pommernbank zurückgezahlt wird) haben wieder zwei preußische Minister und zwei Staatssekretäre besucht. Heil! Ihre Frauen hatten sie wieder nicht mitgebracht. Dennoch: Heil! Der Holzbock hüpfte vor Stolz; und schrieb dann: „Die Pressebälle nehmen eine exklusive Stellung in unserem öffentlichen Gesellschaftleben ein und in dieser Exklusivität wurzelt ihre Anziehungskraft. Es hat nun einmal für Viele einen erklärlichen Reiz, unsere großen Staatsmänner in nächster Nähe sehen, beobachten zu können, wie Jene, die mit am Weltruder stehen, die man sich steif und zugeknöpft vorstellt, von ungezwungener Liebenswürdigkeit sein können." (Solche läppische Quintanerstümperei wird in Berlin für Hunderttausende gedruckt.) Die großen Staatsmänner, die mit am Weltruder stehen und doch nicht zugeknöpft sind, hießen Studt und Hammerstein, Richthofen und Kraetke. Der größte, Graf Bülow, war diesmal nicht erschienen. In einem Brief, der natürlich der Mit- und Nachwelt nicht entzogen werden durfte, hatte er dem Pietschbarden Fulda sein „lebhaftes Bedauern darüber ausgesprochen, daß eine Erkältung, die mir noch immer Schonung auferlegt, mich diesmal der angenehmen Eindrücke beraubt, die ich in früheren Jahren auf dem Presseball gefunden habe". In dem selben Blatte des Lokalanzeigers, das uns diesen höchst wichtigen Brief bescherte, konnte man lesen, daß an dem Abend des Presseballs der erkältete Graf Bülow „der Einladung des Prinzen Albrecht zu einem größeren Diner gefolgt war". Allzu lebhaft wird das Bedauern also nicht gewesen sein. Daß der Kanzler Herrn Fulda „aufrichtig ergeben" ist, wird jedes deutsche Herz erfreuen. Daß er ihm „freundliche Grüße" schickt, ist mir ein willkommener Anlaß, um öffentlich einmal zum Verzicht auf diese sinnlose Floskel aufzufordern. „Freundlich" hat Der nur die Grüße zu nennen, der sie empfängt. Trotz diesem Denkfehler und trotz den „gefundenen Eindrücken" macht der Kanzlerbrief sich im Lokalanzeiger nicht übel. Freilich steht er dicht hinter dem folgenden Satz des Holzschmockes: „Die Herren des Vorstandes, in deren Loge die Ballhonoratioren Platz nahmen, hatten alle Hände voll zu thun, um die vertraulichen Händedrücke zu erwidern." Und dicht vor diesem: „Welttheater und Theaterwelt, sie gehören zu den interessantesten Requisiten des Presseballes."

* * *

Ueber den Bergarbeiterstrike wird noch Manches zu sagen sein. Die Regirung scheint entschlossen, die Wünsche der Arbeiter zu erfüllen. Sehr schön. Aber warum erst jetzt? Vor fünfzehn Jahren, am vierten Februar 1890, schrieb der König von Preußen an seine Minister: „Die staatlichen Bergwerke wünsche ich bezüglich der Fürsorge für die Arbeiter zu Musteranstalten entwickelt zu sehen und für den Privatbergbau erstrebe ich die Herstellung eines organischen Verhältnisses meiner Bergbeamten zu den Betrieben behufs einer der Stellung der Fabrikinspektionen entsprechenden Aufsicht, wie sie bis zum Jahr 1865 bestanden hat." Hoffentlich lehrt die Untersuchung nun, daß es den Arbeitern in den Staatsbetrieben viel besser geht als in den Privatbergwerken. Wir möchten aber auch wissen, weshalb die Behörde, wenn sie die Forderungen der Arbeiter berechtigt findet, mit der Erfüllung warten mußte, bis ein Strike entstanden war, der das Nationaleinkommen täglich um drei Millionen Mark schmälert.

* * *

Aus den Artikeln und Reden, die den Kaiser an seinem Geburtstage grüßen, muß man in jedem Jahr ein paar Proben geben, um den Thermometerstand der Oeffentlichen Meinung zu zeigen. Zuerst der Süden, der in diesem Fall kühler sein könnte. Schwäbi-

scher Merkur: „Wer Alles gerechten Sinnes in die Wagschale legt, Der wird dem Kaiser gern den Ehrenkranz eines unermüdlichen Arbeiters zum Wohl des Vaterlandes spenden.“ Münchener Neueste Nachrichten: „Durch ein unbestreitbares Verdienst Wilhelms des Zweiten hat Deutschland an innerer und äußerer Machterweiterung gewonnen.“ Münchener Allgemeine Zeitung: „In allen Streitfragen ist der Kaiser in stiller Arbeit seinen Pflichten nachgegangen, als ein ganzer Mann, der das Brausen und Stürmen jugendlichen Kraftüberdranges und idealistischen Wollens überwunden und sich auf der ragenden Höhe seiner von der Vorsehung ihm gesetzten Aufgaben zu bethätigen strebt, so, wie eines großen Volkes Geschäfte am Besten besorgt werden und wie es von dem Vorbild aller großen deutschen Fürsten der Dichter gesungen: ‚Der König Karl am Steuer saß. Der hat kein Wort gesprochen; er lenkt das Schiff mit festem Maß, bis sich der Sturm gebrochen.‘“ (Sehen Sie, lieber Herr Jentsch: Ihr Wunsch ist längst Wirklichkeit und Sie habens nicht gemerkt. Natürlich ist auch diese Zeitung, die den Monarchen „von der Vorsehung Aufgaben setzen“ läßt, liberal, entschieden liberal.) Hohenzollernsche Volkszeitung: „Ehrfürchtig geliebt von den Kindern seines Volkes, hochgeachtet von den Fremden, zählt er zu den besten Männern der Welt. Es ist, als habe sich in dem jetzigen Träger der Kaiserkrone Alles vereinigt, was dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen gemeinsam war, aber auch, was sie getrennt. Es giebt kein Gebiet des öffentlichen Lebens in seiner weitesten Bedeutung, für das der Kaiser nicht eine gewisse ideale Schwärmerei hegt, ein mit Verständniß gepaartes Interesse, das ihn weit über die Höhe der Durchschnittsmenschen erhebt. Sie macht jenes Temperament aus, das ihm in der ganzen Welt, bei allen Völkern jenes Etwas verleiht, das ihm den Titel ‚Kaiser‘ zu einem ihm allein zukommenden Namen umgebildet hat. Jene Eigenschaften universeller Richtung bedingen auch jene rastlose Thätigkeit, die bei ihm Lebensbedingung ist; er gehört dem Tag voll und ganz und kein Augenblick geht unbenutzt an ihm vorüber.“ Frankfurter Generalanzeiger: „Indem er dem Volke den Frieden gab (gab), ist Kaiser Wilhelm ein Mehrer des Reiches und, wie ihm die Nationalhymne zujubelt, ein Liebling des Volkes geworden.“ Kölnische Zeitung: „Wir sehen in ihm einen Menschen von einer bewundernswerthen Universalität und Beweglichkeit des Intellektes, von ausgeprägtem, fast überschäumenden Idealismus, von stärkstem, zielbewußtem Wollen und von hohem Verantwortlichkeitgefühl. Daß gerade dem deutschen Volk eine solche machtvolle Individualität als Lenker seiner Geschicke geschenkt worden ist: Dessen wird sich Jeder freuen, der nicht in einem Schattenkaiser mit papierner Krone sein Ideal sieht.“ Den Lokalanzeiger und Beurtheiler eiusdem farinae braucht man nicht erst zu citiren. Nur noch die (bekanntlich demokratische) Vossische Zeitung: „In den Anforderungen, die er an seine eigene Arbeitkraft stellt, in der gewissenhaften, unermüdlichen Pflichterfüllung ist er ein leuchtendes Muster für die ganze Nation.“ Herr Kirschner, Oberbürgermeister der freisinnigen Stadt Berlin: „Daß unserem deutschen Volk die hehren Güter des Friedens und der Rechtsordnung auch im vergangenen Jahr erhalten wurden: Das verdanken wir nächst Gott unserem Kaiser und König, seiner rastlosen, unermüdlichen Fürsorge und Arbeit, seiner Weisheit, seiner starken Hand.“ Graf Ballestrem, Präsident des Deutschen Reichstages: „Wenn unser erlauchtes Geburtstagskind, wenn Seine Majestät der Kaiser den Blick rückwärts richtet auf das Lebensjahr, das er am heutigen Tage vollendet, so wird er gewiß viele ernste und bedeutsame Momente finden, die geeignet sind, diesen hohen Herrn ernst „Kaiserinnen. Allein diese ernsten und vielleicht an sich und für Viele traurigen Momente geben; u.o vielen erhebenden Momenten verknüpft, daß man das Gefühl der Bangigkeit chen“ herun.

nicht aufkommen lassen kann, sondern das Gefühl eines gerechten Stolzes, sowohl bei Seiner Majestät als auch bei uns, den Vertretern des deutschen Volkes. Wieder hat sich Seine Majestät als der Friedensfürst bewährt, der er immer war. Wieder hat er verstanden, das Reichsschiff durch seine Regirung so leiten zu lassen, daß der Friede für uns weder bis jetzt gestört ist noch daß eine Befürchtung nach dieser Richtung bis jetzt vorliegt. Es ist das hervorragende Verdienst unseres Kaisers, daß er den Frieden überall vertritt. Trübes und Heiteres, Schweres und Leichtes ist vorübergegangen. Das muß ein Monarch mehr tragen als Andere. Er steht immer vor Aller Augen, jeder Mensch beurtheilt ihn nach jedem Wort, nach jeder That; und sich da immer in der richtigen Mitte zu halten, ist schwer, sehr schwer. Das versteht unser Kaiser aber außerordentlich." Vielleicht wird Einer fragen, ob das „hervorragende Verdienst, den Frieden überall zu vertreten", nicht auch Franz Joseph und Roosevelt, Viktor Emanuel und Loubet, Eduard, Leopold, Alfonso, Abd ul Hamid und (namentlich) der Kaiser von China sich erworben haben. Ob der Deutsche Kaiser die Ausbreitung des ostasiatischen Krieges zu hindern vermöchte, wenn starke Gewalten diese Ausbreitung herbeizuführen versuchten. Ob wir nicht gerade jetzt einen an Verlusten nur allzu reichen Krieg führen, den eine Regirung von weiterem Blick und rascherem Entschluß, eine Regirung, die sich nicht von den Launen einer Majorität schrecken läßt, vermeiden konnte. Ob Monarchen „immer vor Aller Augen stehen" müssen. Und manches Andere. Wozu? Höheres Lob ist, in reicherer Fülle, kaum zu erdenken. Wilhelm der Erste hat, nach drei Kriegen, deren Ertrag greifbar, nicht nur in Phrasen auszumünzen war, nie solches Unisono der Begeisterung gehört. Freilich auch gelesen, daß er, nur er gerade der Kaiser sei, den die Deutschen brauchen, das Idealbild des deutschen Herrschers. Und daß der Ahn aufs Haar wie der Enkel war, wird selbst Graf Ballestrem nicht behaupten. Immerhin hat der alte Wilhelm, der ja noch nicht „der Große" getauft war, auch kühle, gleichgiltige und kalte Stimmen gehört. Wenn Wilhelm der Zweite die Geburtstagsartikel, die Feierreden der Bürger- und Volksvertreter gelesen hat, muß er glauben, daß kein Fürst je so geliebt, keiner wie er leidenschaftlich bewundert ward. Denn an der rückhaltlosen Aufrichtigkeit deutscher Männer ist doch kein Zweifel möglich. Bei uns spricht Jeder nur aus, was er im Innersten empfindet.

* * *

Die preußischen Minister fordern höheren Lohn; um standesgemäß repräsentiren zu können. Zum Strike wirds nicht erst kommen (leider; es wäre zu schön und soll deshalb nicht sein): der Landtag wird den Zuschuß bewilligen. Der Ministersold ist auch wirklich ein Bischen niedrig und Reichthümer werden die excellenten Staatsdiener auch mit fünfzigtausend Mark Jahreseinnahme nicht häufen. Das verdienen heutzutage sehr viele Rechtsanwälte; Bankdirektoren das Vierfache. Und anständig muß es bei Ministern zugehen. Die Behauptung, Bismarck sei mit dem (seit seinem Rücktritt verdoppelten) Kanzlergehalt ausgekommen, ist erweislich unwahr; er hat in jedem Jahr mindestens fünfzigtausend Thaler aus Eigenem zugesetzt. Der Sturm aber, wenn er eine Gehaltserhöhung beantragt hätte! Graf Ballestrem hätte ihm gewiß ein zweites „Pfui!" zugerufen. Chlodwig und Bernhard waren dann das Doppelte werth. Daß über den Krätzer und die warmen Würstchen gespottet wird, die Minister und Staatssekretäre ihren Gästen vorsetzen, ist nicht sehr erfreulich. Auch nicht, daß unzulängliche Bezahlung tüchtige Leute ohne Vermögen hindert, diese Stellungen anzunehmen. Nicht minder bedenklich wird die Sache aber, wenn nur noch arme Ritter in die Ministerien einziehen. Die sind dann auf den Lohn angewiesen und werden um so unselbständiger, kleben um so fester, je län-

ger sie (und die theure Gattin) an die erhöhte Lebenshaltung gewöhnt sind. (Daß Graf Bülow von einem hamburger Verehrer seiner Staatskünste zwei Millionen und etliche Hunderttausende geerbt hat, war deshalb beinahe ein politisches Ereigniß; und ermöglicht außerdem die Annahme des Fürstentitels.) Item, der Lohnzuschlag ist den darbenden Ministern zu gönnen. Der Landtag hat aber noch eine andere Luxusforderung zu bewilligen oder abzulehnen. Die Ordenskommission, die Jahrzehnte lang mit 120000 Mark auskam, verlangt jetzt 210000; also 75 Prozent mehr. Solche Steigerung eines Etatstitels ist zwar eine Seltenheit, kann in diesem Fall aber nicht überraschen. Die 120000 Mark können schon lange nicht mehr gereicht haben. Reichten auch sicher nicht; doch wozu hat man Dispositionfonds? Schon der des Auswärtigen Amtes kann manchen Fehlbetrag decken. Statistiker, denen Zeit nicht Geld ist, haben ausgerechnet, daß es in Preußen jetzt 480 Arten und Klassen vom König verliehener Orden giebt. Ein paar Dutzend davon (Wilhelmsorden, Verdienstorden der preußischen Krone, die in ungefähr fünfzigtausend Exemplaren vertheilte Denkmünze, die der Volkswitz den Apfelsinenorden nennt, die „Krone" zu den verschiedenen Klassen älterer Orden, der Verdienstorden für Eisenbahnbeamte, zu dem der Kaiser selbst den Entwurf gezeichnet hat) sind erst in den letzten sechzehn Jahren entstanden. Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran: auf dem wichtigen Gebiete des Ordenswesens ist dieses herrliche Kanzlerwort lange schon Wahrheit geworden. Solche Glorie ist ohne Geldopfer nicht zu haben. Der alte Kaiser gab, zum Beispiel, den Schwarzen Adler fast nur Souverainen; bekam ihn ein Anderer, so mußte die Leistung danach sein. Jetzt bekommen ihn allerlei Offiziere und Würdenträger, deren besonderes Verdienst der Unterthanenverstand nicht zu ahnen vermag. Der vorläufig letzte Empfänger ist der seit Jahren pensionirte Admiral Hollmann, ein vortrefflicher Herr, der sich eigentlich aber nur noch um die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, als Vorsitzender ihres Aufsichtrathes, verdient machen kann. Auch Brillanten wurden früher selten verliehen; Ausländern nur, wenn die Ordenssitte ihres Heimathstaates zu solchem Aufwand zwang. Nous avons changé cela. England hat noch nie Brillanten nach Preußen geschickt; der König von Preußen aber hat die Brust englischer Offiziere mit Brillanten geschmückt. Diese Edelsteine bleiben bekanntlich Familienbesitz und die Verleihung hatte ursprünglich den Nebenzweck, den Juwelenschatz der ausgezeichneten Familie zu vermehren. Krupp und der Finanzmann, der Studirens halber nach Kiautschou fuhr, brauchten solche Mehrung nicht und erhielten dennoch Brillanten; auch der Generalintendant von Hülsen, der schon zum zweiten Mal Brillantenschmuck bekam, könnte ihn sich, als ein lachender Erbe der Baronin Cohn-Oppenheim, wenn er wollte, selbst kaufen. Herr August Scherl ist noch nicht „ran"; er hat diesmal, statt des Kronenordens zweiter Klasse, für den er (von wem wohl?) vorgeschlagen war, nur die Krone zur dritten Klasse erhalten. Da er aber (ganz im Ernst: nur nach Verdienst) alljährlich auf die Liste gesetzt wird, kann ers noch weit bringen. Wer in den Zeitungen die vielen Seiten mit den Namen der Dekorirten gefüllt sieht, staunt über die Fülle der Menschen, die sich in jedes Jahr um den Staat Verdienste erwerben. Ein Trost wenigstens, daß selbst in Liautschou kein wahres Meritum unbelohnt bleibt. Das ist mit 120000 Mark, wie der Röthe einsehen muß, nicht zu leisten. Der Landtag wird sich nicht lumpen lassen. Auf der lange Liste stehen oft genug ja auch Parlamentarier. Und die Vertreter des Preußenvolke haben dafür zu sorgen, daß der Staat auch in schlechter Zeit seine Kulturpflichten erfüll

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berli
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Februar 1905.

Russische Schaukel.

Der achte Februartag konnte den Russen lehrreiche Erinnerung bringen. Vor einem Jahr hatte der Krieg begonnen, in den ihr Friedensnikolai hineingestolpert war wie ein der Wärterin entlaufenes Kind in einen Scherbenhaufen. Und vor hundertachtzig Jahren war Peter gestorben, über dessen Lebensleistung nie klüger geurtheilt ward als in dem Satz Josephs de Maistre: Pierre vous à mis avec l'étranger dans une fausse position; nec tecum possum vivere nec sine te: c'est votre devise. Noch heute. Fast alle Fährniß, in die Rußland während der letzten zwei Jahrhunderte gerieth, war durch Peters Sehfehler verursacht; und heute noch wirkt er Unheil. Der Sohn Alexeijs und der Natalie Naryshkin erbte ein Reich, das kaum zweihundert Jahre vom Mongolenjoch befreit, erbte eine Krone, die nicht mehr die Goldreifmütze Ruriks und Wladimirs Monomachos war. Vor der Tatarenherrschaft hatten die Russenfürsten in Friedenszeit wie Hirten, im Krieg wie Feldhauptleute regirt, denen der Wille der Volkheit, die Stimmung der Masse immerhin Etwas gilt; Tyrannen hätte das demokratische Urslaventhum nicht ertragen. Je weiter byzantinische, mongolische und (von den Jakuten her) schamanische Einflüsse ins Land drangen, um so mehr änderte sich dieses Wesen des Zarismus. Iwan der Dritte, unter dessen Regirung das Reich der Goldenen Horde zusammenbrach, glaubte, durch seine Ehe mit der Nichte des letzten Basileus von Byzanz nicht nur den Anspruch auf das Wappen, den doppelköpfigen Adler, sondern auch auf die Gewalt der Griechenkaiser erworben zu haben, und nannte sich deshalb Gossudar aller Reussen. Jetzt erst, da das Erbe der oströmischen Palaeologen dem der Hordengroßkhane vereint schien, war ein Zar vom Schlage

ger sie (und die theure Gattin) an die erhöhte Lebenshaltung gewöhnt sind. (Daß Graf Bülow von einem hamburger Verehrer seiner Staatskünste zwei Millionen und etliche Hunderttausende geerbt hat, war deshalb beinahe ein politisches Ereigniß; und ermöglicht außerdem die Annahme des Fürstentitels.) Item, der Lohnzuschlag ist den darbenden Ministern zu gönnen. Der Landtag hat aber noch eine andere Luxusforderung zu bewilligen oder abzulehnen. Die Ordenskommission, die Jahrzehnte lang mit 120000 Mark auskam, verlangt jetzt 210000; also 75 Prozent mehr. Solche Steigerung eines Etatstitels ist zwar eine Seltenheit, kann in diesem Fall aber nicht überraschen. Die 120000 Mark können schon lange nicht mehr gereicht haben. Reichten auch sicher nicht; doch wozu hat man Dispositionfonds? Schon der des Auswärtigen Amtes kann manchen Fehlbetrag decken. Statistiker, denen Zeit nicht Geld ist, haben ausgerechnet, daß es in Preußen jetzt 480 Arten und Klassen vom König verliehener Orden giebt. Ein paar Dutzend davon (Wilhelmsorden, Verdienstorden der preußischen Krone, die in ungefähr fünfzigtausend Exemplaren vertheilte Denkmünze, die der Volkswitz den Apfelsinenorden nennt, die „Krone" zu den verschiedenen Klassen älterer Orden, der Verdienstorden für Eisenbahnbeamte, zu dem der Kaiser selbst den Entwurf gezeichnet hat) sind erst in den letzten sechzehn Jahren entstanden. Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran: auf dem wichtigen Gebiete des Ordenswesens ist dieses herrliche Kanzlerwort lange schon Wahrheit geworden. Solche Glorie ist ohne Geldopfer nicht zu haben. Der alte Kaiser gab, zum Beispiel, den Schwarzen Adler fast nur Souverainen; bekam ihn ein Anderer, so mußte die Leistung danach sein. Jetzt bekommen ihn allerlei Offiziere und Würdenträger, deren besonderes Verdienst der Unterthanenverstand nicht zu ahnen vermag. Der vorläufig letzte Empfänger ist der seit Jahren pensionirte Admiral Hollmann, ein vortrefflicher Herr, der sich eigentlich aber nur noch um die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, als Vorsitzender ihres Aufsichtrathes, verdient machen kann. Auch Brillanten wurden früher selten verliehen; Ausländern nur, wenn die Ordenssitte ihres Heimathstaates zu solchem Aufwand zwang. Nous avons changé cela. England hat noch nie Brillanten nach Preußen geschickt; der König von Preußen aber hat die Brust englischer Offiziere mit Brillanten geschmückt. Diese Edelsteine bleiben bekanntlich Familienbesitz und die Verleihung hatte ursprünglich den Nebenzweck, den Juwelenschatz der ausgezeichneten Familie zu vermehren. Krupp und der Finanzmann, der Studirens halber nach Kiautschou fuhr, brauchten solche Mehrung nicht und erhielten dennoch Brillanten; auch der Generalintendant von Hülsen, der schon zum zweiten Mal Brillantenschmuck bekam, könnte ihn sich, als ein lachender Erbe der Baronin Cohn-Oppenheim, wenn er wollte, selbst kaufen. Herr August Scherl ist noch nicht „ran"; er hat diesmal, statt des Kronenordens zweiter Klasse, für den er (von wem wohl?) vorgeschlagen war, nur die Krone zur dritten Klasse erhalten. Da er aber (ganz im Ernst: nur nach Verdienst) alljährlich auf die Liste gesetzt wird, kann ers noch weit bringen. Wer in den Zeitungen die vielen Seiten mit den Namen der Dekorirten gefüllt sieht, staunt über die Fülle der Menschen, die sich in jedem Jahr um den Staat Verdienste erwerben. Ein Trost wenigstens, daß selbst in Liautun kein wahres Meritum unbelohnt bleibt. Das ist mit 120000 Mark, wie der Rötheste einsehen muß, nicht zu leisten. Der Landtag wird sich nicht lumpen lassen. Auf der langen Liste stehen oft genug ja auch Parlamentarier. Und die Vertreter des Preußenvolkes haben dafür zu sorgen, daß der Staat auch in schlechter Zeit seine Kulturpflichten erfüllt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Februar 1905.

Russische Schaukel.

Der achte Februartag konnte den Russen lehrreiche Erinnerung bringen. Vor einem Jahr hatte der Krieg begonnen, in den ihr Friedensnikolai hineingestolpert war wie ein der Wärterin entlaufenes Kind in einen Scherbenhaufen. Und vor hundertachtzig Jahren war Peter gestorben, über dessen Lebensleistung nie klüger geurtheilt ward als in dem Satz Josephs de Maistre: Pierre vous à mis avec l'étranger dans une fausse position; nec tecum possum vivere nec sine te: c'est votre devise. Noch heute. Fast alle Fährniß, in die Rußland während der letzten zwei Jahrhunderte gerieth, war durch Peters Sehfehler verursacht; und heute noch wirkt er Unheil. Der Sohn Alexeijs und der Natalie Naryshkin erbte ein Reich, das kaum zweihundert Jahre vom Mongolenjoch befreit, erbte eine Krone, die nicht mehr die Goldreifmütze Ruriks und Wladimirs Monomachos war. Vor der Tatarenherrschaft hatten die Russenfürsten in Friedenszeit wie Hirten, im Krieg wie Feldhauptleute regirt, denen der Wille der Volkheit, die Stimmung der Masse immerhin Etwas gilt; Tyrannen hätte das demokratische Urslaventhum nicht ertragen. Je weiter byzantinische, mongolische und (von den Jakuten her) schamanische Einflüsse ins Land drangen, um so mehr änderte sich dieses Wesen des Zarismus. Iwan der Dritte, unter dessen Regirung das Reich der Goldenen Horde zusammenbrach, glaubte, durch seine Ehe mit der Nichte des letzten Basileus von Byzanz nicht nur den Anspruch auf das Wappen, den doppelköpfigen Adler, sondern auch auf die Gewalt der Griechenkaiser erworben zu haben, und nannte sich deshalb Gossudar aller Reussen. Jetzt erst, da das Erbe der oströmischen Paläologen dem der Hordengroßkhane vereint schien, war ein Zar vom Schlage

Iwans des Schrecklichen möglich geworden. Der brach die Macht der Bojaren, zwang den Klerus in die Pflicht eines willenlosen Werkzeuges, schuf sich die Strelizengarde und hauste wie ein orientalischer Despot in dem Reich, dessen Grenzen er vom Kaspischen bis zum Weißen Meer gedehnt hatte. Die während der Tatartschina im Schatten der Horde erwachsenen Moskowiterfürsten hatten ihre Länder wie Erbgüter verwaltet; von ihnen hat Solowjew gesagt: „In ihren leidenschaftlosen Zügen kann der Historiker kein Merkmal entdecken, das den Einzelnen unterscheidend charakterisirt; sie bewegen sich sämmtlich in dem selben Gedankenkreis, schreiten auf der selben Bahn vorwärts, sacht und vorsichtig, doch unbeugsam und unaufhaltsam." Von Johann Kalita, der um das Jahr 1330 den Großfürstentitel erwarb und den Bau des Kreml begann, erhielt dieser Typus sich bis in die Tage Iwans des Schrecklichen. Dieser Sohn einer Tatarin war der erste Autokrat neueren Stils. Als sein Nachfolger, der Schattenkaiser Feodor, gestorben und die letzte Frucht vom Mannesstamm Ruriks verdorrt war, brachte die Zeit der Usurpatoren und falschen Dmitrijs einen für die Psychologie dieses Volkes wichtigen Moment. In Moskau herrschten die Polen und ihr Ladislaus ließ sich zum Zaren ausrufen; gegen diese Gefahr wappnete sich das russische Nationalgefühl und die griechische Orthodoxie, die hier zum ersten Mal in einem innigen Bund sich zusammenfanden. Aber die national-religiöse Erhebung, zu der Minin, ein Schlächter aus Nishnij, das Zeichen gegeben hatte, erstrebte nicht politische Freiheit, nicht demokratische Einrichtungen; und als, nach Boris Godunow und Wassilij Shuiskij, Michael Romanow den Thron der normannischen Waräger bestieg, erbte er die ungeschmälerte Würde der Palaeologen und Großkhane. Den Bojaren gab die Leibeigenschaft der Bauern, die Boris Godunow an die Scholle geschmiedet hatte, ein Privileg; gegen den Willen des Zaren waren aber auch sie, waren alle Stände ohnmächtig. Vierzig Jahre nach Michaels Tod begann Peters Regirung. Rußlands Mittelalter hatte kaum erst begonnen. Die verlorene Zeit — Gutenberg war schon hundert Jahre tot, als Iwan die Buchdruckerkunst einführen ließ — sollte nun rasch nachgeholt werden. Doch der hitzige Reformator, der die Reihe der schwerfälligen Selbstherrscher durchbrach und den kecken Sprung über ein Saekulum wagte, konnte für sich selbst zwar hohen Ruhm ernten, dem Volk aber, das auf Kommando mitspringen sollte, durch so thörichte Hast nur Unheil stiften. Peter wollte sein Volk mit Barenitteln debarbarisiren, sein Reich, nach dem Wort Kostamarows, mit Asiatenmitteln europäisiren. Das mußte mißlingen. Eine nationale Erhebung gegen drohende Fremdherrschaft hatte die Romanows auf den Thron geführt

für die Dynastie ergab sich aus diesem Ursprung die Pflicht, mit wachsamem Eifer die nationale Sonderheit, den Schatz der Ahnen zu hüten. Peters Berather waren der Schweizer Lefort, der Schotte Gordon, der Franzose Villebois, der Holländer Timmermann. Der Mann, den man skrupellos noch immer den Großen nennt, war ein mächtiger Wille von stärkster Suggestivkraft und ein fast zum Genie gewordener Fleiß; ein großer Regent war er nicht, weil er für die Lebensbedingungen seines Landes kein Verständniß hatte und sich einbildete, er werde über ein europäisches Reich herrschen, wenn er das halb priesterliche Gewand seiner Ahnen mit einem Militärrock und den biblischen Zarentitel mit dem Namen eines Kaisers vertausche, den Männern den Kaftan und struppigen Asiatenbart, den Frauen den Schleier verbiete und dem Land eine neue Hauptstadt erfinde. Den Keim des gefährlichsten Dualismus hat er in die wunschlos hindämmernde slavische Seele gesenkt. Als er, der den Tshin und den Allerheiligsten Synod geschaffen, dem Adel und der Kirche die Grundmauern zerstört und sich zum Papst-Kaiser aller Reussen gemacht hatte, nach dreiundvierzigjähriger Regirung starb, hinterließ er ein weithin glänzendes, innerlich aber schwächer gewordenes Reich. Goethe, der so oft über die unkluge Anlage der Sumpfstadt Petersburg gespottet hat, dachte an Reformatoren von Peters Art, als er zu Eckermann sagte: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift.“ Die Erfahrung der letzten Wochen lehrt leider, daß diese Weisheit, die der petersburger Bildungstutzer stolz belächelt hätte, auch in Goethes Heimath längst vergessen ist.

Die Saat Peters ging bald auf. Popenschaft und Bojarenthum verbündeten sich, um die alte Macht zurückzuerobern; schon Anna Iwanowna mußte sich gegen den Versuch wehren, Rußland in eine vom Adel regirte Republik umzuwandeln. Und der Haß gegen die Fremden wuchs. Unter der ersten Anna herrschten der Kurländer Biron, die Deutschen Ostermann und Münnich; unter der zweiten Anna (Leopoldowna) war Münnich Ministerpräsident und nton Ulrich von Braunschweig Generalissimus; Elisabeth, Peters Tochter, günstigte die Franzosen. Auch unter der Herrschaft des Hauses Holstein-ottorp wurde es zunächst nur für kurze Zeit anders. Katharina, die auf den uhm der Regentengröße höheres Recht hat als Peter, der zu laut gepriesene esieger Karls des Zwölften, gab, eine Deutsche, Rußland den Russen wieder. er auch sie, die den Reichsumfang auf neunzehn Millionen Quadratkilometer

brachte, konnte den Schmerz des unruhvoll seufzenden Volkes nicht stillen. Und nachdem in Paul der gefährlichste Typus des eitlen, launischen, gewissenlosen und eigensinnigen Monarchen wiedererstanden war, trat Rußland in schlimmem Zustand über die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts. Der Dualismus wirkte im Gefühl unheilvoll fort, und während die Oberklasse, um ihre Bildung zu zeigen, mit europäischem Raffinement und europäischer Sittenlosigkeit prunkte, begann in der Hand der Masse der Stab, an dem sie sich so lange weitergetastet hatte, allmählich zu splittern. Mit der Knute war, nach Herzens grimmigem Wort, dem Volk die Liebe zu einer fremden Civilisation eingepeitscht worden; in den Striemen brannte die Wuth gegen das fremde Wesen. Wie Rußland nach all diesen Experimenten aussah, lehren die Sätze, die Leopold von Gerlach in sein Tagebuch schrieb, als er, vor achtzig Jahren, zur Beisetzung Alexanders des Ersten mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen nach Petersburg gekommen war. „Der Kaiser steht hier auf einer dünnen, hohen Säule. Unten ist ein verdorbener Hofadel, durch lasterhafte Regenten und Regentinnen unsittlich gemacht, selbst ohne Standesehre, da ihm seit Peter seine eigenthümliche Standesehre genommen und fremdes Wesen aufgedrungen ist, und außerdem ein Haufe von Emporkömmlingen der schlechtesten Art, die von Reitknechten und Bedienten schnell zu den höchsten Ehren und Titeln stiegen. Die leibeigene Bauernklasse wird von verschuldeten, ausländisch gewordenen Herren regirt, die ihre Güter oft zehn Jahre lang nicht sehen." Die Reaktion mußte kommen; und kam. Noch unter Nikolaus, der fast niemals Russisch sprach und hinter den Formen des starrsten Absolutismus nur mühsam die Verachtung moskowitischer Unkultur verbarg, erstarkte die Partei der Slavophilen, die verkündete, der slavische Stamm und die griechische Kirche seien berufen und auserwählt, den faulen Westen zu überwinden und gebietend über eine erneute, gereinigte Welt zu herrschen. Nec tecum possum vivere nec sine te; vielleicht gelingts, wenn ich Dich unter meine Gewalt zwinge. Als unter Alexander Nikolajewitsch wieder experimentirt wurde, wuchs die Gemeinde schnell. Die offenkundigen Ausschweifungen des Kaisers erregten bei den Altgläubigen Aergerniß und von seiner Prachtliebe drangen Gerüchte sogar bis ins Volk; auch umgab er sich mit fremden Günstlingen und ächtete die noch erhaltenen Landesbräuche. Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft — die bösen wirthschaftlichen Folgen dieser Maßregel, die den Bauern Freiheit ohne Land gab, sah damals nach Niemand — ward er populär; seine Symptomkur verschlimmerte aber das Grundübel, den schwächenden, lähmenden Dualismus, und wo er gesät hatte, ernteten Panslaviſten und Nihiliſten. Die Männer nach dem Herzen Ka-

ramsins und Katkows heischten ihr gutes, allzu lange ihnen vorenthaltenes Russenrecht; die von Turgenjew getauften Schüler Bakunins warben unter den Unzufriedenen und Deklassirten der höheren Stände leicht Stimmen gegen die unumschränkte Macht des Selbstherrschers. Schon schien dem Reich die Schicksalsstunde nah. Was wäre geschehen, wenn 1881 Sophie Perowskij und Kibaltschisch nicht am Katharinenkanal ihre Bomben geworfen hätten und, nach dem vom Zaren gebilligten Programm Loris-Melikows, die Vertreter der Provinzialstände und Stadtgemeinden zu einer Repräsentantenversammlung in die Hauptstadt berufen worden wären? An dem Tag, da dieser Ukas erscheinen sollte, lag Alexander der Zweite tot im Winterpalast; und ein paar Tage später erklärte sein Sohn in einem von Katkow inspirirten Manifest, er werde die Autokratie, der Rußland seine Größe verdanke, ungemindert erhalten.

Alexander der Dritte hat in dreizehn Regirungjahren mit stetiger Kraft gegen Peters Schatten gekämpft. Wer in Rußland einen europäischen Staat sehen will, wird freilich das Lebenswerk des Mannes nicht rühmen, der in den Vorstellungen Ludwigs des Heiligen und der spanischen Isabella lebte und der entschiedenste Feind des Evangeliums von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit war. Doch diesem Instinktpolitiker, der nicht für den Thron erzogen war, immer den Stil eines Schülers schrieb und nie über die nächste Pflicht hinaussehen lernte, gelang das Schwerste: er hat die Slavenseele für eine Weile von den quälenden Zweifeln des Dualismus befreit. Er fühlte sich als Asiaten, fühlte, dachte und sprach nur russisch und öffnete sein enges Hirn der Erkenntniß, daß Rußland ein Islam ist, den nur die Glaubenseinheit zusammenhält und der sich den Luxus religiöser Duldsamkeit bei Gefahr seines Lebens nicht gestatten darf. Der Frankenkönig der Kreuzfahrer war nicht tolerant, der Sultan ists nicht, der Zar durfte es nicht sein; mußte, wenn er die nationale Mission recht verstand, unbarmherzig alle Elemente niederhalten, die sich höher dünkten als die altgläubigen Moskowiter. Die Römischen, die Protestanten und Juden habens seufzend erfahren. Alexander Alexandrowitsch schien nicht aus dem morschen Haus Holstein-Gottorp zu stammen; die besten Eigenschaften der Romanows lebten in ihm wieder auf, waren in ihm erst vereint. In diesem Kaiser der Mushiks konnte man den Fall verkörpert glauben, an den Goethe dachte, als er, in den Anmerkungen zu Diderots Dialog mit Rameaus Neffen, sagte: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht."

Wenn dieser Alexander nicht fünfzig, sondern siebenzig Jahre alt geworden wäre, hätte Rußland sich von den Kunststücken des „großen" Peters und seiner kleinen Nachahmer vielleicht endlich erholt; hätte auch die asiatische Halbinsel, die sich Europa nennt, den Größenwahn mählich verlernt und nicht länger mehr mit dem für ihre winzigen Verhältnisse ausreichenden Maßstab das Riesenreich der Zaren zu messen versucht. Der Russe wußte, daß dieser Kaiser die Zügel nie lockern, dem unmündigen Volk nie politische Freiheit gewähren würde; und das Ausland erkannte, daß der Mann, dessen Blick unbeirrt immer nach Asien sah, keine für Europens Ruhe gefährlichen Aspirationen hatte. Nie hat ein Herrscher Beträchtlicheres erreicht als dieser an Geist so Arme, der nur zu warten verstand und stumm seine Pflicht that, wie er sie begriff. Er starb dem Reich zu früh; und der Sohn, der ihm, ohne reifliche Vorbereitung, auf den Thron folgte, der kleine Nika, den die eigene Mutter für die Autokratenrolle zu schmächtig fand, hat in zehn Jahren den gehäuften Schatz fast völlig vergeudet und den alten Jammer der russischen Erde erneut.

*

Er fing nicht schlecht an. Als Caesarewitsch war er ein stilles Herrchen gewesen, das gar nicht nach der Großfürstensitte lebte, trotzdem eine liebe Tante sich alle Mühe gab, einen galanten Lebemann aus ihm zu machen. Nur eine Freundin: die polnische Tänzerin Kseszinski; und auch zu ihr, raunten die Eingeweihten, geht Nikolai Alexandrowitsch nur, um ein Glas Thee zu trinken und ein Stündchen harmlos zu verplaudern. Nichts von Erotik und heißer Leidenschaft; keinen Zug vom hochgeborenen Hans Lüderlich. Und trotzdem der Jüngling sich nicht „ausgetobt" hatte, seit zehn Jahren nun die glücklichste Ehe. Daß in Otsu der Berauschte nicht ohne eigenes Verschulden von dem Japaner (der inzwischen fast zum Symbol geworden ist) die Wunde erhielt, blieb verborgen; auch, bis ichs vor acht Tagen hier erzählte, daß er den von seiner Mutter und vom Hofminister Woronzow-Daschkow vorbereiteten Verfassungentwurf mit heftiger Geberde zerriß. Als Thronfolger hatte er sich für die Transsibirische Eisenbahn interessirt und nach seiner Weltreise den Hungernden Hilfe gebracht; war also beliebt. Als Kaiser hielt er sich ruhig, drängte nie in den Vordergr[illegible] und hütete sich vor Taktlosigkeit. Bismarcks Monarchenkenntniß fand früh ein Mangel an ihm. „Der neue Zar", sagte er, „scheint sich wenig um die Armee kümmern. Das wird er später bereuen." Und noch hatte Bismarcks Leib nicht l letzte Ruhstatt gefunden: da überraschte Nikolai die Welt mit seinem Frieden manifest. Ungefähr an dem selben Tag, wo die pariser Deputirten den Abrü ungantrag des Sozialdemokraten Vaillant mit ironischer Heiterkeit ablehnt

sprach, ungefähr mit den selben Worten, der Reussenzar den Großmächten sein Sehnen nach einer Minderung der Kriegsrüstunglast aus. „Die geistigen und physischen Kräfte der Völker, Kapital und Arbeit werden zum größten Theil von ihrer natürlichen Aufgabe abgelenkt und, ohne produktiv wirken zu können, aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden verbraucht, um furchtbare Zerstörungmaschinen zu bauen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft gelten und morgen schon jeden Werth verlieren, weil neue erfunden sind. Oft genug werden durch dieses System riesiger Rüstungen wirthschaftliche Krisen heraufbeschworen. Dauert dieser verhängnißvolle Zustand fort, dann muß gerade er die Katastrophe herbeiführen, die man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken schon bei dem bloßen Gedanken den Menschen erschaudern läßt." Das klang beinahe, als spräche es ein Marxist; und war auch von Einem diktirt, der in der zweiten Lebenshälfte noch zu marxistischen Professoren—andere Nationalökonomen gabs damals in Moskau und Petersburg kaum — in die Schule gegangen war. Von Sergeij Juljewitsch Witte. Der hatte sich als Finanzminister längst über die alljährlich wachsenden Ansprüche der Militärverwaltung geärgert, die seine Kulturpläne immer durchkreuzten, und endlich das Mittel gefunden, sich Luft zu schaffen. Wenn der kleine Zar, dem das Soldatenspiel kein Vergnügen machte, das Buch Johanns Bloch las, wenn man ihm die dankbare Heilandsrolle des Weltbeglückers verhieß, brauchte der Finanzminister das schöne Geld nicht mehr für Kanonen und Kriegsschiffe wegzugeben, konnte er auch auf den Wunschzetteln für Armee und Flotte nach Herzenslust streichen. Seit Gortschakows Tod hatte es in Rußland keinen Minister mehr gegeben; nur noch (wie einer von ihnen selbst seufzend sagte) Commis des Zaren. Witte, der aus der dunklen Tiefe des Tschin rasch ans Licht heraufgekommen war, wollte mehr sein als ein Handlanger erhabener Laune. Den Direktor der Südwestbahn hatte eine Schrift über die Grundsätze der Eisenbahntarifpolitik, deren Bedeutung die russischen Oekonomen noch nicht recht ermaßen, bekannt gemacht. Wyshnegradskij nahm den auf engem Gebiet als Organisator bewährten Mann als Departementschef ins Finanzministerium und beförderte ihn bald, um den lästigen Rivalen loszuwerden, an die Spitze s Verkehrsministeriums. Da blieb er anderthalb Jahre; dann kam er zurück, tzte sich auf den Platz, den der schlaue Protektor ungern verlassen hatte, und urde schnell mächtiger, als je ein russischer Finanzminister gewesen war. Brachte Ordnung in den Staatshaushalt, führte die Goldwährung, das Branntweinmonopol und einen billigen Zonentarif ein, verstaatlichte Bahnen, legte en Eisenstrang durch Sibirien und die Mandschurei, schuf, mit einer hastigen

Willenskraft, die an Peters Zauberkunst erinnern konnte, eine Industrie, regelte durch Gesetz die Arbeitzeit und besserte die Fabrikinspektion. Auch der Lebensfrage Rußlands wollte er kühn die Antwort suchen, in einer Agrarenquete, die alle für Wirthschaft und Recht wichtigen Punkte aufklären sollte, die Bedürfnisse der darbenden Landwirthschaft ergründen. Zu Alledem gehörte viel Geld. Das Alles war nur zu machen, wenn, in einem noch armen Land, Heer und Marine nicht den Löwentheil des Steuerertrages für sich heischt. „Wir sind saturirt und wollen den Frieden." In den Haag ging also die Reise.

Wer Witte kennt, wird nicht leicht begreifen, wie sich in diesem starken und hellen Kopf der Glaube an solchen Hokuspokus einnisten konnte. Frieden kommandiren, heute, wo in wichtigen Erdtheilen noch nicht über das Besitzrecht entschieden, das erworbene streitig geworden ist: mit der selben Hoffnung auf Erfolg könnte ein Kaiser dekretiren, übermorgen solle der Chiliastentraum Wirklichkeit werden. Ein blinder Ressortfanatiker war Witte nie. Er ähnelt in manchem Wesenszug dem Grafen Nikolai Miljutin, der beim Reformwerk des zweiten Alexanders so eifrig half und über den Bismarck 1861 an Schleinitz schrieb: „Miljutin, der schärfste und kühnste Geist unter den Progressisten, ist zugleich der bitterste Adelshasser und denkt sich das künftige Rußland als Bauernstaat, mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelligenz, Industrie, Bureaukratie, Presse, etwa nach napoleonischem Muster." Das könnte fast Wort vor Wort über Witte gesagt sein. Der glaubt nicht, wie die Enkel Karamsins, die Söhne Katkows, daß Rußland eine andere Entwickelung haben müsse, könne, werde als ein europäischer Staat. Der ist überzeugt, daß auch das Zarenreich durch die selbe Etapenstraße muß, die Briten, Franzosen und Deutsche passirten. Andere Erlebnisse als Miljutins haben sein Bewußtsein gefärbt. Den Bojaren blieb er der Emporkömmlung, den Orthodoxen ein unzuverlässiger, allzu zärtlich westwärts blickender Rationalist; die Konservativen warfen ihm vor, er habe nichts gründlich gelernt, sondern hastig stets nur nach der neusten Mode gegriffen, von Rothstein feine Finanzkniffe, von moskauer Dozenten die Salondialektik des Marxismus übernommen und die letzte Wirkung seines Thuns niemals erwogen. Trotzdem er zehn Jahre lang der nach dem Zaren mächtigste Mann im Reich war, gelang es ihm nicht, seine Frau an den Hof zu bringen; ihm nicht, was jedem bojarischen Gecken gelungen wäre. Haßte er deshalb Adel und Klerus und wollte, wie Miljutin einst in Polen, diese Säulen der alten Rechtsordnung zu stürzen versuchen? Dann hätte er die Mittel nicht unklug gewählt. Ein kleines Heer und eine große Industrie: weder geistlichen noch weltlichen Würdenträgern könnte dabei wohl zu Muth

sein. Nur ist Industrie nicht ein im nächsten Laden nach Maß zu bestellender Putzartikel, sondern eine Kulturform, die sich nicht aus dem Boden zaubern läßt; namentlich nicht aus dem russischen eines alternden, rückständigen Agrarstaates. Und der zur Abrüstung Entschlossene kann plötzlich, ehe er die Nothwendigkeit noch erkennt, gezwungen sein, einen Krieg zu führen, in dem nur die äußerste Anstrengung der nationalen Kraft den Sieg sichern könnte.

So ists gekommen. Von der russischen Industrie, der neuen, die unter Witte entstand, kann auch ein freundliches Urtheil nur sagen, daß sie die schlimmste Kinderkrankheit noch nicht überwunden hat. Und seit Nikolais Evangelium vom Weltfrieden ist kein Jahr ohne Krieg vergangen; und am achten Februar 1904 mußte der Gossudar selbst sich zu einem Kampf stellen, dessen natürliches Ende noch heute nicht abzusehen ist. „Die Katastrophe, deren Schrecken schon bei dem bloßen Gedanken den Menschen erschaudern läßt", ist Ereigniß geworden. Der furchtbarste Krieg, den je ein Zar zu bestehen hatte, fand Rußland ungerüstet. Hätte man seit 1898 nicht am Marinebudget geknausert, dann hätte ein starkes Geschwader vielleicht Port Arthur gerettet und dem Heer Oyamas die Verbindung mit der Heimath abgeschnitten. Zu spät. „Die geistigen und physischen Kräfte der Völker, Kapital und Arbeit werden, ohne produktiv wirken zu können, im Krieg aufgezehrt." So hat Nikolai Alexandrowitsches, in der Terminologie der Sozialisten, geschildert. Rußland erlebts. Und jetzt mag der seitdem so oft noch enttäuschte Zärtling erkennen, daß alles Gerede über den Frieden nutzlos ist, ein Zeitvertreib für applaussüchtige Weiber, und daß wir, trotz diesem Schwatz, nicht etwa eine Aera friedsamer Verträglichkeit zu hoffen, sondern eine Epoche unbarmherziger Vernichtungskriege, zoologischer, zu fürchten haben. Jetzt könnte er auch wissen, was, so lange nicht Lebensfragen der Völker nach Antwort drängen, besser als alles Phrasengespinnst den Frieden schirmt. Nur die Angst vor den Folgen einer Niederlage lähmt die Ländergier. Auch die Fürsten, die feierlich, wie Louis Napoleon, in jedem Jahr mindestens einmal sich selbst als Hort des Friedens enthüllen, würden, um ihre Macht zu mehren und ihrem Volk den Nahrungspielraum, die Absatzmöglichkeit zu erweitern, das Schwert ziehen, wenn sie sicher wären, mit einem geschlagenen Heer noch in der Heimath die alte Ordnung, die alte Treue zu finden. Sie finds nicht; könnens nicht sein. Weh heute dem König, der als Eroberer auszog und als Besiegter heimkehrt! Selbst ein unmündiges Volk würde ihm nicht verzeihen. Davor zittert jeder Gekrönte; nicht ohne Grund, wie schon jetzt die russischen Putsche lehren. Und diese Furcht wirkt stärker als Alles, was im Haag je vorgeschlagen und beschlossen werden kann.

Nikolai ist kein schlechter, auch kein dummer, nur ein schwacher Mensch. Die Kinderstubenpsychologie, die jetzt alles Russische zur Fratze verzerrt, sieht ihn als gewissenlosen Despoten, als blöden Narren oder mindestens als den Kaiser aus Zeitungmärchenland, der „nichts erfährt". Die ihn kennen, lächeln über solche Rede. Er ist gutmüthig, hat mehr gelernt als mancher Monarch, arbeitet fleißig und könnte mit seinen Gaben ein glücklicher, geachteter Bürger sein. Für die ungeheure Aufgabe, die er bewältigen soll, reicht seine Kraft freilich nicht aus; und ihm fehlt auch die Wucht, das Schwergewicht des Wesens, das selbst dem Durchschnittskönig die Würde wahrt. Er weiß nie, wohin er geht, kommt immer gerade an das Ziel, das er meiden wollte. Wie oft hat er in den zehn Jahren seiner Regirung geblinzelt, geschwankt und schließlich gethan, was niemals zu thun er sich angelobt hatte! Er will den Frieden: und führt den grausigsten Krieg, den die Erdgeschichte je sah. Er bekennt sich zur Autokratie: und erörtert in öffentlichen Ukasen, wie der Präsident einer Republik, die Schäden, die unter seiner Verwaltung entstanden sind und gegen die das Ministerkomitee ein Rezept verschreiben soll. Er versprach, den humanistischen Unterricht zu erhalten: und ließ die klassischen Sprachen vom Stundenplan streichen. Sein Auge wird feucht, wenn ein Gärtner im Schloßpark sich die Haut ritzt: und er ist gezwungen, in zehn Städten auf wehrloses Volk schießen zu lassen. Wie alle Schwächlinge, möchte er stark scheinen. Wollte es schon in seiner ersten Regentenperiode, als er den Nikolai Palkin spielte und barsch die „sinnlosen Schwärmereien" der Leute abwies, die für Rußland eine Konstitution nach europäischem Muster verlangten. Dann kam er unter Wittes suggestive Gewalt. Wehrte sich, — und mußte es dennoch leiden. Diese Freitage! Da erschien der fürchterliche Finanzminister zum Vortrag. Und setzte fast immer durch, was er wollte. Nicht immer leicht. „Wenn Sergeij Julitsch schreit, hörts hier das ganze Palais", sagten im peterhofer Landhaus die Adjutanten. Todmüde, blaß, ganz verstört kam der arme Zar dann ins Familienzimmer. Die Frauen machten sich Sorge um ihn. Merkwürdig, meinte die Mutter Maria: mein Mann ist mit Witte doch stets ohne Unbequemlichkeit fertig geworden; ja, mein Mann... Alexandra, die Frau, bat, nur ja nicht Alles so furchtbar schwer zu nehmen. Und Beide sangen das Lob einer Verfassung, die den Ka entlaste. Die schöne Britin aus Hessen neckte den Eheherrn auch, zeichnete i wie er als artiges Püppchen auf dem Schoß Wittes sitzt (gegen den beide L men übrigens kein Ressentiment hatten, den sie sogar hoch schätzen); und H leute zeigten einander in stillen Winkeln eine noch bösere Karikatur: Nika Pudel, der mit Schweif und Pfoten um die Gunst des gestrengen Finanzminist

wirbt. Wie übermächtig das Gefühl, für das Werkzeug stärkeren Willens gehalten zu werden, in einem Monarchen werden kann, braucht man dem Deutschen unserer Tage nicht zu erzählen. Nikolai trug es nicht länger. Alexejew, Bezobrazow und ihre Beutegenossen lagen ihm in den Ohren: er ahne nicht, wie schamlos bei dem Bahnbau in Sibirien und der Mandschurei betrogen werde. Diese Stützen waren noch nicht fest genug. Da kam Plehwe. Der blieb dem Finanzminister keine Antwort schuldig und fand Alles falsch, was Witte sagte. Der war aus härterem Holz als sein Vorgänger Ssipjagin, der arbeitscheue Bojar, dessen höchster Stolz gewesen war, als vornehmer Herr seinen Kaiser bei üppig sich bewirthen zu können. Plehwe hatte viel gelernt und war, als guter Staatsanwalt, als der beste im Reich, dialektisch so gewandt, daß er Witte mit Worten schlagen, vor dem Kaiser als irrlichtelirenden Dilettanten verdächtigen konnte. Witte rieth zur Verständigung mit den Japanern, Plehwe warnte, dem Hochmuth der Gelben auch nur den kleinen Finger zu reichen. Als die Koalirten erst merkten, daß Nikolai sie lieber höre als ihren Gegner, gingen sie zu offenem Angriff vor. Nach der alten, in Theokratien und neumodischen Verfassungstaaten tausendmal bewährten Taktik. Losungwort: „Auch Friedrich wäre nicht der Große geworden, wenn er einen allmächtigen Minister geduldet hätte." Einem Herrscher verleiht die Gnade Gottes höhere Weisheit als selbst dem talentvollsten Unterthanen. Nur das gekrönte Haupt, das seinem Gott allein verantwortlich ist, ragt so hoch himmelan, daß es in der Ferne den Weg zu erkennen vermag, der dem Volke frommt. Cela ne rate jamais. Hat auch hier nicht versagt. Das stärkste Argument der Verschworenen war aus Deutschland bezogen. Dort, hieß es, blickt Alles, trotz Bundesrath, Kanzler, Reichstag, auf den Kaiser, hängt von ihm, der unter Gleichen doch nur der Erste ist, jede Entscheidung ab; und im Gossudarstwo soll immer, als säße auf dem Thron nur ein Schatten, von einem Minister gesprochen werden? Das war das dreimal glühende Licht. (Ueber den Einfluß, den Wilhelm der Zweite auf die Gestaltung eines neuen Monarchentypus hatte und noch hat, ließe sich ein lehrreiches Buch schreiben.) Witte war, im Gefühl seiner Kraft, seiner nützlichen Leistung, oft vielleicht unvorsichtig gewesen. Eines Tages mußte er, wie vor ihm ein Größerer, sagen: „Ich behalte den Kaiser nicht in der Hand." Er „impoirte" freilich; nur allzu sehr. Als Nikolai aber in den Wahn gelullt war, er stehe, als Begnadeter, in einem besonderen Geheimrathsverhältniß zum Herrgott, fand er den Muth, sich von dem an Erfolg reichsten Berather seines Vaters zu trennen.

Jeder Freitag war jetzt ein Fest. Keine Hypnose mehr mit aller Qual des Erwachens; nicht mehr die Nöthigung, mit untauglichen Mitteln den

Versuch der Abwehr zu wagen. Fröhlich und frisch kehrte Batuschka nun den Seinen zurück. Und nie wieder sollte Einer ihm den Willen aufzwingen; niemals. Er wollte Jeden anhören, doch Keinem gehorchen. Der Schwächling schwor sich, im Lustgefühl der neuen Freiheit, selbst mit heiligem Eid, fortan stark zu sein, unbeirrbar, unbeugsam, ganz wie der Vater war. Doch Schwäche, die Kraft vortäuschen will, bringts nicht weiter als bis zum Eigensinn. In seiner dritten Periode hat Nikolai immer das Gegentheil Dessen gethan, was ihm gerathen ward. Er hörte Jeden, schien (da er die seinem sanften Wesen angeborene Höflichkeit nicht verleugnen kann) beinahe Jedem schnell zuzustimmen. War er danach aber wieder allein, dann wickelte er die dünne Epidermis geschwind in den warmen Pelzmantel der altslavischen Großfürsten ... „Der will mich haben und glaubt schon, ich sei ihm sicher? Der gerade bekommt mich nie." Und wählte sicherlich Schwarz, wenn ihm Weiß empfohlen war.

Doch auch mit solcher Perversion des Willens lernen kluge Hofzettler bald rechnen. Seit Plehwe ermordet, dem Zaren die festeste Stütze zerbrochen ward, ist Witte von Allen, denen seine Wiederkehr ein Gräuel wäre, mit Feuereifer als Staatsretter empfohlen worden. Das schien das sicherste Mittel, ihm den Weg zu sperren. (Kannst Dir, glücklicher Germane, solchen Zustand wohl gar nicht vorstellen?) Aber Sergeij Julitsch hatte auch wirkliche Freunde. Die Kaiserin-Mutter, die in ihm den zuverlässigen Gehilfen Alexanders achtet. Den Grafen Lamsdorff, dem die ewigen Alarmnachrichten schon das Freundschaftverhältniß zu Frankreich erschwert haben und der das Reich gern endlich beruhigt sähe. Fast Alle, die eine Verfassung ersehnen und wissen, daß nur Rußlands stärkster Staatsmann solchen Schritt ins Dunkel wagen könnte. Und war nicht Alles gekommen, wie Witte vorausgesagt hatte? Alles. Schlechte Botschaft vom Kriegsschauplatz; unangenehme Händel mit England; Plehwe nach kurzer Herrlichkeit von wildem Fanatismus hingestreckt. Wer wird sein Nachfolger werden? Die Antwort auf diese Personalfrage mußte zeigen, welche Partei in dem stillen Kampf um den Kaiser bisher siegreich geblieben war.

Fürst Swjatopolk-Mirskij wurde erwählt. Witte, hieß es in Petersburg, habe den Blick Sheremetjews, der ihn selbst für die Nachfolge Plehwes stimmen wollte, auf diesen Kandidaten gelenkt. Ists wahr, dann hat der Präsident des Ministerkomitees an seinem Schützling keine Freude erlebt. Mirskij ist in Europa heute hoch berühmt, ist, als er weggejagt wurde, wie ein Heros und Märtyrer gefeiert worden; und hat in den drei Monaten seines Ministerlebens doch mehr Unheil gestiftet als mancher schwarze Reaktionär in einem Menschenalter. Daß Plehwe mit tiefster Verachtung von ihm sprach, nahm

für den polirten Herrn ein; daß Witte (oder ein anderer kingmaker) ihn nach Petersburg brachte, mußte ihm schnell den Nimbus rauben. Ein hohler Phraseur, ohne Verwaltungtalent, doch mit unstillbarem Hunger nach Beifallsgetöse. In Wilna, auf dem heißen litauischen Boden, hatte er sich, ohne dem Reichsinteresse allzu ängstlich erst nachzufragen, nur bemüht, dem polnischen Adel die Wünsche von der Lippe zu lesen. Kein Wunder, daß dieser Generalgouverneur von der Szlachta geliebt wurde und daß ihre Hoffnung ihn in das höhere Amt begleitete. Mirskij nährte die Hoffnung, so gut er's vermochte. Eine großartige Abschiedskomoedie sollte seiner Verwalterleistung die letze Weihe geben. Im September war in Wilna das Denkmal der großen Katharina zu enthüllen und Großfürst Michael, Nikolais Bruder, mit der Vertretung des Kaisers betraut. Jetzt oder nie. Mirskij lud die Polen zum Fest; Adel und Klerus. Natürlich wollten sie nicht kommen. Ein Denkmal Katharinens, die Litauen der Russenherrschaft unterworfen hatte! Kein Pole durfte bei der Enthüllung sein. Doch Mirskij war unermüdlich; bat, schmeichelte und bot, als Alles nicht half, die stärkste seiner Künste auf. „Seit ich hier bin," sprach er, „habe ich für Euch gethan, was ich irgend vermochte; und dem Scheidenden wollt Ihr den einzigen Wunsch nicht erfüllen? Ich bin zum Minister des Innern ernannt; bedenkt, wie nützlich ich Euch da werden kann, hundertmal nützlicher noch, als ichs hier war, und um wie viel leichter Ihr mirs macht, wenn der Kaiser aus dem Mund seines Bruders von Eurer loyalen Haltung hört. Noch glaubt man in Petersburg nicht, daß Ihr entschlossen seid, Vergangenes vergangen sein zu lassen. Kommt zum Fest: und ich verbürge Euch den nahen Fall aller Ausnahmegesetze." Der ganze Klerus und ungefähr fünfzig Adelige sagten zu. Um dem katholischen Kirchenfürsten kein Aergerniß zu geben, blieben die Spitzen der Behörden dem russischen Festgottesdienst fern. Für den Bischof war dicht beim Denkmal ein Thrönchen errichtet, von dem er sich erst erhob, als der Großfürst ihn begrüßte; und kaum war das Gespräch beendet: da entfernte sich die römische Klerisei und überließ der griechisch-orthodoxen, vor deren Nähe ihr zu grauen schien, das Feld. Beim Festmahl blieben die Polen stumm, als dem Zaren Hurra gerufen wurde; um so lauter stimmten sie in die Jubelrufe ein, die Swjatopolk-Mirskij umrauschten. Nur ihm zu Liebe, sagten sie Jedem, sind wir gekommen; und er wird uns das Opfer lohnen. Keinen Tropfen, keinen Ton für den Kaiser; das volle Glas und die volle Kehle für den scheidenden Gouverneur, den kommenden Minister. Eine reizende Komoedie, die unsere schönsten Admiralskitage übertrumpft. Michael aber brachte dem Bruder die Kunde: In Litauen ist die Vergangenheit tot; Swjatopolk-Mirskij hat uns die Polen versöhnt.

Mit ähnlichen Kunststückchen hat er dann auch in der Residenz sein Heil versucht. Um jeden Preis nur Applaus; ob das Geschrei nicht die Ruhe des Reiches störe, dünkte ihn Nebensache. Daß er sich als Plehwes Gegner bekannte, war sein Recht; daß er aber Plehwes Hauptmitarbeiter, als sie ihm die Geschäfte übergeben wollten, abwies, sie überhaupt nicht sah, sondern sofort in die Reichsrathsgruft befördern ließ, war ein fast noch seltsameres Beginnen als das unserer Caprivi und Marschall, die keine Lust hatten, sich von den beiden Bismarck in den Geschäftsgang einführen zu lassen. Und kaum war er warm geworden: da gings auch schon los. Endlich ein moderner, humaner Mann, der Rußland den Frühling bringt. Nie hatte Witte soviel Weihrauch gerochen. Mirskij machte Alles. Für Russen, die ihn in wichtigen Angelegenheiten sprechen wollten, hatte er keine Zeit; Reportern ausländischer Blätter stand seine Thür stets offen. Und Jedem, der irgendwo öffentlich meinen konnte, drückte er innig die Bruderhand. Preßfreiheit wünscht Ihr? Dieser Wunsch läßt mich selbst ja nicht schlafen. Toleranz in Glaubenssachen? Fragt nur in Wilna nach mir. Eine Verfassung? Nur noch ein Weilchen Geduld; wir sind schon dabei. Habt nur Vertrauen! Das war sein Schlagwort (war früher schon das Karls Stuart und Friedrich Wilhelms des Vierten). Er wußte, daß Nikolai von einer Konstitution nichts hören wollte, und ließ die Hoffnung doch lustig keimen. Als er die öffentliche Tagung der Semstwoversammlung beim Kaiser nicht durchsetzen konnte, gab er ihr die Möglichkeit, „privatim" zu tagen, ihre elf Punkte drucken zu lassen und aus sicheren Orten gleichlautende Resolutionen zu bestellen. Die Deputation mußte in seinem Vorzimmer umkehren; ihren Führer aber, den eben so betriebsamen wie liberalen Präsidenten des moskauer Semstwos, ließ er insgeheim zu sich bitten. Das Alles wäre diskutabel gewesen, wenn ein ernster Wille, eine zuversichtliche Ueberzeugung dahinter gestanden hätte. Hier wars die Selbstanzeige eitler Reklamesucht. Mirskij hat für Rußlands Rechtsordnung nicht das Geringste gethan, hat nur Phrasen und Komplimente gedrechselt und in der Schicksalsstunde eines Krieges, der dem Reich zum Verhängniß werden kann, mit frivoler Geschäftigkeit die Geister verwirrt.

Seine Künste hatten nicht lange getäuscht. Auch den Kaiser nicht. Der hätte ihn nach dem Adressensturm gern weggeschickt, sagte aber, ganz rich zu Mirskijs Anklägern: „Entlasse ich ihn jetzt, dann geht er im Glorienscheines Märtyrers. Das darf nicht sein. Er soll sich abnützen, soll die Suppe selb auseſſen, die er uns angerichtet hat." Ganz vernünftig; nur kam die Erkenntniß wieder zu spät. Wie konnte ein Autokrat, der Autokrat bleiben wollte, diesen cabotin auch nur eine Stunde schalten lassen? Selbst in einem parlamen

risch regirten Staat würde man sich hüten, zum Nachfolger eines ermordeten Ministers einen Mann zu wählen, der mit jedem Wort den Vorgänger verdammt. Plehwe war ein Prokurator, kein Staatsmann; Plehwes Erbe aber durfte nicht mit Girondinmanieren einherstolziren. Ein Britenkönig, ein Roosevelt sogar würde mehr auf die Kontinuität der Staatsgrundsätze halten, als Nikolai that. Zu den Jünglingen, die ihr Leben jauchzend hingeben wollten, um einen verhaßten Machthaber aus dem Weg zu räumen, hatte reife Vernunft im Zarenreich seit Jahren hundertmal gesprochen: Was nützts? Gelingt Euer Plan, dann löst den harten Herrn ein härterer ab. Diese Warnung findet in Rußland nun nicht mehr Gehör. Was es nützt? Nach Plehwe kam Mirskij! So eingeschüchtert war der Selbstherrscher, daß er uns einen Mann nach unserem Herzen gab. Nur für kurze Zeit freilich. Nitshewo. Was einmal geschah, kann wieder geschehen. Wenn nur durch Putsche und Schrecken jeglicher Art tüchtig nachgeholfen wird. Nikolais Wankelmuth hat auf Attentate eine Prämie gesetzt.

Mirskij hat das blutige Epiphanienfest der Russen noch als Minister erlebt. Hundertfünfzig Tote, fünfhundert Verwundete (diese Zahlen geben unabhängige Aerzte jetzt an): so sah der holde Lenz aus, den er dem Volke gebracht hatte; mußte so aussehen. Nun hätte der Fürst, um sein Bischen Prestige zu retten, am Liebsten plehwisch gesprochen. Als der alte Suworin im Namen der petersburger Presse ihm in einer tapferen Rede sagte, in dieser anarchischen Schreckenszeit erst habe er endlich verstehen gelernt, wie der falsche Demetrius im Volk Anhang gewinnen konnte, zeigte Seine Durchlaucht den sonst so gehätschelten Meinungmachern eine finstere Miene. Für die Juristen und Literaten, die in letzter Stunde noch den Straßenkampf zu hindern versucht hatten, war er gar nicht zu sprechen gewesen. Wie durfte ers, als Vertreter der Staatsautorität? Nun aber wars für die neue Komoedie zu spät geworden. Der gedankenlose, markloſe Schwätzer hatte beim Kaiser wohl für immer verspielt.

In Peters Stadt aber geschah an diesem Januarsonntag, was nur im and Peters geschehen konnte. Wieder hatte superkluge Hast mit Asiatenkünsten Europäerpolitik zu treiben versucht: und wieder war Schmach und Jammer das Ende. In Rußland, das keinen Ministerpräsidenten und keine fest egrenzten Ressorts hat, gehören die Arbeiterangelegenheiten zum Geiftskreis zweier Ministerien; der Finanzminister und der Chef der inneren rwaltung treiben Sozialpolitik. Jeder auf seine Weise; und natürlich machts dem besonderen Spaß, den Herrn Kollegen zu ärgern. Je mehr Witte und n Handelsdezernent Kowalewskij für die Regelung der Arbeitzeit und der rikinspektion that, um so eifriger bemühte man sich im Ministerium des

Innern, politische Macht über das Proletariat zu gewinnen. Drüben, hieß es dort, arbeitet man nur den Revolutionären in die Hände; wir aber erziehen dem Kaiser auch in den Fabriken zuverlässige Unterthanen. Subatow mußte im Auftrag der Polizei die Arbeiter organisiren; zunächst in Moskau, wo wirklich, als das Denkmal Alexanders des Zweiten enthüllt wurde, dem Zaren im Kreml dreißigtausend „konservative Arbeiter" vorgeführt werden konnten. Da seht Ihr, hieß es, was wir vermögen. Bald danach kams in einer moskauer Seidenfabrik zum Ausstand. Subatow, der von Trepow die Weisung erhielt, mahnte die Arbeiter, nicht um Haaresbreite von ihrer Forderung zu weichen. Der Besitzer der Fabrik, Herr Goujon, fuhr nach Petersburg und klagte dem Finanzminister seine Noth; er wolle ja alles Mögliche thun, wisse aber nicht, ob er mit den Arbeitern oder direkt mit der Regirung, die sie stachele, verhandeln solle. Kowalewskij, ein avancirter Staatssozialist, schlug Lärm, forderte für die Arbeiter das gesetzlich verbürgte Recht auf Strikes und sagte, die polizeiliche Leitung des Klassenkampfes sei nicht länger zu dulden. Vergebens. Kaum war der moskauer Ausstand mit Wittes Hilfe durch Vergleich beendet, da arbeitete Subatow mit frischer Kraft schon im Süden. Er verstand sein Demagogenhandwerk: und bald stand die odessaer Gegend in hellen Flammen. Das war zu viel; Subatow wurde aus dem Staatsdienst entlassen und sein Gehilfe, der obendrein noch ein Jude war, in den kältesten Norden verbannt. Das Ministerium des Inneren aber suchte und fand einen neuen Agenten: den Popen Gapon. Das war der rechte Mann; dem Priester vertrauen die armen Leute und ein Priester wird nie zu offener Gewaltthat rufen. Gapon gründete in Petersburg eine konservative Arbeitergesellschaft mit elf Filialen; und der Minister, Ssipjagin und Plehwe, gewährte dem nützlichen Helfer gern einen anständigen Monatssold. War der Pope schon früh mit den Revolutionären im Bund oder trieb ihn spät erst der Ekel aus dem Polizeidienst? In der Nacht vor dem Epiphanienfest sagte er den Reportern, denen er seinen Aufruf abzuschreiben gab: „Heute lasse ich die Maske fallen. Wird meine Petition nicht angenommen, werden meine Forderungen nicht bewilligt, dann mag Petersburg vor unserer Wuth zittern." Gapon, Plehwes sicherster Mann, hatte die Massen zum Aufruhr gehetzt. Noch weiß man nicht genau, ob nur die Ministerialen, ob auch die Revolutionäre oder wenigstens die mitwirkenden intellectuels in diesem Spiel, dessen Kosten so viele Arbeiter mit ihrem Leben bezahlen mußten, die Dupirten waren; nicht genau, welche Hand den Faden lenkte. Aber war diese nächtige Ueberrumpelung vom einundzwanzigsten Januar 1905 für Europäerhirne nicht fast unbegreiflicher noch als die am achten Februar 1904 vor Port Arthur erlebte? Und mußten die Russen diesmal den Todestag Peters des Großen nicht andächtig feiern?

Der Fall Fischer.

Nach seinem äußeren Verlauf ist der „Fall Fischer" leicht zu überschauen und auch nicht schwer zu beurtheilen. Im Herbst 1904, auf dem berliner Protestantentage, der periodischen Hauptversammlung des im „Protestantenverein" organisirten kirchlichen Liberalismus, hat D. Fischer, Pfarrer an Sankt Markus in Berlin, einen theologischen Vortrag vor den Mitgliedern und Freunden dieses Vereines gehalten. Der Vortrag war sehr freisinnig. Aber er entsprach durchaus den Traditionen der älteren liberalen Theologie, wiederholte Ansichten, die im Kreise des Protestantenvereines weithin verbreitet sind, und wurde denn auch von den Versammelten mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. D. Fischer polemisirte — um nur den Gegenstand der späteren Anklage herauszugreifen — gegen die Jesusanbetung und gegen eine Theologie, die in den Mittelpunkt ihrer Lehre den Christus stellt. Nicht Jesus, sondern Gott solle angebetet werden, nicht in Christus, sondern in Gott müsse auch die Theologie ihr Centrum haben. Dabei streifte aber D. Fischer nur ganz kurz die orthodoxe Lehre: sein eigentlicher Kampf galt nicht dem Christusdogma der Rechtgläubigen, sondern der Christustheologie der sogenannten „Ritschlschen Schule". Wollte ich hier auf irgendwelche theologische Einzelheiten eingehen, so würden Das die Leser mit Recht mißbilligen; genug, daß die „Ritschlsche Schule" den geschichtlichen Jesus in das Centrum ihrer freigesinnten Theologie stellt, daß aber D. Fischer nach dem altbekannten leibniz-lessingschen Grundsatz von der Minderwerthigkeit der zufälligen Geschichtwahrheiten nichts von einer solchen Begründung der christlichen Lehre auf eine blos geschichtliche Persönlichkeit wissen will; er möchte sie lieber auf Vernunftbegriffe vom ewigen Gotte gründen.

Bei den Gegnern, mit denen sich D. Fischer auseinandergesetzt hatte, erregte der Vortrag keinen Anstoß. Aergerniß nahmen die Orthodoxen. Sie griffen aus Fischers Polemik gegen die Ritschlianer die Stellen über Jesusanbetung und Christustheologie heraus und boten sie in ihren Zeitungen alsbald der christlichen Gemeinde öffentlich zur Entrüstung dar, unbekümmert darum, daß D. Fischer seinen Vortrag in einem Kreis von Eingeladenen gehalten hatte, die ihre Namen in eine Theilnehmerliste einzuzeichnen hatten.

Wer Geschmack für solche Dinge hat, kann nur bewundern, mit welchem Geschick die gläubigen Regisseure den „Fall Fischer" zur Aufführung brachten. Die dramatische Kunst ist in Berlin wirklich noch nicht im Niedergang begriffen. Zug für Zug. Schlag auf Schlag. Alles am rechten Ort. Alles von den rechten Personen.

Gleich nach dem Protestantentag, am siebenten Oktober, erscheint im „Reichsboten" ein Artikel, der solche Ausführungen, wie Fischer sie gethan

habe, im Munde eines landeskirchlichen Geistlichen für unmöglich erklärt. Kürzere und längere zweckdienliche Notizen in diesem vielgelesenen Blatte des Pastors Engel folgen. Wird es den gläubigen Pastoren gelingen, die Laienwelt zu mobilisiren?

Es gelingt. Ein Laie regt sich. Im „Sonntagsfreund" vom sechzehnten Oktober weist ein Gemeindekirchenraths-Mitglied mit Entrüstung auf D. Fischers Irrlehren hin. Nun ist es an den Pastoren, zu sagen, was sie wollen. In Stoeckers „Reformation" (Stoecker giebt dies geistliche Wochenblatt zwar nicht heraus, aber es ist dem Geist seiner Kirchenpolitik vollkommen dienstbar und verbreitet ihn unter den Pastoren), in Stoeckers „Reformation" vom dritten Oktober fordert Pfarrer Bunke Lehrzucht gegen Pfarrer Fischer. Die Kreuzzeitung druckt schon am Tage vorher diesen Aufsatz ausführlich ab und eignet sich seine Forderung an.

Und jetzt gilt es, dieser Forderung Nachdruck zu verleihen. Am siebenzehnten November ist die erste Protestversammlung. Stoecker redet. Freilich nicht in der scharfen Sprache seiner „Reformation". Sondern sanft und mild und gewinnend, wie es sich vor den wenigen Laien ziemt, die sich vorerst eingefunden haben: „Ich bemerke, daß wir in unserer Kirchenordnung das Mittel haben, einen Pfarrer, der die jungfräuliche Geburt, die Auferstehung, die Himmelfahrt Jesu leugnet, abzusetzen. Das wollen wir nicht. Was wir wollen, ist: zeigen, in welchem Zustande wir leben."

Was Hofprediger Stoecker „nicht wollte", wollte der Amtsbruder schon recht deutlich, der in der zweiten, etwas besser besuchten Protestversammlung unter stürmischem Beifall erklärte: „Wenn ich an D. Fischers Stelle stünde, würde ich mir die Frage vorlegen: Sind wir noch Christen? Und als aufrichtiger, ehrlicher Mensch müßte ich antworten: Wir sind keine Christen mehr."

Die Agitation unter den Laien reicht nun aus, um am achtunzwanzigsten November in D. Fischers eigener Gemeinde den entscheidenden Schlag zu ermöglichen. Elf Laien in seinem Gemeindekirchenrath votiren gegen ihn, ihren Vorsitzenden, ein Protokol: „Wir verstehen nicht, wie ein Geistlicher solche Anschauungen mit seinem Amt und mit seinem Ordinationgelübde in Einklang bringen kann." Als D. Fischer die Kompetenz der elf Laien zu dem Protokol bestreitet, reichen sie es dem Konsistorium ein.

Wird das Konsistorium der Sache Folge geben? Wird vor Allem Oberkirchenrath (von dem in Preußen hierbei besonders viel abhängt) die unangenehme Möglichkeit eines leidigen Lehrprozesses aufkommen lassen? Namentlich der vermittlerische Vicepräsident des Oberkirchenrathes könnte dieser Unannehmlichkeit vielleicht ausweichen wollen. Alsbald bringt die Kreuzzeitung die — an sich ganz unglaubliche — Nachricht, dieser Vicepräsident habe geäußert, daß der Oberkirchenrath künftighin überhaupt keinerlei Disziplina

untersuchungen gegen Prediger wegen ihrer Lehre einleiten werde. Natürlich wird die widersinnige Aeußerung sofort dementirt. Aber: das Hinderniß ist beseitigt, der Vicepräsident ist kaltgestellt, die Bahn für den Lehrprozeß ist frei.

Die Bahn ist frei. Aber noch ist nöthig, dem Konsistorium zu zeigen, daß alle Positiven Berlins hinter den klagenden Laien aus Fischers Gemeinde stehen. Eine dritte große Protestversammlung wird erforderlich. Es gelingt, fünfzehnhundert Menschen im größten Saal des Ostens zusammenzubringen. Ueber die Hälfte sind Frauen. Auch Kinder fehlen nicht. Und wiederum ist es ein geistlicher Herr, der die treffliche Agitatorenrede hält. Eine meisterhaft formulirte Resolution fordert D. Fischer auf, sein Amt niederzulegen.

Noch scheint das Konsistorium zu zaudern. Schon vierzehn Tage sind seit dieser Protestversammlung vergangen; und noch verlautet nichts. Da thut sich am fünfzehnten Tage eine Anzahl Kirchenältester der Synode Berlin I zusammen und überreicht dem Konsistorium als zarte Mahnung einen Bericht über diese Versammlung. Aber das brandenburgische Konsistorium hatte nicht gezaudert. Nein: es zaudert nur (und auch dann höchstens ein paar Jahre), wenn es dem berliner Magistrat die Wahl eines liberalen Geistlichen bestätigen soll. Mit einer gerade bei dieser Behörde ganz ungewohnten Schnelligkeit hatte es schon acht Tage nach der Versammlung dem D. Fischer die Beschwerde der Laienmitglieder seines Gemeindekirchenrathes zugestellt, — drei Tage vor Weihnachten. Da D. Fischer nicht sofort antwortete, sondern wohl erst seine Weihnachtpredigten machen und halten mußte, ward er schon nach zehn Tagen zur Eile ermahnt. (Das Konsistorium reagirte also umgehend auf den „Tritt" der positiven Gemeindeältesten.) Am dritten Januar war dann D. Fischers Antwort in den Händen des Mahners. Prompt am vierten ward er vom Konsistorium verurtheilt. Am sechsten übergab es sein Urtheil der Oeffentlichkeit. Den liebenswürdigen Kirchenältesten ging noch am selben Tage die Fischer verurtheilende Konsistorialverfügung abschriftlich zu. Man würde es kaum glauben, wenn es nicht die Kreuzzeitung, Nummer 32, Seite 1, Spalte 2 oben, gemeldet hätte.

Der Inhalt der Verfügung, die das Konsistorium einem in ehrenvoller pfarramtlicher Thätigkeit alt gewordenen Manne, einem um seiner wissenschaftlichen Achtbarkeit willen von einer deutschen Universität zum Ehrendoktor ernannten Gelehrten bieten zu können geglaubt hat, spricht für sich selbst; und war folgendermaßen:

„Sie konnten sich kaum verhehlen, daß Ihre Ausführungen in dem in Rede stehenden Vortrag das religiöse Gefühl aller bekenntnißtreuen Gemeindeglieder auf das Tiefste verletzen und ein weithin gehendes Aergerniß verursachen würden. Da wir aber den Eindruck nicht nur mangelnder Besonnenheit, sondern auch unzulänglicher christlich theologischer Durchbildung, Klarheit und Reife machen, so glauben wir, annehmen zu dürfen, daß Sie sich noch in einem Entwickelung- und Ueber-

gangsstadium befinden, aus welchem es Ihnen mit Gottes Beistand gelingen kann, sich zu einer Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion hindurch zu arbeiten. Sollten Sie im Gegentheil sich endgiltig auf dem gegenwärtigen Standpunkte befestigen, so müssen wir erwarten, daß Sie die Folgerung ziehen und Ihr Amt in einer Kirche, deren Glauben und Bekenntniß Sie nicht nur nicht theilen, sondern sogar bekämpfen, freiwillig niederlegen.

Jedenfalls geben wir Ihnen zu bedenken, daß wir es nicht dulden würden, wenn Sie in Ihrem amtlichen Wirken ähnliche, dem allgemeinen Glauben der Christenheit widersprechende Behauptungen zum Ausdruck bringen würden, und machen es Ihnen zur Pflicht, Alles zu vermeiden, was geeignet ist, das religiöse Gefühl der in kirchlichem Glauben stehenden Gemeinde zu verletzen. gez. Steinhausen."

So stellt sich für die Oberflächenbetrachtung der Fall Fischer in seinem äußeren Verlauf dar als ein Einbruch orthodoxer Unduldsamkeit in interne theologische Verhandlungen des Protestantenvereines und als die häßliche Verfolgung eines toleranten, liberalen Geistlichen durch die raffinirte Agitation kirchlicher Reaktionäre. Doch schon indem ich diese abgegriffenen Schlagwörter dem Vokabularium des liberalen Bildungphilisters entleihe, möchte ich andeuten, daß ich das Urtheil zwar in seiner Sphäre für berechtigt halte, aber doch nicht so ohne Weiteres selber theilen kann. Wir müssen den Dingen tiefer nachdenken, wenn wir sie richtig würdigen wollen.

Den Veranstaltern des Falles Fischer kann nicht verborgen sein, daß sie durch ihr Vorgehen ihrem Feinde sehr viel mehr nützen als schaden. Noch immer hat die Maßregelung freigesinnter Prediger die Macht und das Ansehen des kirchlichen Liberalismus in der Oeffentlichkeit gestärkt. Eine Menge Gleichgiltiger wird wieder kirchlich interessirt und das Martyrium des Freisinnigen schafft dem Freisinn neue Anhänger. Die unduldsamen Verfolger dagegen erscheinen stets in einem wenig beneidenswerthen Licht; und wer nicht schon vorher zu den Frommen gehörte, schließt sich ihnen bei einer Ketzerverfolgung gewiß nicht an. Zwar läßt sich diese Schädigung der eigenen Partei dadurch ausgleichen, daß man in aesopischer Weisheit den armen Verfolgten als den frechen Angreifer darstellt. Aber viel hilft Das nicht; denn daran glaubt man zwar selber, aber sonst glaubt es Niemand.

Wenn die Rechtgläubigen nun trotzdem immer wieder nach „Lehrzucht" verlangen und Männer wie D. Fischer mit Lehrprozessen chicaniren, so werden sie wohl tiefere Beweggründe dafür haben, als eine oberflächliche Betrachtung ahnt. Ich glaube, man wird vor Allem als ihre treibende Kraft eine gro und ehrliche Sorge um die Seele des Volkes anerkennen müssen; das Vo geht ja verloren in Unglauben und dadurch in Zuchtlosigkeit, wenn es nic mehr im lauteren, unverfälschten Kirchenglauben erzogen wird, im Glaube an die untrügliche Autorität der kirchlich ausgelegten Bibel. Welcher Aut rität wird es sich beugen, wenn der amtlich berufene Lehrer der Autorit wenn der Geistliche selbst keine göttliche Autorität mehr über sich duldet, so

dern durch die nur menschliche Vernunft das unfehlbare Wort Gottes meistern will? Ist diese Gefahr im Verzuge, dann ist es die Pflicht des Zionswächters, in die Posaune zu stoßen und nicht danach zu fragen, ob etwa sein Alarm das Wüthen des bösen Feindes reizen oder gar im eigenen Häuflein die Verzagtheit mehren könnte.

Für „Zion" ist aber heute wirklich Gefahr im Verzuge.

Bisher war „Zion" die einzige Stätte, wo das Volk anbeten konnte. Ohne Bild: seine religiösen Bedürfnisse befriedigte das preußische Volk in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fast nur bei der kirchlichen Orthodoxie. Der Protestantenverein war in Preußen von einer rührenden Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit; wo er wirklich einmal, etwa durch Koalition des kirchlichen mit dem kommunalen Liberalismus, Einfluß gewann, schreckte er schlichte Menschen, die wirklich-religiöses Verlangen hatten, eher ins orthodoxe Lager hinüber; jedenfalls hatte für die Frommen im Volke dieser Liberalismus nichts Lockendes. Die ziemlich zahlreichen Vermittelungtheologen haben sich aber zu jener Zeit in gutem Glauben und naiver Zuversicht mehr oder weniger alle der orthodoxen Ausdrucksweise bedient; mochten ihre Ansichten also noch so frei sein: fürs Volk und die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse kamen sie nicht anders in Betracht als die Altgläubigen, deren Sprache sie redeten. Wer im Volk Preußens fromm sein wollte, war „gläubig."

Nur Wenige gab es, die wagten, auf eigene Hand fromm zu sein und sich „ungläubig" oder unkirchlich schelten zu lassen. Aber — und Das ist ein zeitgeschichtliches Ereigniß von folgenschwerer Bedeutung — die Zahl dieser unkirchlichen Frommen ist um die Jahrhundertwende mit einem Mal gewaltig gewachsen. Kaum hat man angefangen, sie zu beachten: da sind sie schon eine Macht im Volk.

Tolstoi, Nietzsche, Multatuli und noch viele Beunruhiger von ihrer Art, dazu der wiedererwachte Goethe und der wiedererweckte Kant haben den Fertigen und Satten die Sicherheit genommen. Der Gebildete hat wieder fragen und suchen und religiöse Dinge ernsthaft nehmen gelernt. Der Gottgrübler Jörn Uhl wird der Romanheld des Volkes. Unsere Lyriker ergießen sich, ja, erschöpfen sich in Liedern der frömmsten Sehnsucht. „Fortbildung der Religion" und „Babel und Bibel" interessiren über Nacht die „weitesten Kreise." Die Tageszeitungen entdecken, daß ihre Leser nach religiöser Kost verlangen. Die Sozialdemokratie revidirt den Satz, daß Religion Privatsache sei. Die konfessionelle Schule findet Sympathie weit in die Cirkel der Liberalen hinein. Die Partei des Berliner Tageblattes nimmt einen Friedrich Naumann unter ihre Führer auf. Der kaufmännische Verein „Merkur" und der Klub „Eintracht" verschreiben sich Redner, die über religiöse Themata mit oder ohne Lichtbilder Vorträge halten. Rührige Verleger gründen niedliche neue Reli-

gionen gleich paarweise, wie die Bratwürste. Genug der Symptome. Jeder kann sie leicht vermehren. Sie alle, von den tiefernsten bis zu den komischen, zeigen, daß wir inmitten einer frommen, aber unkirchlichen und durchaus modernen Laienbewegung stehen, daß unser Volk anbeten will, aber nicht in „Zion."

Diese Laienbewegung hat nun sofort eine starke Rückwirkung auf die Theologie gehabt, und zwar vor Allem auf die der Universitäten. Für den deutschen Laien ist Das charakteristisch und ehrenvoll zugleich. Er will über die Dinge, die ihn innerlich anfassen, gründlich Bescheid wissen. Darum wendet er sich an die Männer, denen er zutraut, daß sie darüber von Berufes wegen mit wissenschaftlicher Vorurtheillosigkeit ordentlich nachgeforscht haben. Er fragt: Was sagt Ihr Fachleute zum „Christusproblem", zur Babelfrage, zur „Fortbildung" der Religion? Hat Jesus gelebt? Was wissen wir Sicheres von ihm? Reicht seine Ethik für die Gegenwart aus? Hat Tolstoi Recht oder Nietzsche?

Auf die deutlichen Fragen haben nun die befragten Theologen deutliche Antwort gegeben. Ganz anders deutlich, als es noch vor Kurzem Brauch war.*) Professoren wie Harnack mit seinen Vorlesungen für Studirende aller Fakultäten, wie Weinel und Bousset mit ihren Aufsehen erregenden Vorträgen bedeuteten gegen früher etwas Neues. Die seit Jahren in diesem Sinn schon in dem kleineren Kreise von etwa zwanzigtausend Lesern wirkende „Christliche Welt" des Professors Rade gab durch ihre Aufsätze fast täglich zu Preßerörterungen in der weitesten Oeffentlichkeit Anlaß. Populäre Schriften wie Weinels „Lebensfragen" oder die billigen Hefte der „Religiongeschichtlichen Volksbücher" mit ihrer rückhaltlosen Auskunft auf die Laienbedenken verfügten sofort über alle erforderlichen Mitarbeiter und fanden, kaum erschienen, zahllose Leser. Das Buch eines Theologieprofessors, das den Titel „Jesus" trug, wurde in zwei Monaten zehntausendmal verkauft. Jeder Käufer war sogleich ein Frager nach weiterer Auskunft. Jede Frage rief neue fachkundige Mitarbeiter auf den Plan.

All Das hat nun aber auch die Physiognomie der Kirche in kurzer Zeit überraschend geändert. Die frommen unkirchlichen Modernen finden wider ihr Erwarten in der Kirche Leute, die mit ihnen gehen wollen. Von Katheder und Kanzel wird mit ihnen in der Sprache ihres Glaubens geredet, nicht mehr in der umdeutenden Anpassung an die Sprache der Orthodoxen, sondern in schlichtem, unverblümtem Laiendeutsch. Der Protestantenverein, der für die

*) Das ist kein Vorwurf gegen eine vergangene Zeit. Denn Antwo müssen sich nach der Frage richten. Und einzelne Theologen haben es natürl schon immer für ihre Pflicht gehalten, auch ungefragt ihre Meinung deutlich sagen. Aber die Gegenwart weist doch etwas Besonderes auf: Laienfrage u. Professorenantwort gehörten früher nicht so zusammen wie heute, weil der Lai frage die ernste Dringlichkeit fehlte, die sie heute hat.

Streben Jahrzehnte lang gelitten hat und bei ſeiner Erfolgloſigkeit in liberalem Parteitreiben verkümmerte, erwacht zu neuer Kraft. Namentlich in Berlin, wo für eine Anzahl tüchtiger Geiſtlichen die wirkliche Lebensmacht der freien Religion höher ſteht als der „Liberalismus", belebt ſich ſein Einfluß.

Das, was D. Fiſcher und ſeine berliner Freunde tun, bedeutet alſo für die Alleinherrſchaft der Orthodoxie thatſächlich eine große Gefahr. Ihn anzugreifen, war Pflicht für Jeden, der allein den Kirchenglauben für berechtigt und die moderne Laienfrömmigkeit für minderwerthig hält.

Wenn in England oder Schottland eine ſolche Bewegung durchs Volk ginge wie jetzt durch das deutſche, ſo würde ſie zu einer kirchlichen Neubildung führen. Eine reſpektable neue „Denomination" würde entſtehen, zu der die Neugläubigen ſich in Schaaren zuſammenſchlöſſen, unbeengt von den altkirchlichen Glaubensfeſſeln, die ihrem Wahrheitſinn Gewalt anthun wollten.

Der Deutſche thut ſo Etwas nicht.

Und Das iſt nicht, wie man ſo oft hört, ein Zeichen geringerer Frömmigkeit. Sondern es gehört zum Charakter der deutſchen Frömmigkeit. Die Kirche, in der er getauft und konfirmirt iſt, zu der ſeine Eltern ſich hielten und in die ſeine Kinder laufen: die Kirche verläßt der Deutſche nicht, mag er noch ſo freigeiſtig ſein. Die kläglich-kleinen freireligiöſen Gemeinden beweiſen nicht dagegen, ſondern dafür. Der hohe Prozentſatz der kirchlichen Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Begräbniſſe in „entkirchlichten" Gemeinden zeigt, daß auch der „ungläubige" Deutſche auf die religiöſe Weihe der Geburt, der Reife, der Ehe und des Todes in ſeiner Väterkirche nicht zu verzichten vermag. Die Kirche iſt ihm ein Stück Heimath; mag er noch ſo viel, ja, Alles an ihr tadeln: er giebt ſie nicht auf.

Genau in der gleichen Lage wie der ſchlichte „ungläubige" Deutſche im Volk iſt aber auch der „ungläubige" Pfarrer. Er iſt ein Deutſcher. So lange er ſich als deutſchen evangeliſchen Chriſten fühlt, bleibt er alſo mit treuem Sinn in der Kirche, die auch ſeine Heimath iſt, und ſucht dieſer Heimathkirche das Bekenntniß, den Kultus und die Verfaſſung zu geben, die ſeinem Radikalismus, die ſeiner ſogenannten „Ungläubigkeit" entſprechen. Mögen die „Poſitiven" ihm, wie dem Pfarrer Fiſcher, noch ſo aufdringlich den perfiden Rath zum „ehrlichen" Austritt geben: ſein Gewiſſen erlaubt nicht nur, ſondern fordert, daß er in der Landeskirche bleibt, — eben ſo wie das Gewiſſen des Patrioten ihm nicht nur erlaubt, ſondern von ihm fordert, daß er im Vaterlande bleibt, auch wenn er deſſen Fürſten, deſſen Verfaſſung, deſſen Regirung, deſſen Bürger ſich ganz anders wünſcht, als ſie ſind, und auf ihr Anderswerden mit allen Kräften hinwirkt. Es entſpricht alſo nicht deutſchem Pflichtgefühl, ſondern ausländiſchen, holländiſchen, franzöſiſch-ſchweizeriſchen, engliſchen, ſchottiſchen, — kurz: kalviniſtiſchen Sitten, wenn die berliner lutheri-

schen Orthodoxen vom D. Fischer, der doch die Landeskirche als seine „Heimath" liebt, und von seinen Gesinnungsgenossen verlangen, daß sie ihr Amt niederlegen und mit ihren Anhängern eine neue Kirche bilden sollen. Die Kirche, sagen diese Rechtgläubigen (und Das ist ihr fundamentaler Irrthum), die Kirche sei ein Verein. Wer den Statuten (dem orthodoxen Bekenntniß) zuwider handle, gehöre nicht hinein. Jeder Verein schließe doch die Mitglieder aus, die den Vereinszwecken zuwiderhandelten. Sehr schön; aber die preußische Landeskirche ist kein Verein. Sie ist, was sie heißt, Landeskirche. Wie man im Lande die politische Ueberzeugung haben darf, die man will, so darf man — grob gesagt — in einer Landeskirche glauben, was man will. Weder der konservative noch der demokratische Ultra erwägt doch auch nur die Möglichkeit, auf die Reichsangehörigkeit zu verzichten. Weder der Orthodoxe noch der Freigeist hat es bei uns nöthig, aus der Landeskirche zu gehen. Eine schottische Kirche, die wie ein Trust auf einen Prospekt hin gegründet wurde, ist freilich verpflichtet, die Kräfte des Trusts gemäß den Statuten des Prospektes zu verwalten.*) Die deutschen Landeskirchen aber sind keine Vereinsgründungen, sondern Gründungen des Landes. Und wer immer ein Landeskind ist, hat — wenn er nur will — das volle Recht, in dieser Kirche zu sein. Außer dem redlichen Willen zur Zugehörigkeit ist nichts nöthig; kein deutsches Kirchenregiment verlangt von seinem Kirchenvolk ernstlich mehr.

Was aber dem Kirchenvolk recht ist, ist den Theologen, zumal den Pastoren, billig. Braucht der Laie (nach orthodoxer Ausdrucksweise) „nichts zu glauben", so braucht auch der Pfarrer „nichts zu glauben". Das klingt ungeheuerlich; und ist doch eine ganz einfache Sache. Sollen die Laien einer Landeskirche zu ihren religiösen Berathern Vertrauen haben, so darf die Freiheit der Ueberzeugung nicht für den Laien weiter sein, für seinen Berather enger. Solcher verschieden bemessene Umkreis der Glaubensfreiheit ist zwar in den Religionen nöthig, wo ein heiliger Klerus dem profanen Volke gegenübersteht. In den evangelischen Landeskirchen aber gilt das „allgemeine" Priesterthum; es giebt hier keine Geweihten mit engerem Gewissen und schwererem Glauben und keine Profanen mit leichterem Glauben und weiterem Gewissen, sondern Alle haben die gleiche Freiheit. Der Laie, der dem „Geistlichen" eine geringere Freiheit einräumt, als er in seinem Laienherzen für seinen eigenen Bedarf in Anspruch nimmt, beraubt sich selbst der Möglichkeit, zu irgend einem Prediger volles Vertrauen zu haben.

Gerade auf solches volle Vertrauen, gerade auf diese Gemeinsamkeit von Laien und Fachleuten, gerade auf die Gleichheit ihrer Ueberzeugungfreiheit ist die moderne religiöse Laienbewegung angewiesen.

Gerade auf die Erschütterung dieses Vertrauens hat es die orthodoxe

*) Die Sache ist in Schottland gerade jetzt von höchster Bedeutung.

Agitation im Fall Fischer abgesehen. Und darin liegt ihre große Gefährlichkeit. Dringt die Ansicht der Orthodoxen durch, daß es für einen Mann wie Fischer ehrlicher sei, kein Kirchenamt zu bekleiden, dann bleibt die kirchliche Orthodoxie, wie sie es im abgelaufenen Jahrhundert war, auch künftig im Alleinbesitz der Schlüssel, die dem einfachen Laien die Thür zum Himmel aufschließen, und „Zion" wird wieder die einzige Stätte sein, wo das Volk anbeten kann. Wer dann aber, aus begreiflicher Abneigung vor den Zionswächtern, in ihrem Heiligthum nicht andächtig sein kann, wird entweder das Beten lassen oder als einsamer „Entkirchlichter" auf eigene Hand fromm sein müssen.

Den Kühnen schreckt diese Perspektive nicht. Der Starke ist am Mächtigsten allein. Aber wer sich selbst nicht zu den „Starken" rechnet, wer ein Herz fürs Volk hat, wer des Volkes religiöse Erfahrung theilt und daraus das Sehnen des schwachen Herzens nach Gemeinschaft mit gleichen Seelen kennt: Der wird mit Sorge daran denken, was geschehen wird, wenn die reichlich ausgestreute Saat des Mißtrauens aus dem Fall Fischer (und den mancherlei ähnlichen Fällen) aufgeht, des Mißtrauens gegen die kirchliche Ehrlichkeit der freigesinnten Theologie. Freilich: Einer, dessen Tabernakel leer ist — mit Gottfried Keller zu reden —, kann mit reinem Gewissen kein religiöser Berather des Volkes sein. Wer aber, wie D. Fischer und wie mit ihm die vielen Theologen, die der modernen religiösen Laienbewegung um der Wahrheit willen zu dienen bereit sind, wer wie diese Männer nach der Weise Jesu von Nazareth fromm sein und in der Landeskirche solche Frömmigkeit lehren, wer nach Jesu Anleitung beten und in der Landeskirche solches Beten lehren, wer mit Jesu Geduld leben und solches Leben in der Landeskirche lehren, wer mit Jesu Vertrauen zum Vatergott sterben und solches Sterben in der Landeskirche die Landeskinder lehren möchte: Der mag den Jungfrauensohn belächeln, den Gottmenschen ignoriren und den leibhaftig Auferstandenen anzweifeln, — in einer Landeskirche, die Volkskirche sein will, ist er ein eben so vollwerthiger „Diener am Wort", wie alle Laien vollwerthig sind, die auch so denken.

Durch eine Laienagitation haben Fischers Gegner den „Fall" hervorgerufen. Sie haben das Gebiet richtig bezeichnet, auf dem die Entscheidung sich abspielen wird. Denn die Freiheit des Geistlichen, sich offen zum Laienglauben zu bekennen, steht unter Anklage. Dem Laienglauben selbst und seinem Recht in der Landeskirche soll dann der Lehrprozeß gemacht werden. Die Zukunft der modernen religiösen Laienbewegung will man in Mißtrauen ersticken. Ob Das in Berlin gelingen wird? Die Vertrauenskundgebungen für D. Fischer reden eine deutliche Sprache. Am achtzehnten Januar beriefen die Kirchlich-Liberalen Berlins eine Versammlung, die viel stärker besucht war als die größte Versammlung der Positiven; mit allem Nachdruck richtete sie an D. Fischer die Bitte, im Vertrauen auf die allgemeine hohe Anerkennung, die

er in den großen Kreisen freigesinnter evangelischer Christen finde, an seinem Amt festzuhalten. (Das interessante Protokol dieser Protestversammlung ist, unter dem Titel „Der Kampf des kirchlichen Liberalismus um seine Berechtigung in der Kirche", bei Gebauer-Schwetschke in Halle erschienen.) Am selben Tage sandte D. Fischer eine Beschwerde gegen den ihm ertheilten Bescheid an den Oberkirchenrath. Ueber dreitausend Mitglieder seiner Gemeinde baten in schriftlicher Eingabe den Oberkirchenrath, Fischer zu schützen. Daß auch die liberalen Geistlichen Berlins petitionirten, ist selbstverständlich. Neu aber war, daß schon vorher die gerade in Berlin und Brandenburg bisher abseits stehenden und zur Mittelpartei sich haltenden „Freunde der Christlichen Welt" gegen die Art, wie Fischer vom Konsistorium behandelt wurde, protestirten und dem Konsistorium zu Gemüthe führten, es bestätige durch seinen Bescheid bei den Laien den Verdacht, die Pastoren dürften nicht sagen, was sie glauben; auch diese Erklärung ging dem Oberkirchenrath zu. Endlich hat auch die wichtigste Laienschaft Berlins — der Magistrat — beschlossen, gegen Ton und Inhalt des Konsistorialschreibens bei dem Oberkirchenrath Beschwerde zu erheben.

Nun hat der Oberkirchenrath das Wort, — das Wort zu der modernen religiösen Laienbewegung.

Den Laien aber liegt es ob, sich auch von zögernden und zurückhaltenden landeskirchlichen Machthabern das rechte Wort zu erringen und, wenn es noththut, zu erzwingen. Dem Glauben der Landeskinder Heimathrecht in der Landeskirche!

Marburg. Licentiat Friedrich Michael Schiele.

Seit dieser Artikel geschrieben wurde, ist noch der Freie Evangelische Centralausschuß offentlich für den Pfarrer Fischer eingetreten. In der Erklärung heißt es: „Man will nicht sehen, daß man durch diesen Kampf gegen die liberale Theologie gerade diejenigen Elemente aus der Kirche heraustreibt, die es als ihre Aufgabe ansehen, deren Zusammenhang mit der geistigen Kultur unseres Jahrhunderts aufrechtzuerhalten, daß man dem konfessionellen Buchstabenglauben mehr Werth beilegt als wahrer Religiosität und daß man charaktervolle Offenheit zurückdrängt zu Gunsten diplomatischer Vorsicht und Zweideutigkeit." Unterschrieben haben diesen Protest sieben Pfarrer und ein Superintendent. Noch ein anderer „Fall" wird darin erwähnt. Dem vom berliner Magistrat vorgeschlagenen Pfarrer Heyn, der seit Jahren in Greifswald das Seelsorgeramt versieht und den der Evangelisch-Soziale Kongreß 1902 zum Festprediger wählte, ist „wegen mangelnder Rechtgläubigkeit" die Bestätigung verweigert worden. „Eine Rechtgläubigkeit, die selbst in Pommern genügt, erscheint für Berlin nicht als ausreichend." So bilden sprechen die milden Männer des Centralausschusses. Der Kampf zwischen Positiven und Rationalisten, der Kampf um den neuen Glauben hat also wieder einmal begonnen.

Kirchliche Kunstpflege.

Die Wirkungen des zwischen Kunst und Geschichte entbrannten Kampfes sind auch in der kirchlichen Kunstpflege zu spüren. Begreiflich ist, daß dabei die religiösen Prinzipienfragen für die Entscheidung mehr bedeuten als die rein künstlerischen Anschauungen und Wünsche Einzelner. Aber merkwürdig ist das Resultat, das dabei herauskommt. Das Verhältniß der beiden Hauptkirchen zur lebendigen Kunst hat sich im Lauf der letzten Zeit fast in das Gegentheil Dessen verschoben, was von Alters her Tradition war. Protestantismus und Katholizismus scheinen die Rollen vertauschen zu wollen. Während sich innerhalb des Protestantismus eine der modernen Kunst freundliche Bewegung Bahn bricht, die ihm vielleicht eine bedeutende Zukunft als kunstfördernde Macht in Aussicht stellt, verhängt der Katholizismus durch eine das Moderne schroff ablehnende Stellung über sich selbst den Bann freiwilliger Unfruchtbarkeit. Man sieht auch hier, wie leicht mit dem Wandel der Zeiten Kraft zur Schwäche, Schwäche zur Kraft werden kann.

Der Protestantismus hat im Wesentlichen eine kunstarme, ja, kunstfeindliche Vergangenheit hinter sich. Gerade darin liegt aber eine Wurzel seiner Stärke. Jetzt, wo er sich anschickt, den Geist eines einseitigen Puritanerthumes zu überwinden, die Gemüthsmächte künstlerischer Erhebung höher anzuschlagen und auch für die materiellen Bedürfnisse seines Gottesdienstes ein gewisses Maß künstlerischer Weihe zu verlangen, strömt den Bildenden Künsten eine neue Quelle idealer Aufgaben zu und keine Fessel einer altehrwürdigen, bis in alle Einzelheiten durchgebildeten Formenüberlieferung hemmt die Bewegung des freien Schaffens und den Anschluß an die lebendige Entwickelung der Künste. Auf der Kunst des Katholizismus lastet die Bleischwere ihres eigenen, aus der Kunsternte früherer Jahrhunderte aufgespeicherten Reichthumes. Da ist für jede künstlerische Aufgabe schon die feste, sanktionirte Lösung gefunden, an der Niemand rütteln darf. Wie sich die lithurgische Kunst der katholischen Kirche von heute darstellt, bietet sie das Bild äußerster Erstarrung. Es ist die unbedingteste Kapitulation vor der Ueberlieferung. Auch dem Schaffen im Geist der alten Kunst, das dem schöpferischen Bedürfniß wenigstens einen beschränkten Spielraum läßt, legt sie möglichst straffe Zügel an. Sie verlangt .nn mindestens eine so enge Anlehnung an das Alte, daß das Nachschaffen .r künstlerischen Werth auf die Kopie hinauskommt. Man betrachte einmal ns von den Glasfenstern, wie sie in den Ateliers historisch geschulter Glas- naler für katholische Kirchen hergestellt werden: wozu noch den Luxus eines igenen Entwurfes, da sich genau der selbe Effekt mit einer rein technischen Vervielfältigung alter Vorbilder erreichen ließe?

Und dabei sind solche, wenigstens aus guter historischer Schulung stammende

Erzeugnisse noch seltene Perlen im Vergleich mit Dem, was das Durchschnittsbedürfniß katholischer Land- und Stadtkirchen zu decken hat. Drastisch zeigt sich hier, wie eine nur aus der dünn fließenden Quelle ihrer eigenen Vergangenheit schöpfende Kunst mit innerer Nothwendigkeit schließlich in der gewöhnlichen Massenfabrikation enden muß. Fast alle katholischen Länder scheinen hierin heute ungefähr auf der selben Stufe zu stehen; im Gegensatz zu England, dessen modernes Kirchengeräth, wenigstens was Gediegenheit des Geschmackes und der Ausführung betrifft, den gesunden englischen Traditionen Ehre macht. Im Uebrigen wiederholt sich das traurige Bild, das uns das lithurgische Kunstgewerbe auf der pariser Weltausstellung bot, in der Auslage jedes deutschen oder französischen Paramenten- und Kirchengerätheateliers: die selben hölzernen, mit den buntesten Ostereierfarben angestrichenen Heiligenstatuen nach der Schablone (aber nicht im Geist) der Spätgothik; die selben süßlichen Imitationen alter Stickereien; die selben mit gestanzten Blätter- und Traubenguirlanden umschlungenen Leuchter, mit gläsernen Edelsteinsurrogaten besetzten Kelche und Monstranzen; die selben Kruzifixe im schlechtesten Neusilberguß u. s. w. Alles Fabrikwaare, unfein im Geschmack und unsolid im Material, schlecht und modern im übelsten Sinn des goethischen Wortes. Die katholische Kirche, die sich doch sonst auf die Wahrung ihrer Traditionen zu verstehen pflegt, scheint eine ihrer ältesten und glorreichsten Traditionen ganz vergessen zu haben: die Pflege eines keuschen und von materiellen Rücksichten unbeirrten künstlerischen Idealismus. Denn darin liegt eine rächende Ironie der Thatsachen: je ängstlicher man die Schale der alten Kunst festzuhalten suchte, desto gleichgiltiger ließ man den Kern entgleiten; je strenger man den Geist der moderner Kunst abweist, desto laxer ist man gegen das Eindringen eines der unerfreulichsten Einflüsse des modernen Materialismus geworden.

Im Interesse der Kunst muß man diese Entwickelung unter allen Umständen bedauern, um so tiefer, als ja das moderne Leben den Künsten gerade an idealen und monumentalen Aufgaben keinen Ueberfluß zu bieten hat. Die Kirche läßt hier eine Lücke, für die man so bald keinen vollen Ersatz finden wird. Und schließlich hat der Untergang eines so echten Stückes künstlerischer Kultur, wie sie in Jahrtausenden von der katholischen Kirche gepflegt worden ist, immer etwas Betrübendes; selbst wenn sich damit ein Gesetz innerer Nothwendigkeit vollzöge. Nun kann aber von einem inneren Gegensatz zwischen Kirche und moderner Kunst in diesem Sinn nicht die Rede sein. Das Vorurtheil kommt von anderen Einflüssen her und hat mit dem Wesen der Kunst nichts zu thun. Die Kirche hat sich einst auch den Wandlungen des durch und durch weltlichen Barock- und Rokokostils unbedenklich angepaßt; wie sie sich damals ihren Theil an der lebendigen Entwickelung gesichert hat, so könnte sie es auch heute thun. Und auf alle Fälle ist die moderne Kunst mit ihrem

innerlichen, auf Gefühl und Stimmung drängenden Zug ein ausdrucksvolleres Organ religiöser Feierlichkeit als das fabrikmäßige Surrogat alter Kunst, das jetzt den ihr gebührenden Platz ausfüllen soll. Man hat deshalb um so mehr Grund, anzunehmen, daß der heutige Zustand nicht sowohl die Folge eines Mißtrauens gegen die moderne Kunst als das Symptom einer beginnenden Gleichgiltigkeit gegen alle Kunst ist. Die ursprüngliche formenschöpferische Periode des Katholizismus, das Mittelalter, ist ja längst vorüber. Später hat sich der ihrem innersten Wesen eigene künstlerische Zug wenigstens so weit erhalten, daß sich die katholische Kirche von der allgemeinen Entwickelung der nun selbständig gewordenen Künste nicht ausschloß. Die Kirche war, wenn auch nicht mehr die geistige Führerin, so doch noch eine starke Beschützerin der Künste. Heute ist sie es nicht mehr. Die Kunstpflege wird, wo von ihr überhaupt noch die Rede sein kann, nicht mehr als eine innere Lebensaufgabe aufgefaßt, sondern mehr als eine äußerliche, aus früherer Zeit überkommene Formsache zum Schein mitgemacht. Ob darin ein Vorzeichen des endgiltigen Erlöschens oder nur ein Symptom augenblicklicher Erschöpfung zu erkennen ist, wird die Zukunft lehren.

Karlsruhe. Professor Karl Widmer.

Elegie.

Seltsam! So ist einem Menschen, der sterben muß, also zu Muth! Ganz, ganz anders hat sie sichs vorgestellt. Das Vorstellen hat ja aber aufgehört; nun weiß sie es. Still kann man werden und dabei doch wissen, daß das Ende naht.

Vor ein paar Tagen, als es anfing, zuerst, das grauenvolle Entsetzen; dann langsam die Erkenntniß. Fort müssen. Plötzlich. Das Alleralltäglichste auf Erden. Nur, daß sie es gerade ist, macht den Unterschied.

Wie viele Jahre hätte sie wohl noch leben können? Zwanzig? Dreißig? Vierzig? Dann als einsames altes Fräulein ihre Tage beschließen. Das aber hat sie sich nie gewünscht. Nur jetzt, gerade jetzt. . .

Unerklärlich, daß man so still daran denken kann! Wirklich: sie wäre fähig, darüber zu schreiben.

Ob es ganz hoffnunglos ist? Die Aerzte lügen so zuversichtlich. Aber sie darf jetzt plötzlich Alles. Das erklärt viel.

Wenn sie nur mit Jemand darüber sprechen könnte; ganz schlicht diese Gedanken schildern. Dazu läßt sie aber Keiner kommen. Die Pflegerin ist gut, aber keine Psychologin; ist ja auch nicht nöthig. Man kann wissen, daß man sterben muß, und doch lächeln! Hundertmal denkt sie diesen einen Satz.

Sie ist nie eitel gewesen. Woher fallen ihr nur jetzt die Zeitungen ein? Was die wohl über sie schreiben werden? Zuerst die kurze Notiz von schwerer Erkrankung; und dann — im Sommer ist der Stoff knapp — bringt die eine oder

die andere vielleicht ein richtiges Feuilleton über sie. Schade, daß sies nicht lesen kann! Da würde sie gewiß die komischesten Ueberraschungen erleben. Auch Die aber, die mit ihrem Ton nichts anzufangen wußten, werden schließlich sagen: Sie war eine Dichterin. Und vielleicht erinnert sich Einer, daß da noch irgendwo etwas „Angenommenes" von ihr schon Jahre lang liegen muß. Also schnell suchen. Ja, der Tod macht Jeden für ein Weilchen „aktuell".

Sogar die Leute, die bald aus den Bädern zurückkommen werden, tauchen vor ihr auf. Wie Die sie erledigen werden! „Das wissen Sie nicht?" „Ach, schon über vierzehn Tage." „Schade; hätte noch viel leisten können."

Langsam kommen die Vorstellungen; sie schleichen herbei. Und doch ist sie ruhig und kann sogar lächeln. Mit kaltem Schweiß auf der Stirn.

Wenn Kranke nur nicht so oft mißverstanden würden! Vorhin, als sie der Wärterin erklären wollte, sie müsse noch unbedingt das Packet mit den versprochenen Schuhen an die kleine Paula Krause in Schwarzburg schicken, hat das Lächeln ihr wehgethan. Der Arzt wird später Etwas von Unklarheit zu hören bekommen. Dabei stimmt Das mit den Schuhen ganz genau. Sie hat sie dem Kinde versprochen, als sie es barfuß im Walde traf. Nicht Wort halten, ist ihr stets als etwas Unmögliches erschienen. Aber das Lächeln der Wärterin hat sie so weit gebracht, daß sie von den anderen Versprechungen gar nichts mehr sagen wird: von den zehn Mark, die sie in Schwarzburg einer Achtundneunzigjährigen versprochen, und von der Blinden, der sie weiche Wolle für ihre Häkeleien schicken wollte. Die Bettelleute aus dem fremden Dorf wollen nicht verschwinden. Wie die Allernächsten machen sie sich breit. Wenn sie wenigstens erführen, wer Schuld an diesem Wortbruch ist. Aber nein: warten werden sie, warten und sie verwünschen.

Immer wieder fällt das gleiche Staunen über ihr Bewußtsein. Schreien ist häßlich. Immer ist sie der Schönheit in die Arme geglitten, immer öffneten sich ihr deren Wege im Geheimen. Wenn Andere sich noch unter der Wucht eines Unglückes zerschmettert glaubten, war ihr bereits neue Flugkraft aus der Qual geflossen. Jetzt aber ... An Schwingen darf sie nicht einmal denken. Das schmerzt zu grausam.

Sie stöhnt; Thränen tropfen ihr aus den Augen, aber sie schreit nicht.

Alle haben sie stets eine Lebenskünstlerin genannt; vielleicht ist sie jetzt schnell eine Sterbenskünstlerin geworden. Sie weiß es nicht.

Wenn sies recht überlegt: die tiefe Schönheit hat sie wohl selbst erst immer in die Ereignisse hineingedichtet. Aber sie selbst glaubte stets an diese Dichtungen; und entscheidend ist doch stets nur der eigene Glaube. Die Wirklichkeit war oft dürftig genug. Sorgen und Krankheit und Enttäuschungen und wieder Sorgen und Schatten und Leiden. Doch über Alledem immer Sterne, seltsam leuchtende Sterne. Und Liebe ... Liebe.

Ist sie wirklich nur ein einzelnes Fräulein gewesen? Wieder muß sie lächeln. Wie viel Glückseligkeit hat das einzelne Fräulein genossen, hat es sich selbst geschaffen! ... Das Ueberwältigende, das Große der letzten Wochen: ob sie Das vielleicht mit dem Sterben zahlt? Hat sie nicht tausendmal gewünscht, ein Weniger nicht zu erleben? Muß sie deshalb vielleicht jetzt gehen? Jetzt, auf dem Gipfel, neben der doch immer der Abgrund droht?

Wie lohende Flammen schlägt es über ihr zusammen. Von erhöhtem Fi

hört sie die sie Umgebenden sprechen. Namenlose Sehnsucht, die eigentlich ihres Lebens ganzer Inhalt war, reißt sie empor.

Nun? Ists nicht, als zerspränge Etwas in ihrer Brust? Neue Schönheit breitet sich über sie. So klar wird Alles in ihr. Die aufgebauschte Wichtigkeit der Ereignisse, die der Menschen Dasein ausfüllen, fallen wie Sandburgen zusammen. Alles weht auseinander . . .

Wenn nur das Grab nicht wäre, das kalte, in das sie hinabmuß . . .

Die Gedanken! Wie sie zu laufen anfangen! An Alles huschen sie noch einmal heran; aber in die Tiefen können sie nicht mehr dringen. Wie Wolken ziehen sie vorüber; wie silbern leuchtende Wolken. Sie weiß nicht: hat sie Jahre oder Tage gebraucht, um bis zu dieser Stille zu gelangen? Ihr ist, wie wenn sie rückwärts glitte, immer weiter fort von dem winzigen Leben, auf das sie dennoch bis zuletzt verlangend ihre Augen richten müsse. Noch ein paar Schritte und sie wird hinuntertaumeln in das letzte, tiefe Nichts.

Ihre Seele wendet sich noch einmal an jeden zu ihr Gehörenden. Ach, sie ahnt: auch Das vom Fehlen ist nur ein Wahn. Es giebt gar keine Lücken. Aber selbst Dies thut ihr nicht mehr weh. Sie ist viel geliebt worden und sie hat verschwendet, das Wenige, was an ihr zu verschwenden war: Herz und Seele. Die Freunde werden sich an Andere schließen, Andere werden ihnen Wonnen geben. Aber die Schönheit, die sie in der Anderen Brust getragen, lebt ewig.

Immer wieder fällt ihr Paula Krause ein. Die versprochenen Stiefel! Wenn sie doch Das noch erreichte!

Wie sonderbar! Nun ist sie in schönem, tiefen Walde. Die Tannen winken; sie sieht die Kinder Beeren suchen. Die arme, schmutzige, lachende Paula!

Nein, sie liegt nicht im Bett. Pfingsten ist. Zwar: irgend Etwas mit Kalmusspiritus hat man an ihr gethan. Vielleicht täuscht nur der Kalmusgeruch den Frühling vor.

Daß der Lenz immer nur schläft, nie sterben muß, nicht jämmerlich zu Ende gehetzt wird wie der Mensch! . . . War ihr Leben denn viel anders als ein Maientag? Kein strahlender, aber doch wie Mai im Sturm.

Ob sie nicht vielleicht nur eine Skizze schreibt? Wenn sie die Lider zu heben versuchte . . .

Schwer, mühevoll schlägt sie die Augen auf. Deutlich erkennt sie die Krankenschwester am Fenster. So giebt es kein Entrinnen.

Das ganze, gewaltige erste Entsetzen kommt nun zurück. Schicksal wirft den Menschen in die Höhe, in die Tiefe, ins Grab, früh, spät. Es würfelt mit ihm ohne Erbarmen. Wozu sich wehren?

Abschied. Je stiller man davongeht, desto besser.

Seltsam, wie die Tannen über ihr rauschen. Hat man sie denn schon hinausgeschafft? Nein; die Schwarza ists, die leise rinnt, und der Mond leuchtet und die dunklen Tannen stehen in weißem Licht; zauberhaft ruht die Welt im Mondglanz. Keine Schmerzen mehr auf Erden. Licht, Schönheit, Friede.

Die Flügel sind ihr zurückgegeben. Nicht ins dunkle Grab muß sie hinab. Himmelwärts wird sie schweben, zurück zu den Sternen, von denen sie kam.

Franziska Mann.

Anzeigen.

Wilhelm von Scholz. Magazin-Verlag, Leipzig.

Wenn der Kunstliebhaber sich bei dem Landschafter in die Schule begiebt, um Sehstudien zu machen oder doch die Anleitung zu künstlerischem Sehen zu erlernen — Goethe selbst weist auf die Erlernbarkeit hin —, so wird auch der kleinste bunte Fleck in dem großen dekorativen Zug der Waldsilhouette, eine unscheinbare Schattennuance, eine wellige Abwechselung zwischen Lichtstärke und Lichtschwäche, ein stilles, verträumtes Spiel weicher Luftstimmungen, das Alles in seiner Unscheinbarkeit und Vergänglichkeit doch für Augenblicke dem erklärenden Künstler eine tiefe seelische Erregung, ein innerlichstes Fühlen und Wollen sein. Das steigert die Wärme seines Vortrages und giebt seinem Interesse volleren Gehalt. Ein Stück Begeisterung braucht jeder gute Dolmetsch zwischen Natur und Beschauer. Ein solcher Dolmetsch möchte ich für Wilhelm von Scholz und seine Kunst sein. So kann ich auch versprechen, aufrichtig zu sein. Ob ich hier und da parteiisch gescholten werde? Ich kann es nicht hindern. Halten will ich mich aber an Das, was mir Jakobsens Worte voll heimlicher Freude geben: Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn; denn wohin kämen die Besten von uns mit der Gerechtigkeit? Nein; aber denke an ihn, wie er die Stunde war, da Du ihn am Tiefsten liebtest."

Wilmersdorf. Dr. Edgar Alfred Regener.

Die letzte That. Otto Janke. Eine Mark.

Eine Selbstanzeige ist keine Selbstkritik. Sonst wäre es leicht: man brauchte sich nur zu loben; und ich glaube, dafür findet Jeder warme und herzliche Töne. Eine Selbstanzeige ist ein Pranger, an dem man gestehen soll, warum man sein Buch schrieb und was man damit beweisen wollte. Niedergeschlagen blättere ich die elf Geschichten durch und frage melancholisch all die vertrauten Gestalten meiner Träume: „Was wollt Ihr nun eigentlich beweisen, meine Freunde? Warum seid Ihr da? Habt Ihr wenigstens eine Tendenz? Nein? Nicht einmal die Frauenfrage wollt Ihr beantworten?" Ihr sagt, um Eurer selbst willen seid Ihr da, aus lauter Lust am Dasein? Schweigt lieber! Wer glaubts Euch denn heutzutage? Heißes Blut ist niedrig im Kurs; denn fast überall verwechselt man unsere liebe Frau Venus mit der Dame von Maxim . . . Darf ich wirklich das Publikum bitten, ein Frauenbuch zu lesen, in dem nicht einmal von der Frauenfrage die Rede ist?

Köpenick. Rose Raunau.

H. G. Wells: Die Zeitmaschine. — Dr. Moreaus Insel. — Die Riesen kommen! J. C. C. Bruns Verlag, Minden.

Man hat Wells den englischen Jules Verne genannt; man hat ihn mit Edgar Poe verglichen. Was ihn von Verne unterscheidet, scheint mir vor Allem Eins zu sein. Bei Verne bildet ein Element phantastisch gesteigerter Pseudowissenschaft und Technik den Hintergrund für seltsame, meist auf die Sentimentalität des Lesers berechnete Charaktergebilde: sie schafft ihnen Lebens- und Entwickelungbedingungen. Bei Wells bildet eine theoretisch mögliche, praktisch noch nicht erreichte Folgerung aus einem wissenschaftlichen Prinzip oder aber dessen phantastische Steigerung gleich

sam den Geburthelfer einer neuen Welt, in der nicht die Phantasie, sondern eine unerbittliche wissenschaftliche Logik ausbaut. Daher sind Wells' sämmtliche Romane nur Gleichnisse, Einkleidungen wissenschaftlicher oder ethischer Wahrheiten. Daher auch kann der phantastische Romancier zugleich mit den strengsten Mitteln der Wissenschaft rein philosophisch als Ethiker und Nationalökonom wirksam sein. Mit Poe hat Wells Eins gemein: die Benutzung des Grauens. Was ihn von Poe unterscheidet, ist, daß Poe seine Wirkungen des Grauens auf die mittelalterliche Empfänglichkeit für Spuk und Gespenstisches baut, während bei Wells das Grauen aus Realitäten entwickelt ist, die mit wissenschaftlicher Logik in ihre Konsequenzen hinein verfolgt werden; gerade dieses Element der Realität steigert das Grauen mit einer Kraft, der aus Poes Werken nichts Aehnliches an die Seite zu stellen ist. Schließlich sei noch bemerkt, daß Wells Etwas vor Verne und Poe voraus hat: er ist reicher; ich denke dabei an den Humor, mit dem er die Wissenschaft höhnt, aber auch gewisse Faktoren der modernen Gesellschaft realistisch und beobachtend zu schildern versteht. Diese seltene Vereinigung künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung erklärt die erstaunliche Popularität des Schriftstellers in England, in allen Ländern lateinischer Zunge und neuerdings bei unseren nordischen Nachbarn.

Felix Paul Greve.

Aus meiner Waldecke. Gedichte von Karl Ernst Knodt mit Zeichnungen von G. Kampmann. Zweite Auflage. Altenburg, Stephan Geibel. 1904.

Auf einen stillen Dichter möchte ich hinweisen, der weltabseits und doch voll tiefer Welterkenntniß seine Fäden spinnt. In den besten dieser Gedichte von Karl Ernst Knodt steckt die Poesie des deutschen Waldes, wie sie einem der Verklärung bedürftigen Herzen aufgeht.

Auf jedem Lichtstrahl in den dunkeln Zweigen
Lag mir ein Lied. Der Wald ward ein Gesang
Und ein Gebet das große Wälderschweigen.

Ein Lied ewiger Sehnsucht nach der ewigen Heimath ist es immer wieder, was sein geliebter Wald diesem Poeten entlockt. Und dann ertönt das männliche Bekenntniß: „Wir glauben an ein Ostern der Welt!“ „Wir glauben an ein Ostern, das die Gräber sprengt, darinnen die Menschheit wie ein Riese gebunden ruht.“ In Versen, die dem Andenken Pauls de Lagarde gewidmet sind, zeigt sich Knodts Art besonders rein:

Söhne alter, versinkender Zeit,
Kinder zugleich einer Ewigkeit,
Wandern wir einzeln durch die Welt,
Ob man uns auch für Thoren hält.

Festen Schrittes und mahnenden Mundes
Klimmen wir Kinder des neuen Bundes
Auf dem steinigten Pfad hinan
Nach dem künftigen Kanaan.

Ich wünsche den von Kampmanns feiner Hand geschmückten Versen viele Leser —, Leser, die still zu lesen verstehen.

Hamburg. Dr. Heinrich Spiero.

August Pauly, Aphorismen. München, Georg Müller, 1905.

Wer die Feder zur Hand nimmt, läßt einen tiefen Blick in seine Seele thun; nicht Jeden, sondern nur den Verwandten im Geiste. So ist der aufrichtigste Schreiber — und er am Meisten — von einem unsichtbaren, undurchdringlichen Wall beschützt und seines Lebens leidlich sicher. Wer aber gar nur Proben fremder Gedanken vorbringt, hat kaum deren Urheber zum Mitwisser seines Geheimnisses. Freilich entrinnt er auch nur schwer der Gefahr, da zu schaden, wo er zu nützen versuchte. Doch Wagniß ist Alles.

Es giebt im Seelenleben des Menschen feine, liebliche Dinge, die so zart sind, daß sie zerstört werden, wenn man sie mit Worten berührt.

Es ist etwas Merkwürdiges um so ein fertiges Thier, das seine ganze Schulbildung im Mutterleib durchgemacht hat und nun nichts weiter braucht, als seine Fähigkeiten spielen zu lassen und sich und seine kleine Welt zu genießen.

Zeit verleiht allen Dingen Würde. Sie giebt ein Weniges von ihrer Ewigkeit an sie ab.

Wir bauen unser inneres Glück mit eigenen Händen, indem wir das Liebliche und Große, das uns erfüllt, zu einem Bilde zusammenfügen und an Gegensätzen steigern. Und aus dieser inneren, lange für uns selbst getriebenen Kunst wird endlich die äußere, an der Andere mitgenießen können.

Das alte, lange in der Sprache verwendete Wort hat, wie der alte Mensch, einen größeren Lebensinhalt und ist darum das Wort des Dichters. Das junge oder gar das fremde Wort ist noch arm an solchem Gehalt und ist das Wort der Wissenschaft oder der kalten Welt.

Nichts ist so herrlich wie eine Seele ohne Rückhalt. Sie ist wie ein offenes Land ohne Schluchten und Gefahren, in dem Du sorglos wandern kannst. Es ist ein großes Land.

Es kommt eine Zeit in unserem Leben, in der wir mit Lächeln auf unsere eigene Vergänglichkeit herabblicken und den Tag, an dem sie sich erfüllen wird, nicht für wichtiger achten als den, an dem irgend ein bescheidenes kleines Thier sein Ende erleidet. Es ist die Zeit, in der wir uns so tief in das unauslöschliche Leben der Welt hinein empfunden haben, daß wir über der kleinen Trauer unseres Todes die unendliche Heiterkeit ewigen Lebens strahlen fühlen.

Wollte man Paulys Aphorismenbüchlein mit einem Strich kennzeichnen, so müßte man einen Begriff hervorsuchen, den eine frühere Zeit mit dem Wort Humanitas verband und der den Geistern des vorigen Jahrhunderts noch mehr oder minder übereinstimmend und deutlich vorschwebte, wenn von Bildung die Rede war. Mit der Sache ist der Begriff heute eingeschrumpft und man kann mit dem Wort nicht mehr die alte Vorstellung erwecken. Doch auch unbenannt bleiben sie die Träger [illegible] Erbes und des Erwerbes der Menschheit, die, Herr der eigenen Kraft und der W geworden, nichts mehr sind als ein Gefäß des Geistes, als Form bis zum Ra gefüllt mit wirkendem Leben, dem Leben, das Allen frommt und Keinem schad

München. Paul Garin.

Die Ruhe der Börse.

Oft hörte man früher das Wort: Die Börse ist unberechenbar. Das dürfte man auch jetzt wieder sagen, mit noch besserem Recht fast als früher. Nur haben wir heute nicht mehr mit der Börse von anno dazumal zu thun. Zu der gehörte das Publikum und die Spekulation. Das Publikum verhält sich jetzt aber so passiv, daß man mit der Aussicht auf Gewinn die Wette wagen kann, welcher (ganz geringe) Posten Diskontokommandit in den Verkehr eines Mittags kommen wird. Und die Spekulation! Die Zahl der unternehmungslustigen Spekulanten ist so klein geworden, daß man, wenn sich irgendwo in der Welt etwas Besonderes ereignet, kaum noch starke Engagements spürt; auch die früher so beliebte „doppelte Partie“ wird nicht mehr oft gespielt. Nehmen wir den Fall eines Haussiers, den der Ausbruch des Bergarbeiterstrikes unangenehm überrascht hätte. Er wird entweder verkaufen oder abwarten und seinen Besitz behalten, selten aber den Muth zu dem Entschluß haben, sofort mit dem doppelten Quantum in die Baisse zu gehen. Gerade durch solche Manöver kam es früher oft zu stürmischer Hast der Umsatzbewegung. Jetzt schweigen alle Winde. Die Luft ist so still, daß man die Börse für ganz gleichgiltig halten könnte. Und auf den Schein solchen Gleichmuthes würde sie wohl gern verzichten.

Während der letzten Wochen flackerten um den Kurszettel zwei Feuer, von denen früher eins ausgereicht hätte, um eine Panik zu schaffen. Im Ruhrrevier der größte Ausstand, den Deutschland je erlebte und der für die ganze Industrie des Reiches von höchster Wichtigkeit ist. In Petersburg, Warschau, Lodz und anderen russischen Städten Strikes und Unruhen, die Tage lang den Charakter des Aufruhrs annahmen. Wie war es möglich, daß diese Ereignisse die allgemeine Tendenz unserer Börse nicht wesentlich herabzudrücken vermochten?

Seit der unseligen Hibernia-Campagne ist ein Theil der deutschen Bergwerkaktien in neue Hände gekommen. Acht Prozent in dreiprozentigen Konsols: diese glänzende Staatsofferte hat Leuten, die früher von Montanpapieren nichts wissen wollten, Appetit gemacht; alle Kohlenwerthe scheinen ihnen nun große Gewinne zu versprechen. Wenn der sparsame Fiskus für ein Objekt acht Prozent bietet, dann, sagen sie sich (mit immerhin bestreitbarer Logik), kann es uns auch zehn Prozent werth sein. Und deshalb kaufen diese Kapitalisten große Posten Bergwerkaktien und geben sie so leicht nicht wieder aus der Hand. Die Banken werden vorher erst gar nicht gefragt; der Kapitalist hält sich, nicht ohne Grund, für eben so klug wie den Rathgeber vom Finanzfach. Eine natürliche Folge dieser Entwickelung ist, daß von vorn herein Millionenbeträge ausscheiden; Aktien, die, wenn sie nicht festgehalten würden, den Markt immer wieder in Bewegung gebracht hätten. Ferner giebt es Konsortien und Unterkonsortien (eine zweite Wirkung des Hiberniaspieges und des damals geschaffenen Trusts), in deren Besitz ansehnliche Aktienpackete sind. Auch von diesen Beträgen sieht und hört man nichts. Außerdem gab es unter den Aktienbesitzern noch besonders kluge Herren, die zunächst Alles, was über den Strike in den Zeitungen stand, für arg übertrieben hielten. Dieser merkwürdigen Annahme konnte man eine ganze Weile auf Schritt und Tritt begegnen, obgleich sich doch Jeder selbst zu sagen vermochte, daß die preußische Regirnng sich nicht zu so eingreifenden Maßregeln entschließen würde, wenn ihr die Situa-

tion im Ruhrbezirk nicht sehr ernst erschiene. Schließlich braucht man ja auch kein Rechenkünstler zu sein, um zu ermessen, in welchem Umfang ein Strike, der so tief auf den weitaus größten Theil aller gewerblichen Thätigkeit einwirkt, das Volksvermögen schmälert. Gesellschaften ersten Ranges können den jetzt erzwungenen Zeitverlust ja vielleicht später durch besonders guten Geschäftsgang wieder einholen. Diese Hoffnung ist bei der Mehrzahl der Fabriken aber ausgeschlossen; ihnen wird bald die Kohle, bald der Stahl fehlen, oft wohl auch das Unterfabrikat aus den Bezugsquellen, die von Zechen oder Stahlwerken vergebens Lieferungen erwarten. Auf keinem anderen Gebiet schafft ein Strike ja solche Verwirrung wie auf dem des Kohlenbergbaues, das mit beinahe allen Bezirken anderer industriellen Arbeit zusammenhängt. Man sollte glauben, daß diese Verhältnisse nicht schwer zu übersehen seien. Einen richtigen, erschreckenden Kurssturz gabs aber weder bei kleinen noch bei großen Industriepapieren. Matter wurde die Stimmung für Kohlenaktien erst, als die Börse erfuhr, die Regirung wolle eingreifen und durch das dem preußischen Landtag vorzulegende Berggesetz eine Beruhigung der Gemüther versuchen. Gerade diesen Moment aber benutzte das Rheinland; aus der Kohlengegend selbst kamen nun stattliche Aufträge, zum niedrigeren Kurs zu kaufen. In diesen Kreisen ist man nicht überzeugt, daß der Strike schon seinem Ende nah sei. Die Hausse in Konkordia-Aktien, die sich eines Tages in förmlichen Sprüngen äußerte, hatte mit diesen Dingen nichts zu thun. Da handelt sichs wohl um einen Kampf zwischen Haniel und Stinnes, von denen Jeder über diese wichtige Zeche herrschen möchte. Man behauptete, selbst der Aufsichtrath wisse nicht recht, wie er über diesen Kampf denken solle. Eine der beiden Firmen wird wohl schon Großaktionärin gewesen sein; eine direkte, persönliche Vertretung im Aufsichtrath war bisher freilich unterblieben. Die ist ja auch nicht immer nöhig. Man hat Organe genug, die man in aller Stille für sein Interesse sorgen lassen kann. Noch einmal ermattete der Kohlenmarkt ein Weilchen, als bekannt wurde, die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft gebe, statt der erwarteten 11, nur 10 Prozent Dividende. Daß diese niedrigere Ziffer durch den Ausstand verursacht sei, wollte man nicht glauben und wagte allerlei Kombinationen, um den wahren Grund zu erfahren. Die Ueberraschung wirkte aber nicht lange nach; Gelsenkirchen, Harpen und Konsolidation erholten sich noch an dem selben Mittag fast völlig und auch am nächsten Tag hatte nur Konsolidation fühlbaren Kursverlust. Der erste Tag der neuen Woche (an dem Konkordia abermals um 2¾ Prozent stieg) brachte dann die Nachricht, der Bergbauliche Verein habe wieder abgelehnt, mit den Vertretern der Arbeiter zu verhandeln, und schien die Gefahr eines belgischen Generalausstandes anzukünden. Trotzdem verloren die Kohlenpapiere noch nicht 1 Prozent und die Börse ließ sich weder durch die Handelsverträge noch durch die ungünstigen Meldungen aus Ungarn, Argentinien, Venezuela ernstlich die Laune trüben. Offenbar ist sie entschlossen, sich durch kein Ereigniß und keine schlechte Nachricht aus ihrer Ruhe stören zu lassen.

Fragt man erfahrene Kapitalisten, wie dieses Räthsel zu lösen sei, so erhält man die Antwort, fast nie habe Jemand, der eines Ausstandes wegen seine Papiere verkauft hatte, an diesem Verkaufe Freude erlebt; gewöhnlich seien nach dem Friedensschluß die Kurse schnell wieder auf die frühere Höhe gestiegen. Diese alte Erfahrung sei sogar bei lokalen Lohnstreitigkeiten bestätigt worden; als, zum Beispiel, in Hamburg die Brauer die Arbeit niedergelegt hatten, sank der Kurs der

Brauereiaktien nur sehr wenig. Weil Jeder glaubt, diese Erfahrung könne nicht trügen, kam es also auch nicht zu beträchtlichen Angstverkäufen, die eine auffallende Senkung des Kursniveaus verursachen konnten. Von Interventionen der Großbanken war dagegen nicht viel zu merken; vielleicht schien es den Bankdirektoren angebracht, ihre Montanfreunde, deren Zuversicht sie ja nicht immer zu theilen brauchen, vor allzu felsenfestem Vertrauen in den Sieg ihrer Sache zu behüten. Ein Bankdirektor, der nicht so gewöhnt ist, mit Menschenmassen als mit „Material" umzugehen, denkt manchmal weiter als ein Zechenbeherrscher. Wie unsere Hochfinanz während der Zeit, wo die Trebermanipulationen den Höhepunkt erreicht hatten, ernstlich eine Verschärfung des Aktiengesetzes (namentlich der Vorschriften für die Bilanzirung) fürchteten, so ängstet diese Klugen jetzt die Sorge, der ihnen durch die Gestaltung der Umstände aufgezwungene Trust könne üble Rückwirkungen auf die Machtstellung der Montangesellschaften haben. Wie weithin die Wurzeln dieser Macht sich bisher erstreckten, lehrte jetzt wieder ein kleines Symptom. Erst durch die Strikedebatte erfuhr man — die ferner Stehenden wenigstens hattens vorher nicht gewußt —, daß der Oberbürgermeister von Dortmund im harpener Aufsichtrath sitzt, also von dieser Bergwerksgesellschaft Tantieme bezieht. Das sieht wie eine Nachahmung englischer Zustände aus; nur fehlen uns die englischen Freiheiten, die doch dazu gehören. Man darf übrigens nicht glauben, daß in der Schaar der Aktionäre für das Schicksal der Bergarbeiter (denen der Hunger zum Glück nun ja wohl erspart zu bleiben scheint) gar kein mitleidiges Gefühl zu finden ist. Das wäre ungerecht. Nur schließt solches Mitleid nicht eine sehr hohe Schätzung der geschäftlichen Tüchtigkeit aus, die im Lauf der Jahre von den Zechenleitern des Ruhrreviers gezeigt worden ist. Wer Coupons abschneidet, pflegt nicht Gefühlspolitik zu treiben; darf es wohl auch nicht. So ist auch die Stellung zu erklären, die das Publikum bei den Alarmnachrichten aus Rußland einnahm.

Von den neuen russischen Anleihen waren bei uns ungefähr 40, in Amsterdam, wo fast die ganze Option gezeichnet sein soll, ungefähr 80 Prozent zugetheilt, als die ersten schlimmen Nachrichten aus Petersburg kamen. Wenn nicht Mendelssohn, sondern ein Mann älteren Modeschnittes Leiter des Syndikates gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich sein Konsortium erst nach Verlauf eines Jahres aufgelöst, um recht lange durch das Obligo vieler reichen oder doch wohlhabenden Leute gedeckt zu sein. Da es aber Mendelssohn war, wurde schnell reiner Tisch gemacht. Schon vierundzwanzig Stunden vor dem blutigen Sonntag war Alles in höchster Spannung, da die jähste Wendung der russischen Geschichte nach den Berichten möglich schien. An den Kursen der Russenwerthe war von Fieberstimmung aber nicht das Geringste zu bemerken. Die Franzosen zogen vor, ihre Positionen in Goldshares zu lösen, um nicht zum Verkauf ihrer russischen Schatzanweisungen vom vorigen Jahr gezwungen zu sein. Den Aengstlichen aber, die bei ihren Banken oder agents de change Rath suchten, wurde geantwortet: Was wollt Ihr denn? Ihr bekommt ja Eure Zinsen! Als es in Petersburg dann zum Straßenkampf gekommen war, sorgten die französischen Banken rechtzeitig dafür, daß alle zum Verkauf angebotenen Stücke Aufnahme fanden. Ehe noch die Börsenstunde schlug, waren die Kaufaufträge schon sauber vertheilt. Das beruhigte natürlich die Gemüther; und bereitete Denen, die für die Aufträge gesorgt hatten, keine besondere Unbequemlichkeit. Da die russische Regirung alles in Sturmzeiten an der pariser

Börse Verkäufe aufnimmt, konnten die Herren an der Seine ihrer Sache sicher sein und mit ruhigem Blut ihre Vorbereitungen treffen. Sie brauchten sich nur an den Botschafter oder an die Finanzdelegation des Zarenreiches zu wenden und konnten dann für Rechnung des russischen Staates interveniren; über die nöthigen Guthaben (und über noch mehr) verfügen sie ja.

Freilich könnte es auch einmal anders kommen. Wenn in Rußland ernste Unruhen entständen und die französische Kapitalistenmenge, die ja viele Milliarden Russen besitzt, von einer Panik ergriffen würde, dann wäre auch die Macht der französischen Banken nicht stark genug, um einen ganz außerordentlichen Kurssturz zu hindern. Während der letzten Wochen ist das Vertrauen, das die Finanzwelt in die Unerschütterlichkeit des russischen Regirungsystemes setzte, einigermaßen ins Wanken gerathen. Dazu kommt, daß in Rußland Dinge passiren, die auch unter der Autokratie zu vermeiden wären; Absolutismus bedingt ja nicht unter allen Umständen den Rückschritt der Wirthschaft. In Südrußland läßt man jetzt das Getreide einfach verfaulen, das wir gern kaufen würden, weil es bei den dortigen schlechten Geldverhältnissen das billigste ist. Aber die Flüsse sind zugefroren und die Lokomotiven und Waggons, die diese ersehnten Sendungen in die Seehafenstädte befördern sollten, sind, wie man erzählt, von der Militärverwaltung für Sibirien reklamirt worden. Auch solche Berichte schrecken jetzt nicht. Trotz der neuen Niederlage Kuropatkins blieb Alles ruhig. Bankiers, die sich für gut informirt halten, glauben, der Zar werde bald Frieden schließen und im Innern die Verwaltung wesentlich reformiren, und stützen diesen Glauben auf petersburger Geschäftsbriefe.

Und wie denken die deutschen Kapitalisten selbst über ihre russischen Papiere? Die neue Anleihe ist nicht nur von Vertrauensseligen, sondern auch von Rechnern gekauft worden. Sie muß ja in fünf Jahren zum Parikurs zurückgezahlt werden; nur die Erklärung des Staatsbankerotes könnte die russische Regirung von dieser übernommenen Verpflichtung befreien. Als im Oktober des Jahres 1877 Ungarn, um seine Schatzscheine einzulösen, eine sechsprozentige Goldanleihe zum Kurs von 80 ausgeben mußte, berechnete man, daß der Staat der Stefanskrone aus der ganzen Emission eigentlich nichts herausbekommen habe. Auch an die Thatsache, daß Rumänien zur Tilgung seiner Schatzscheinschuld eine Anleihe aufnehmen mußte, erinnert man sich noch. Die Rechner hoffen deshalb, mit Gottes Hilfe könne Rußland sich im Jahr 1910 gezwungen sehen, seine 4½prozentige Anleihe von 1905 durch eine sechsprozentige einzulösen. Das wäre ein Geschäft! Mit diesem Optimismus hat freilich der Gleichmuth der Börse wenig zu thun. Wie er entstand, habe ich zu erklären versucht. Für die Börsenmenschen kommen aber noch zwei andere Momente in Betracht; eine praktische und eine — wenn ein so großes Wort hier am Platz ist — philosophische Erwägung. Bevor die Steuererklärung von Amtes wegen genehmigt ist, verändert der deutsche Kapitalist ungern seine Effektenliste, weil solche Aenderung eine neue Einschätzung nöthig macht. Und die Philosophie? Nicht ohne Grund sagen sich die erfahrenen Leute der immer größer werdenden Börsenkreise: Ruhrstrike hin, russische Unruhen her, — die wichtigen Entscheidungen fallen bekanntlich ja doch nicht, wenn man auf sie wartet, sondern wenn man gar nicht an die Möglichkeit wichtiger Entscheidungen denkt. Wozu sie also erst mit der Abwägung aller Ereignisse und ihrer Folgen quälen? Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Februar 1905.

Hofarchitektur.

Das Streben unserer Journalisten nach einer besonderen Vortragsweise, das ihnen wohl den Begriff des „Persönlichen" ausmacht, wird nie mit allen Nähten so sichtbar wie da, wo es gilt, Werke der neuen Hofkunst zu besprechen. Im Urtheil sind fast Alle einig; aber wie verschieden sind die Tonarten! Man kommt uns tragisch oder ironisch, versucht es mit kühler Sachlichkeit und mit Temperamentsausbrüchen, mit ironischer Resignation und langathmiger Schulmeisterlichkeit. Von einem Erfolg ist aber, trotz so mannichfachen Angriffswaffen, nie Etwas zu spüren. Das Ganze ist ein mehr oder weniger unterhaltsames Spiel, eine journalistische Akrobatik der Intelligenzen. Der Hofarchitekt baut seine Prunkgebäude, der Bildhauer modellirt seine Fürsten- und Thiergruppen ruhig weiter. Die Frage, was gegen den unerwünschten Zustand zu thun sei, daß unter den Augen des Kaisers eine schier unerschöpfliche, allgemein gemißbilligte Bauthätigkeit in der Hauptstadt entfaltet wird: diese Frage ist ernsthaft noch nicht beantwortet worden.

In unseren Parlamenten wird von Kunst fast nie gesprochen; und wenn es geschähe, gäbe es keine Handhabe, ästhetische Absichten einer Mehrheit gesetzlich zu formuliren. Einfluß der Parlamente auf öffentliche Kunstleistungen ist in unseren Verfassungen nicht vorgesehen. Reden können gehalten werden, in der Anlaß listig herbeigeführt wird; aber auch sie richten sich nie gegen verantwortliche Stelle, weil es eine solche nicht giebt. Jede Einwendung schließlich von dem Minister, wenn ihm eine Verantwortlichkeit zurechtstruirt werden sollte, mit dem Wort abzuwehren: Ueber den Geschmack sich nicht streiten. Wenn der Kaiser alarmirende Telegramme ohne Gegenzeichnung in die Welt schickt, hat der Kanzler doch nachher der Nation Rede zu stehen und es kommt wesentlich mit auf die Haltung der Volksver-

Börse Verkaufte aufnimmt, konnten die Herren an der Seine ihrer Sache sicher sein und mit ruhigem Blut ihre Vorbereitungen treffen. Sie brauchten sich nur an den Botschafter oder an die Finanzdelegation des Zarenreiches zu wenden und konnten dann für Rechnung des russischen Staates interveniren; über die nöthigen Guthaben (und über noch mehr) verfügen sie ja.

Freilich könnte es auch einmal anders kommen. Wenn in Rußland ernste Unruhen entständen und die französische Kapitalistenmenge, die ja viele Milliarden Russen besitzt, von einer Panik ergriffen würde, dann wäre auch die Macht der französischen Banken nicht stark genug, um einen ganz außerordentlichen Kurssturz zu hindern. Während der letzten Wochen ist das Vertrauen, das die Finanzwelt in die Unerschütterlichkeit des russischen Regirungsystemes setzte, einigermaßen ins Wanken gerathen. Dazu kommt, daß in Rußland Dinge passiren, die auch unter der Autokratie zu vermeiden wären; Absolutismus bedingt ja nicht unter allen Umständen den Rückschritt der Wirthschaft. In Südrußland läßt man jetzt das Getreide einfach verfaulen, das wir gern kaufen würden, weil es bei den dortigen schlechten Geldverhältnissen das billigste ist. Aber die Flüsse sind zugefroren und die Lokomotiven und Waggons, die diese ersehnten Sendungen in die Seehafenstädte befördern sollten, sind, wie man erzählt, von der Militärverwaltung für Sibirien reklamirt worden. Auch solche Berichte schrecken jetzt nicht. Trotz der neuen Niederlage Kuropatkins blieb Alles ruhig. Bankiers, die sich für gut informirt halten, glauben, der Zar werde bald Frieden schließen und im Innern die Verwaltung wesentlich reformiren, und stützen diesen Glauben auf petersburger Geschäftsbriefe.

Und wie denken die deutschen Kapitalisten selbst über ihre russischen Papiere? Die neue Anleihe ist nicht nur von Vertrauensseligen, sondern auch von Rechnern gekauft worden. Sie muß ja in fünf Jahren zum Parikurs zurückgezahlt werden; nur die Erklärung des Staatsbankerotes könnte die russische Regirung von dieser übernommenen Verpflichtung befreien. Als im Oktober des Jahres 1877 Ungarn, um seine Schatzscheine einzulösen, eine sechsprozentige Goldanleihe zum Kurs von 80 ausgeben mußte, berechnete man, daß der Staat der Stefanskrone aus der ganzen Emission eigentlich nichts herausbekommen habe. Auch an die Thatsache, daß Rumänien zur Tilgung seiner Schatzscheinschuld eine Anleihe aufnehmen mußte, erinnert man sich noch. Die Rechner hoffen deshalb, mit Gottes Hilfe könne Rußland sich im Jahr 1910 gezwungen sehen, seine 4½ prozentige Anleihe von 1905 durch eine sechsprozentige einzulösen. Das wäre ein Geschäft! Mit diesem Optimismus hat freilich der Gleichmuth der Börse wenig zu thun. Wie er entstand, habe ich zu erklären versucht. Für die Börsenmenschen kommen aber noch zwei andere Momente in Betracht; eine praktische und eine — wenn ein so großes Wort hier am Platz ist — philosophische Erwägung. Bevor die Steuererklärung von Amtes wegen genehmigt ist, verändert der deutsche Kapitalist ungern seine Effekte liste, weil solche Aenderung eine neue Einschätzung nöthig macht. Und die P losophie? Nicht ohne Grund sagen sich die erfahrenen Leute der immer größ- werdenden Börsenkreise: Ruhrstrike hin, russische Unruhen her, — die wichtigen Entscheidungen fallen bekanntlich ja doch nicht, wenn man auf sie wartet, sondern wenn man gar nicht an die Möglichkeit wichtiger Entscheidungen denkt. Wozu sich also erst mit der Abwägung aller Ereignisse und ihrer Folgen quälen? Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berli
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 18. Februar 1905.

Hofarchitektur.

Das Streben unserer Journalisten nach einer besonderen Vortragsweise, das ihnen wohl den Begriff des „Persönlichen“ ausmacht, wird nie mit allen Nähten so sichtbar wie da, wo es gilt, Werke der neuen Hofkunst zu besprechen. Im Urtheil sind fast Alle einig; aber wie verschieden sind die Tonarten! Man kommt uns tragisch oder ironisch, versucht es mit kühler Sachlichkeit und mit Temperamentsausbrüchen, mit ironischer Resignation und langathmiger Schulmeisterlichkeit. Von einem Erfolg ist aber, trotz so mannichfachen Angriffswaffen, nie Etwas zu spüren. Das Ganze ist ein mehr oder weniger unterhaltsames Spiel, eine journalistische Akrobatik der Intelligenzen. Der Hofarchitekt baut seine Prunkgebäude, der Bildhauer modellirt seine Fürsten- und Thiergruppen ruhig weiter. Die Frage, was gegen den unerwünschten Zustand zu thun sei, daß unter den Augen des Kaisers eine schier unerschöpfliche, allgemein gemißbilligte Bauthätigkeit in der Hauptstadt entfaltet wird: diese Frage ist ernsthaft noch nicht beantwortet worden.

In unseren Parlamenten wird von Kunst fast nie gesprochen; und wenn es geschähe, gäbe es keine Handhabe, ästhetische Absichten einer Mehrheit gesetzlich zu formuliren. Einfluß der Parlamente auf öffentliche Kunstleistungen ist in unseren Verfassungen nicht vorgesehen. Reden können gehalten werden, wenn der Anlaß listig herbeigeführt wird; aber auch sie richten sich nie gegen verantwortliche Stelle, weil es eine solche nicht giebt. Jede Einwendung schließlich von dem Minister, wenn ihm eine Verantwortlichkeit zurechtkonstruirt werden sollte, mit dem Wort abzuwehren: Ueber den Geschmack lasse sich nicht streiten. Wenn der Kaiser alarmirende Telegramme ohne Gegenzeichnung in die Welt schickt, hat der Kanzler doch nachher der Nation dafür zu stehen und es kommt wesentlich mit auf die Haltung der Volksver-

treter an, ob er im Amt bleiben kann. Im Künstlerischen verzichten aber die Parlamente gern auf das Einspruchsrecht; sie denken wohl: Lassen wir dem Fürsten das Spielzeug Kunst, damit er uns in der Politik nicht zu viel Anlaß zum Widerspruch gebe. Den versammelten Juristen, Industriellen, Landwirthen und Pastoren kommt, wie es scheint, niemals die Einsicht, daß die Kunst mehr ist als ein Spielzeug; nie ist noch in einem Parlament hörbar ausgesprochen worden, daß Aesthetik und Ethik untrennbare Begriffe sind, daß sich die feinste, dauerhafteste, das Leben am Stärksten determinirende Sittlichkeit eines Volkes in seinen Kunstbildungen ausdrückt. Wer der Nation eine Schönheit aufzwingt, die dem allgemeinen, wenn auch anonymen Empfinden widerspricht, schädigt stets das Gefühl für sittliche Werthe; und diese Schädigung wirkt naturgemäß auf andere Lebensgebiete zurück. Den Volksvertretungen werden solche inneren Vorgänge aber meist erst sichtbar, wenn die Wirkungen greifbar geworden und die Ursachen schon wieder durch andere überholt sind. Wird von der Regirung Geld für Staatsbauten gefordert, so beschäftigt sich die Versammlung mit der Frage, ob die Arbeit nöthig sei, und mit den Gehältern der Beamten; sie prüft die Bausumme und bespricht vielleicht den Bauplatz; niemals aber hört man die Forderung, das Werk solle diesem oder jenem erprobten Künstler übertragen werden. Es ist ja nicht anzunehmen, daß die öffentlichen Bauten mit einem Schlag besser würden, wenn die Volksvertreter eine Stimme hätten; denn auch sie würden in den Reihen der Regirungbaumeister suchen und den starren Akademiker, den Baubeamten finden, auch ihr Urtheil würde ein vorläufig völlig ungebildetes Kunstempfinden verrathen. Aber welcher Fortschritt wäre es schon, wenn alle wichtigen Fragen der Kunst öffentlich besprochen würden! Wir haben in der Debatte über die Betheiligung deutscher Künstler an der Weltausstellung in Saint Louis Manches gehört, das zu denken giebt. Nur der stets wiederkehrende Anlaß, das lebendige Bedürfniß fehlt. Und es ist an der Zeit, daß das Volk erfahre, wie sehr es sich um seine eigensten Angelegenheiten handelt, wenn öffentliche Kunst besprochen wird. Denn es scheint, daß wir der Zeit einer umfassenden, ganz demokratisirten Volkskunst entgegengehen, worin der Maecenatenwille des Einzelnen nichts mehr gilt, wenn er sich nicht als Diener des Ganzen fühlen kann.

Auch Perikles oder Lorenzo von Medici konnten Großes nur vollbringen, weil sie sich zu Organen der Zeitgefühle machten. In Florenz oder Athen hätte es zu Revolten geführt, wenn die Staatsleiter künstlerischen Sonderlaunen gefolgt wären, wie wir sie hinnehmen müssen. Das Volk selbst empfand damals ästhetisch und war Herr seiner idealen Angelegenheiten. Selbst Epochen wie die Augusts des Starken oder Friedrichs des Großen, wo dynastischer Wille mit fremden Künstlern Bedeutendes schuf, scheinen in absehbarer Zeit nicht wiederkehren zu können. Auch diese Autokraten im Reich der Kunst

gelangten nur zu würdigen Resultaten, weil sie modern, ja, innerhalb ihrer Völker die modernsten Geister der Zeit waren. Ihre fremden Künstler gehörten zu den reifsten Individualitäten eines weiter entwickelten Kulturgebietes und wurden darum in den zurückgebliebenen Ländern zu Vorläufern einer nothwendigen Entwickelung. So konnten ihre Werke dem Volke zu einem idealen Vorbild wurden, zum Symbol eines Willens, dem es noch an Selbstbewußtsein gebrach und der, nach gegebener Anleitung, doch gleich richtige Schlüsse für das bürgerliche Milieu zu ziehen wußte. Die Fürsten gingen ihrem Volk auch damals voran. Wilhelm der Zweite ist aber mehr in der Lage der Monarchen, von denen Freytag einmal sagt, sie seien ungefähr um fünfzig Jhre hinter ihrer Zeit zurück. Das mag, wie Freytag behauptet, nur natürlich sein und im Politischen manches Gute haben, weil dem vorschnell eilenden Fortschrittsgedanken dadurch eine nützliche Hemmung bereitet wird; im Künstlerischen aber ist solche natürliche Rückständigkeit schädlich, um so mehr, mit je eigenwilligerer Initiative sie verbunden ist. Es ist schon bedenklich, den Jdeen von 1850 bis 1860 gemäß, ein Renaissance-Jdeal restauriren zu wollen; es aber mit Künstlern zu versuchen, die in den Gründerzeiten Kunsterfahrung gesammelt haben: Das führt zur Groteske. Mit dem Alten Fritzen oder dem Starken August läßt sich unser Kaiser nicht vergleichen, weil er, trotz seinem Wort vom „Zeichen des Verkehres", ein moderner Mensch nicht ist. Er versteht nicht, aus den Absichten der Kunst die Zeit zu deuten und als Maecen dem Werdenden zu dienen, sondern flüchtet zum unzulänglichen Abbild des Vergangenen; er ist in seinen ästhetischen Gedanken nicht schöpferisch, sondern durchaus einer der Nachempfinder, deren Wille zur Originalität sich darin erschöpft, daß sie die Qualität durch die Quantität ersetzen. Fraglich ist, ob überhaupt noch ein Fürst innerhalb unserer Konstitutionen, in dem Maß wie der preußische Friedrich etwa, Exponent eines verborgenen Volkswillens zur Kunst sein kann. Die Bedürfnisse der Zeit, die Aufgaben unserer Tage verneinen die Frage. Wie die moderne Form der Staatsverfassung — so sagte der Herausgeber der „Zukunft" einmal — einen neuen Fürstentypus verlangt, der vom alten Kaiser Wilhelm in all seiner Zurückhaltung und Bescheidenheit gut repräsentirt worden ist, so fordern die veränderten Umstände auch vom fürstlichen Maecen eine weniger selbstherrliche, eine diskretere Haltung. Mehr als je muß der Regent der erste Diener Dessen zu werden suchen, was die Nothwendigkeit in ihrer stillen Weise vorbereitet und ankündet.

Wer da bauen will an den Gassen, muß die Leute reden lassen. Das Stadtbild gehört uns Allen. Und wenn ohne Sentimentalität zuzugeben ist, daß die Macht auch ein Recht ist, so ergiebt sich als Konsequenz doch der Wunsch, der persönliche Wille des Monarchen möchte eine Gegenmacht finden. Der Kaiser nimmt sich das Recht zu seinem Wirken und ist überzeugt, dieses

sei segensvoll; dagegen hilft, wie hier oft schon gesagt wurde, keine spitze Feder und kein schlechter Witz, sondern nur die Propaganda dafür, dieses Recht möchte mit allen erlaubten Mitteln bestritten werden. Es ist eine Kompetenzfrage, nicht nur dem Monarchen, sondern auch den Ressorts und sogar Privatbauunternehmern gegenüber; und sie sollte mit der nöthigen Ruhe und Nüchternheit, doch auch ohne falsche Rücksicht, erledigt werden.

Verwunderlich freilich sind die Leistungen der Hof- und Regirungskunst und der von dem Abfall zehrenden Profanbaukunst nicht. Jeder Minister könnte der Volksvertretung antworten: Wir bedienen uns der in Amt und Würden gereiften Künstler, der selben Akademien, deren Gelder Sie im Etat alljährlich bewilligen. Hier liegt in der That die Wurzel. Wichtiger noch als ein Entschluß, sich im Künstlerischen ein Bestimmungrecht zu sichern, ist darum die Erkenntniß, was uns die Akademie heute noch sein kann und was nicht. Kunsthochschulen sind einst von Fürsten gegründet worden, weil deren Länder an Bildenden Künstlern zu arm waren, um der Nachfrage der Höfe genügen zu können, weil Ausländern die edelsten Arbeitgelegenheiten eingeräumt werden mußten. Die Gründungen waren damals eine patriotische That. Heute aber, wo die Verhältnisse genau umgekehrt liegen, wo wir im eigenen Lande eine Fülle von Kunstkräften haben, wäre es eine patriotische That, diese wesenlos gewordenen, in Konventionalismus und Schablone erstarrten Institute, die geleistet haben, was sie konnten, wieder aufzuheben. Der lebendigen Entwickelung sind sie jetzt die schlimmsten Hemmnisse geworden. Werth können Akademien immer nur haben, wenn eine das ganze Volk umfassende Kunstkonvention vorhanden, ein fester Besitz zu erhalten oder auszutheilen ist — wie etwa in unserer Musik —, wenn nach anerkannten Regeln gelehrt werden kann. Heute aber soll eine Kunst, die uns gehört, erst geboren werden. Die Staatslehranstalten sind durch die Logik der Thatsachen zu natürlichen Pflegestätten der Reaktion geworden; neue Werthe entstehen immer trotz den Akademien; Leistungen, die unserer Kunst Ansehen im Auslande verschaffen, unsere Kunstindustrie reorganisiren und das Nationalvermögen beträchtlich vermehren, werden im schroffen Gegensatz zur Staatskunst, die sie verpönt, vollbracht. Wird den Fürsten, Bureaukraten und Bauunternehmern dieses Organ aber immer wieder gekräftigt, dann darf man sich nicht wundern, wenn es, nach dem Maß der vorhandenen Einsicht, benutzt wird. Ein Segen wäre es für die Nation, wenn die Akademien für Maler und Bildhauer, die jährlich Hunderte zu Drohnen der Gesellschaft ausbilden oder zu Proletariern erziehen, geschlossen und wenn die Hochschulen für Architekten beträchtlich verkleinert und gründlich verbessert würden. Es wäre nichts damit erreicht, wenn, statt Herren Anton von Werner, Begas und Otzen, etwa Liebermann, Hildebrand und Meffel oder — wenn dieser Dreiklang den Herren noch nicht germanisch gen

sein sollte — Uhde, Klinger und Wallot zu Hochschuldirektoren gemacht würden. Nicht um Personenfragen handelt es sich, sondern um ein System, worin Eins immer am Anderen hängt: Fürstenwille, Ministereifer, Hochschuletat, Baubeamtenthum, Akademieprofessor und Kunstgeheimrath. Diese ganze Staatsinstitution steht als Masse geschlossen Dem entgegen, was zum Leben drängt.

Freilich könnten die vielen neuen Werke der Hofkunst, die sich jetzt in Berlin so geräuschvoll der Straßen und Plätze bemächtigen, auch mit den Akademiekräften besser sein. Oder vielmehr: diskreter. Die dekorative Neigung des Kaisers greift immer gerade nach den lautesten Künstlern; und in dem lärmenden Zug der Akademiker durfte nur ein Stiller, der kleine excellente Menzel, als Unikum, als Ordensritter und Fritzenmaler, mitgehen. Auf der anderen Seite ist uns aber jetzt der Beweis erbracht worden, daß die Leistungen auch eben nicht besser werden, wenn sie unter den Augen eines anerkannten Kenners entstehen; man muß es wenigstens glauben, so lange man nicht weiß, welchen Antheil der persönliche Wille des Kaisers an dem Neubau des Kaiser Friedrich-Museums hat. Bis zum Beweis des Gegentheils ist man genöthigt, anzunehmen, daß der Direktor Wilhelm Bode weitreichenden Einfluß auf die Gestaltung des neuen Heims für seine mit unendlicher Mühe und außergewöhnlichem Können vermehrte und organisirte Sammlung gehabt hat. Es giebt nur zwei Möglichkeiten, die beide nicht schmeichelhaft für Bode sind: entweder ist das neue Museum, wie es sich heute präsentirt, gegen seine Wünsche gebaut worden, — dann ist er zwar ein Opfer, doch nicht ein tragisches, weil er die Konsequenzen ziehen konnte und mußte; oder er ist mit der Anlage einverstanden, — dann ist seinen Fähigkeiten nach dieser Richtung ein vernichtendes Urtheil gesprochen. Leicht wirds Einem nicht, den Namen dieses Mannes, dessen Verdienste zweifellos sind, in der Diskussion über einen so unrühmlichen Gegenstand zu nennen; doch ist gerade dieser Fall geeignet, zu zeigen, wie weit unser öffentliches Bauwesen durch den Grundsatz des Geschehenlassens, durch Rücksichten nach oben und durch eine Politik, die das Eine opfert, um das Andere zu retten, gelangt ist. Ihnes, des Architekten, Sünden wollen wir Bode nicht anrechnen, wo es sich um irgend eine Frage äußerer Form handelt; denn dieser Hofakademiker kann wohl durch keine Suggestion aus seiner wohlgepflegten Gedankenarmuth gerissen werden. Daß Bode aber diesen Grundriß zugegeben, daß er seinen Kunstwerken nicht erträgliche Wände und gute Beleuchtung gesichert hat: davon ist er durch nichts zu entschuldigen.

Das Museum ist durchaus eine Bildung der Neuzeit, weil das prinzielle Sammeln von Werken alter Kunst zu öffentlicher Belehrung in solchem Umfang nur unserer Epigonenkultur eigen ist. Zuerst begnügte man sich mit Aufstapelung des Besitzes an Bildern oder Statuen in speicherartigen Gebäuden. Als aber die alten Vorbilder dem Volk zugänglich gemacht werden

sollten, wurde es nöthig, Ausstellungräume zu schaffen. Diesen praktischen Zweck hat man dann von vorn herein mit einem idealen zu verbinden gesucht. Man fühlte den Drang, zu repräsentiren, und machte darum aus dem Ausstellunghaus einen Palast. Heute giebt es kaum ein Museum, das nicht eine feierliche Monumentalität anstrebte; und wenn Das scheinbar unsinnig ist und der Hauptzweck der Gebäude, die Ausstellung, bei dieser Verquickung mit dem Palastprinzip fast immer schwer leidet, wenn groteske Fehler auch in Fülle begangen worden sind, so darf man über solche Absicht, die sich unermüdlich immer wieder kundgiebt, nicht mit wohlfeilen Gründen der Zweckmäßigkeit hinweggehen. Mit der Ehrfurcht vor der alten Kunst ist diese Lust zu gewichtiger Repräsentation nicht zu erklären, weil ja die Sammlung am Meisten darunter leidet. Denn der beste Platz wird für nutzlose Säle, Hallen und Treppenhäuser verbraucht und man vernachlässigt alle praktischen Bedürfnisse, weil durchaus für die Straße gebaut wird. Es scheint vielmehr, als ob sich das Museum allmählich zu einem Gebilde auswachsen wolle, das man vielleicht ein modernes Pantheon nennen kann, eine Nationalhalle, worin die Denkmale großer Männer — die dann von der Straße endlich in eine würdige architektonische Umgebung gelangen würden — aufgestellt werden. Solche Bildungen bedürfen aber langer Fristen, um reif zu werden, weil das ganze Volk sich vorher in seinen ethischen und ästhetischen Verehrungbedürfnissen finden und verstehen lernen muß. Sollte die Entwickelung wirklich nach dieser Richtung fortschreiten, so könnte das Museum zu einer der dankbarsten Aufgaben moderner Baukunst werden, weil das Bedürfniß nach anschaulicher Trennung der Komplexe für die Repräsentation und für die Ausstellungzwecke die wirksamsten Lösungen ermöglicht. Inzwischen müssen wir uns freilich mit den Interimsbildungen begnügen.

Beim Bau des Kaiser Friedrich-Museums lagen die Bedingungen der Disposition ziemlich klar, weil bei vernünftiger Betrachtung der Verhältnisse nur ein einziger Zweck zu berücksichtigen war. Dem doppelten Bedürfniß der Ausstellung und der nationalen Repräsentation dient die Nationalgalerie und noch mehr das weit nach dem Lustgarten geöffnete Alte Museum. Diese beiden Museen haben als Kopfgebäude zu gelten und Alles, was auf dem Hinterlande noch errichtet wird, muß von untergeordneter Bedeutung sein. Stüler hatte den richtigen Instinkt, als er das Neue Museum nicht als selbständigen Monumentalbau entwarf, sondern als einen Flügel des von Schinkel gebauten Alten Museums, als ein den repräsentativen Bau ergänzendes Ausstellunghaus. Die selbe praktische Zurückhaltung wäre für das Kaiser Friedrich-Museum geboten gewesen; auch dieses Museum ist und bleibt, trotz allen darüber hinaus strebenden Versuchen, ein Ergänzungbau und dieser Charakter wird durch die insulare Lage im Wasser, weit ab von jeder größeren Verkehrsstraße, noch

verstärkt. Wo Monumentalität und Feierlichkeit ist, muß auch die stetig wandelnde und staunende Menge sein; an diesem Museum aber führt kein vielbetretener Weg vorüber, und wer es kennen lernen will, muß den Eingang erst mühsam suchen. Der natürliche Zugang wäre die Kleine Museumsstraße, links vom Alten und Neuen Museum, gewesen, die, nach Abbruch der im Wege stehenden Baracken, zugleich die Hauptachse des vorderen Theiles des Hauses bezeichnen konnte. Nun läuft freilich quer über die Halbinsel, parallel der einen Front des neuen Hauses, der Oberbau der Stadtbahn; und dieser Anblick scheint dem Architekten zu „unästhetisch" gewesen zu sein. Aber bekanntlich gelingt dem Baukünstler das Charaktervolle eben dann am Besten, wenn er nicht die Hindernisse und speziellen Bedingungen umgeht, sondern, wenn er gerade von ihnen ausgeht und sie zum Leitmotiv macht. Ihne hatte den richtigen Instinkt, als er diese Stadtbahnfront des Museums ganz als Stirnseite ausbildete und ihre Mitte genau in die Richtung der Kleinen Museumsstraße legte. Auf dieses architektonische Versprechen verläßt sich nun Jeder, dem die Anlage noch fremd ist. Er biegt vertrauensvoll in die Zufahrtstraße ein, überzeugt, er müsse, wenn nicht das Hauptportal — denn der seltsame Zustand des Weges und die Einsamkeit machen stutzig —, so doch sicher einen Eingang finden. Doch die Architekturformen, die gewinkt haben, sind nur Dekoration; nicht die kleinste Thür ist an dieser Seite. Und doch wäre es leicht gewesen, die unschönen schweren Stadtbahngewölbe in grazile Brückenbogen zu verwandeln oder, noch besser, das Vestibule unter die Stadtbahn hin vorzuschieben, so daß die Züge über den Vorbau, der die Garderoben und Aehnliches beherbergt hätte, dahingefahren wären. Jetzt aber muß, wer sich in seinem rechten Kunstgefühl täuschen ließ, zunächst einmal zurückgehen, die Brücke überschreiten, weit am Kupfergraben entlang bis zur Rückseite des Museums pilgern; und dort ist dann endlich der Haupteingang. Wirklich: an der Rückseite. Denn daß diese spitze Ecke als Abschluß gedacht ist, beweist die energische Ausbildung als Apsis. Der Laie, der nur weiß, was der Bau ihm sagt, stellt sich die Entwickelung ungefähr so vor: Zuerst hat Ihne auf dem Papier seinen Renaissancepalast mit dem Hauptportal nach der Stadtbahn disponirt und die flußabwärts reichende Spitze apsisartig, also als Abschluß, ausgebildet. Den Eingang hat er mit einer mäßigen Kuppel bezeichnet. Dann ist über den Entwurf Jemand gekommen, der mehr Repräsentation und ein Denkmal dazu verlangte: und nun wurde die Disposition umgekehrt, der schon fertige Aufriß aber nicht auch prinzipiell geändert. Um die nachträglich geöffnete Apsis als Eingang weithin zu bezeichnen, ist darüber auch eine Kuppel errichtet worden und, da Irrthümer vermieden werden sollten, eine, die doppelt so groß ist wie die erste. Das geforderte Denkmal hat dann — zuletzt — auf einer Ausbuchtung der dem Museum schlecht ankomponirten Brücke Platz

gefunden. Vielleicht war der Hergang nicht einmal so, sondern irgendwie anders; aber dieser Eindruck rathloser Verwirrung, vieler Köpfe und vieler Sinne wird durch die Architektur auf jeden Unbefangenen hervorgebracht.

Zu diesem besonderen Fehler der Disposition ist der auch sonst übliche gekommen, das Ausstellunghaus als regelmäßigen Palazzo auszubilden. Da der Bauplatz ein spitzes Dreieck mit zwei ungleich langen Schenkeln ist, hat dieses Prinzip, das nach außen quadratische Regelmäßigkeit vortrügt und dadurch mit dem Grundriß in Widerspruch gerathen mußte, zu bedenklichen Täuschungen geführt. Zuzugeben ist, daß der Bauplatz eine ungünstige Gestalt hat; aber interessant gegliederte Baumassen ergeben sich gerade da, wo Terrainschwierigkeiten klug Rechnung getragen wird. Dieser Bauplatz forderte gebieterisch verschiedene Gruppen und Höhen. Jetzt aber hat man nirgends einen reinen Ueberblick nur über zwei Fronten; überall glaubt man, vor einem quadratisch symmetrischen Gebilde zu stehen. Jede Massen- und Raumwirkung fehlt und jede Front hat nur Beziehung zu sich selbst. Tritt man dann zurück und sieht, daß die beiden ganz unorganisch hinzugefügten Kuppeln eine quer durch das Gebäude laufende schiefe Achse bezeichnen, so faßt man sich an den Kopf. Das lebhafteste Bemühen, von den Baugliedern sich das innere Sein des Hauses deuten zu lassen, bleibt ohne Erfolg, so lange man den Grundriß nicht kennt. Der schiefen Mittelachse widerspricht die Paradesymmetrie der Fronten; und daß die kleinen Giebelbildungen der Langseiten auch wieder schräge Nebenachsen illustriren, vermag eine mit dem künstlichen Grundriß unbekannte Phantasie nicht zu ergründen. So setzt sich der Widerstreit von Schein und Sein bis ins Einzelne fort und nur darin ist Folgerichtigkeit vorhanden: die falschen, tadelnswerthen Grundsätze, die das Ganze gebildet haben, werden von allen Detailformen variirt. Von den schlechten, unmusikalischen Verhältnissen der Säulen-, Gesims- und Fensterformen, von der schulmäßigen Langweiligkeit des Ornamentalen und von dem grotesken Kaiser Friedrich Denkmal des münchener Bildhauers Maison, das sich den Leistungen der neuen berlinischen Bildhauerschule würdig anschließt. Auch dem Ruhigen bleibt nur eine Bezeichnung: Majestätischer Kitsch!

Was der Repräsentation geopfert ist, zeigt sich ganz erst beim Betreten des Hauses. Draußen könnte man vorübergehen; drinnen aber möchte man doch die herrlichen Kunstwerke, die Bodes Sammeleifer und Finderglück in großer Fülle in so kurzer Zeit angehäuft hat, genießen. Und überall sieht man sich daran durch den Architekten gehindert. Es wäre der Mühe we alle Fehler dieses theuren Prunkgebäudes im Einzelnen nachzuweisen, an einem überzeugenden Beispiel zu zeigen, in welcher Leblosigkeit uns „hohe" Baukunst, trotz allen Weckſignalen der Zeit, verharrt. Dazu e wären Pläne und Zeichnun en unerläßlich und ein Raum, der hier nicht

fügbar ist. Doch genügt eine Aufzählung der gröbsten Irrthümer, die sich beim Durchwandeln des Gebäudes auch dem denkenden Laien aufdrängen, um einen Begriff zu geben, daß wieder einmal ungeheure Summen für eine leere Idee verschleudert worden sind.

Man betritt das Haus durch eine Thür, die sich — neben anderen, aber nicht benutzten Thüren — in der nach außen gekrümmten Apsiswand befindet. Das giebt sofort ein unbehagliches Gefühl, weil ein Eingang, dessen Wände sich unübersichtlich seitwärts vom Eintretenden fliehend wegrunden, ein Gefühl erzeugt, wie es einem gastlich Aufgenommenen erspart sein sollte. Dann gelangt man in eine Halle. Der erwartungvolle Blick durch die Mitte wird von einer Nachbildung des Kurfürstendenkmals von Schlüter — das man doch ein paar Schritte weiter im Original haben kann — versperrt; das Auge kann dieses große Reiterbild aber nirgends umfassen, weil keine Entfernung zum Zurücktreten vorhanden ist. Nur vom Podest der ersten Etage aus ist ein Ueberblick möglich; doch sieht man dann hinab und hat darum nichts vor sich als eine arg verzerrte Masse. In seitlichen Apsiden führen zwei Treppen, deren Stufen schlecht abgemessen sind, in den Ersten Stock. Die Wände dieser Seiten werden von Fenstern durchbrochen, die nirgendhin führen, nicht für die Belichtung, sondern nur zur „Belebung" geschaffen sind; denn sie sind mit dunklen Stoffen dicht verhangen. Dieses seltsame Fensterprinzip wiederholt sich noch grotesker in der Kuppel. Dort ist in der Mitte ein großes, von Ornamenten auffallend bezeichnetes, rechteckiges Fenster angebracht. Dieses wird außen, gleich hinter den Scheiben, von einer Sandsteinmauer vollständig geschlossen, bis auf eine kleine Lichtöffnung, die zufällig am oberen Rande sichtbar wird und die von einem ovalen Fenster stammt, das außen, für die Fassade, angebracht worden ist. Nichts charakterisirt den Geist des Bauwerkes besser als dieses Beispiel. Der Architekt braucht für die äußere Fassadendekoration ein rundes Fenster und bringt es an; er braucht für die innere Kuppeldekoration ein rechteckiges und schlägt es in die Mauer; wie sich die beiden Oeffnungen zu einander verhalten, ob sie einander entsprechen oder überschneiden, ob das innere von der Außenwand zugemauert wird, kurz, ob irgend eine Beziehung von Fassade und Innerem vorhanden ist: Das kümmert ihn nicht im Geringsten. Ein Fenster ist ihm eine Dekoration, ein Ornament. Aus der Dämmerung der in jener kalten, coulissenhaften Prächtigkeit, die wir in Ihnes Arbeiten vor dem Brandenburger Thor staunend kennen gelernt haben, sich spreizenden Vorhalle gelangt man im ersten Stockwerk in einen breiten, halbrunden Gang, der nicht nur durch riesige Seitenfenster, sondern auch durch Oberlicht ein Uebermaß von Helle empfängt. Die Strahlen kreuzen sich, heben die Lichter, die Schatten und Reflexe auf und machen die kalte, weiße, charakterlose Architektur zu etwas ganz Nebel-

haftem. Von diesem grell gleißenden Korridor aus wird man an beiden Seiten in die Kabinete entlassen. Das erste wird nur durch ein kleines Oberlicht erleuchtet und wirkt, wenn man aus der grellen Lichtfluth kommt, ganz nächtig. Aber dort darfs dunkel sein; es hängen ja nur Bilder an den Wänden.

Unten setzt sich die Mittelachse quer durch das Haus in einen basilikaartigen Raum fort, dessen Wände zwei Reihen sehr großer Nischen aufweisen. Wie man hört, haben sie die Bestimmung, große Altarbilder aufzunehmen. Leider besitzt die Sammlung keine Gemälde von auch nur annähernd so großen Dimensionen; deshalb hat man die kleinen Kirchenbilder und Sakralskulpturen hier untergebracht, was einen bejammernswerth hilflosen Eindruck macht. Das Licht in diesem kahlen, öden Raum fällt kalt durch kleine, häßliche Fenster, die Architektur reizt zum Gähnen und das lehmige, freudlose Grau läßt vor den paar Kunstwerken nicht die Spur einer Stimmung aufkommen. Abgeschlossen wird der Mitteltrakt durch eine Rotunde, die wieder Treppen zum Ersten Stock enthält. Hier wird der Sonntagsbesucher durch eine Fülle edlen Materials verblüfft; zwei Treppen schwingen sich unübersichtlich mit goldenen Gittern, an Marmorwänden und Bronzekapitälen vorüber, nach oben und rings in den Nischen ist der Alte Fritz mit seinen Haudegen zu schauen. So malt sich die Pantheonidee in den Köpfen der Heutigen. Diese ganze Mittelpartie ist für die Ausstellungzwecke fast verloren; rechnet man die fünf unregelmäßigen Höfe hinzu, die bei dieser Art der Anlage nothwendig wurden, so erhält man eine nutzlos verthanene Grundfläche, von der doch, bei so beschränktem Bauplatz, jeder Quadratmeter werthvoll war. Für die Bilder und Skulpturen bleiben eigentlich nur zwei schmale Seitenflügel.

Der eine dieser Flügel liegt an der Südseite und an hellen Tagen kämpfen dort die Galeriediener ohne Rast einen harten Kampf gegen das Sonnenlicht. Von den Beleuchtungverhältnissen gelassen zu reden, ist schwer. Was die herrlichen Palastfenster, die draußen so symmetrisch aufmarschiren, werth sind, erkennt man bei der Betrachtung der Kunstwerke. Im unteren Stockwerk giebt es Bogenfenster. Von diesen ist nicht nur der obere Rundbogen mit Stoff verhüllt, weil das hoch einfallende Licht nicht zu gebrauchen ist, sondern auch die untere Hälfte des Glases, weil die Kunstwerke das zu tief einstrahlende Licht nicht vertragen. Von dem Riesenfenster hat also ein Drittel (oder höchstens die Hälfte) praktisch die Funktion eines Fensters zu erfüllen; die anderen sind überflüssig, ja, schädlich. Doch von außen, auf den Vorüberwandelnden, wirkt das Bogenfenster sehr imposant: und Das ist natürlich die Hauptsache. Trotz allen Photographenoperationen mit den Vorhängen bleibt das Licht schlecht. Daß der gelbliche Stoff allen Gegenständen einen gelben Schein giebt, mag hier unten hingehen, denn es handelt sich um Skulpturen; aber da die Fenster schematisch in gleichen Abständen angelegt sind, kommt es vor, daß relativ kleine

Räume vier dreiflügelige Fenster haben und andere — zum Beispiel: die Eckzimmer — nur eins. Dort ist zu viel Licht und hier bleiben die Tiefen des Raumes, die den besten Aufstellungplatz bieten, dunkel. Ein drastisches Beispiel findet man in dem Raum, wo die herrliche Madonna von Benedetto da Maiano aufgestellt ist. Diese Skulptur mußte zwei bis drei Meter vorgeschoben werden, damit sie in gutem Licht steht; künstlich wurde ihr ein Hintergrund aus Stoff gebildet und der ganze Platz bis zur Wand und die Wand selbst sind für die Aufstellung absolut verloren. Die meisten Säle an den Höfen haben schlechtes Reflexlicht; ganz schlimm aber wird es im Ersten Stock, in den Sälen an der Südseite, wo die alten Niederländer untergebracht sind. Diese Kabinete haben zugleich Seitenlicht und Oberlicht. Scheint die Sonne, so werden die Seitenfenster dicht mit gelblichem Stoff verhängt, was allen Bildern die Farbe fälscht; und bei bedecktem Himmel hat man Doppellicht, von oben und von der Seite. Dank dieser Einrichtung muß man für fast jedes Bild einen anderen Standpunkt suchen, um dem fatalen Glanz zu entgehen. Es giebt Bilder, sogar Bilder von Rembrandt, die nur von einer Ecke aus zu genießen sind, weil sie überall im Doppellicht spiegeln, wie ein Glas. Diese Anordnung scheint an der Südseite des Sonnenlichtes wegen getroffen zu sein; das Oberlicht soll aushelfen, wenn die Seitenfenster verhüllt werden müssen. Warum aber hat man sich dann nicht auf Oberlicht beschränkt, wie in den Mittelsälen des Ersten Stockwerkes, wo die Lichtverhältnisse doch recht gut sind? Die Antwort kann wieder nur lauten: Weil der Architekt für die Fassadenwirkung geometrisch angeordnete Palastfenster brauchte. Eine andere Seltsamkeit giebt es im Saal der gothischen Skulpturen. Dort fällt das Licht — Reflexlicht von zwei Höfen! — in die einzelnen Abtheilungen von zwei gegenüberliegenden Seiten, so daß jedes Fenster immer die Schatten des anderen beleuchtet. Ein vorplatzartiger Saal in dieser Abtheilung hat dann wieder gar kein Fenster, sondern empfängt nur Reflexlicht aus den Nachbarräumen. So wechselt beim Durchschreiten des Museums grelle Helligkeit mit flackernder Dämmerung und irritirendem Streiflicht.

Als Ausstellungräume wirklich brauchbar sind im oberen Stock nur die Säle, die reines Oberlicht haben. Hier aber, wo das Auge delikatere Unterschiede aufnehmen kann, zeigen sich deutlich die Fehler der Wandbespannung. Im Gegensatze zu der Verschwendung von edlem Material in den repräsentativen Räumen, sind dort oben die Wände mit gestrichener, schablonirter Leinwand bespannt, der Malerkunst Seidenglanz anzutäuschen versucht hat. Eine der Museumsverwaltung ergebene Persönlichkeit hat erklärt, diese gestrichene Leinwand sei gewählt worden, weil die Töne der in sich gefärbten Stoffe im Licht oft Veränderungen unterworfen sind und weil beim Umhängen der Bilder dann leicht häßliche Flecke entstehen. Erkennt man diesen Grund an, so muß

man fragen, warum in einer Reihe von Kabineten trotzdem solcher Stoff benutzt worden ist. Und wenn die bemalte Leinwand hingenommen werden kann, so ist damit nicht die Imitation des Damastcharakters auf Grund alter Renaissancemuster entschuldigt. Doch auch Das könnte verschmerzt werden, wenn die Farben der Stofftapeten wenigstens richtig gestimmt wären. Da es sich um Anstrich handelte, konnte die Nuance genau bestimmt werden. Dennoch giebt es viele Säle, wo der Wandton entschieden falsch steht und den Bildern schadet. Die rothen, grünen oder violetten Farben sind fast nie neutral genug und dissoniren mit den Akkorden der Malerei. Verstärkt wird dieser Eindruck koloristischer Unzulänglichkeit durch die brutale Farbe der marmornen Thürumrahmungen. An einzelnen Stellen wird der schrille Zusammenklang von Wandton, Holz- und Marmorfarbe unerträglich; und während das Auge sich so ärgert, soll es zugleich doch einen Rembrandt genießen! Furchtbar wird die Stimmung in den unteren Räumen, wo die prachtvolle Münzensammlung und die wundervollen italienischen Plastiken in einer ganz interimistisch anmuthenden Weise untergebracht sind. Nie verläßt Einen dort, zwischen den kahlen Wänden, öden Architekturformen, auf dem häßlichen grauen Fliesenboden, die Empfindung, man wandere durch einen noch unfertigen Bau; das Aeußerste an Unbehaglichkeit ist erreicht. Die nackte Lieblosigkeit hat diese Räume gebildet; die formlosen Gewölbedecken, langweiligen Kassettenplafonds und die dürftigen Verbindungen von Decke und Wand sind Dutzendarbeiten eines akademisch gedrillten Maurermeisters. Nur hier und da kommt man einmal zum reinen Genuß der reichen Schätze, die rastloser Sammelfleiß aufgespeichert hat, die unter diesen Umständen aber fast nirgends zu intimer Wirkung kommen können. Das Volk wird in diesen Räumen der Kunst noch mehr entfremdet; die lebendigen Beziehungen zum Schönen werden künstlich gelöst, wo sie geknüpft werden sollten.

Erwägt man die Umstände, so kommt man zu dem Schluß, daß ein zweckmäßig konstruirter Putzbau bessere Dienste geleistet hätte als dieser kostbare Prunkpalast aus Sandstein. Mit zwei Dritteln, ja, vielleicht mit der Hälfte der Bausumme wäre Etwas zu machen gewesen, das nicht nur zweckvoller, sondern auch wirklich künstlerisch werthvoll gewesen wäre. Von diesem Ergänzungbau zu dem vorn am Lustgarten liegenden Museenkomplex gilt das Wort, das Roscher in seinen „Grundlagen der Nationalökonomie“ ausspricht: „Ein Haus, das sechzig Jahre lang vorhält, für zehntausend Thaler zu bauen ist sparsamer, als ein Haus für zwanzigtausend Thaler auf vierhundert Ja denn schon in sechzig Jahren beträgt der Zins der gesparten zehntausend Tha so viel, daß man drei solche Häuser davon bauen könnte. So besonders Häusern, die bei wachsender Benutzung erneuert werden müssen. Von G bäuden mit einem blos darstellenden Zweck gilt Dies freilich nicht.“ Dies

letzte Satz würde auf Schinkels Monumentalbau passen; nach dem Prinzip der ersten Sätze aber mußte das Kaiser Friedrich-Museum gebaut werden, das der Mißverstand nun in ein majestätisch prahlendes Unding verwandelt hat.

Wer ist jetzt verantwortlich? Wer schuldet Denen, die dieses Gebäude bezahlt haben, Rechenschaft? Ich gestehe, daß ich Keinen finde, dem man im Ernst die ganze Verantwortung zuschieben könnte. Die Nation selbst ist schuldig, die sich in Fragen der Kunst willenlos bevormunden läßt.

Eine Freude ists wahrlich nicht, ein nationales Werk so hart tadeln zu müssen. Und es ist ein undankbares Beginnen, wenn man während des Tadelns fühlt, daß Einen nur Die richtig verstehen werden, die sich das Bessere vorstellen können. Man kann sich jedoch von Zeit zu Zeit solcher trüben Arbeit nicht entziehen. Denn es handelt sich nicht um unbeträchtliche Fragen des Geschmackes, um Streitigkeiten über Aesthetik, sondern um Höheres. Schlechte, leichtsinnig gemachte Kunst ist in dem selben Maß unsittlich und korrumpirend, wie gute und ernste Kunst sittlich und kulturbildend ist. Und weil alles wahrhaft Künstlerische der reinste Ausdruck der höchsten ethischen Fähigkeiten des Menschengeistes ist, wird es zur Pflicht, da eine energische, selbstbewußte Abwehr zu fordern, wo die Gefahr besteht, daß das allgemeine, wenn auch latente Empfinden durch eine im Tiefsten unwahrhaftige Pseudokunst verwirrt und geschädigt wird. Wie der Kaiser glaubt, Das, was er „moderne Kunst" nennt, verderbe das Volk, so glauben die besten Kenner unserer Zeit, daß die akademische Lüge, wie sie sich so grotesk im Kaiser Friedrich-Museum enthüllt, ein schwerer Schade für unsere Kultur ist. Da der Monarch die Macht hat, seine Meinung in Thaten umzusetzen, sind die Theoretiker, die nur ihre Feder haben, so sehr im Nachtheil, daß von praktischen Erfolgen eines Meinungskampfes vorläufig noch gar nicht die Rede sein kann. Die Volksvertretung zur Hilfe zu rufen, scheint mir darum die nächste Aufgabe. Wenn wir nicht alle preußischen Abgeordneten für Barbaren halten sollen, müssen sie jetzt endlich zeigen, daß sie nicht nur die berechenbaren materiellen, sondern auch die wichtigeren unwägbaren Kulturinteressen der Nation zu vertreten entschlossen sind.

Friedenau. Karl Scheffler.

Diese Betrachtung noch vor dem Lärm des Domweihefestes zu veröffentlichen, schien n Herausgeber wichtig. Alles, was Herr Scheffler hier über das Kaiser Friedrich-useum sagt, klänge allzu mild, wenn es auf den neuen Dom angewandt würde. Da ist Gipfel erreicht; wieder einer. Wieder ein großer Aufwand nutzlos verthan. Wir nen nur noch hoffen, daß auch die Preßkritik (wo sie nicht den Pietschen anvertraut endlich den Muth findet, laut und schroff auszusprechen, was ist.

Der Graf von Charolais.

Wenn Richard Beer-Hofmanns Trauerspiel den Namen des Grafen von Charolais trägt, so meint es nicht ihn als selbstherrliche Einzelgestalt, sondern, im bescheideneren antiken Sinn, als den Anlaß, wodurch und woran ein Geschehen sich vollzog. Gleich von Beginn setzt das Spiel damit ein, — großzügig, ohne psychologische Umschweife: nichts charakterisirt den Grafen von Charolais, was nicht dem Grundthema von der Vaterliebe dienstbar würde. Das Voraussetzunglose an ihm, das Heimlose, dies Stehen wie in leerer Luft, giebt seinem Verhältniß zum Vater erst jene äußerste Betonung, die erklärt, daß er den Leichnam noch des Hingeschiedenen mehr liebt als seines eigenen Körpers freies Leben. Einer Mutter Kind, die er ihres hochberühmten Stammes erschöpften letzten Sprossen nennt, und selbst ein „Letzter", entbehrend der „Faust, die zugreift", hängend am Vergangenen, — Einer, an dem ein „Ritzer" schon zur Wunde wird, die zu bluten gar nicht aufhört, erscheint er ganz und gar Gefäß pietätvollsten und innerlichsten Fühlens, das auf Alles zu verzichten weiß, was nicht es selber ist: „Herr ist das Schicksal über allen Dingen, doch hier bin ichs!" Mit gleich poetischer Ausschließlichkeit stellt sich neben den Vaterkultus des Grafen von Charolais im nächsten Akt die Liebe des greisen Präsidenten zur einzigen Tochter: das Bangen eines Vaters vor den künftigen Freiern, deren einer ihm sein Kind einst entwinden wird kraft jener selbstischen Erotik, die fälschlich gleichfalls Liebe heißt. In der väterlichen Inbrunst des Präsidenten aber läßt sich bereits das schrankenlose Gefühl nach zwei Seiten als verschiedenwerthig erkennen. Nach der einen als Hoheit der Auffassung von den menschlichen Beziehungen unter einander, — wundervoll enthalten in den dichterischesten Worten dieser Dichtung: „vom Menschen", der erschaffen ward noch vor „Mann" oder „Weib". Nach der anderen Seite als ein Mangel der Auffassung, ein Blindpunkt im Urtheil, unfähig, das Wesen der Geschlechtsliebe ganz zu sehen: Désirées Vater selbst hat als alternder Mann gefreit ohne Neigung, aus Sehnsucht nur nach dem Kinde, das er „schon lieb gehabt, ehe es zur Welt kam." Indem er Charolais, allein um Dessen Herzenspietät willen, sich zum Schwiegersohn bestimmt, hoffend, Diesem werde der Jugend Liebesgrausamkeit fremd sein, giebt er Désirée so zu sagen nicht total an den Mann fort. Wenn auch aus menschlich edleren Motiven, handelt er nicht weniger wider den Sinn der Natur als etwa der alte Paramentenmacher, der dem Herrn Grafen gegen Schuldbezahlung die Tochter anzuhängen wünschte. Diese Einseitigkeit, die das erotische Moment im Schicksal Désirées einfach ausfallen läßt, dem ganzen Zauber und Ungefähr, von denen Glück wie Elend kommen die Thür schließt, führt im natürlichen Verlauf der Dinge zu Verwickelungen

zu denen der Charakter der Gräfin von Charolais an sich keinen Anlaß gäbe. Das vielgerügte Ehebruchsdrama, dem anscheinend das Drama der Vater- und Kindesliebe unvermittelt den Platz räumen muß, ist in Wahrheit mit streng dichterischer Logik in dieses hineinverarbeitet worden. Désirée erliegt nicht so sehr einem bestimmten Verführer wie der Verführung des werbenden Mannes dem wählenden Weibe gegenüber, dem Charolais von Langen, Bangen und Herzenspein nicht gut reden konnte, als er sie eben so unerwartet zu Eigen empfing wie die beglichenen Schuldscheine. Sobald er, zum Schluß, das Pathos ähnlicher Worte findet, weil seine Liebe mit seinem Herzblut aus ihm herausgerissen wird, da stammelt, selig durchschauert, Désirée: „Sprich weiter! Ich hab' Dich lieb! Nur Dich!" Und augenblicklich klärt sich ihr Gefühlsirrthum, — ja, man muß es wohl so nennen: ihre Personenverwechselung. Gewiß ist ihr rascher Fehltritt, ist die zwingende Suggestion, die der Vetter Philipp auf sie übte, nicht bis ins Letzte motivirt im Sinn einer realistischen Einzelschilderung: allein Dies entspricht, wie mir scheinen will, durchaus dem Stil der ganzen Dichtung, die von Beginn an mit anderen Mitteln arbeitet und wohl nicht nur zufällig von diesem Liebespaar uns wenig mehr schauen läßt als das Geberdenspiel zweier schwarzen Silhouetten vor der rothen Gluth des Kaminfeuers. Denn nicht aus jenen subtilen Motivationen, die tragisch oder komisch in den einzelnen Personen als ihrem letzten Grund und Ziel stecken bleiben, erstehen hier vor uns Gestalten wie auch Geschicke, vielmehr aus wenigen breiten Zügen, deren Ineinander erst den lebendigen Zusammenhang auch psychologisch vollendet.

Der Schlußakt, Charolais Rache an Désirée, verdeutlicht es nicht minder. Anders aufgefaßt, könnte es störend wirken, daß er, der zu Anfang in seiner grenzenlosen Kindesliebe übermäßig weich erschien, nun, in eben so grenzenloser Härte, unvornehm die Gelegenheit versäumt, dem Präsidenten die Güte zu vergelten, von der er einst sich willig retten ließ. Der Greis, zur Stelle geschafft noch in voller Amtstracht, auf den erhöhten Stufen dastehend in unfreiwilliger Richterhoheit, gedrängt zur Verurtheilung seiner Tochter, zum Todesspruch über sie, umsonst ihr Leben erbettelnd: Das ist ein Gegenstück zu jenem Gerichtstag, der für Charolais so überschwänglich gnadenvoll abgeschlossen hatte, eine Erinnerung, die ihn als Charakter zu richten scheint. Versteifen wir uns jedoch nicht auf den Titelhelden als Einzelperson, die durchaus in sich selbst unser tragisches Interesse rechtfertigen soll, sondern gehen auf die Tragik des Ganzen, dann überzeugt uns der Zusammenhang sofort. Denn eben als der vornehm und weich fühlende Mensch läßt Charolais es offenbar werden, wie überaus Verschiedenes, ja, Unvereinbares das nämliche Temperament aus uns macht, je nachdem es dabei um Kindesliebe geht oder um Geschlechtsliebe. Wohl ist auch diese in Charolais, seiner Natur und Art entsprechend,

menschlich vertieft: sein Glück durch Désirée glaubt er überschwänglicher nicht schildern zu können als in den schönen Worten: „Vergessen konnt' ichs, daß mir ein Vater starb!" Und heißer noch als nach ihrem Leib begehrt sein Sehnen, „aus mir in sie zu flüchten", wie in Mutter-Zuflucht fast, wenn die „alte Urangst aller Kreatur" auf ihn herniederweht. Gerade deshalb aber deckt in seiner Rache sich die Selbstsucht erotischen Fühlens als solchen auf, für die er als Persönlichkeit nicht kann, weil in alle Ewigkeit ihre monströse Formel lautet: je bedingungloser er geliebt, desto unerbittlicher muß er verwünschen und vernichten; je unentbehrlicher ihm die Wiedererhebung der Geliebten für sein Leben ist, desto gefühlloser heischt er ihren Tod. Nichts, nicht eines Sandkorns Bruchtheil, hat drin Raum von der anderen Liebe, die am Besten der rothe Itzig feiert, da er ihm vom „Vatter" spricht: „Dieb, Räuber, Mörder hätts Ihr werden können, er hätt nix aufgehört, Euch lieb zu haben. An' unbescheidenen Wunsch hat er gehabt: daß Ihr die Augen sollts zudrucken ihm, und nix, er Euch."

Die Gegensätze beider Liebesarten würden hier als schlechthin unüberbrückbare klaffen, stände in der Schlußszene zwischen den Männern — dem Gatten und dem Vater — nicht die Frau. Ihre Stellung innerhalb des Ganzen ist also wahrlich bedeutsam genug, ungeachtet Dessen, daß sie lediglich vom Mann aus gesehen auftritt, sei es vom werbenden oder väterlichen, von seiner Leidenschaft oder Güte. Sogar der Trieb zum eigenen Blut und Leben erhebt in ihm sich erst zum Vollbewußtsein, zu individuellem Ereigniß: die Dichtung der Vaterliebe ist es. Das Weib wird selbst hierin dem Manne gleichsam angeschmiegt: Mutter durch ihn; die Hingegebenheit an ihn das Primäre. Erscheint sie aber dadurch gelegentlich fast bis ins Dinghafte vor ihm willenlos (siehe Philipp!), so ist sie doch mit ein paar starken Strichen auch in ihrer ganzen Größe hingestellt. Mitten im Grauen der Schlußszenen, in den Tod hineingefoltert von ihrem Gatten, ist Désirée die Einzige, von der Charolais verstanden wird, sie allein, die Versöhnendes von ihm zum alten Präsidenten spricht: und nicht etwa im Sinn der Sentimentalität, sondern indem sie die grausam kalte Härte der Handlungen durchschaut und darunter, dahinter das ewige Motiv der Liebe findet. Mitten in ihrem entsetzensvollen Leide durch ihn bleibt sie im Stande, mit ihm zu leiden, kommt mit ganzer Seele dem Menschlichen entgegen, das sehnsüchtig in seiner Liebe nach ihr als nach seiner Zuflucht verlangt hat; und als sie stirbt, thut sies, zugleich dem Gehorsam gegen ihn, ihren harten Herrn, doch auch mit der Inbr einer Mutter, die ihr Kind von seiner Qual befreien will. Das letzte L des Mannes an das Weib ist demnach schützen wollende Güte, das des Wei an ihn ein erlösen wollendes Verstehen. Das Weib, die Menschgebärerin, das Blutband der Geschlechter wirkt und erhält, den Vater im Kinde s

setzt, empfindet ihre Zusammengehörigkeit mit ihm noch im Erotischen und Mütterlichen einheitlich. In ihr, „noch nicht entlassen aus geheimnißvollen alten Urverträgen," schließt sich des Naturgeschehens Kreis; und wenn sie, vom Vater hinweg, der sie schützen will, zum Mann sich stellt, der sie opfert, so erneuert sie damit nicht die Gegensätze Beider, hebt vielmehr sie auf in ein Gefühl. Nicht der tragische Heroismus Désirées ist es, nein: der des Weibes überhaupt, daß sie des Greises tiefe Lehre: „Gott schuf den Menschen" zu ersetzen hat durch die tiefere: „er schuf sie Mann und Weib". Die tiefere und die seichtere auch, Beides: Das eben kennzeichnet die Tragik des Weibes als Geschöpf, wohl ergänzbar, nie aber mehr überbietbar durch irgend welche menschheitliche Entwickelung.

Aus diesem Grunde genügen Augenblicke, um Désirée aus ihrem Niedergang auf des Dramas Gipfelpunkt hinaufzurücken. Das Lager der Sterbenden und den darüber gebeugten Greis, der sie liebte, sieht man vor sich als Abschluß gebendes Bild, wie wenn es nicht seitab stände, sondern in der Bühne Mitte, ganz sie einnehmend und dadurch Charolais verdrängend, so daß nur wie von fern her noch sein Reden hineinklingt, scheinbar überflüssig, überhört fast. Denn in der That gleitet er damit einfach zurück ins Leere, aus dem er kam, ins blinde Ungefähr, woraus nur ein Zufall ihn heraushob, hierher ihn stellend, vor unser Interesse. Durch nichts wird diese Verlassenheit einleuchtender als durch den Umstand selbst, daß der Zuschauer des Trauerspieles sich gewissermaßen mit getroffen fühlt, wenn Charolais am Schluß klagt: „Und Keiner, Keiner sieht mich an!" Wohl darf er fragen: „Ist dies Stück denn aus, weil Jene starb?" Denn im schärfsten Gegenbild zur jähen Sinnlosigkeit seiner Existenz sammelt alle Bedeutung und Erfüllung sich um die Beiden, die ihm vor Augen ruhen, umschlungen und Eins mit einander bis in den Tod, was auch geschehe: „Vater — Kind! Das bleibt doch!"

Doch kann, seinem Sinne nach, nicht das „Stück aus" sein mit der Rolle der Frau darin, als ob auf ihr allein dessen innere Einheitlichkeit beruhe. Denn diese ist im Gegentheil so festgewurzelt, daß sie bis in alle Abzweigungen hinein die treibende Lebenskraft bleibt und noch den oberflächlichsten Repräsentanten des einseitig Erotischen mit einbegreift, — zum Beispiel: Philipp. Désirée gegenüber sehen wir ihn fast lediglich als das Werkzeug der Verführung; aber vorher, im Zwiegespräch mit dem Sekretär, gibt auch sich uns in seiner ganzen Menschlichkeit zu erkennen. Auf den Vorwurf, er: „nicht zufrieden mit dem angeborenen Duft der Jugend", mit Jugend noch besprenge, den eigenen Reiz „wie auf einem Fahnenstocke vor sich trage", als eitler Geck ein Jegliches damit umwerbend, antwortet er: „So ist uns Angst, nicht Eitelkeit!" Ich werbe „um mein Leben!" Nicht Dies Das, nicht das Umworbene allein will er für sich gewinnen: er will, in

möglichst Vielem, das Dasein selbst; noch feiend zu beharren in „blühenden Provinzen", wenn dereinst sein „Reich zerfällt". „Ruhlos, sinnlos", ist auch sein Spiel nichts als jene „alte Urangst" der Kreatur, die sich aufgenommen fühlen will in den Lebensgrund, der Alles, was besteht, verbindet. So greift auch in ihm die Sehnsucht, noch in jedem lebensbunten Ding, nur nach dem Allumfassenden; und wenn er eitel sich dabei vergreift, gilt erklärend und entschuldigend sein Wort: „Denkt, ich bin noch jung!" Sein Tod reißt eine Entwickelung ab: seiner Art nach ist er, bei allem Saus und Braus, der Reife fähig an den tiefen einfachen Erfahrungen des Lebens, an eigener Vaterliebe vielleicht, befähigt zu einem Bekenntniß wie etwa dem des alten Präsidenten: „Nicht aus Sturm, Gewittern, gestirnter Himmelspracht und Schöpfungwundern sprach Gott zu mir: im Lallen meines Kindes . . ."; oder zur Jugendsünden Sühne durch die zärtliche Furcht vor Dem, was seiner Tochter Gleiches drohen könnte (weil doch mit gutem Recht die Philipps aller Zeiten den Freiern mißtrauen). In einer älteren Novelle von Beer-Hofmann (1894, „Das Kind"), meines Wissens seinem literarischen Erstling, wird bezeichnender Weise ein solcher Philipp (er heißt Paul) zum ersten Mal aus seinem Genußleben aufgeschreckt durch die Nachricht vom Tode seines (außerehelichen) Kindes. Wohl steht inmitten der Breite anschaulicher Lebensschilderung diese innere Begebenheit in Paul nur da als ein Zwischenfall, ein Anfall, eine Stimmung, über deren Einfluß auf ihn er staunt: „Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?" Die Bedeutung der Blutsliebe im Trauerspiel des Charolais gewinnt noch so wenig Gewalt darin wie das kleine Kind selber, das kaum die Augen zum Leben aufschlägt, um schon dahinzusterben. Erst in einer späteren Dichtung, „Der Tod Georgs", begegnet uns Philipp (wieder heißt er Paul) gereift zu dem Gefühl, daß „leben" nicht sei, ausbeuterisch genießend alle Dinge auf sich beziehen, vielmehr, sich einbegreifen lassen in aller Dinge Sein, sich darbieten ihnen, von Gewesenem zu Kommendem ein Band. Keinerlei stärkere Ereignisse, seien sie erotischer oder anderer Natur, zeitigen in ihm diese Einsicht; im Gegentheil löst das allein Wirkliche selber hier sich auf in Traum, in Stimmung, — und doch ist die Schrankenlosigkeit jeder Wollust enthalten darin und jeder All-Liebe Unermeßlichkeit. Der Tod Georgs bedeutet nur den Anlaß eines Anlasses zu nächtlichem Traum: von einer sterbenden Gattin, die nie war, von einem Rückblick auf das Leben mit ihr, das nie gewesen, worin jedoch sich regt, was auf dem Seelengrunde ruhen mochte von dunkler Angst und heiligen Erinnerungen — an einer Mutter Sterbebett vielleicht —, von Gedanken, längst verwoben zu Lebensblut, nur unterirdisch nährend, was der wache Tag erdenkt. Noch weniger all Das als Druck und Spiel der Luft: und doch zugleich der urgewaltige Sturm, der hinfährt über alle Kreatur! Vom Trauerspiel des Charolais kehrt man zurück zu diesem

wundervollen Buch, als gäbe es Raum für Etwas, wofür die Bühne dort — jede Bühne, auch die vollkommenste — zu eng umschlossen bleibt, weil Innen- und Außenwelt auf ihr zu grob sich scheiden. Denn über den sensationellen Schicksalen des Grafen von Charolais liegt so viel Traumstimmung und Traumeswirkung wie hier Wirklichkeit im Traum. Sollte zufällig nur, gleich am Beginn und breit — als Erstes, wovon wir, mit Romont, erfahren —, sich uns die Bedeutung aufthun vom Vater- und Sohnesverhältniß des Blinden zum Wirth? Ehe noch das Hohelied der Vaterliebe Charolais von den Lippen kommt, leitet die Stimme des Wirthes, heiser geworden am Leben, in unreineren Tönen es ein, sich damit brüstend, daß sein blinder Vater, Dank ihm, ein ganzes Leben um sich habe, das gar nicht ist: Wohlergehen und Geldeswerth, im Hause eine junge, blonde Frau und Bilder an den ungeschmückten Wänden. Von Zeit zu Zeit, unter dem Alb des Schrecklichsten, mahnt uns der Anfang leise, die stofflichen Vorgänge ein Wenig von uns abzurücken, sie gleichsam geschlossenen Auges zu überschauen. Jedes Wort, am Schluß von Charolais gesagt — ja, mehr noch, daß er Worte sagen muß —, gleicht einer Art Erwachen aus traumhaft unerhörtem Schicksal. Wie unerhört es immer sei: es gehört zu Dem, was zerrinnt, verweht, und auf sich selbst bezieht er sich zurück. Wie der Palast, der ihn soeben noch aufgenommen, um ihn zusammenschrumpft zur Allerweltschänke des Beginnes, so scheint auch diese selbst, mit all ihren Vorgängen, zurückzuweichen hinter ihn, sich zurückverwandelnd in irgend ein Haus am Straßenrand, daran er in Kriegsdiensten vorüberzog. Wenn er, beim Würfelspiel am Lagerfeuer, was ihm geschah, gleich einer Mär Troßmädchen und Soldaten zum Besten geben will, so liegt, neben Hohn und Bitterkeit, die ganze Verwunderung darin, womit wir unserer Träume Sinn und Unsinn nachgehen. Und wenn er im Fortgehen spricht: „Dann lösch' die Lichter, dieses Stück ist aus!" so hören und fühlen wir: „Der Tag ist da, ein Traum ist aus." Aus ist Das, wovon ihm däuchte, im glückvollsten wie im qualvollsten Augenblick: „Dies ist ein Traum nur Romont!" „Dies ist ein Traum! Nicht wahr, wir reiten durch Felder zur Stadt, ich hab' geträumt, im Sattel bin ich eingeschlafen. Es ist Nacht. Horch nur, die Thurmuhr, wie stark! Laß mich zählen . . ." Mitternacht. Mittag. Es ist der selbe Schlag.

Man kann verfolgen, wie — von der realistischeren Erzählweise in „Das Kind" an — dieses: den Dingen Distanz geben, zunimmt, verbunden mit einer immer künstlerischeren Pracht, worin sie auftreten, das geringste unter ihnen noch umkleidet mit dem goldgestickten Mantel hoher Wortkunst. Gelegentlich ist es so sehr der Fall, daß die schimmernden Oberflächen der Dichtung, die ihrem stofflichen Inhalt entrücken, auch ihre tieferen Unterströmungen ganz übersehen lassen, sie dadurch gleichstellend Werken vollendeten Artistenthumes, wo der

Gefühlsgehalt zwar seine letzten Formen findet, selbst aber aus ihnen langsam schon entweicht. Richard Beer-Hofmann schildert einmal, da er von einer Greisin spricht, des Alters Antlitz so wie dieses Ende lebendiger Kunstentwickelung. „So schien es, als hätte das Leben — ein großer Künstler — mit geduldigen Fingern rastlos daran gearbeitet, ihr Antlitz zu formen. Zusammengepreßt, gedichtet auf einen Raum, den zwei flache Hände klagend bedecken konnten, waren die Thaten und Leiden und Gedanken vieler tausend Tage. Starr, wie eine künstlich getriebene Maske von Erz, lag ihr Antlitz da. Seine Arbeit war vollendet; und leise, mit unmerklichen Schritten, trat das Leben von seinem Werk zurück . . . Was Leben schien, war nur die Wärme erkaltenden Metalles." Kein Zweifel, daß Beer-Hofmann so zu arbeiten liebt: Kunsthandwerker im höchsten Sinn am „erkaltenden Metall". Allein seiner Kunst ist ein Doppelgesicht eigen; und ihr zweites Angesicht blickt jung; denn das immer technischere Herausarbeiten der Dinge bietet nur die Kehrseite einer gleichzeitig, von Werk zu Werk, zunehmenden Tiefe und Wärme des dahinter waltenden Lebensgefühles, der Lebensauffassung. Ein paar einfachen, urewigen Erfahrungen des Daseins entnimmt diese Kunst ihre Entwickelung, ihre Steigerung, wie jeder stark und ursprünglich lebende Mensch die seine. Hier und da spürt man zwischen Beidem warm den Zusammenhang, so, wenn erst in den Schlußseiten von „Der Tod Georgs" erwähnt ist, daß Paul jüdischen Blutes sei, daß „sein Blut selbst zu ihm geredet" in seinem Ringen um des Lebens Sinn und gerechten Ausgleich aller Kreatur. Wie diese Voraussetzung des ganzen Werkes schlicht und beiläufig hinterherkommt, wirkt sie lebhaft persönlich, den künstlerischen Umschweifen der Technik kaum eingefügt. Auch in das Trauerspiel des Charolais trägt der „Jude" wider Erwarten Unmittelbarkeit hinein: der rothe Itzig, so markig hingestellt in seiner Kraft, von so starkem Gefühl überzittert, daß er damit fast aus dem leise stilisirten Rahmen der Dichtung tritt, — fußend auf wirklicher Erde, wirklichen Himmels unbegreifliche Höhe über sich. Zu strotzend von Leben inmitten der Schönheit der Uebrigen, zu wenig benöthigend des Antheiles an ihrem Zusammenhang, ein Stück Leben schlechthin, ein Stück mehr als nur dichterischer Liebe: und doch vielleicht eben deshalb das Leben, die Liebe, deren Blutwärme in die Anderen, sie erst schaffend, überfloß. Das „Drama der Vaterliebe" entnimmt mit tiefem Grund seine Wirklichkeit ihm, wie keinem sonst; verkörpert es sich doch in ihm als seinem typischen Vertreter, nicht erst seit den von ihm erwähnten Zeiten, da seine Väter auf dem Holzstoß flammten. In ihm deshalb, d Heimathlosen, lobsingt die Dichtung dem ewig unverrückbaren Heimathbo unser Aller, die über alle Welt vereinzelten und zerstreuten Menschen, glei sam in schöner Rache, darin einend und heimberufend. Und so, über d blos Nationale hoch hinausgehoben, wird hier sein Sinn zu des Menschlich

Sinnbild überhaupt: was er als Jude sprach und that, hallt nach im Bekenntniß Charolais', als der alte Präsident von ihm Güte statt Recht verlangt: „Ich bin ein Mensch und kann nur Unrecht thun und Unrecht leiden, — leiden!"

Menschlich stark, wie der rothe Itzig hinter dem Drama steht, ist hinter dieser Dichtungen Artistenthum das Dasein selber wach, seinen Endwerth zu traumhaft spielender Pracht der Worte sammelnd, — sich darunter bergend, wie sich im Leben ein Gefühl wohl unter formloser Wortkargheit birgt. „Worte, eines Lebens Gewinn", heißt es in einer Strophe aus dem kleinen Schlaflied „an Mirjam" (Pan 1899), vorangesetzt dem Bühnenzettel zum „Grafen von Charolais". Wenn man es liest, ist es, als fühle man das Spiel menschlicher Lust und Trauer noch viel spielerischer ins Ferne entrückt, in noch viel feineren und zarter gewählten Kunstlauten redend, bis es nur noch, einem bunten Märlein gleich, hineinverwoben scheint in ein Kinderwiegenlied. Zugleich aber ist es, als fühlten wir daraus, in jedem seiner Rhythmen schwingend, machtvoll das Erleben, das es aus seinem Blute schuf, dem „Blut voll Unruh und Stolz" und Wärme. Worte, — gesprochen in eines Kindes Traum. Wellenflüstern über Meerestiefe.

Göttingen. Lou Andreas-Salomé.

Versuchung.

Wie Silberglocken klingeln mir Deine Worte
und locken mich hin unwiderstehlich und süß.
Ich stehe zögernd vor halbgeöffneter Pforte
und spüre bethörenden Duft vom Paradies.

Ein fester Griff: und unbemerkbar und leise
schließt sich das Thor mit zwingender Gewalt.
Jetzt bin ich taub für Deine Sirenenweise,
jetzt bin ich herzlos, jetzt bin ich hart und kalt.

Was ich jetzt suche mit heißen, tastenden Sinnen,
ist nicht mit Dir ein tändelnder Zeitvertreib.
Ich will mein verlorenes Selbst mir wiedergewinnen,
jetzt stör' mich nicht in meinen Aengsten, Weib!

Ich beuge mein Knie vor Deinen verhaltenen Thränen
und gäbe Dir gern, was ich von Dir empfing;
jetzt aber siehst Du, daß ich mit knirschenden Zähnen
und Blut und Schweiß um die Krone des Lebens ring'!

Helsingfors. Johannes Oehquist.

Conried und Viotta.

Eine höchst befremdliche Nachricht kommt aus Amsterdam. Der dortige Wagner-Verein beabsichtigt, den „Parsifal" aufzuführen. Nicht etwa einzelne Abschnitte der Partitur in konzertmäßiger Darbietung; nein: das ganze Werk soll szenisch dargestellt werden, in einem Opernhause vom herkömmlichen italienischen Zuschnitt, mit offenem Orchester und Proszeniumslogen, deren modisch aufgeputzte Insassen sich frech in das ernste Bühnenbild hineindrängen. Ganz wie im new-yorker „Metropolitain", wo der seltsam berühmte Conried die mit Brillanten übersäten Gattinnen oder Maitressen der sittenstrengen Männer von Tammany-Hall zum Zweck einer gelegentlichen Gewissenstoilette mit dem Mysterium vom Reinen Thoren erbaut. De rigueur sind bei diesen Veranstaltungen dunkle Gesellschaftkostüme, wenn möglich, noch etwas tiefer ausgeschnitten als solche, die bei Galavorstellungen im berliner Hofopernhause zur Verwendung gelangen dürfen. Am Tage darauf wird „Martha" oder „Lucia" gegeben, mit weißen oder lachsfarbigen Atlasroben im ersten und zweiten Rang. Décolleté wie bei der Parsifal-Verhunzung. Bleibt abzuwarten, ob Mefrouw Knotje annähernd so viele Brillanten zur Schau stellen kann wie Mrs. Hopkins oder Mrs. Thompson. Kann sies nicht, dann müssen sich die Amsterdamer den New-Yorkern gegenüber blamiren. Wenn Multatuli noch lebte, würde er, als kleinerer Geistesverwandter Ibsens, seinen Landsleuten die „ideale Forderung" vorlegen. Aber vielleicht schreibt Heijermanns eine Komoedie mit hübschen Milieubildchen aus dem amsterdamer Wagner-Vercin; ein Akt würde genügen. Da er kein Blatt vor den Mund zu nehmen gewohnt ist, mag er in den Dialog auch ein kräftig Wort über Herrn Conried einfließen lassen.

In Deutschland geht es nicht an, zu bestreiten, daß Conried ein ehrenwerther Mann ist; man liefe Gefahr, vor Gericht gezogen und wegen Beleidigung eines Gentleman verurtheilt zu werden, wie es Michael Georg Conrad zu München geschah. Deshalb hüte ich mich auch wohl, auszusprechen, was ich von Herrn Viotta, dem Vorsitzenden des amsterdamer Wagner-Vereines, im Grunde meines lieben Gemüthes denke. So gut wie Conried würde auch er einen deutschen Advokaten finden, der seine Sache führte. Ja, er würde diesem Anwalt wahrscheinlich ein noch höheres Honorar zu bieten im Stande sein, als der Schaubudendirektor vom Broadway seinem europäischen Rechtsbeistand zahlte. Er könnte sich sogar mit leichter Mühe den allerberedtesten aussuchen. Denn er ist selbst ein Pflegling der Themis, — wie es heißt, kein unbegabter. Und Kapellmeister dazu. Es gab und giebt ja auch in Ländern der deutschen Zunge vortrefflich beanlagte und geschulte Juristen, die eine unglückliche Liebe zur Musik im Herzen tragen. Wie, zum Beispiel,

der sächsische Generaldirektor Hofrath Ernst Schuch oder der verstorbene Eduard Hanslick, der allerdings besser zu schreiben verstand als alle Wagnerianer zusammengenommen.

Manches Orchesterkonzert hat Herr Viotta bereits unter den Fittichen des amsterdamer Wagner-Vereines geleitet. Auch einige Aufführungen von Musikdramen, sofern ich recht berichtet bin. Seine Landsleute, die man als zähe Naturen kennt, sind aber dadurch nicht abgeschreckt worden, mit der Kunst des Meisters nähere Fühlung zu suchen. In der ansehnlichen Reihe von bayreuther Parsifal-Vorstellungen, denen ich von 1882 bis 1904 beiwohnte, waren unter den Zuschauern auffällig viele Holländer; sie behaupteten sich mit einer relativ stärkeren Durchschnittsziffer als Italiener, Franzosen und selbst Conriedianer. Hinfällig ist also die, wie es scheint, von Freunden des Herrn Viotta geflissentlich und vorsorglich herumgetragene Entschuldigung, „die bevorstehende Aufführung des Parsifal solle nur dazu dienen, die engere Gemeinde der amsterdamer Kunstfreunde für das Werk zu begeistern". Ich wette meinen Kopf gegen die seltenste Tulpenzwiebel, daß vier Fünftel aller Amsterdamer und Haager, die der Musik aufrichtig zugethan sind, das Werk längst in Bayreuth gehört haben. Was kann also allein die Triebfeder für die in Aussicht genommene Darstellung des Weihefestspieles an den trüben Wassern der Amstel sein? Der verstiegene Dirigentenehrgeiz des Vorsitzenden des amsterdamer Wagner-Vereines, des Herrn Henri Viotta.

Wer unter allen Musikern, die je den Taktstock geschwungen haben, möchte nicht die größten Opfer bringen, um nur einmal den „Parsifal" dirigiren zu dürfen? Denn es giebt in unserer Zeit keine bedeutsamere Aufgabe für einen Kapellmeister als die, seine Gestaltungfähigkeit an einer Schöpfung zu erproben, deren Handlung von der Hölle durch die Welt zum Himmel führt, in der jeder Gefühlston angeschlagen wird, jede Leidenschaft sich typisch eindrucksvoll darstellt, jede Wonne jubelt und jeder Schmerz aufstöhnt. Doch es ist wenigstens den sich selbst gegenüber aufrichtigen Künstlern eigen, sich in der Erkenntniß ihres relativen Könnens zu bescheiden. Fast nie dagegen den Amateuren (ich glaube nicht, daß in das Wort Amateur eine straffähige Beleidigung hineinzuinterpretiren ist). Amateure zeigen sich zu Allem fähig. Sie spielen öffentlich Klavier; sie machen Gesetze, ohne von den einschlägigen Materien einen Dunst zu haben; sie versorgen mittelmäßige Komponisten mit schlechten Operntexten; sie heirathen, wenn sie zum ersten Mal verliebt sind. Sie greifen nach den Sternen. Herr Viotta greift nach dem „Parsifal".

Doch, hör' ich einwenden, warum giebt sich ein Verein, der sich nach wie vor den Ehrennamen eines Wagner-Vereines zulegt, zu einem solchen Versuch her? Ach, guter Leser, weißt Du, was ein Wagner-Verein ist? Frage einmal bei Frau Wagner an, die vor einigen Jahren den Wagner-Vereinen

in bündigem Deutsch den verdienten Rath ertheilte, sie möchten doch ihre Thätigkeit auf ein recht sorgfältiges Studium der Schriften des Meisters beschränken, alles Andere aber füglich den künstlerischen und verwaltenden Kräften von Bayreuth überlassen. Wahrhaft erfrischend wirkte dieser Temperamentsausbruch der genialen Frau, deren Art es sonst ist, mit den feinsten, von ihr spielend gehandhabten Künsten der Diplomatie das Erstaunlichste zu wirken. Doch ich will versuchen, die von mir aufgeworfene Frage aus eigener, langjähriger Erfahrung zu beantworten. Wagner-Vereine sind solche, die erstens kein Geld für Bayreuth zusammengebracht haben; zweitens Dilettanten — Dilettant, siehe „Amateur" — Gelegenheit geben, ohne geistige Anstrengung Vorsitzender oder Schriftwart zu spielen; drittens alles Erdenkliche thun, was höchst unsinnig und gegen den ausgesprochenen Willen Wagners ist, also auch mit Vorliebe herausgerissene Bruchstücke aus den Dramen des Meisters im Konzertsaal aufführen; und viertens von der süßen Gewohnheit des Daseins um keinen Preis lassen wollen, obwohl sie seit Langem nur das fünfte Rad am Wagen sind. Die von Hans von Wolzogen in lauterem idealen deutschen Geist geleiteten „Bayreuther Blätter" und der durch die hingebenden Bemühungen von Friedrich Schön und Adolf von Groß ins Leben gerufene Stipendienfonds haben den dekorativen Vereins-Aufputz und -Apparat ganz und gar nicht nöthig. Ich kenne nur einen wahrhaften, aber ungegründeten „Wagner-Verein". Er besteht aus der Familie des Meisters, dem Verwaltungrath der Festspiele, Wolzogen und einigen seiner getreuen literarischen Mitarbeiter, Felix Mottl und etlichen anderen bayreuther Kapellmeistern. Alles Uebrige ist, um es gerade heraus zu sagen, zwecklose Feuerwerkerei, gesellschaftlicher Sport und Wichtigthuerei gut gestellter Leute, die überflüssige Zeit totzuschagen haben, ist, wienerisch derb, aber zutreffend ausgedrückt, „Pflanz".

Deshalb nimmt es gar nicht einmal so arg Wunder, daß zu den mannichfachen Thorheiten, die von je her in etwelchem Wagner-Verein ausgeheckt wurden, sich jetzt noch die gesellt, den „Parsifal" „im Rahmen des Vereines" zur Darstellung zu bringen. Zumal die berufenen Stellen leider versäumt haben, profanen Einbrüchen in den Bannkreis des Weihefestspieles von vorn herein den Riegel vorzuschieben. Statt langathmiger Erörterungen nur ein Augenblicksbild. Ein Sommerabend. Szene: der berliner Zoologische Garten. Rothe Husaren blasen das Vorspiel zum „Parsifal" in einem „Arrangement für Militärmusik" herunter. Zwischenhinein tönt das Brüllen aus ihrer Nachtru unliebsam aufgeschreckter Raubthiere und, von der Speiseterrasse her, wo sich Lel jünglinge und Cocotten vergnügen, das Knallen auffliegender Sektpropfen. Li sich Dergleichen nicht abwehren? Aus Florenz wird jetzt gemeldet, daß dort e Militärkapellmeister die Musik zur „Gralsfeier", gleichfalls in einer Einrichtu für Blech- und Holzbläser, an einem Sonntagnachmittag auf öffentlichem Pl

dirigirte. Man kennt die Staffage eines italienischen Straßenbildes: eine bunte, unruhig bewegte, schwatzende Menge, trompetende Maulthiere und Zeitungsausträger, die wie die Besessenen schreien. War ein solches Aergerniß nicht zu verhüten? Und war es politisch, die Wiedergabe umfangreicher Bruchstücke, ja, ganzer Akte des Weihefestspieles in Konzertform selbst Denen zu erlauben, die mit ihrem Namen für eine leidlich würdige Aufführung einstehen konnten? Mußte dadurch, von der widersinnigen, antiwagnerischen Verschleppung dramatischer Fragmente in den Konzertsaal ganz abgesehen, die Begehrlichkeit Ungenügsamer und Unbescheidener nicht erst recht genährt werden?

Fermente der Verwirrung, die in der moralischen Rechtssphäre des „Parsifal" weiterwuchern konnten, sind also von zuständiger Seite als solche nicht rechtzeitig erkannt und zerstört worden. Das bietet für die Handlungweise Viottas einen weiteren psychologischen Schlüssel. Das läßt sie jedoch in keiner Weise entschuldbar erscheinen. Er steht im Begriff, gegen die ungeschriebenen, aber jedem Ehrenmann bekannten Gesetze der internationalen Courtoisie, gegen den Geist und die Art der deutschen Kunst, gegen die Pietät und das Pflichtgebot der Dankbarkeit sich schwer zu versündigen. Sollte sein Unternehmen wider Erwarten noch in letzter Stunde scheitern oder vereitelt werden, so verdiente schon der Versuch den härtesten Tadel. Ungleich stärker ist er belastet als Herr Conried. Denn, wie es in mehr als einem Gerichtsbeschluß heißt: der hohe Bildungsgrad des Angeklagten macht sein Vergehen um so strafwürdiger. Es ist ein Unterschied, ob Direktor Striese in Kötzschenbroda sich mit kümmerlicher theatralischer Marktwaare zur Noth über Wasser hält oder ob ein Paul Lindau den Geschmack des Publikums dadurch systematisch herunterbringt, daß er an einer seiner Obhut anvertrauten Residenzbühne einen elenden Reißer wie „Alt-Heidelberg" zweihundertmal in einem Jahr giebt. Es ist ein Unterschied, ob ein kapitalkräftiger Agent einer kleinen Szene die Schundstücke von Felix Philippi aufzwingt oder ob sie der Leiter des Burgtheaters aus freiem Willen annimmt. Für einen Conried sind Wissen, Literatur, Aesthetik böhmische Dörfer. Er handelt mit alten oder neuen Dramen, wie seine diesjährigen Kunden, die Schweinemillionäre von Chicago, mit ihrer fetten Waare. Schlägt die eine Spekulation nicht ein, so muß eben die nächste den Verlust wieder wettmachen. Er ist weiter nichts als ein Geschäftscyniker ohne Bildung, Erziehung und Taktgefühl. Anders steht es mit Herrn Viotta, einem Manne, der über eine gediegene geistige Kultur verfügt, auch feinere künstlerische Empfindungen hegt und das volle Bewußtsein haben muß, daß er mit der Durchführung seines Unternehmens ein schreiendes Unrecht begeht.

Es giebt Niederländer, in denen immer noch die thörichte Furcht rege ist, sie würden eines Tages sammt und sonders vom großen germanischen Nachbarreich eingeschluckt werden. Vielleicht gehört auch Viotta zu ihnen; vielleicht

denkt auch er: Die beste Vertheidigung ist der Angriff, — und so schickt er sich denn an, ohne viele Umstände deutschen Besitz zu annektiren. Seine Landsleute sollen sich nur nicht verhehlen, daß bei uns, und zwar nicht nur in künstlerischen Kreisen, eine merkliche, nicht so leicht zu beseitigende Verstimmung gegen sie eintreten wird, wenn Herr Viotta als Parsifal-Dirigent von eigenen Gnaden sein Stück durchsetzt. Ein Weg stünde ihnen freilich offen, um aus der für sie recht peinlichen Lage rasch herauszukommen. Wie wärs, wenn der amsterdamer Wagner-Verein, statt des „Parsifal", den „Fliegenden Holländer" zur Darstellung bringen wollte, natürlich unter Ausschluß aller Gäste? Herr Viotta müßte bei dieser Veranstaltung allerdings der leidende Theil sein. Eine Thür wird es im Vereinslokal ja wohl geben.

Menton. Paul Marsop.

Die deutschen Seekabel-Gesellschaften.

Mit dem Jahr 1904 hat die deutsche Seetelegraphen-Gesellschaft, das älteste Unternehmen des deutschen Privatkapitals, das den Betrieb einer überseeischen Telegraphenlinie zum Zweck hatte, zu existiren aufgehört; das gesammte bewegliche und unbewegliche Inventar der Gesellschaft ist durch Ankauf in den Besitz der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft übergegangen, die durch diese Neuerwerbung an Bedeutung nicht unerheblich gewonnen hat. Sie gebietet jetzt nicht nur über die beiden parallel laufenden deutsch-atlantischen Kabel, die Emden auf dem Umweg über die Azoren mit New-York verbinden, sondern verfügt nun auch über das von Emden nach Vigo an der spanischen Westküste verlaufende Kabel, das für Deutschland besonders deshalb wichtig ist, weil es den ganzen Durchgangsverkehr nach den Ländern Afrikas und Südamerikas und einen großen Theil des Verkehrs nach Asien bedient.

Das Emden-Vigo-Kabel existirt seit 1896; die seinetwegen gegründete Deutsche Seetelegraphen-Gesellschaft ist eben so alt. Vor 1896 gab es weder ein privates Kabelunternehmen in Deutschland noch überhaupt ein größeres Ueberseekabel in deutschem Besitz. Was an deutschen Seekabeln vorhanden war, beschränkte sich auf kurze Linien in der Ostsee, Nordsee und im Bodensee, also auf einen Theil der Telegraphenverbindungen zwischen Deutschland und Schweden, Dänemark, Großbritanien und der Schweiz; ferner gab es ein paar kurze Kabelstrecken an den Küsten der deutschen Kolonien in Ost- und Westafrika. Diese Kabel waren staatliches Eigenthum und gehörten der deutschen Reichspost. Das Bedürfniß, ein deutsches Kabel von größerer Länge zu schaffen, stellte sich heraus, als man erkannte, mit welcher Unzuverlässigkeit die in deutscher Sprache abgefaßten, nach Südamerika, Afrika und Asien bestimmten Depeschen auf den französischen und

spanischen Landlinien behandelt wurden. Die Franzosen haben ja in der Entstellung und Verstümmelung deutscher Worte von je her Großes geleistet; im überseeischen Depeschenverkehr mußte diese nationale Eigenthümlichkeit naturgemäß bald als Plage empfunden werden. Da nun die englischen Kabellinien, die den Depeschenverkehr in die genannten Ueberseeländer vermitteln, fast ausnahmelos von der spanischen oder portugiesischen Küste ausgehen, suchte man die den Telegrammen so gefährliche Anschluß-Landstrecke zwischen Spanien und Deutschland dadurch zu umgehen, daß man zwischen der deutschen und der spanischen Küste ein eigenes Kabel zu legen beabsichtigte, das von Deutschen bedient werden sollte.

Die deutsche Regirung beschloß nun aber, nach dem musterhaften englischen Vorbild, alle größeren Kabelunternehmungen dem Privatkapital und Privatrisiko zu überlassen. Auf ihre Veranlassung wurde im März 1896 mit einem Kapital von 3 560 000 Mark die Deutsche Seetelegraphen-Gesellschaft gegründet, der die Konzession zur Legung und zum Betriebe eines Emden-Vigo-Kabels bis zum dreißigsten September 1940 ertheilt und eine jährliche Unterstützung vom Staat garantirt wurde. Die Reichspost verpflichtete sich zu möglichst eifriger Benutzung des neuen Kabels, das denn auch sehr bald in England fabrizirt und 1896 am Tag vor der Weihnacht dem Verkehr übergeben wurde. Das neue Unternehmen entwickelte sich zur vollen Zufriedenheit und warf für die Gesellschaft bald gute Erträge ab. Zwar wurde die geschäftliche Krisis, mit der das zwanzigste Jahrhundert begann, auch im Kabelverkehr zwischen Emden und Vigo sehr unangenehm fühlbar: 1899 erhielten die Aktionäre sechs Prozent, 1902 gar keine Dividende. Seitdem steigen die Einnahmen wieder und das Kabel wird jetzt so stark benutzt, daß die neue Besitzerin, die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft, schon daran denkt, ein Parallelkabel zu legen, um das erste zu entlasten.

Die Deutsche Seetelegraphen-Gesellschaft blieb nicht lange die einzige im Deutschen Reich. Im Jahr 1900 lief endlich der 1881 mit der Anglo-American Telegraph Company geschlossene, zuletzt als sehr lästig empfundene Vertrag ab, in dem die deutsche Reichspost sich verpflichtet hatte, alle nach Nordamerika bestimmten Depeschen ausschließlich über die transatlantischen Kabel der englischen Privat-Gesellschaft zu leiten. Im Verkehr mit Nordamerika, der für uns der wichtigste unter allen überseeischen ist, konnten wir uns nun deutscher Kabel bedienen, deren früher völlig unterschätzte Bedeutung von Jahr zu Jahr besser erkannt worden war, seit erst 1898 der spanisch-amerikanische Krieg und dann 1899 der Burenkrieg und Englands rücksichtslose Ausnutzung seiner Kabel, die zu einer manchmal fast völligen Sperrung jedes nicht-englischen Telegrammverkehrs nach Afrika führte, gezeigt hatte, welchen Werth ein gesicherter Kabeldienst hat.

Schon 1899 that das deutsche Reichspostamt die erforderlichen Schritte, um möglichst früh über ein deutsches transatlantisches Kabel verfügen zu können. Wieder wollte man das neue Unternehmen dem Privatkapital überlassen; dem Staat kam es nur darauf an, sich die politischen Vortheile zu sichern. Auf Anregung des Reichspostamtes wurde im Februar 1899 die Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft mit einem Kapital von 21 Millionen Mark gegründet und im Mai 99 wurde ihr die Konzession zur Legung und zum Betriebe des neuen Kabels bis Ultimo Dezember 1944 ertheilt. Das Kabel sollte von der westlichsten Küstenstadt Deutschlands, von Emden, bis nach New-York laufen. Diese Entfernung war

jedoch zu groß, als daß man das Kabel in einem Zug durch den Ozean legen konnte; man war zur Anlegung einer Zwischenstation genöthigt, und da man an ein Anlaufen britischen Bodens nicht denken konnte, weil das Kabel ja gerade der englischen Machtsphäre entzogen sein sollte, war man gezwungen, den weiten Umweg über die Azoren zu wählen und dort, auf der portugiesischen Insel Fayal, die Zwischenstation zu errichten. In Anbetracht der stark südlichen Lage des geplanten deutsch-atlantischen Kabels schien es zunächst vortheilhaft, das Emden-Vigo-Kabel als einen Theil der neuen Linie zu benutzen und ihm eine Fortsetzung von Vigo nach den Azoren und weiter über diese hinaus nach New-York anzugliedern. Aber die ohnehin starke Beanspruchung des Emden-Vigo-Kabels im Durchgangsverkehr mit anderen Ländern empfahl, diesen Plan fallen zu lassen, um einer Ueberlastung vorzubeugen, und ein völlig neues Kabel von Emden aus zu legen.

Noch war manches Hinderniß zu überwinden; aber am ersten September 1900 war man doch glücklich so weit, daß man das fertige Kabel dem Betrieb übergeben konnte. Die Erträge überstiegen alle Erwartungen: noch für 1900 konnte man 2 Prozent Dividende vertheilen, für 1901 schon 4½, für 1902 5, für 1903 5½. Schon 1902 mußte man, um dem starken Andrang von Telegrammen gerecht zu werden, daran denken, ein zweites Kabel auf der selben Route zu legen. Ein neuer Vertrag mit dem Reichspostamt ertheilte die Konzession für diese Telegraphenverbindung, das Aktienkapital wurde um 20 Millionen erhöht und seit dem ersten Juni 1904 arbeitet auch dieses zweite deutsch-amerikanische Kabel.

Diesen Kabelbesitz hat die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft mit der Erwerbung des Emden-Vigo-Kabels nun abermals erweitert. Schon am zwanzigsten Juli 1896 war ein Vertrag zwischen der Deutschen Seetelegraphengesellschaft und der bekannten Firma Felten & Guilleaume in Mülheim am Rhein geschlossen worden, wonach diese Firma berechtigt war, bei Einhaltung einer dreimonatigen Kündigungfrist die Aktien der Seetelegraphen-Gesellschaft zu übernehmen. Später trat die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft als Rechtsnachfolgerin von Felten & Guilleaume in diesen Vertrag ein; sie hat nun Ende 1904, wie schon seit drei Jahren beabsichtigt und bekannt gemacht worden war, von dem ihr zustehenden Recht Gebrauch gemacht. Die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft ist jetzt Herrin über 18 000 Kilometer Seekabel und diese Ziffer wird über 20 000 anwachsen, wenn das zweite Emden-Vigo-Kabel gelegt sein wird. Sie gehört also zu den größten Privatunternehmungen auf dem Gebiete des Seekabelbetriebes. Reicht sie auch an die Eastern Telegraph Company und die Eastern Extension Australasia and China Telegraph Company, die über 74 000 und 44 000 Kilometer Seekabel verfügen, noch lange nicht heran, so sind doch unter den insgesammt einunddreißig privaten Seekabel-Gesellschaften der Welt außer den genannten nur noch drei, deren Besitz 20 000 Kilometer Kabel übersteigt: die Western Telegraph Company mit 32 000, die Commercial Cable Company mit 24 0 Kilometern und die Compagnie françaises des câbles télégraphiques 22 000 Kilometern.

Außer den beiden bisher ausschließlich erwähnten deutschen Seekabelgesellschaften, die jetzt vereinigt sind, existiren auf diesem Gebiet noch zwei andere deutsche Privatunternehmungen, die jedoch beide erst in den Anfängen ihrer Entwickelung stehen. Die erste ist die „Osteuropäische Telegraphen-Gesellschaft“,

schon im Juli 1899 mit einem Aktienkapital von 1 Million Mark gegründet wurde, um ein Seekabel zwischen Konstantinopel und der wichtigen rumänischen Küstenstadt Konstanza oder Kustendje zu schaffen. Ein solches Kabel würde, trotz seiner geringen Ausdehnung, von hohem Werth für die Entwickelung des deutschen Telegraphenwesens im Orient sein, namentlich auch für die Bagdadbahn; in einigen Jahren könnte man dann von Berlin bis an den Persischen Golf auf ausschließlich deutschen Telegraphenlinien depeschiren. Wenn trotzdem die Osteuropäische Telegraphengesellschaft bisher noch nicht in der Lage war, ihren Hauptzweck zu erreichen, so sind daran die Machinationen der Eastern Telegraph Company schuld, der das deutsche Kabel eine sehr unbequeme Konkurrenz, hauptsächlich mit ihrem Kabel Odessa-Konstantinopel, bringen würde. Die Eastern behauptete, daß ihr Vertrag mit der türkischen Regirung ihr allein das Recht gebe, Telegraphenleitungen auf türkischem Boden zu bauen. Die Prüfung dieser Ansprüche dauerte volle fünf Jahre und erst im Juli 1904 war man so weit, daß die Eastern mit ihren Einwürfen abgewiesen wurde. Trotzdem gelang es der englischen Kabelgesellschaft durch allerlei Spitzfindigkeiten, die Verhandlungen weiter in die Länge zu ziehen. Der Osteuropäischen Telegraphengesellschaft steht erst vom zehnten Februar 1905 an das unbestrittene Recht zu, das Kabel zu legen. Die zweite der hier zu erwähnenden Gesellschaften ist die jüngste, die erst am neunzehnten Juli 1904 mit einem Aktienkapital von 7 Millionen Mark begründete „Deutsch-Niederländische Telegraphen-Gesellschaft", ein von deutschen und holländischen Financiers gemeinsam gegründetes Unternehmen, das in Köln seinen Hauptsitz hat. Die Thätigkeit dieser Gesellschaft wird sich auf die Gegenden an der Eingangspforte zum Stillen Ozean erstrecken, wo die deutschen und holländischen Kolonien nah benachbart sind; die deutschen haben überhaupt noch keinen Anschluß an das Welttelegraphennetz, die holländischen sind nur durch britische Kabellinien zu erreichen, was im Fall von Differenzen oder gar von kriegerischen Verwickelungen mit England für Holland verhängnißvoll werden könnte. Das Kabel der „Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft", das am achten Januar 1905 aus Nordenham mit dem Kabeldampfer „Stephan" nach dem fernen Osten in See gegangen ist, wird von Menado an der äußersten Nordspitze von Celebes zunächst nach der zu den Karolinen gehörigen, also in deutschem Besitz befindlichen Insel Yap verlaufen. Von hier wird das Kabel sich theilen: ein längerer Zweig wird von Yap nach Shanghai verlaufen und hier Anschluß an das umfangreiche Kabelnetz der dänisch-russischen „Großen Nordischen Telegraphengesellschaft" finden, die auch die Herrin der großen transsibirischen Landlinie ist; der zweite, kürzere Arm des Kabels wird von Yap nach der in amerikanischem Besitz verbliebenen Marianen-Insel Guam führen, wo man einen Kabelstützpunkt des großen transpazifischen Kabels der Vereinigten Staaten (zwischen San Franzisko und Manila) geschaffen hat; dadurch wird für das deutsch-holländische Kabel ein doppelter Anschluß an das nicht-britische Seekabelnetz der Erde gewonnen. Auch dieses private Unternehmen wird von der deutschen und von der holländischen Regirung finanziell unterstützt.

Dr. Richard Hennig.

Orientalia.

Wer in der letzten Zeit die aus Konstantinopel kommenden politischen Depeschen las, konnte leicht in den Wahn versetzt werden, am Goldenen Horn sei unter den Botschaftern heißer Streit entbrannt. Freiherr von Marschall für das Deutsche Reich, Herr Constans für Frankreich, Herr von Calice für Oesterreich-Ungarn: alle Drei, so mußte man annehmen, hatten lange mit gleich heftiger Beharrlichkeit den Sultan bestürmt, ihren Ländern die Lieferung der neuen Kanonen zu übertragen. Doch kann wohl Keiner von den Dreien an dem endgiltigen Sieg der Firma Krupp gezweifelt haben. Die essener Geschütze sind nun einmal die besten. Und gegen das Gewicht solcher Thatsachen kommt heutzutage in der Türkei weder das höheren Beamten gewährte Bakschisch auf — das einst so allmächtige Wort hat seit einigen Jahren überhaupt nicht mehr den alten Zauberklang — noch auch der Einfluß einer Favoritin. Allzu lange ists noch nicht her, seit die Bankleiter, die im Yildiz-Kiosk Etwas unterschrieben haben wollten, die Favoritin (nicht die Gemahlin) Seiner Großherrlichen Majestät mit Goldfäden umspinnen mußten. Diese Zeiten sind, zum Schmerz aller „rechtschaffenen" Geschäftsleute, einstweilen vorbei. Freilich hats lange gedauert, bis der Entschluß öffentlich bekannt war, wem die neue Kanonenlieferung zu übertragen sei, und jeder der drei Botschafter hatte, bis es so weit war, vom Sultan immer wieder Audienzen erbeten. Das beweist aber noch nicht, daß Abd ul Hamid ernstlich zwischen den drei Reichen geschwankt habe. Der Muselman liebt die schnellen Entschlüsse nicht. Wenn der jetzt in Stuttgart lebende Herr von Kaulla in Konstantinopel nicht so klug mit dieser Eigenart zu rechnen verstanden hätte, wäre es ihm nicht geglückt, auf seinen Namen so werthvolle Eisenbahnkonzessionen zu erhalten. Der Vertrauensmann des deutschen Konsortiums ist jetzt Herr Zander von den Anatolischen Bahnen. Ihm rühmen seine Mandanten Klarheit des Urtheils und feste Energie im Handeln nach. Trotzdem er sich aber gern als schneidigen Preußen giebt, soll er sich sehr gut auf alle Künste verstehen, die der feine Unterhändler in der Türkei braucht, wenn er ans Ziel kommen will.

Ich bin also überzeugt, daß der Firma Krupp der Auftrag stets sicher war und daß die Vorzüglichkeit ihrer Geschütze, nicht die diplomatische Kunst unseres Botschafters den Sultan bewogen hat, sich nach Essen, nicht nach Creuzot oder an die Oesterreicher zu wenden. Die Anleihe, die von den Franzosen vergebens als Lockspeise angeboten worden sein soll, kann dabei kaum die Rolle gespielt haben, die ihr Zeitungen der verschiedensten Länder durchaus zuschreiben möchten. Die Türkei braucht immer Geld und wirds auch jetzt brauchen: für die Kilometergarantien der Eisenbahnlinien, für das bevorstehende Beiramfest und die an diesem Tag zu zahlenden Gehälter, für tausend andere Dinge. Aber der Sultan (von dem Viele behaupten, er habe den größten Besitz an englischen und preußischen Konsols) bezahlt ja weder das Beiramfest noch irgend was Anderes für das Osmanenreich aus seiner eigenen Tasche und hat deshalb auch nicht den geringsten Grund, sich, um eine Staatsanleihe zu machen, schlechte Artillerie anzuschaffen und die Wehrfähigkeit seines Landes zu schwächen. Das wußte natürlich auch Herrn Constans, der französische Botschafter, als er die Ottomanbank mit der Meldung „überraschte", die pariser Börse werde jeder neuen Emission von Turbanwerthen ihre Thore verschließen. Das war der erste Akt der netten Komoedie. Im zweiten erklärte die

Ottomanbank dem Finanzpascha, sie könne eine Anleihe, die in Paris keine offizielle Notiz habe, unter keinen Umständen übernehmen. Unter vier Augen mag ihr Vertreter hinzugefügt haben, gegen die üblichen schönen Zinsen wolle die Bank einen Vorschuß geben; vielleicht auch nur: sie sei, falls Herr Constans noch ein Weilchen den Unerbittlichen markiren müsse, bereit, sich an einem von der Deutschen Bank zu zahlenden Vorschuß zu betheiligen. Zu einem Vorschuß bedarf es keiner côte; die Deckungen sind zu übersehen. Und die Ottomanbank ist nicht nur eine der feinsten französischen Gruppen, vielleicht die allerfeinste, sondern auch das privilegirte türkische Noteninstitut und, trotz allen Eitelkeiten und Empfindlichkeiten einzelner pariser Größen, schließlich doch für Türkentransaktionen geschaffen. Der Vorschuß reicht nun natürlich zur Bezahlung der neuen Kanonen noch nicht aus. Aber es handelt sich um Lieferungen, die sich auf Jahre erstrecken und in Raten zu zahlen sind; und wenn die Firma Krupp noch nicht selbst befriedigende Zahlungbedingungen abgemacht haben sollte, so sind sie ihr von dem deutschen Konsortium doch gewiß schon zugesichert. So bequem wie früher wird sies allerdings kaum gehabt haben. Einst hatte Krupp sich nämlich die Obligationen einer künftigen Türkenanleihe als Unterpfand ausbedungen. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß diesmal solche Sicherheit gewährt worden sei.

Die Hohe Pforte weiß mit löblicher Geschicklichkeit ihren Verpflichtungen pünktlich nachzukommen; den internationalen natürlich nur. Die Beamten können warten. Die höheren, die im Ausland leben, erhalten ihre Pensionen jetzt immerhin gewöhnlich schon drei Monate nach dem Fälligkeitstermin. Die Bankiers, die mit der Pforte arbeiten und also wissen, daß die garantirten Eisenbahneinnahmen zur vereinbarten Stunde einlaufen, finden an diesem Nachzahlungmodus nichts Besonderes auszusetzen. Nur darf das weite Reich nicht all seine Einnahmen verpfänden (nicht einmal der Dette Publique), weil sonst die Staatsverwaltung allzu unselbständig würde und keine Ausgabe mehr leisten könnte, ohne eine neue Anleihe aufzunehmen. Zu rechter Zeit hat ja die Dette Publique noch die Ausführung der Absicht verhindert, aus allen Einnahmen Monopole zu machen. Das wäre auch wirklich ein schlimmer Fehler gewesen.

Die Thatsache, daß die Ottomanbank in bestem Einvernehmen mit der Deutschen Bank handelt, hat die Schuldenverwaltung der Türkei in einen erträglichen Zustand gebracht und die Ausbreitung des Eisenbahnnetzes in großem Stil ermöglicht. Diese Einigkeit wird auch durch den Sieg des Hauses Krupp nicht erschüttert werden. Die deutschen und die französischen Großinteressenten halten zusammen, wenn Herr Constans auch noch so eifrig auf die Erledigung der Quaifrage drängt und jetzt wiederwegen der Bahnlinie Mzerib-Damaskus intervenirt. Der Hauptzweck solcher Interventionen ist schließlich nur, den Glauben des Sultans an einen ernsten Wettstreit der Nationen zu stärken; gelingts, dann wird Abd ul Hamid bei anderer, passenderer Gelegenheit der französischen Technik die freundliche Rücksicht nicht versagen, die ihr gebührt. So sehen wenigstens die leitenden Geister der pariser Finanz dieses ganze Treiben. Sie halten sich still und haben sicher keinen Augenblick daran gedacht, durch das Aufschüren politischer Leidenschaft sich ihre Geschäfte zu verderben. Auch Leidenschaft kann manchmal ja nützen; man muß sich nur hüten, am unrechten Ort Konsequenzen daraus zu ziehen.

Die neue Orientbank, die von der Nationalbank für Deutschland gegründet

wurde, wird vielleicht besser gedeihen, als man nach ihren ersten Bemühungen glauben könnte. Sie hat in Konstantinopel nämlich eine Anleihe angeboten, die der Sultan (wahrscheinlich, um nicht aus der Uebung zu kommen) auch annehmen wollte. Der hübsche Plan stieß nur auf eine kleine Schwierigkeit. Die Dette Publique weigerte sich, für diese Anleihe die nöthigen Deckungen anzuweisen. Das war vorauszusehen. So lange in der Detto nicht, statt der Ottomanbank, die Nationalbank für Deutschland den ersten Sitz und die leitende Stimme hat, wird eine neue Gruppe es erschwerlich zu Emissionen und daraus fließendem Gewinn bringen. Müssen es denn aber gerade Geschäfte mit dem Staat sein? Die Orientbank könnte bei guter kaufmännischer Leitung ja einträgliche Privatgeschäfte machen, wie jetzt schon ihr Abkommen mit der hamburger Levantelinie zeigt. Dazu wäre freilich eine große Zahl fester Niederlassnngen nöthig; und an diesem System hat die Deutsche Bank einst nicht viel Freude erlebt. Für sie lagen die Verhältnisse allerdings anders: die Ottomanbank wollte sich von einem ihr so eng verbündeten Institut solche Konkurrenz nicht gefallen lassen. Die Nationalbank für Deutschland hat dort unten keine wichtige Verbindung aufs Spiel zu setzen und braucht deshalb dem Bethätigungdrang ihrer Orientbank keine Fessel anzulegen. In der Türkei ist Raum genug; viele Leute können da noch Geld verdienen. In einer soeben erschienenen Arbeit über „Das heutige Bagdad" fand ich einen interessanten Satz, den ich hier anführen möchte: „Der Direktor der Ottomanbank beklagte sich sehr über die von all den kleinen Juden, die schon direkt mit Europa verkehren, ihm gemachte Konkurrenz." Wo Das möglich ist, muß neben zwei großen Instituten auch noch für ein kleineres Platz sein. Ich glaube, wir werden im Türkenreich über Kurz oder Lang auch noch eine vierte und fünfte Bank entstehen sehen.

Das Alles ist gut und schön. Kluge Männer und Couponabschneider halten die Turbanwerthe jetzt aber für ausreichend bezahlt und rechnen kaum noch mit neuen Kurschancen ihres Besitzes. Sehr merkwürdig ist, daß sie auf Serbien hinweisen, wo die Goldrente unter der Schuldenverwaltung ihren Kurs von 60 auf 80 gebracht habe. In Süddeutschland traut man dem serbischen Frieden noch nicht so recht; in Norddeutschland aber ist schon mancher Posten Türtenaktien von Leuten verkauft worden, die dafür vierprozentige serbische Goldrente eintauschten, natürlich in der Hoffnung, am Kurs zu verdienen. Wer diese Hoffnungvollen dann an die Unsicherheit der inneren Verhältnisse Serbiens erinnert, hört die Antwort: Das macht uns keine Sorge; selbst die Kunde, daß der König Alexander sammt seiner Draga ermordet sei, hat damals ja dem Kurs der Goldrente nur unwesentlich geschadet. Das ist richtig. Der civilisirte Westen fand die Sache mit einer Baisse von $1^1/_2$ Prozent genügend bewerthet. Aus solcher Erfahrung kann man Muth schöpfen. Inzwischen hat die von der Berliner Handelsgesellschaft, der Oesterreichischen Länderbank und der Ottomanbank geschaffene und geleitete Schuldenkontrolverwaltung ruhig weitergewirthschaftet; und was erleben wir jetzt? Schon im November lagen die Zinsen für den Januar- und den Julitermin in der Kasse. Trotzdem braucht man in Belgrad eine neue Anleihe (für Kanonen, Eisenbahnen und andere Bedürfnisse), braucht sie aber wohl nicht ganz so dringend, wie erwerbssinnige Bankiers der Regirung einreden möchten. Die Kauflustigen werden dem Warner erwidern, jedes Papier habe den Werth des Kurses, zu dem es notirt wird. Wer weiß aber, ob die Berliner Handelsgesellschaft selbst wünscht, daß der Kurs schon über 80

hinaus steigt? Vernünftig ist jedenfalls, daß man in Serbien den Nutzen der Schuldenverwaltung erkennt und sie mit allem Eifer unterstützt, statt, wie in Griechenland, sie von der nationalen Eitelkeit benörgeln und in ihrem Wirken hindern zu lassen. Nehmen wir den schlimmsten, einstweilen doch recht unwahrscheinlichen Fall einer akuten Orientkrisis, der die Oesterreicher zwänge, über die serbische Grenze zu marschiren, und dem Königreich ein Ende machte. Auch diese Möglichkeit bekümmert die neuen Liebhaber serbischer Rente nicht. Warum auch? Dann, hoffen sie, würde die serbische in österreichische Goldrente umgewandelt und wir wären schön heraus. Gegen solchen Optimismus ist nicht aufzukommen.

Der stille Beobachter kann seine Freude dran haben, wenn er sieht, wie nah benachbart das Anleihegeschäft in diesen Staaten dem Gebiete der Kanonen ist (Kanonen ist hier nur ein Kennwort, das vielerlei Begriffe deckt). Und ists in Rußland denn anders? Nicht Alles, was da hinter den Coulissen der Finanzpolitik spielt, wird von der Presse ans Licht gebracht. Neulich war man höchst bestürzt, als man erfuhr, von New-York seien neun Millionen Dollars in Gold nach London verschifft worden. Das war eine der größten Goldverschiffungen, die man je erlebt hatte. Amerika hat eben Gold in Fülle und spendet von seinem Ueberfluß den Parisern. Zweck? Die Franzosen wollen den Russenkurs weiter halten. Im Frühling werden in Paris wohl neue russische Schatzscheine emittirt werden; der Zinsendienst und die Rüstungen verschlingen diese 500 Millionen. Und — so unglaublich es klingt, bleibts doch wahr — diese Anleihe, die noch nicht abgeschlossen, über die noch gar nicht ernstlich verhandelt ist, hat der Crédit Lyonnais schon jetzt bei seiner Kundschaft untergebracht. Solche Kunststücke kann diese Bank sich leisten; und ihre Macht ist, wie es scheint, so groß, daß sie diese Riesenoperation eine ganze Weile der neugierigen Oeffentlichkeit vorzuenthalten vermag.

Pluto.

Vier Briefe.

I. Herr Bergwerksdirektor Heinrich Schaefer schreibt mir aus Kupferdreh:

„Den mit der Ueberschrift ‚Was der Strike lehrt' versehenen Aufsatz des Herrn Karl Jentsch habe ich aufmerksam gelesen. Sehr gesunde und richtige Ansichten fand ich da neben solchen, die mir unrichtig scheinen und die ich mit voller Objektivität zu widerlegen versuchen möchte. Mir scheint zunächst die Pointe des Kohlengräbers nicht richtig geschildert. Der Bergmann ist stolz auf seinen Beruf, hält sich für sozial höher stehend als irgend einen anderen Lohnarbeiter und hat jedenfalls mehr Freiheit; denn hat er mit seinem Vorgesetzten, dem Steiger, das Monatsgedinge, den Preis für eine zu leistende Kohlenhauerarbeit, vereinbart, so verrichtet er selbständig, ohne Aufsicht, seine Akkordarbeit; kontro-

lirt wird nur, ob er auch die in seinem ureigenen Interesse erlassenen bergpolizeilichen Vorschriften befolgt. Diese sind ihm natürlich lästig, weil sie seinen Verdienst beschränken, und gar zu gern ist er geneigt, sie zu umgehen. Danach kann man sich schon denken, daß die von der Sozialdemokratie so laut und so oft geforderten Arbeiterausschüsse, die aus der Belegschaft zu wählen wären, in Wirklichkeit dem Kohlenhauer gar nicht erwünscht sind; denn er erhält mit ihnen die dritte Aufsichtbehörde. Da ist erstens der Steiger und Betriebsführer seines Arbeitgebers, zweitens der staatliche Aufsichtbeamte und hinzu käme nun noch die Beaufsichtigung durch einen Kameraden, den Vertrauensmann der Sozialdemokratie. Nur ein solcher würde die Runde machen, wenn ihm gestattet wäre, die Arbeiter allein aufzusuchen. Das ist, wo die Institution schon besteht, auf den staatlichen Gruben, freilich verboten. Da befahren die Arbeiterausschüsse monatlich zweimal die Betriebspunkte eines Bergwerkes in Begleitung eines Beamten und unterschreiben dann ein kurzes Protokol, das bestätigt, daß die Betriebe in Ordnung befunden wurden. Das Ganze ist ziemlich bedeutunglos und nur eingerichtet, um der maßlosen Agitation ein Schlagwort zu entwinden. Wenn der Bergmann wirklich ein so hartes Los hat: wie erklärt sich dann die Thatsache, daß der Sohn wieder den Beruf des Vaters ergreift, wie erklärt sich die Masseneinwanderung von Arbeitern aus allen Theilen des Reiches und aus dem Ausland? Wie erklärt es sich, daß die Bürgermeister die Kohlenhauer ohne Weiteres zur Einkommensteuer veranlagen, ohne Reklamation zu befürchten? Ich habe noch keinen Bergmann ‚im eklen schwarzen Schlamm kauernd' gesehen; in den meisten Fällen haut er stehend die trocken anstehende Kohle; wo es, wegen geringerer Flötzmächtigkeit, im Sitzen geschieht, gewöhnt sich der Hauer bald an diese Stellung; der Schneider verrichtet auf seinem Tisch ja auch so seine Arbeit. Maschinell betriebene Ventilatoren und Kompressoren gewaltigen Umfanges sorgen stetig für den Auszug der verbrauchten und die Zufuhr frischer Luft, die genau auf den Mann und das Grubenpferd berechnet wird; die Aufsicht über die der Vorschrift gemäße Bewetterung ist eine der wichtigsten Aufgaben des Revierbeamten. Willig fügen die Besitzer und ihre Beamten sich dieser Vorschrift; sie selbst haben ja das größte Interesse daran, den Bergmann so gesund wie möglich zu erhalten und damit eine gute Arbeitleistung zu erzielen; auch die Grubenbeamten und die staatlichen Revierbeamten wollen nicht in schlechter Luft leben. Wenn Das richtig ist: welche Umstände haben dann den Riesenstrike bewirkt? Ich kann die Gründe hier nur kurz in chronologischer Reihenfolge zusammenfassen. Behördlich angeordnete Pferdekuren zur Vertreibung der Wurmkrankheit aus Rücksicht auf sozialdemokratische und ultramontane Parlamentarier. Ueberschichten der Hüttenzechen neben Feierschichten der reinen Kohlenzechen: veranlaßt durch einen Konstruktionfehler im neuen Kohlensyndikatsvertrag. Ueberaus heftige Agitation der Geschäftsleute und einiger Amtmänner — siehe die Eingabe des Amtmannes von Barop, die in Dortmund die sozialdemokratische Arbeiterzeitung triumphirend abdruckte — bei der Stillegung unrentabler Grubenbetriebe. Das Schlagwort für die Massen heißt Zechenlegen; noch aber hat kein Arbeiter dabei sein Brot verloren. Die unaufhörliche Hetzarbeit der Blättchen der sozialdemokratischen und ultramontanen Bergarbeiterverbände, um die noch zu Hälfte unorganisirten Bergleute in die Verbände zu treiben. Dazu kam noch der unglückliche Versuch, die Hibernia zu verstaatlichen; die Luft war schon so schwül, daß durch den kleinsten Funken ein Brand entstehen konnte. Bekannt ist, daß der Strike auf Zeche Bruchstraße und Herkules ausbrach. Die kontradiktorischen Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern haben, unter dem Vorsitz der Verwaltung- und Bergbehörden

bewiesen, daß irgend ein stichhaltiger Grund zum Strike hier nicht vorhanden war. Die Protokole sind in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung veröffentlicht worden; zunächst leider nur da; der Abdruck in anderen Blättern hätte die öffentliche Meinung wohl umgestimmt. Unterblieben ist leider die von dem verhaßten Bergbaulichen Verein angebotene parlamentarische Enquete. Warum wohl? Die Bergwerkbesitzer haben sie nicht zu scheuen; sollten wirklich an einigen Stellen Mißstände enthüllt werden, so kann es der Gesammtheit der Arbeitgeber nur willkommen sein, wenn gewissenlose Unternehmer an den Pranger gestellt werden. Wenn die Regirung dieser Enquete ausweicht: warum veranstalten denn nicht Abgeordnete aller Parteien aus eigener Initiative diese Enquete? Nun noch ein Wort zum Schluß. Allgemein wunderte man sich über die musterhafte Ruhe der feiernden Bergleute. Das bewirken die Verbände und ihre Ordner, hieß es. Nein: die Bergleute haben überhaupt fast nirgends Forderungen gestellt, weil sie mit Lohn und Behandlung zufrieden waren. Das sagten sie, als der Strike begann, ihren Vorgesetzten auch ganz offen, fügten aber hinzu, man müsse solidarisch sein und mitstriken. Wären die Mißstände, die von den Agitatoren in die Welt hinausposaunt werden, wirklich so unerhört: glauben naive Leute etwa, daß die Massenwuth sich dann zügeln ließe? Sie würde sich mit elementarer Gewalt Luft machen und Ausschreitungen aller Art begehen; daran könnten die ‚Arbeiterführer' die Masse eben so wenig hindern, wie es ihnen gelang, sie vom Generalstrike abzuhalten. Man glaube auch nicht, daß dieser Strike der Kohlengräber der letzte sein wird. Die Kohlenverbraucher werden stets mit einem neuen Ausstand zu rechnen haben und deshalb gut thun, nach dem Muster der staatlichen Eisenbahnbehörde sich durch Anlegung größerer Bestände gegen Strikegefahr zu versichern."

II. Herr Karl Jentsch schreibt aus Neisse:

„Verehrter Herr Harden, Herr Fritz Lewy, der früher Kaufmann war, dann nach Argentinien auswanderte und dort Landwirth wurde, liebt die ‚Zukunft' die ihm in seine Einsamkeit Kunde aus der alten Heimath bringt und ihn mit dem Geistesleben der Kulturwelt in Verbindung erhält. Einige meiner Beiträge haben ihn zu Briefen an mich veranlaßt. In dem einen bemerkt er über die von mir erwähnten südamerikanischen Jesuitengeschichten, man dürfe sie nur mit der größten Vorsicht aufnehmen, weil gewisse Organe die Hetze gegen die ‚Pfaffen' wie eine Profession betrieben. Eine längere Stelle aus einem seiner Briefe schreibe ich ab, weil Sie vielleicht mit mir der Ansicht sind, daß sie die Leser der ‚Zukunft' interessiren dürfte; meine Glossen füge ich in Klammern bei. Aus Ihrer Karte erfahre ich, daß Sie auch die Ueberseeer in den Kreis Ihrer deutschen Interessen gezogen haben. Von dem ersehnten Neudeutschland ist freilich hier in Argentinien nichts zu bemerken. (Das Gedeihen der Deutschen in Chile und in Südbrasilien macht mir Freude; aber Neudeutschland suche ich nicht dort, sondern in Rußland und in der Levante. Da ich zur Zeit nur noch der einzige Narr bin, der diesen alten großdeutschen Traum träumt, so brauchen der Großtürke und der Gossudar, wie Sie den Zaren zu nennen lieben, vor meinem Bekenntniß nicht zu erschrecken.) Die wenigen Deutschen — vielleicht zwei bis drei Prozent der Einwanderung — bleiben zum größten Theil in den Städten; nur wenige widmen sich der Landwirthschaft, die hier noch in weit größerem Maße als drüben den Reichthum und die Kraft des Landes ausmacht. Der kleinere Landwirth, der Kolonist, ist zu wenigstens drei Vierteln Italiener, so daß man in gar vielen Distrikten der Provinz Santa Fé von einem Neuitalien, genauer: von einem Neupiemont reden kann. Auch andere Nationalitäten sind stark vertreten und man erkennt die Weisheit der Staatslenker, wenn man erfährt, daß kein Italiener nach den italienischen, kein Deut-

scher nach den deutschen, kein Franzose nach den französischen Kolonien auswandert; nur die Blutsteuer schicken Alle hin. (Das stimmt, bis auf das ‚kein Franzose'; nach Algier und Tunis siedeln doch viele Franzosen über). Manchen Italiener, der als Soldat in Massauah war, hörte ich sagen, daß er für einen hiesigen Hektar ganz Afrika gäbe. Aber auch eine reichlichere Einwanderung würde schwerlich ein Neudeutschland begründen. Ich behaupte durchaus nicht, daß, wie man so häufig liest, der Deutsche leichter als die anderen Völkern Angehörigen seine Nationalität verliere und in fremdem Wesen aufgehe. Das ist eine in nichts begründete Verleumdung (Sehr richtig.) Jeder Einwanderer, aus welchem Volk er auch stammen möge, muß der ihn umgebenden Mehrheit einigermaßen ähnlich werden. Um dem gewaltigen Druck der Umgebung Widerstand leisten zu können: dazu gehört außer Charakterfestigkeit auch die klare Erkenntniß des Werthes der eigenen Kultur, die man durch die Anpassung verlieren würde. Und schließlich scheint Das, was der einzelne Standhafte im aufreibenden Widerstand gegen seinen Lebenskreis erreicht, die Opfer und Entbehrungen des Kampfes doch nicht aufzuwiegen. Der Durchschnitt der Auswanderer verzichtet auf diesen Kampf. Er legt die Eigenschaften seiner Art, die er durch Sitte und Gesetz unbewußt aufgenommen hat, eben so unbewußt wieder ab; und darum wird kaum ein Neudeutschland entstehen. (Wo Deutsche in eine Bevölkerung von niedrigerer Kultur nicht als Lohnarbeiter, sondern als Herren einwandern, bewahren sie ihre Nationalität, wie die russischen Ostseeprovinzen beweisen. Das Selbe gilt von den Engländern.) Dazu wäre eine Masseneinwanderung erforderlich. Aber auch ein solches Neudeutschland würde an sich noch keine Früchte für das deutsche Volksthum bringen, weil ja sein Kulturniveau tief unter dem des Mutterlandes stehen würde, wenn auch höher als das der in anderssprachige Gebiete Einwandernden. Denn Diesen gehen durch den Sprachwechsel alle abstrakten Begriffe verloren, die nur sehr langsam wieder erobert werden. Dieser Umstand erklärt die geringe Bedeutung der Deutschen, Franzosen, Polen u. s. w. im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten gegenüber den Engländern und den Iren. Soll also nicht, statt eines Neudeutschlands, ein Deutschland der Vergangenheit begründet werden, so muß der Masseneinwanderung ein beständiger Nachschub von Intelligenzen aus dem Mutterlande folgen (oder die Einwanderermasse von vorn herein aus mit Intelligenzen gemischten Bauernsöhnen bestehen, die schon einen gewissen Bildungsgrad und geistige Bedürfnisse mitbringen). Das Ideal wäre: daheim ein ganzes Geschlecht heranzubilden, das würdig wäre, als Weihefrühling ausgesandt zu werden. Aber ehe das heranwächst, wird die Erde vertheilt und kein Platz mehr übrig sein für weitere räumliche Ausdehnung. Ob Das wirklich ein so schreckliches Unglück wäre? Muß man an Deutschlands Zukunft verzweifeln, wenn es in dem wahnsinnigen Rennen um die größten Zahlen nicht Schritt halten kann? (Es hält ja Schritt, in der Bevölkerungzahl, nicht aus bewußter Rekordsucht, sondern, weil die Natur seines Volkes es so mit sich bringt; und wie jede Pflanze und jedes Thier, so braucht jeder Mensch und darum auch jedes Volk seinen angemessenen Nahrung- und Bewegungspielraum. Wird ihm dieser nicht gewährt, so schlägt die Blutfülle in Eiter um). Ich weiß es nicht, aber ich glaube es nicht. Meiner Ansicht nach ist keine Nation so in sich gefestigt (Herr Lewy will wohl sagen: im Kulturwerth so allen anderen überlegen), daß sie das Recht hätte, die eigene Art anderen Stämmen aufzuzwingen. So oft Dies dennoch geschieht, bringt die Schuld die Sühne mit sich und statt des Deutschen, den man haben will, wird nur ein bastardirter Russe oder Engländer gezüchtet.' Oder Pole. Mit der letzten Bemerkung hat Herr Lewy wieder Recht. Hätte man die Polen um den Unterricht in der deutschen Sprache, die ja ihre Strebsamen zum

Fortkommen brauchen, flehentlich betteln lassen, so hätte man zwar nicht Deutsche aus ihnen gemacht, aber Polen, die für die preußische Verwaltung dankbar wären. Nun aber hat die Dummheit, mit der Gott die Staatslenker zu segnen pflegt, einen Preußen- und Deutschenhaß gepflanzt, der noch glühen und politisch wirken wird, wenn alle Polen entweder Deutsch oder Russisch radebrechen werden und das polnische Idiom eine Antiquität sein wird, wie das czechische vor achtzig Jahren eine war. Goethe schildert im elften Buch von ‚Wahrheit und Dichtung' die liebevolle Anhänglichkeit der Elsässer an deutsche Verfassung, Sitte, Tracht und Sprache und sagt: ‚Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseins nothgedrungen verliert, so rechnet er sichs zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben.' Daß der Deutsche in den Gebieten, die er wirthschaftlich oder politisch erobert, die Bevölkerung germanisire, ist durchaus nicht nöthig. Den reinen Nationalstaat, den Professor Hasse predigt, halte ich für ein falsches politisches Ideal."

III. Im letzten Januarheft hat Frau Förster-Nietzsche erzählt, ihr Vater sei, bis er sich bei einem Fall auf dem Hof eine Gehirnerschütterung zuzog, nie krank gewesen, habe insbesondere niemals an Kopfschmerzen gelitten. Was gegen diese (für den Gesundheitstand ihres Bruders wichtige) Thatsache vorgebracht worden sei, gehöre in den Bereich der Nietzsche-Legenden. Die ungemein heftig der Legendenbildung Beschuldigten, Frau Andreas-Salomé und Herr Dr. Moebius, fanden in dem Angriff der Frau Förster einstweilen keinen Grund, dem früher von ihnen über Nietzsche Gesagten Etwas zuzusetzen, und überlassen das Urtheil wohl ruhig unbefangenen Richtern. Der Arzt aber, der Nietzsches Mutter in ihren letzten Lebensjahren behandelt hat, meldet sich nun als Zeugen und will nicht dulden, daß er leichtfertiger Aussage bezichtigt werde. Herr Dr. Gutjahr schreibt mir aus Naumburg: „Im September 1904 erhielt ich aus dem Nietzsche-Archiv die Anfrage, ob die Art, wie Herr Dr. Moebius meine ‚Auskünfte' verwende, meine Zustimmung habe und ob ich selbst ihrer sicher sei, so vor Allem der Stelle, Nietzsches Vater ‚habe schon Jahre lang vor dem Unfall seine Zustände gehabt; Das heißt: er sei von Zeit zu Zeit im Stuhl zurückgesunken, habe nicht gesprochen, starr vor sich hingesehen und hinterher habe er von dem ganzen Zufall nichts gewußt.' Meine Antwort lautete: ‚Die von Ihnen citirte Stelle ist nach Quelle, Form, Inhalt und Beziehung korrekt und ein Mißverstehen oder eine Mißdeutung ganz ausgeschlossen.' Ohne Rücksicht auf diese Erklärung macht nun Frau Dr. Förster-Nietzsche in den ‚Nietzsche-Legenden' den Versuch, den Sachverhalt zu verschieben. Unter ausdrücklichem Hinweis auf die biographische Bemerkung von Elisabeth Förster-Nietzsche erklärte die Mutter, der Sturz von der Treppe sei nicht die Ursache der Erkrankung ihres Mannes gewesen, und knüpfte daran die Schilderung seiner ‚Zustände'. Von einem Vorgang, wie ihn der ‚Brief vom Frühling 1848' schildert, hörte ich selbst zum ersten Mal im September des vorigen Jahres und kann also bei aller Höflichkeit nicht die Rolle des ‚zuhörenden jüngeren Arztes' gespielt haben, die mir von Frau Dr. Förster-Nietzsche (so will ichs, so ist es) zuertheilt wird. Das Gedächtniß der Mutter aber war zu gut und ihr Geist, wie ihre Augen, zu hell und klar, um ‚eine kluge Gepflogenheit ihres höflichen, formvollen Hausherrn' zu mißdeuten. In knapper Form — kein Wort zu viel — zeichnet sie aus dem Gedächtniß einen Zustand, den sie oft und scharf gesehen haben muß, zeichnet ihn in einer Form, die selbst schon dem Kenner den Beweis für die Wahrheit des Geschauten bietet. Man unterschätzt diese Frau, wenn man glaubt, sie habe durch „Quälen und Suggeriren' sich Etwas nehmen lassen; eine Kopfbewegung, eine Färbung ihrer Stimme genügte, um Distanz zu schaffen. Frau Dr. Förster-Nietzsche wußte und mußte wissen, daß ich das Vertrauen

der Mutter (nicht zwei, sondern vier Jahre lang) besaß wie Niemand sonst. Es ist nichts als ein Schieben und Verschieben, was von Frau Förster da in den Nietzsche-Legenden als Gegenbeweis versucht wird."

IV. „Wollen Sie Ihren Lesern denn nichts von dem neusten weltgeschichtlich wichtigen Künstlerduell erzählen, gar nichts von dem Streit um den berliner Roland? Sie haben in Ihrer langen Krankenklausur wohl nichts davon gehört, auf das Echo, das dieser Gigantenkampf in den Zeitungen weckte, nicht geachtet? Also. Herr Mascagni (Pietro) behauptet in irgend einem gleichgiltigen Gespräch, auch ihm sei in Berlin angeboten worden, den Roman unseres armen, vielleicht nicht in Gott ruhenden, doch sicher wehrlosen Alexis (Willibald) zu komponiren; ihm zuerst. Von dem Generalintendanten Grafen Hochberg, von dem Geheimrath Pierson, vielleicht von Beiden. Er aber habe gesagt, in Deutschland gebe es genug tüchtige Musiker, denen dieses Stoffgebiet näher als ihm sei; er danke deshalb ergebenst. Das wäre verständig und anständig gewesen; und daß die Geschichte just so passiret ist, wird Jeder für sehr glaublich halten, der den (zweifellos in Gott ruhenden) Pierson all in seiner betriebsamen Phantastik kannte. Warum auch nicht? Herrn Mascagni fällt ja nicht viel ein, aber sein Talent ist ursprünglicher, seines Wesens Art anmuthiger als die des geschmacklosen Herrn Leoncavallo (Ruggiero), in dem Wagner den übelsten Typus des ‚Judenthums in der Musik' gehaßt und gegeißelt hätte. Der mit dem Kronenorden Geschmückte aber entbrannte in heller Wuth. Wie? Ein Anderer noch sollte zu so ungeheurem Werk als würdig erwählt worden sein? Nicht er allein unter allen Lebenden dazu erkoren? Er wandte sich schnaubend nach Berlin. Koramirte. Und Berlin dementirte. Kein Lebender weiß, daß Herr Mascagni je solchen Wunsches gewürdigt wurde. (Natürlich: Pierson ist tot.) Das genügte noch nicht. Zwar hatte das feierliche Dementi in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gestanden. Doch auch die Italiener wissen, wie Dementis des offiziösen Gesindes einzuschätzen sind. Ein Mann, der sich um die nationale Kunst und Kultur Alldeutschlands so verdient gemacht hat, kann schließlich mehr verlangen. Und siehe da: Herr Leoncavallo, der von den deutschen Musikern eben erst vor Reportern mit dreister Verachtung gesprochen hatte, konnte ein Telegramm des Deutschen Kaisers veröffentlichen, der ihm, ungemein huldvoll, mittheilte, Herr Mascagni sei widerlegt und kein Grund mehr zu Gram und Erregung; denn die Norddeutsche sei das Organ der Regirung. Im Ernst: der Kaiser hatte Zeit und Lust gefunden, in diesen Dioskurenkampf selbst einzugreifen; und unter der Depesche stand ‚Wilhelm'. Herr Mascagni antwortete ruhig, er habe nie behauptet, daß von dem ihm ausgesprochenen Wunsch der Kaiser wisse, und schloß mit einem graziös treffenden Witz. ‚Herr Leoncavallo sagt, ich hätte gelogen. Das muß Jedem, der mich als Menschen kennt, so unwahrscheinlich klingen, wie Jedem, der den Künstler Leoncavallo kennt, die Behauptung klänge, dieser Herr habe Etwas erfunden.' Pietro hatte die Lacher auf seiner Seite; doch Ruggiero (von ruggire = brüllen) durfte sich einer neuen Weltreklame freuen. Wer weiß? Am Ende kommt der Rolandunfug gar noch auf eine Europäerbühne. Der berliner Kultu behagt das Spektakel ja; von dem Menschenrecht, Schaustätten zu meiden, auf denen Solches zu sehen ist, macht sie keinen Gebrauch. Der arme Roland! Er sollte ein Wahrzeichen deutschen Bürgergeistes sein und ist in der deutschen Hauptstadt nun gleich an zwei Stellen elend verhunzt: in der Puppenallee und im Opernhaus. Das wird nach der leoncavalleria rusticana aber an Rolandabenden vielleicht nur noch voller werden."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Februar 1905.

Leichenparade.

Unter Goethes politischen Sprüchen ist einer, in dessen mild spottender Weisheit ernster Sinn heute oft Trost suchen muß; und manchmal auch finden kann. „Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen Beiden geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen." Ungefähr eben so, nur aus härterem Herzen, spricht des Dichters Alba zum Grafen Egmont: „Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch." Daß ers nicht glaubt, wird Egmonts Verhängniß. Im Kerker noch sieht sein Wahn ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten, sieht er der Freiheit des einbrechenden Tages sich fröhlich über gestürzte Mauern entgegensteigen: und das Volk, auf dessen wohlgemeintes Drängen er hofft, drückt sich vor seinem Namen weg, als das liebe Mädchen es mit schwacher Stimme zur Befreiung ruft. Ein Volk bleibt immer kindisch. Freilich wollte unser Dichter zwischen Volkheit und Volk unterschieden wissen. „Jene spricht immer das Selbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinn soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt." Ihn heute noch zu vernehmen, ist nicht leicht. Das Volk lärmt so laut, der Zeitungschreiber (vor dem auch Goethe schon warnte) kirrt mit so schlauer Ge-

schicklichkeit den Kinderinstinkt, daß der erwachsene Wille der Volkheit sich kaum noch Gehör schaffen kann. Wenn es nicht arbeitet, für die Sättigung des Magens, der Eitelkeit, der Geschlechtsluft sorgt, guckt das Volk in die Bilderfibel. Da ist der Reiche ein Geizhals und Leuteschinder, jeder Arme ein edler Held. Da tragen die Könige Kronen und Der noch, der sie zu schelten wagt, thuts im Ton des zur Wuth gereizten Lakaien. Da sind Paraden und Schlachten zu sehen, Hochzeiten und Trauerfeiern, Aufzüge jeglicher Art; natürlich auch all die Gräuel, die irgendwo in der Welt geschahen oder geschehen sein könnten. Und im Text steht, was der Beschauer von den abgebildeten Personen und Ereignissen zu denken hat. Daß auf dieser Erde Alles gut oder böse, schneeweiß oder pechschwarz ist. (Nur nicht verrathen, daß es Komplementärfarben giebt, aus weißem Licht farbiges werden und kein beleuchteter Körper Farben zeigen kann, die in dem einfallenden Licht nicht schon vorhanden waren.) Steht, wen man zu lieben und wen zu hassen hat, wo Bewunderung und wo Verachtung ziemlich angebracht ist. Nichts von der Verschiedenheit der Zonen und Zeiten, Kulturen und Lebensalter; immer noch klingts, als lebten wir in dem undifferenzirten Sechstagewerk des Gartenherrgottes. Wer seinem Interesse gehorcht, wer gar, mit Haeckel, selbst im erhabensten Handeln die tiefe Wirkensspur des Egoismus findet, ist ein Wicht und gehört nicht in die Gemeinschaft der Reinen. Nicht Alle sind fibelgläubig; oft hört man Einen über das alberne Kinderbuch klagen. Nur nicht allzu laut. Der Unzufriedene schweigt auf dem Markt, meidet am Liebsten die laute Gasse, um nicht zwischen Kleinlauten und Vorlauten eingeklemmt zu werden, und drängt den Willen ins stillste Wesensgemach. Draußen empfinge den lästigen Mahner doch nur höhnischer Schimpf. Der? Dem ists Dünkelvergnügen, förderts wohl auch die Schachermachei, wenn er immer was Anderes sagt als der Chor der Verständigen, als verständig von der hohen Behörde Geaichten. Und von Dem laßt Ihr Tröpfe Euch aus fester Gewißheit locken? Solches Schreckgeschrei paßt in die Akustik der Kinderstube. Namentlich der deutschen, die ihre besonderen optischen und akustischen Gesetze, ihre eigenen Spiel- und Moralregeln hat. Unverkünstelte Kinder lehrt der Instinkt, was ihnen nützen, was schaden kann; wir sind stolz darauf, daß wir bei der Erörterung öffentlicher Angelegenheiten nach Nutzen und Schaden nicht fragen. Auch anderswo giebts dumme und schlechte Zeitungen, nur bei uns aber eine Fibelpresse, die alle Psychologie verpönt, alle Personen aus dem weißen oder dem schwarzen Farbentopf tüncht. (Als charakteristisch zu vermerken: überall greift der Massengeschmack nach den opponirenden Blättern, meist den radikalsten; unsere Bettelsuppe fürs große Publi-

kum wird im Hause Scherl gekocht, dessen wichtigster Grundsatz ist, gegen keine herrschende Macht, keine im Augenblick noch anerkannte Größe je ein Tadelswörtchen zu wagen.) Nirgends wird so viel geschwatzt, so fruchtlos die Zeit vertrödelt wie bei uns. Der Reise muß sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen; und die Volkheit wird sich Gehör schaffen, wenn ihrem Leben Gefahr droht. Das Volk aber, das doch so gut zu wirthschaften, neue Handelswerthe zu finden, seinen Privatprofit so sicher zu erjagen weiß wie irgend ein anderes, scheint sich in kindischer Politiserei recht behaglich, zu ernster Behandlung öffentlicher Vorgänge heute noch unfähig zu fühlen.

*

Auf allen Gebieten sieht mans. Laset Ihr, welche läppische Abscheulichkeit von den Prominenten der Reichshauptstadt als Schillerfeier für den Maimonat geplant wird? Statt die Dramen des Dichters endlich einmal der deutschen Menge, der sie gehören, in einem anständigen Spielhaus, an dessen Thür keine Zahlung verlangt wird, zu zeigen, will man „einen Festzug und musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltungen arrangiren;" eine elende Biermummerei mit Herolden, Fanfaren, Kränzen und theatralisch geputzten Mimen nebst Chorgeplärr und der üblichen Schwatzpathetik. Der Unfug, der mit zehn Doppelkronen zu theuer bezahlt wäre, soll hunderttausend Mark kosten, eine Summe, für die man im besten berliner Theater, ohne Eintrittsgeld zu fordern, an dreißig Abenden Schiller spielen könnte. Wozu? Wir brauchen eine Schillerfeier für Kinder; und werden sie haben. Laset Ihr auch, was nach dem Tode des Meisters Menzel gedruckt worden ist? Den schäbigen Anekdotentratsch und die dumme Mär, in Berlin habe Jeder den Maler gekannt und am Begräbnißtag sei in allen Zügen das Bewußtsein des Verlustes sichtbar gewesen, „den die gesammte Kunst- und Kulturwelt durch den Tod des genialen Mannes erlitten hat"? Daß es geglaubt werden könne, dünkt fast unmöglich. Hundertmal sahen wir den Maler in Frederichs Weinstube, in Josty's Konditorei sitzen und staunten, daß diesen Zwerg, dessen körperliche Abnormität doch auffallen mußte, nicht mehr Gäste kannten. Von seinem Tod wurde weniger gesprochen als von dem neuen Abenteuer der Gräfin Montignoso. Muß denn immer gelogen werden? Adolf Menzel hat die Freude erlebt, noch ehe es nachtete, den Werth seiner bunten Schöpfung anerkannt und weit über die Grenzen der Heimath hinaus bewundert zu sehen. Ihm ward das Schicksal des Künstlers erspart, dessen „Erdenwallen" der Achtzehnjährige in einem Cyklus von Federzeichnungen beschrieb; unter dem letzten Blatt stehen da die Worte: „Der Baum ist zwar gefallen, aber erst, da er am Boden liegt, über-

sieht man ganz die Herrlichkeit seiner Fruchtpracht; und über ihm steigt leuchtend das Gestirn des Tages auf." Für Menzel hat die Mitwelt so viel gethan, daß der Nachwelt fast nichts mehr zu thun bleibt. Populär aber ist er nicht geworden; konnte er auch nicht werden. Sein König hat den Lebenden, der ihm der Maler Fritzens und Wilhelms, ihrer Höfe und ihres Preußenheeres war, eifernd geehrt und dem Toten eine Trauerfeier gerüstet, wie sie auf märkischem Boden sonst nur Fürsten und Feldmarschällen gewährt wird; noch nie wohl schritt, seit Velazquez bestattet ward, ein Kaiser hinter dem Sarg eines Künstlers. Ein Verhältniß wie zwischen Karl und Tizian wars dennoch nicht; und Berlin ist durch Menzels Tod nicht, wie einst Venedig durch Tizians, verarmt. Auch die Reichshauptstadt hat den achtzigjährigen Menzel auf ihre Art „gefeiert" und dem Ehrenbürger in dicken Bündeln Lobsprüche aufs Grab gelegt; doch immer bliebs Rednerei. Vor neun Jahren schrieb mir Theodor Fontane, er habe sich in dem für die „Zukunft" bestimmten Artikel bei Menzels „Kunstthum nicht lange aufgehalten, aber Einiges über den Menschen gesagt, der vielleicht noch größer ist als der Maler; ein ganz grandioser kleiner Knopp. Die furchtbaren Anfeierungen und Anfingungen fallen auf das in all seinen Festen immer so elend abschließende Berlin, nicht auf den kleinen großen Mann. Mein Artikel hat wenigstens drei gute Stellen. Das will ich vorm Richterstuhl der Ewigkeit vertreten, während ich in sämmtlichen Menzelartikeln zusammengenommen noch immer keine drei guten Stellen gefunden habe. Blech, geist- und witzlos vom Anfang bis zum Ende, das Meiste mit der Elle zu messen." Seitdem haben wirs noch weiter gebracht. In zwei, drei Nekrologen war ja Gescheites, war vielleicht Feines gesagt. Aber die Summe, der Massenchor, das große A der Allgemeinheit, das Alles überschrie, und nach dem ersten Gebrüll dann der Hundetrab der zur Anekdotenjagd losgekoppelten Meute: die stillen Menzelfreunde überliefs. Der größte Maler des Jahrhunderts. Von entscheidender Bedeutung für alle Nachgeborenen. Der preußische Malerfürst. Näher stand dem König Keiner, doch dem Volke schlug sein Herz. Und dieses Volk liebte, jedes Kindermädchen und jeder Schusterjunge kannte ihn, wich ihm ehrfürchtig aus. Und sein Freimuth, sein trutziger Künstlerstolz, sein göttliche Grobheit. Und so weiter. Nirgends ein Versuch zur Differenzirung, ein Bemühen, Grenzen zu ziehen und in der Begrenztheit persönliches Wesen zu zeigen. Wozu? Wer nach berühmtem Leben stirbt, gehört aufs Paradebett. Weg mit den Furchen, den Malen müder, zerquälter, vergrämter Menschlichkeit; Fettschminke decke die Stellen, über die der Pflugschar der Zeit hinging. Wascht die Leiche, balsamirt, parfumirt, frisirt sie, stopft die Backen

hübsch straff; und hängt die Lippe, so setzt Zähne ein, daß der Kiefer uns nicht das Putzwerk verderbe. De mortuis nil nisi bene. Schade, daß man dem kleinen Menzel nicht rasch ein paar Schuhlängen ankleistern kann. Doch er liegt ja, steht nicht mehr auf; da merkt mans nicht. Erkennt Ihr ihn denn noch? Gleicht er, unter den papiernen Guirlanden, im Pomp nicht fast schon dem Titanen, den wir gestern beflennten? Was thuts? Die Leiche ist schön.

De mortuis nil nisi bene (nicht: bonum): Chilons Mahnung, nicht in unwürdigem Ton über Tote zu reden, wurde in den Fibelrath umgefälscht, von den Toten nur Gutes zu sagen. That Menzel selbst etwa so? Hat sein Stift uns, sein Pinsel fleckloſe Heroen gezeigt? Seht seinen Fritzen an, seinen Wilhelm, das ganze Gewimmel seiner Menschheit, von Voltaire bis zu den oberschlesischen Eisenarbeitern: sie Alle stehen mit festen Beinen auf unserer Erde und gucken nicht hinters Gewölk; sie Alle sind menschlich und schämen sich nicht, allzu menschlich zu scheinen. Der kleine Jesus sogar, auf dem merkwürdigen Bilde, das fast wie eine Mythenkarikatur wirkt, ist, trotz dem Glorienflimmer, ein altkluges Judenknäblein von Fleisch und Bein. Der kleine Hexenmeister, der dem Erzähler Auerbach selbst, trotzdem die sentimentale Spitzfindigkeit des als Bauer vermummten Sinnirers ihm unausstehlich sein mußte, Artiges zu sagen vermochte (und schon deshalb nicht gar so grob gewesen sein kann), hätte es eher vielleicht mit Voltaire gehalten, der einst schrieb: On doit des égards aux vivants; on ne doit aux morts que la vérité. Eher; auch gegen die Pflicht zu égards hätte er sich vielleicht noch gewehrt. Und dieses Kyklopchen, dieser echte Sohn der Gaea soll nun ins Kinderpantheon? Der Mann, der, wie der andere Preuße aus dem Jahrgang 1815, mit allen Mängeln, ohne alle Retoucheurkunst, im hellsten Licht ausgestellt werden kann?

Das Problem Menzel wurde wohl erst durch intime Kenntniß des Menschen gelöst. Mir war er stets ein unheimliches Räthsel. Ein Riesenschädel auf einen Zwergrumpf gestülpt. Der Kopf eines Gymnasialprofessors, der finster blicken gelernt hat, weil sonst die Schuljungen den Dreikäsehoch nicht recht respektirten? Wenn er die Brille abnahm, wars, mit der Maurerfraise, der Kopf eines alten Handwerkers. Nichts Artistisches; nur auffallend feine Hände. Das ganze Männchen fast zeitlos; zieht ihm einen Zunftkittel, den Rock eines Rathsschreibers an: und es paßt in das Saekulum frühdeutscher Stadtherrlichkeit. In Gang und Haltung noch kein Greis; und Einer doch, den man sich nicht jung denken konnte, beim Liebchen, in den Sauserjahren aufsteigender Säfte; der, wenn man ihn nach Lustren wiedersah, unverändert schien, unveränderlich. Dazu das fabelhafte, aller Schwierigkeit spottende Können und

die scharfkantige Persönlichkeit, der doch der letzte Reiz fehlt, die ohne Leidenschaft ist und den Schauenden oft in Bewunderung frösteln läßt. Im sichtbaren Wesen die seltsamsten Widersprüche. Man sieht den trotz festen Sehnen zarten Zwerg, den Achtziger, abends hastig Portionen verschlingen, von denen ein stämmiger Drescher satt werden könnte, sieht die Excellenz, die auf Rang und Titel so stolz ist, zu mitternächtiger Stunde am Kaffeehaustisch zwischen Rennplatzjobbern und Strichgängerinnen schlummern. Hört, daß der Ritter vom Schwarzen Adler kein Hoffest versäumt und zu Haus, bei kaltem Ofen, auf seinem Leiterchen hockt, in Wollenhüllen, wie der Anstreicher in einem Neubau. Daß er die linke Hand durch strenge Erziehung gezwungen hat, ihm so sicher und pünktlich zu Dienst zu sein wie die rechte; daß er mit beiden Händen malt. Ein Maler, den nie der nackte Menschenleib reizte, der nie in Italien war, als er sich endlich dahin aufgemacht hatte, in Verona schon umkehrte, all die Schätze nicht sah, niemals, die Antike und Renaissance unter diesem Himmel gehäuft haben... Ein Mensch wie andere oder ein Gnom, dems, weil dort unten nichts Rechtes zu schauen ist, hier zu wohnen beliebt?

Zum Richterspruch, ob er der größte Maler des Jahrhunderts war, bin ich nicht berufen; ist mir auch gleichgiltig. Ich weiß nur, daß er nicht so war, wie er auf dem Paradebett scheinen sollte. Nicht Malerfürst, nicht der Freund seiner Fürsten, auch nicht der Trutzige, der immer das schroffste Wort sprach und schwächliche Kompromisse verschmähte. Paul der Dritte schrieb aus dem Vatikan an Tizian anders als Wilhelm der Zweite an Menzel. Nie hat der Schlesier mit Potentaten verkehrt wie der robuste Rubens mit Isabella, der bleiche Grandseigneur Van Dyck mit Karl dem Ersten, noch gar Velazquez, in Leben und Kunst der vornehmste, mit seinem Philipp. Fürstlich lebte der König des venezianischen Cinquecento, dem die Wimper nicht zuckt, als der fünfte Karl, Imperator und Rex, ihm den entglittenen Pinsel aufhebt. Fürstlich hat, auf seine Weise, noch Lenbach gelebt. Das war nichts für Menzel. Dem war nur im Engen warm. Seit Jahrzehnten konnte er im Glanze sitzen, konnte ungefähr so viel Geld einnehmen, wie er just wollte; für seine alten Skizzenbücher (in denen, nach dem Zeugniß des Herrn von Angeli, ganze Haufen kleiner Wunder verborgen sein sollen) hätte er leicht wohl Hunderttausende bekommen. Aber den artiste parvenu spielen? Wagen und Pferde halten, ein Haus machen und, um zu zeigen, daß mans kann, hundert langweilige Leute mit Trüffeln und Sterlet füttern? Gräßlich. Er blieb in der Sigismundstraße und stillte seinen Hunger im nahen Stammlokal. Wenn sein König rief, war er da. Ein Glück für die Hohenzollern, daß sie ihn fanden. Er war ihr Mann;

eigentlich nur noch der Mann Wilhelms des Ersten, schon nicht mehr Friedrichs, der Theaterausstattung und Couliſſenlicht brauchte. Und gerade Menzel hatte das Hiſtorienbild entheatraliſirt. Nun war er einmal da, „ein Stolz der Nation", hatte die Welt gezwungen, die Fritzenzeit aus ſeinen Augen zu ſehen: nun mußte man ihn auch ehren. Höher noch als Antonium von Werner, Pape, Saltzmann und die Buonarottis der Puppenallee. Excellenz (wie Theodor Möller triumphans). Schwarzer Adler (wie Graf Görtz-Schlitz für einen überflüſſigen Coligny). Wirklich hübſch und apart (wenn auch nicht im Künſtlerſinn ſchön) das fritziſche Menzelfeſt in Sansſouci und die pomphafte Leichenfeier. Iſts nicht ſeltſam, daß Menzel auf ſeinem eigenſten Gebiet ſo ſtumm blieb, der kaiſerlichen Kunſtpolitik nie widerſprach, den Geſchmack des „wohlaffektionirten Königs" nie auch nur leiſe zu lenken verſuchte? Wie viel Gutes hätte er mit ſeiner Autorität zu ſtiften, wie viel Schädliches zu hindern vermocht! Er liebte Klinger, umkreiſte eine Stunde lang, faſt wie mit frommem Schauder, den Beethoven, für den der Kaiſer nur Spottworte hatte: und ſah im Thiergarten die ſteinernen Gräuel entſtehen, ſchien mit einem Melodramenfritz des Herrn Magnuſſen ſehr zufrieden und rührte ſich nicht, als unſere feinſten Talente geſcholten, boykottirt, in den Rinnſtein gewieſen, unzulängliche Pinſler begünſtigt wurden, als der Dom, dieſer Dom gebaut, der ehrwürdige Weiße Saal, das Hofſchauſpielhaus fürchterlich „moderniſirt", Schinkels Palais Redern, Knobelsdorffs Opernhaus dem hehren Geiſt der Zeit geopfert ward. Wo ihn nicht, wie beim wegwerfenden Urtheil über die Nazarener, der ſtärkſte Trieb ſeines Weſens blendete, war er ſtets doch ein unbeſtechlicher Richter, ſchied ſein durchdringender Blick ſcharf zwiſchen Echt und Unecht. Einmal, als man ihn, vor der Eröffnung, durch die moabiter Kunſtmeſſe führte, blieb er vor einem Koloſſalſchinken Beckers, des Senatspräſidenten und Figurinenmalers, ſtehen, tippte mit dem Zeigefinger auf den Rahmen und fragte, mit der Miene bangſten Zweifels: „War die Jury hier ſchon?" Er mag Liebermann, den Thronprätendenten, nicht allzu zärtlich geliebt, muß ihn, der Könner und Kenner, aber unendlich höher geſchätzt haben als den ganzen Troß der Protegirten. Muß die Gefahr gefühlt haben, die unſerer dünnen Kunſtkultur heraufzog. Sein Wort konnte hemmen, ſein Zeugniß helfen; er ſchwieg. Nil nisi bonum? Solche Sünde darf an keiner Bahre verſchwiegen werden.

Verſtändlich iſt ſie. Der Kaiſer ließ nach der Leichenfeier den letzten Brief drucken, den er von Menzel empfangen hatte. Der war lehrreich. Aus der Tiefe ſchickt da ein begnadeter, perſönlich verpflichteter Mann ſeinen Dank auf die ſteile Höhe, wo Fürſten ſtehen. Nicht höfiſch klingts, gar nicht ſchranzen-

haft; doch man merkt: da wird der Abstand als so unermeßlich empfunden, daß ungeforderte Einrede lächerliche Ueberhebung schiene; daß der Mund nur ausspricht, was dem Kopf abgefragt ward. Dieser Maler konnte zu seinem Kaiser nicht reden wie der alte Schadow zu Friedrich Wilhelm. Die Zumuthung eines Dienstes, der ihm wider sein Künstlergewissen gegangen wäre, hätte er sicher rund abgelehnt. Dreinreden aber, dem Monarchen sich etwa gar zum Magister setzen? Unmöglich; selbst wenn sichs um Lebensfragen der Kunstpolitik handelt: undenkbar. Gerade weil er selbst sich in seine Sache nicht dreinreden ließ. Seine Sache war das Malen und Zeichnen. Das hatte er, der aus der Nothecke des Kleinbürgerthumes kam, mit zähestem Fleiß, ganz auf eigene Faust, gelernt. Das konnte er wie nur irgendwo Einer. Doch sagen, was dort oben, weit oben geschehen soll? Weiß Unsereins denn, wie die Welt von oben aussieht und welche Gedanken auf solchem Gipfel dem Geist aufgehen? Nein. Jeder soll machen, was er zu machen versteht, und der Schuster bei seinem Leisten bleiben. Der Brief klingt kaum anders als der, den im September 1523 Albrecht Dürer „in allerunterthäniger Dienstbarkeit" an seinen gnädigsten Herrn, den Kurfürsten Albrecht von Brandenburg schrieb. Und der Nürnberger dachte von Beruf und Weihe des Künstlerwesens vielleicht höher noch als der Breslauer. „Die Kunst des Malens kann nit wol geurtheilt werden dann van den, die so selbs gut Maler sind. Aber fürwahr den anderen ist es verborgen wie dir ein fremde Sprach. Die groß Kunst des Malens ist vor viel hundert Jahren bei den mächtigen Küngen in großer Achtbarkeit gewesen. Dann sie haben die fürtreffentlichen Künstner reich gemacht und wirdig gehalten. Dann sie bedaucht, daß die Hochverständigen ein Gleichheit zu Gott hätten, als man schrieben findt. Dann ein guter Maler ist inwendig voller Figur, und obs möglich wär, daß er ewiglich lebte, so hätt er aus den inneren Ideen, dovan Plato schreibt, allweg etwas Neues durch die Werk auszugießen. Es geschieht oft durch die groben Kunstverdrücker, daß die edlen Ingeni ausgelescht werden." So stolz hörten wir Menzel niemals sprechen. Der Sohn des breslauer Lithographen war auch darin Realist, daß er die Dinge nahm, wie sie nun einmal geworden waren. Sollte er sie etwa ändern? Das war nicht seines Amtes; wie auf Faustens Schloßwarte der Sänger, nur nicht so fromm noch so rhythmisch, mochte er fühlen: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, dem Thurme geschworen, gefällt mir die Welt." Und mit Dürer rufen: „Der alleredelste Sinn der Menschen ist Sehen!" Einen, der nur sehen und Gesehenes nachgestalten will, kann der Weltlauf nicht ernstlich ärgern; zu sehen und zu gestalten giebts überall und immer genug. Wird ein fürtreffentlicher Künstner

nicht würdig gehalten, werden edle Ingeni von groben Kunstverdrückern ausgelescht: sie mögen sich wahren, die Ohren steif halten und sich durchsetzen. Nie vernahm man, Menzel habe einem Jungen vorwärtsgeholfen. Er hatte es selbst schwer gehabt, in Frankreich früher als in Deutschland Anerkennung gefunden und war hart geworden. Nachhilfe schadet nur. Und gar „Richtungen" protegiren und in die Kunstpolitik pfuschen? Unsinn, wie alles Gerede. Wer was kann, kommt schon ans Licht; um so früher, je stiller er bei seinem Leisten bleibt.

Böcklin hat den Preußenmaler, nicht ohne Bosheit wohl, einen großen Gelehrten genannt. Kein unkluges Urtheil. Menzel arbeitete ja wie ein Gelehrter; ging stets bis zu den Quellen zurück, durchstöberte Archive, Museen, Zeughäuser, plagte sich mit dem Studium alter Exerzirvorschriften und Kleiderordnungen und zeichnete keinen Soldatenstiefel und keinen Stehspiegel, ehe er genau wußte, wie das Ding in Olims Zeit wirklich ausgesehen hatte. Fleiß und Akribie des Gelehrten. Oder des Handwerkers vom alten Schlag. Das Wort scheint hier noch paßlicher. Der rechte Gelehrte macht nicht so Vielerlei, sondern bleibt bei seinem Stoff oder Stoffrestchen, bis alles Erdenkliche daraus gezogen ist. Der helläugige Handwerker ist froh, wenn er sich Abwechselung verschaffen kann. Und Menzel... Ich muß noch einmal Fontane citiren:

Ja, wer ist Menzel? Menzel ist sehr Vieles,
Um nicht zu sagen: Alles; mindstens ist er
Die ganze Arche Noae, Thier und Menschen:
Putthühner, Gänse, Papagein und Enten,
Schwerin und Seydlitz, Leopold von Dessau,
Der alte Zieten, Ammen, Schlosserjungen,
Katholische Kirchen, italienische Plätze,
Schuhschnallen, Bronzen, Walz- und Eisenwerke,
Stadträthe mit und ohne goldne Kette,
Minister, mißgestimmt in Kaschmirhosen,
Straußfedern, Hofball, Hummermayonnaise,
Der Kaiser, Moltke, Gräfin Hacke, Bismarck...
Er durchstudirte
Die groß' und kleine Welt; was kreucht und fleucht,
Er giebt es uns im Spiegelbilde wieder.

Ein Handwerksmeister. Wie die alten Künstler; nur ohne den Dämon Buonarottis. Vielleicht der letzte Altmeister der Lukasgilde? Keine Spur von Künstlermystik, von lüdrianischem Zigeunerthum. Alles solid und der Regel gerecht. Nach langer Arbeit der Nachttrunk, reichlich, wies dem braven Mann ziemt; aber nie zu spät aus den Federn. Tiefste Verachtung der Sammetenen, die auf Inspiration, auf Stimmung warten, gute und (meist) schlechte Stunden haben und sich die Werkstatt mit Kostbarkeiten staffiren, um „angeregt"

zu werden. Hosenmätze sind, Gecken und Pfuscher. Wer sein Handwerk gelernt hat, kann immer und überall was Ordentliches leisten. Menzel hatte es gelernt; hat wie nach ihm bis heute Keiner in Deutschland jede Technik beherrscht. Das hob ihn über Alle. Mit dreizehn Jahren schon, mit neunundachtzig noch den Zeichenstift in der Hand. Das giebt meisterliche Sicherheit. Wenn jetzt ein Maler oder Meißler Handwerker genannt wird, bäumt er sich. Ists denn ein Schimpfwort? Michelangelo wollte in seinem Käfig nicht mehr sein; war ganz zufrieden, wenn der Besteller ihn Handwerksmeister hieß. Menzel gewiß auch. Sehr stolz, daß in ihm das Handwerk geehrt wurde. Drum vertiefte er sich ins Hofceremonial und probirte emsig, ob er das Festkleid der Adlerritter auch richtig trage. Ein Anderer hätte sich, den Prinzen aus Genieland, über solche Kleinlichkeit erhaben gedünkelt. Er nicht; die vornehmen Herren sollten nicht über den winzigen Handwerker spotten; gerade er mußte vom Kopf bis zur Sohle korrekt sein. Er hat einmal gesagt: „Wir hätten eine bessere Kunst, wenn wir eine bessere Kritik hätten". Ein Spruch von anfechtbarer Weisheit. Doch sicher hätten wir eine bessere Kunst, wenn unsere Künstler bessere Handwerker wären, sich nicht fast schon schämten, sobald von ihrem Handwerk auch nur geredet wird.

Mancher, der nur den Handwerksmeister sah, hat Menzel die Phantasie abgesprochen. Er brauchte nur die Zeichnungen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen zu betrachten (oder sie gar dem schwächeren Vorbilde, dem von Horace Vernet illustrirten Napoleonbuch, zu vergleichen), um den Irrthum zu erkennen. Das ist nicht nur mit unglaublich sicherer und geschmackvoller Kunst gezeichnet: da spricht aus kleinen Vignetten oft mehr Phantasie als aus Pilotys Tafelbildern und Kaulbachs Fresken. Ein Handwerker großen Stils ist ohne einbildnerische Schöpferkraft ja auch nicht zu denken. In Menzel war sie von einem scharfen Verstande, der nie trunken wurde, gezügelt; von einem Geist, der vor Heroengröße so gelassen blieb wie der Meissoniers (des ihm befreundeten Zwerges) und so witzig, so graziös sein konnte wie der eines Rokokofranzosen. Meisterliches Können, Phantasie, Geist, Humor sogar (der „zerbrochene Krug", Waggonszenen und allerlei kleines Schelmenwerk zeigen ihn deutlich): was fehlt da noch? Enthusiasmus vielleicht, den Schiller als „unsere erste treibende Kraft" pries. Mir wird, ich muß es gestehen, vor diesen Meisterbildern nicht warm; eigentlich nur vor dem ganz impressionistisch gemalten pariser Theaterbild und dem „Flötenkonzert", in dessen hörbaren Rhythmus das Licht so entzückend hineinhüpft, hineinkichert. Die Zeichnungen, Vignetten, Adressen, Tischkarten wirken stärker als Oel und Gouache; da ist leise Andeutung, sind manchmal doch Lücken. Die Bilder geben Alles so vollständig, er-

zählen so viel Anekdotisches, sind von so geistreicher Beredsamkeit, so erschreckend fehlerlos und undiskutabel, lassen der Phantasie des Beschauers, die gern still mitarbeiten möchte, nichts mehr zu thun. Der sie schuf, hat im Grunde gewiß nur sein Metier geliebt. Nichts Anderes. Prozession oder Ballsouper, Verona oder Gastein, brandenburgischer Grenadier oder Rabbi, Eisenwalzwerk oder Courcercle des alten Kaisers: nur die Linie (kaum noch die Farbe) interessirt ihn. Die will er festhalten; und hält sie fest, ohne sich von Emotionen je aus der Handwerksandacht rütteln zu lassen. Vielleicht muß es so sein, könnte eine so ungeheure Sammlung bildlicher Dokumente sonst nicht entstehen. Meissionier, der ihn an Wuchs nicht erreicht, ist ähnlich; Courbet, der Einfluß auf ihn gehabt haben soll, ist anders. Charakter, sagt der ältere Humboldt, wird dadurch möglich, daß Jeder seine Eigenthümlichkeit aufsucht, sie reinigt und das Zufällige absondert. Das hat Menzel früh gethan. Er hat sich eine Persönlichkeit, seiner Kunst einen unverkennbaren Charakter anerzogen. Nie unternommen, was er nicht leisten konnte. Daß er sich an den Preußenfritz machte, war wohl Zufall, die Folge des ersten Auftrages, der den Kleinen aus der Noth riß; nicht aber, daß er so lange bei ihm blieb. Ein Schlesier, aus Wratislaws Stadt, die Friedrich nach Leuthen zum zweiten Mal genommen hatte, in der, als Menzel erwuchs, die Erinnerung an Vandamme, an die Freiwilligen Jäger und den Königsaufruf von 1813 noch lebendig war. Dazu der von Chodowiecki geschaffene Altfritzentypus; die Lust des Kleinen, der im Waffenrock lächerlich gewesen wäre, an kühnem soldatischen Wesen; und die Freude des Rationalisten, in Preußens größtem König, dem einzigen genialen Hohenzollern, einen Verwandten zu finden. Alles paßte hier. Wer vor diesen Bildern und Blättern steht, ist überzeugt: So wars; so sah Fritz, Voltaire, so Macchiavell aus und genau so wurde die Tafelrunde bedient. Die Vignetten in Kuglers Buch und namentlich in Friedrichs eigenen Schriften müßten dem Zweifler selbst die Verwandtschaft der beiden Preußen beweisen. Nur einmal gelang solche Anpassung. Menzels Wilhelm hat uns von seinem Wesen, seiner besonderen Welt nichts Rechtes zu sagen, Bismarck und Moltke bleiben Komparsen und die als Zeichnerleistung wohl unübertrefflichen Illustrationen zur Dorfrichterkomoedie sind Menzel, nicht Kleist. Die Vorstellung aber, das Alles könne Einer ohne Phantasie vollbringen, sei nur Sache unermüdlichen Archivarienfleißes und virtuoser Handfertigkeit, braucht man nicht umständlich zu widerlegen.

Wir werden Keinen sehen, der eine Krönung, ein Marktgewimmel, ein Hoffest so meisterlich wie Menzel malt; der so klar und sicher über lange Zeitstrecken auszusagen vermag; Keinen vielleicht, der so scharf beobachtet und so

fest, in so starrer Selbständigkeit, auf eigenem, selbst errungenem Boden der Mode trotzt. Ists aber nöthig, die Persönlichkeit des Malers nun gleich ins Grenzenlose zu recken, den Zwerg unsanft ins Riesenmaß zu zerren? Ein großer Handwerksmeister, der nur sein Metier geliebt hat, ein Patriarchenleben lang nur sein Metier. Nicht die Natur, nicht den Menschen. In diesen kunstvoll gemalten, nie aufgeputzten Landschaften rauscht es nicht durch die Zweige, sang nie ein Vogel, spricht nicht das Schweigen, dem Böcklins Einhorn lauscht. Dieses Gewimmel giebt fast immer ein Bischen mehr, als es geben müßte; alle Gruppen, die der Stift in verschiedenen Stunden festhielt, werden zum Bilde vereint und die Lust an der absonderlichen Linie verführt leicht zu karikirender Darstellung. Hinter dieser Prozession ragt keine Römerkirche und dieses Walzwerk seufzt nichts vom Leben der Menschen, die drin hausen. Braucht auch nicht, sagt man uns heute barsch; soll nicht einmal: der Maler soll malen können, nichts weiter; das Unglück ist eben, daß Ihr Banausen immer „Seele" und ähnlichen altmodischen Zauber von ihm verlangt. So rückständig, fürchte ich, werden wir noch eine ganze Weile bleiben. Das Handwerk ehren, dem Techniker, der Alles meistert, Reverenz erweisen, gern und dankbar uns auch von Denen belehren lassen, die l'art pour les artistes wollen; unser dummes, sehnsüchtiges Herz aber auch fortan nur den starken Herzen schenken. Den großen Seelen, die uns in ihre Vision zwingen. Das ging über Menzels Kraft. Das hat er auch nie versucht. Er war „inwendig voller Figur", doch ohne Lyrik, ohne Leidenschaft. Ein großer Lehrer, nicht ein Erzieher. Dem Kamenzer Lessing weit näher als dem Frankfurter Kleist. Seinen Volksmengen, deren äußere Bewegung und Grimasse so meisterlich wiedergegeben ist, fehlt das Temperament; die Leute, die sich um den Wagen des auf den Kriegsschauplatz reisenden Königs drängen, sind im Innersten kühl. Kein Menschenantlitz hat diesen geistreichen Maler je zu psychologischer Versenkung gelockt. Frauenreiz fand ihn vollends blind; wer die berühmten amoureuses nur von Menzels Stift gezeichnet sah, kann nicht begreifen, mit welchen Waffen sie, die Pompadour oder die Barbarina, ihre Siege erstritten. Hat für diesen Mann das Weib nie gelebt? Gings ihm wie Rostands armem Spötter Cyrano, den die Mutter ungern ansah, der sich, aus Furcht, komisch zu wirken, den Frauen fern hielt und spät erst, am Ende des bitteren Narrenlebens, sagen konnte: Une robe a passé dans ma vie? Das mags gewesen sein. Kein Frauenrock raschelt durch dieses Leben. Eros winkt nicht noch dräut. Werkstatt und Schänke sind die Schauplätze. Als Jüngling kein Liebchen, als Mann kein Kind, als Greisender eigentlich kein Heim. Ein duftloses Handwerkerdasein das sich vor der Welt absperrt und ihr doch kein Geheimniß zu bergen hat. Alle

klar und kühl, in Kunst und Leben korrekt und solid. Vielleicht hat dieser wimmelnden Schöpfung nur die Vollmenschlichkeit ihres Schöpfers zur letzten Wirkung gefehlt. Dessen schüchterne Seele wohl, vor weher Enttäuschung bang, sich aus dem Zwergenleib nicht ins Getümmel wagte. Ihr Feinstes hinter einer dicken Schutzkruste versteckt hielt. Die schmerzenden Stacheln nach außen kehrte. Und deren Werk man nun fröstelnd bewundert. Wer weiß? Erst die intime Kenntniß des Menschen vermochte das Problem Menzel zu lösen.

Mancherlei aber, dünkt mich, war auch von fern, auch vom Fremden über den Mann zu sagen, der endlich nun Rast hielt. Warum er, gerade so, wie in ihm sich die Kräfte mischten, ins Preußenreich paßte. Paßte und doch nicht populär, nicht der Volkheit vertraut werden konnte wie der andere Borusse aus dem Jahr 1815. Warum der Amusische, dessen Wesenston scharf klang und ohne Innigkeit war, allein bleiben mußte und fast nur Werners aus seiner Saat nachwachsen sah. Wie verschieden er, je nach dem angewandten Handwerkszeug, wirkte: zum Entzücken graziös mit dem Stift und mit dem Pinsel schon als Rüstiger beinahe altmännerhaft. Wie es kam, daß er, lange vor Manet noch, den Reiz des plein air erkannte und ihm doch nichts Rechtes, Eigenes, fruchtbar Fortwirkendes daraus ward. Und ob nach ihm unsere deutsche Malerei Wesentliches gewonnen hat. Vor vierzig Jahren hat er in Kösen badende Knaben gemalt. Ein von Liebermann oft mit bescheidener Meisterschaft behandeltes Motiv. Was giebt das alte Bild nun, wenn mans den neuen vergleicht? Wo stehen wir heute? War alles über Menzel hinaus Versuchte wirklich nur, wie man oft hört, von der Reklame aufgedonnertes Gestümper? Niedergang, was als Fortschritt ausposaunt wird? Hundert ähnlichen Fragen konnten Sachkundige die Antwort suchen. Sie durften nicht. Feine Differenzirung taugt nicht für die Totenfeier. Das aufgebahrte Genie muß grenzenlos sein. Also der größte Maler des Jahrhunderts. Die Kindlein, heißts, wollen von Riesen hören.

*

Im Reich der Künste läßt sichs ertragen. Früh oder spät: eine Wahrheit kommt an den Tag. Die Ernsthaften, deren Gesichtsfeld nicht nur Pechschwarz und Schneeweiß kennt, flüchten aus der Zeitung in die Revuen; und aus der Polyphonie wählt jedes Ohr die Stimme, die ihm behagt. Schlimm ist hier eigentlich nur die Erziehung zur Unaufrichtigkeit, zu heuchlerischer Adoration. Von Allem, was über Menzel gedruckt worden ist, über Schiller in ein paar Wochen gedruckt werden wird, ist beinahe nichts vom Drang der Empfindung hervorgetrieben. Die Leiche sollte schön sein, die Jahrhundertfeier soll pompös werden. Geschichte her, gleichgiltige Briefe, vergessene Bilder; und Festreden im Fibelstil. Dann aber

recht lange nichts mehr über Schiller und Menzel. Was bleibt von Allem? Keine Spur drückt sich ins Gemüth. Immerhin dürfen die feinen Köpfe mitreden. In der Politik müssen sie schweigen oder werden nur halb mit Erbarmen, halb mit Hohn angehört. Hier ist die Nuance verpönt, wird schon der Versuch psychologischer Erkenntniß wie gröbster Unfug geahndet. Public opinion, die gefällige Tante, spricht nur die Kindersprache, veranstaltet, wie im Fröbelheim, Beschäftigungspiele fürs kleine Volk. Ich hielt mich, im Laieneifer, zu lange bei Menzel auf und kann den spielerischen Hang nun, die Kindergärtnerei heute nicht mehr bis ins Einzelne nachweisen. Das ist kein Unglück; auch wenn ich den großen Zwerg falsch sah, keins. Hat dieser Tote uns nicht viel zu sagen? Der Lebende schwieg und blickte zu Lob und Tadel bärbeißig drein. „Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt, und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt." In ihm war der Ernst, der unserem öffentlichen Leben, öffentlichen Meinen verloren ist. Nichts Kindliches, doch auch nichts Kindisches. Was uns an ihm so seltsam schien, war am Ende nur die wunderliche Weise des Reifen, der sich in seiner Zeit behelfen und durchhelfen mußte. Goethe, dessen Trostspruch wieder ins Ohr klang, hat die Mär von dem ephesischen Goldschmied erzählt, der ohne Unterlaß in seiner Werkstatt bei zierlicher Arbeit saß und sich auch von der Windsbraut des Gassenvolkes nicht aufscheuchen ließ, das draußen brüllte: Groß ist die Diana der Epheser! Seinen Knaben ließ er auf den Markt, er aber „feilt immer fort an Hirschen und Thieren, die seiner Gottheit Kniee zieren, und hofft, es könnte das Glück ihm walten, ihr Angesicht würdig zu gestalten." Auch anders, sagt der duldsame Dichter, kanns Einer halten; nur soll er nicht das Handwerk schänden. Von der Art dieses alten Handwerkers, alten Künstlers war Menzel. Er blieb, was auch auf Markt und Gasse geschehen mochte, bei seinem kunstreichen Streben und hat drum nicht schlecht und schmählich geendet. Er hatte so viel erlebt; multa et multum. Fünf Könige, drei Kaiser. Preußens Elend und Preußens Größe. Die erste Nachwirkung kantischer Lehre und das Geheul ungeweihter Nietzschejünger. Cornelius auf dem Götterthron und bald danach im Exil. Auch ihn mag es einst auf den Markt, ins Breite gezogen haben. Aus seinem Achtundvierzigerbild spricht Parteigeist; leise zwar, doch vernehmlich. Freiheit und Menschenrecht: welchen Dreißiger hätte die Losung nicht gelockt? Früh aber ekelte ihn das unwahrhaftige Treiben. Die Epheser mochten nach Belieben neue Gottheit erfinden. Er kroch nie wieder aus seiner Schale. Sah nur noch und notirte das Gesehene für die Nachwelt. Jetzt hat man ihn für die Parade herausgeschält; und in all dem Leichenjubel nur Eins zu sagen vergessen: daß er seiner unernsten Zeit aus dem Wege ging und von dieser Zeit nie gekrönt worden wäre, wenn sie ihn nicht schon im Glanze gefunden hätte.

Kryptomnesie.

Die moderne naturwissenschaftliche Psychologie unterscheidet ein unmittelbares und ein mittelbares Wiedererinnern. Man erinnert sich unmittelbar, wenn man, zum Beispiel, ein bestimmtes Haus sieht und es Einem dabei „in den Sinn kommt", daß hier vor einigen Jahren ein Bekannter gewohnt hat. Man sieht das wohlbekannte Haus und nach dem Gesetz der Assoziation einer Koëxistenz kommt das Erinnerungbild des Bekannten zum Bewußtsein. Anders ist das mittelbare Wiedererinnern: Ich gehe, in Gedanken versunken, an dem Haus vorbei, wo mein Bekannter X. gewohnt hatte. Ich achte weder des Hauses noch der Straße, sondern denke an ein dringendes Geschäft, das ich zu besorgen habe. Plötzlich drängt sich zwischen meine Gedanken störend ein unerwartetes Bild: ich sehe eine Szene, wo X. mir vor vielen Jahren einmal von ähnlichen Geschäften gesprochen hat. Ich wundere mich, daß gerade diese Erinnerung kommt, denn die Unterhaltung war von keinerlei Belang gewesen. Plötzlich sehe ich, daß ich in der Straße bin, wo mein Bekannter früher gewohnt hatte. In diesem Fall ist die Assoziation des Erinnerungbildes mittelbar: ich habe das Haus bewußt nicht wahrgenommen, denn ich war innerlich zu sehr von der Umgebung abgelenkt. In den dunklen Hintergrund des Bewußtseins*) hat sich aber die Wahrnehmung des Hauses doch eingeschlichen und dort die Assoziation des Bekannten wachgerufen. Da dieser Vorgang des Assoziirens aber so schwach betont war, daß es die Schwelle des Bewußtseins nicht überschreiten konnte, mußte eine gemeinsame Assoziation unterstützend eingreifen. Diese vermittelnde Assoziation ist das Erinnerungbild der Unterhaltung, die ähnliche Geschäfte betraf wie die jetzt im Bewußtsein vorhandenen. Auf diesem Weg tritt das Erinnerungbild in den Kreis des Bewußtseins.

Das unmittelbar und das mittelbar eintretende Erinnerungbild haben eine Eigenschaft gemein: die Bekanntheitqualität; ich erkenne die Assoziation als das Bild, an das ich mich erinnere, und weiß damit, daß sie keine Neubildung ist. Den Bildern, die wir neu kombiniren, fehlt also die Bekanntheitqualität. Ich sage: „kombiniren"; denn nur in der Kombination psychi-

*) Für Alle, die psychologische Fachbildung besitzen und deshalb meine Anwendung des Begriffes: „Bewußtsein" mißverstehen könnten, erlaube ich mir die Bemerkung: Da ich hier keine wissenschaftliche Arbeit schreiben will, gebrauche ich die Ausdrücke „Bewußtsein und Selbstbewußtsein" promiscue, und zwar in ihrer gewöhnlichen, vulgären Bedeutung. „Unbewußt" nenne ich, im weitesten Sinne, Alles, was momentan oder dauernd im Bewußsein nicht repräsentirt ist.

scher Elemente liegt die Originalität, nicht im Material, wofür jegliches Ding der Natur beredtes Zeugniß ablegt. Hat eine neue Kombination Bekanntheitqualität, so liegt ein abnormer Fall vor: eine Erinnerungtäuschung. Die millionen Akte des Wiedererinnerns, die täglich in unserem Gehirn stattfinden, werden zum größten Theil aus unmittelbaren Wiedererinnerungen bestehen. Eine ganz erhebliche Zahl wird aber auch auf das mittelbare Wiedererinnern fallen. Dieser letzte Fall hat ein ganz besonderes Interesse. Wie unser Beispiel des mittelbaren Erinnerns zeigt, kann eine unbewußte Wahrnehmung, also ein Eindruck, der passiv ins Gehirn dringt, selbständig eine verwandte Assoziation anregen und auf diese Weise ins Bewußtsein gelangen. Die unbewußte Wahrnehmung thut also Das, was sonst unser Selbstbewußtsein thut: wir betrachten das Haus und fragen uns, um die klare Erinnerung zu bekommen: Wer hat da gewohnt? Wir rufen so das Bild des X. in das Gedächtniß zurück. Genau so benimmt sich die unbewußte Wahrnehmung; sie sucht das ihr verwandte Erinnerungbild und in unserem Fall vereint sie sich (nach einem gewissen psychologischen Gesetz, das ich hier nicht näher erörtern will) mit dem, das von der anderen Seite her in leiser Erregung begriffen ist, nämlich mit dem Bilde des X., der über ähnliche Geschäfte spricht. Merken wir uns aus diesem kleinen Beispiel, daß Assoziation stattfinden kann, ohne daß das Selbstbewußtsein das Geringste damit zu thun hat.

Die Art, wie das Bild des X. beim mittelbaren Erinnern in mein Bewußtsein getreten ist, bezeichnet man vulgär als Einfall. Das Wort „Einfall" drückt das anscheinend Zufällige und Grundlose dieser Erscheinung aus. Diese Sorte des mittelbaren Wiedererinnerns ist bei vielen Leuten, die weniger logisch zusammenhängend als intuitiv denken, sehr gewöhnlich; so gewöhnlich, daß man oft ganz vergißt, wie streng determinirt alle psychischen Akte sind. Nehmen wir ein ganz einfaches Beispiel. Ein Schüler hat einen Aufsatz über eine Stadt zu verfassen. Er schreibt: „Mittels der Trambahn fahren wir bis zur Kirche; unmittelbar hinter ihr befindet sich der Fluß, über den eine Brücke führt, die den Verkehr zwischen den beiden Stadttheilen vermittelt." Fragen wir den Knaben, wieso ihm gerade diese etwas gewählte Phrase, „den Verkehr vermittelt", eingefallen sei, dann wird er uns die Antwort schuldig bleiben; er wird sie für einen beliebigen Einfall erklären. Er meint vielleicht, er hätte eben so gut „verbinden" schreiben können. Sehen wir nun den Satz an, den der Schüler geschrieben hat, so finden wir, daß zweimal „mittel" vorausgegangen ist, was zur Erklärung des Auftretens gerade dieser Phrase vollkommen ausreicht. Die vorausgehenden „mittel" waren die Konstellation, unter deren Einfluß diese Phrase erfolgen mußte (obwohl die beiden „mittel" durchaus nicht etwa bewußt den Grund zu dieser Wahl abgegeben haben). Ein anderes Beispiel. Ich bin mit irgend einer gleichgiltigen Arbeit

beschäftigt und pfeife eine Melodie vor mich hin, irgend eine bekannte Melodie; ich erinnere mich momentan nicht einmal der Worte. Jemand fragt mich, was für eine Melodie es sei. Ich besinne mich; es ist das Studentenlied: „Hab' ich kein Kreuzer Geld in meiner Tasche." Ich habe keine Ahnung, wie ich jetzt gerade auf dieses Lied komme, das auch mit den augenblicklich mein Bewußtsein beschäftigenden Assoziationen gar nichts zu thun hat. Ich durchmustere retrograd die Gedankengänge, die ich während meiner Arbeit durchlaufen hatte. Sofort fällt mir ein, daß ich vor einigen Minuten einer großen Neujahrsrechnung nachgedacht hatte, auf der ein gewisser Gefühlston liegt. Daher also das Lied! Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß man auf diese Weise bei seinen Nebenmenschen allerlei hübsche psychologische Diagnosen stellen kann. Einem Bekannten, der die Unvorsichtigkeit hatte, im Zeitraum von zehn Minuten drei kleine Melodien zu pfeifen, konnte ich den unglücklichen Ausgang seines Liebesverhältnisses auf den Kopf zusagen. Die Melodien waren: „Im Aargau sind zwei Liebi" (schweizerisches Volkslied), „Verlassen, verlassen bin i" und „Steh' ich in finstrer Mitternacht". Es ist mir sogar schon vorgekommen, daß ich eine Melodie gepfiffen habe, deren Text mir unbekannt war. Ich erkundigte mich und erfuhr einen Text, der zweifellos zu einem stark von meinem Gefühl betonten Gedankengang assoziirt war, den ich etwa fünf Minuten vorher gehabt hatte.

Diese Beispiele, die man täglich an sich und Anderen beobachten kann, zeigen deutlich, daß ein (vom Gefühl betonter) Gedankengang das Bewußtsein verlassen kann, aber deshalb nicht aufhört, zu existiren, sondern noch Energie genug hat, um mitten in die inzwischen ganz veränderte Assoziationenwelt des Bewußtseins einen Einfall zu senden, der zu der momentanen Umgebung gar keine Beziehung hat.

Die Hysterie, die nichts Anderes ist als eine Karikirung der normalen psychologischen Mechanismen, liefert in dieser Richtung noch drastischere Beispiele. Ich behandelte jüngst eine hysterische junge Dame, die hauptsächlich davon krank geworden war, daß ihr Vater sie in brutaler Weise geprügelt hatte. Bei einem Spazirgang fiel dieser Dame einmal der Mantel in den Staub. Ich hob ihn auf und versuchte, ihn dadurch zu reinigen, daß ich ihn mit meinem Stock ausklopfte. Kaum hatte diese Prozedur begonnen, als die Dame mit den heftigsten Abwehrgeberden sich auf mich stürzte und mir den Mantel entriß. Sie könne nicht zusehen. Das sei ihr ganz unerträglich. Ich ahnte sofort den Zusammenhang und fragte sie eindringlich nach den Motiven. Sie war nun erstaunt und konnte nur die Auskunft geben, daß es ihr eben äußerst unangenehm sei, ihren Mantel so reinigen zu sehen. Solche Symptomhandlungen, wie Sigmund Freud sie nennt, sind bei Hysterischen sehr häufig. Die Erklärung ist einfach. Ein vom Affekt betonter Erinnerung-

komplex, der momentan gar nicht im Bewußtsein vorhanden ist, motivirt aus seinem unsichtbaren Sitz gewisse Handlungen, gerade so, wie wenn er im Selbstbewußtsein gegenwärtig wäre.

Man kann ruhig sagen, daß unser Bewußtsein von solchen quasi fremden Eindringlingen, die sich über keine Heimathberechtigung ausweisen können, förmlich wimmelt.*) Jeden Tag treten Tausende von Assoziationen in den Lichtkreis des Bewußtseins, die wir vergeblich über das spezillere „Woher" befragen würden. Man muß sich eben immer vorhalten, daß das selbstbewußte seelische Phänomen nur ein ganz kleiner Theil unserer Seele ist. Weitaus der größte Theil der psychischen Elemente ist uns unbewußt.

Das Selbstbewußtsein befindet sich also in einer ziemlich unsicheren Lage gegenüber den automatischen, von unserem Willen unabhängigen Regungen des Unbewußten. Das Unbewußte kann wahrnehmen, kann selbständig assoziiren; und das Schlimme dabei ist, daß nur die Assoziationen Bekanntheitqualität besitzen, die einmal das Selbstbewußtsein passirt haben; und von diesen können noch viele so ganz der Vergessenheit anheimfallen, daß sie jegliche Bekanntheitqualität verlieren. Unser Unbewußtes muß darum eine ganz ungeheure Anzahl von psychischen Komplexen beherbergen, die uns durch ihre Fremdheit in Erstaunen setzen würden. Die Hemmungen, die vom wachen Bewußtsein ausgehen, schützen uns nun allerdings vor Einbrüchen dieser Art. Im Traum aber, wo die Hemmungen des Bewußtseins wegfallen, kann das Unbewußte seine tollsten Spiele aufführen. Wer je Freuds Traumanalysen gelesen oder, noch besser, selbst welche ausgeführt hat, weiß davon zu erzählen, wie bei den harmlosesten und anständigsten Leuten das Unbewußte mit sexuellen Symbolen spielt, deren wilde Brünstigkeit geradezu Entsetzen erregt. An dieses Unbewußte muß sich Jeder wenden, der geistig produktiv arbeitet. Alle neuen Gedanken und Kombinationen prämeditirt das Unbewußte. Und wenn das Selbstbewußtsein dem Unbewußten mit einem Wunsch naht, so war es bereits das Unbewußte, das ihm diesen Wunsch eingegeben hat. Das Unbewußte giebt Wunsch und Erfüllung

Auf diesem trügerischen Boden wandelt Jeder, der neue geistige Kombinationen sucht. Weh ihm, wenn er nicht beständig die ängstlichste Selbstkritik übt!

Da man in der leichten Welt der Gedanken gewöhnlich Das findet, was man sucht, und Das bekommt, was man wünscht, so wird der Mensch, der neue Gedanken sucht, auch am Ehesten mit den Truggeschenken der Psyche beglückt. Nicht nur die Geschichte der Religionen oder die Psychologie der

*) Ich habe diese Frage experimentell bearbeitet und werde darüber in einem der nächsten Hefte des von Forel und Vogt herausgegebenen Journals für Psychologie und Neurologie berichten.

Masse, sondern auch das Gedankenleben eines Jeden, der überhaupt Etwas gehofft und erstrebt hat, ist reich an treffenden Beispielen. Welcher Dichter oder Komponist ließ sich nicht einmal verführen, an die Neuheit gewisser Einfälle zu glauben? Was man zu glauben wünscht, glaubt man schon. Auch das größte und originellste Genie ist von menschlichen Wünschen und dessen allzumenschlichen Folgen nicht frei.

Dann, abgesehen von dieser allgemeinen Voraussetzung: welche Menschen suchen neue Kombinationen? Es sind die Gedankenmenschen, die fein differenzirten Gehirne mit der Sensitivität einer Frau und der Emotivität eines Kindes. Es sind die äußersten, dünnsten Zweige am großen Baum; sie tragen die Blüthen und die Früchte. Viele werden zu früh dürr, viele brechen ab. Die Differenzirung schreitet sowohl zum Zweckmäßigen wie zum Unzweckmäßigen fort; darum mischen sich die Geistreichen mit Geisteskranken: es giebt Narren mit Genie und Genies mit Narrheiten, wie Lombroso sagt. Eins der allgemeinsten und gewöhnlichsten Entartungmerkmale ist die Hysterie, der Mangel an Selbstbeherrschung und Selbstkritik. Ohne in die soi-disant psychiatrische Narrenriecherei Nordaus zu verfallen, kann man mit Sicherheit behaupten, daß ohne eine gewisse leichtere oder schwerere hysterische Geistesverfassung ein Genie gar nicht möglich ist. Wie Schopenhauer mit Recht sagt, eignet dem Genie eine große Sensibilität, Etwas von der Mimosenhaftigkeit der Hysterischen. Die Genialen theilen auch andere Eigenschaften mit den Hysterischen.

Vielleicht der größte Theil der vollsinnigen Hysterischen ist darum krank, weil eine mit hohem Affekt begabte und darum tief ins Unbewußte reichende Erinnerungmasse sich nicht mehr meistern läßt und das Bewußtsein und den Willen des Kranken tyrannisirt. Bald ist es bei Frauen eine getäuschte Hoffnung auf Liebe, bald eine unglückliche Ehe; bei Männern schiefe Lebensstellung oder verkannte Verdienste. Die Kranken suchen ihren Affekt aus ihrem Tagesleben zu verdrängen; er quält sie dafür nachts in bösen Traumsymbolen, belästigt sie am Tag mit plötzlichen Anfällen von Präkordialangst, lähmt die Thatkraft, treibt die Leute in die Bethäuser und Sekten, macht Kopfschmerzen, die allen Medizinmännern und allen elektrischen Zaubermitteln, Sonnenbädern und Mastkuren trotzen. Die Last der Uebermacht eines psychischen Komplexes hat auch der Geniale zu tragen; kann ers, so thut ers mit Lust, kann ers nicht, so thut ers mit Schmerz: er muß die „Symptomhandlungen" ausführen, die ihm seine Begabung eingiebt; er dichtet, malt, komponirt, was er leidet.

Diese Voraussetzungen gelten mehr oder weniger für jeden produktiv Begabten. Der instinktiv treibende, den Grund der Seele ausfüllende psychische Komplex schickt dem Sklaven „Bewußtsein" aus seinen unbekannten und unerschöpflichen Sammlungen zahllose Einfälle empor, darunter Altes und Neues, und das Bewußtsein hat damit fertig zu werden. Es muß jeden Einfall

fragen: Hast Du Bekanntheitqualität oder bist Du neu? Wenn der Dämon drängt, wird aber das Bewußtsein mit seiner Sortirarbeit nicht fertig, der Strom ergießt sich in die Feder, — und am anderen Tage ist es vielleicht schon gedruckt.

Ich habe vorhin gesagt, nur die Kombinationen seien neu, das Material ändere sich dagegen kaum oder nur mit einer fast unmerklichen Langsamkeit. Hat man nicht alle Farben eines Böcklin schon bei den alten Meistern gesehen? Und sind die Finger, Arme, Beine, Nasen, Hälse der Statuen eines Michelangelo nicht schon in der Antike irgendwie vorgebildet? Sicher sind die kleinsten Theile eines Meisterwerkes immer alt, auch die nächstgrößeren (kombinirten) Einheiten sind meist übernommen und schließlich verschmäht ein Meister auch nicht, ganze Bruchstücke des Vergangenen einem neuen Werk einzuverleiben. So unendlich reich ist unsere Psyche nicht, daß sie immer von Grund auf neu erbaut. Die Natur thut es auch nicht. Man sieht es an den Gefängnissen, Spitälern und Irrenanstalten, wie ungeheuer viel sich die Natur einen kleinen Schritt vorwärts kosten läßt; sie baut mühsam auf das Vorhergehende.

Dieser Prozeß im Großen wiederholt sich auch in dem kleineren Gebiet der Sprache; wenig von neuen Kombinationen, fast Alles alte, übernommene Bruchstücke. Wir sprechen die Worte und Sätze unserer Eltern, Lehrer und Bücher, und wer gewählt spricht, auf Grund einer guten Sprachbegabung oder sonstigen Freude daran, Der spricht „wie ein Buch", nämlich wie das Buch, das er gelesen hat; er wiederholt etwas größere Bruchstücke als Andere. Ist er ein anständiger Durchschnittsmensch, so spricht er entweder nicht so oder gesteht offen, woher ers hat. Reproduzirt Einer aber wörtlich acht Druckzeilen lang die Sätze eines Anderen, so darf man Denen, die „Plagiat!" schreien, zwar nicht ohne Weiteres das Maul zuhalten — denn thatsächlich kommen Plagiate vor —, aber man braucht auch nicht den Menschen, dem dieses Unglück passirt ist, gleich fallen zu lassen. Die Natur hat sich nämlich bei der Einrichtung der Wiedererinnerungfähigkeit nicht ausschließlich an die Möglichkeit des unmittelbaren und mittelbaren Wiedererinnerns gebunden; sie hat den Geistreichen und den Narren noch die Kryptomnesie gegeben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Wort Kryptomnesie stammt aus der französischen fachwissenschaftlichen Literatur. Besonders Flournoy, der genfer Psychologe, hat werthvolle kasuistische Beiträge zur Kenntniß dieses Phänomens geliefert.*) Kryptomnesie bedeutet etwa: verborgene Erinnerung. Was damit gemeint ist, zeigt am

*) Flournoy: Des Indes à la Planète Mars. Paris et Genève. 1900.

Besten ein konkretes Beispiel:*) Als ich vor einigen Jahren Zarathustras Höllenfahrt las, fiel mir besonders die Stelle auf, wo Nietzsche schildert, wie Zarathustra in die Hölle gelangt. Es kam mir vor, als hätte ich diese Schilderung schon einmal gelesen. Ich dachte zuerst, es handle sich bei mir um einen Fall von Erinnerungfälschung (abnorme Bekanntheitqualität); schließlich verdichtete sich die auffallende Bekanntheitqualität ganz besonders auf die Stelle, wo es heißt, die Mannschaft sei an Land gegangen, „um Kaninchen zu schießen." Dieser Passus beschäftigte mich mehrere Tage, bis mir endlich einfiel, daß ich eine ähnliche Geschichte vor mehreren Jahren bei Justinus Kerner gelesen hatte. Ich durchsuchte die „Blätter aus Prevorst", jenes altmodische Magazin von treuherzigen schwäbischen Gespenstergeschichten, und fand im vierten Band auf Seite 57 die folgende Erzählung (ich stelle den entsprechenden Passus aus Zarathustra daneben):

Nietzsches Werke, Band VI. Also sprach Zarathustra . . . Seite 191. Leipzig 1901.

„(Durch den Feuerberg selber aber führe der schmale Weg abwärts, der zu diesem Thore der Unterwelt geleite.)"

Um jene Zeit nun, als Zarathustra auf den glückseligen Inseln weilte, geschah es, daß ein Schiff an der Insel Anker warf, auf welcher der rauchende Berg steht, und seine Mannschaft ging ans Land, um Kaninchen zu schießen. Gegen die Stunde des Mittags aber, da der Kapitän und seine Leute beisammen waren, sahen sie plötzlich durch die Luft einen Mann auf sich zukommen und eine Stimme sagte deutlich: „Es ist Zeit! Es ist die höchste Zeit!" Wie die Gestalt ihnen aber am Nächsten war — sie flog aber schnell, gleich einem Schatten, vorbei, in der Richtung, wo der Feuerberg lag —, da erkannten sie mit größter Bestürzung, daß es Zarathustra sei, denn sie hatten ihn Alle schon gesehen, ausgenommen der Kapitän selber. „Seht mir an!" sagte der alte Steuermann: „da fährt Zarathustra zur Hölle!"

Ein Schrecken erweckender Auszug aus dem Journal des Schiffes Sphinx vom Jahre 1686, im Mittelländischen Meer.

Justinus Kerner: Blätter aus Prevorst, vierter Band, Seite 57.

Die vier Kapitäne und ein Kaufmann, Herr Bell, gingen an das Ufer der Insel Mount Stromboli, um Kaninchen zu schießen. Um drei Uhr riefen sie ihre Leute zusammen, um an Bord ihres Schiffes zu gehen, als sie zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen zwei Männer erscheinen sahen, die sehr schnell durch die Luft auf sie zuschwebten. Der Eine war schwarz gekleidet, der Andere hatte graue Kleider an, sie kamen nah bei ihnen vorbei, in höchster Eile, und stiegen zu ihrer größten Bestürzung mitten in die brennenden Flammen, in den Schlund des schrecklichen Vulkans, Mount Stromboli, hinab.

(Als die Reisenden nach London zurückkehrten, erfuhren sie, daß inzwischen zwei Bekannte gestorben, die selben, die sie auf Stromboli gesehen hatten. Aus der Erzählung wird geschlossen, daß auf Stromboli der Eingang zur Hölle sei.)

*) Ich habe dieses Beispiel schon verwendet und besprochen in meiner psychiatrischen Studie „Zur Psychologie und Pathologie sogenannter okkulter Phänomene." Leipzig 1902.

Man sieht ohne Weiteres, daß die Aehnlichkeit der beiden Erzählungen nicht mehr bloßer Zufall sein kann. Gegen Zufall sprechen namentlich die sprachlichen Uebereinstimmungen und die Reproduktion von unwesentlichen Einzelheiten, wie: „um Kaninchen zu schießen." Also ein Plagiat! Diese Annahme wird Jedermann absurd finden. Warum? Weil der reproduzirte Passus im Verhältniß zur künstlerischen Absicht Nietzsches denn doch zu unwesentlich ist. Nicht nur unwesentlich, sondern zum Theil auch überflüssig und unnöthig. Die Kaninchen, zum Beispiel, charakterisiren gar nichts, ob man sich nun unter den „glückseligen Inseln" die Liparischen oder die Kanarischen Inseln vorstellt. Die Schilderung wird durch die Kaninchen auch durchaus nicht geschmackvoller; im Gegentheil. Psychologisch ist die Sache nicht leicht zu erklären. Die erste Frage ist: Wann hat Nietzsche die Blätter aus Prevorst gelesen? Wie ich einem von Frau Förster-Nietzsche an mich gerichteten Brief entnehme, hat sich Nietzsche zwischen dem zwölften und fünfzehnten Jahr bei seinem Großvater Pastor Oehler in Pobler lebhaft mit Justinus Kerner beschäftigt; später wahrscheinlich nicht mehr. Es wäre auch schwer verständlich, was Nietzsche, der bei seinen schwachen Augen so haushälterisch mit seiner Lecture umgehen mußte, in späteren Jahren noch zu diesen erbaulich kindischen Wundergeschichten zurückgelockt haben könnte; und dann wäre die Erklärung dieses Plagiates erst recht schwierig. Ich glaube, man kann ruhig annehmen, daß Nietzsche in früher Jugend diese Geschichte gelesen hat und später nie wieder. Wie kommt nun der Dichter dazu, diesen Passus zu reproduziren?

Ich kann es zwar nicht beweisen, aber ich glaube, daß Nietzsche nicht durch das alte Märchen auf die Idee der Höllenfahrt Zarathustras gebracht wurde. Bei der Ausarbeitung der allgemeinen Konzeption wird sich ihm wohl Kerners Geschichte untergeschoben haben, weil sie der Generalidee „Höllenfahrt" nach dem Gesetz der Aehnlichkeit assoziirt war. Merkwürdig ist dabei, mit welcher wörtlichen Treue die Reproduktion erfolgte. Die auffallende Uebereinstimmung der beiden Texte spricht unbedingt dafür, daß der Dichter nicht aus dem Umfang des bewußten Gedächtnisses reproduzirt hat; denn sonst müßte er über ein mehr als phänomenales Gedächtniß verfügen. Aus den normalen Möglichkeiten des Gedächtnisses läßt sich der Fall nicht erklären; es ist fast undenkbar, daß der Dichter mit willkürlicher Evokation jene alten Wortreihen wieder wachgerufen hat. Hirnphysiologisch ist das Wiederauftreten uralter längst vergessener Eindrücke verständlich, denn vom Gehirn wird kein einziger noch so kleiner Eindruck vergessen; jeder hinterläßt eine (wenn auch ganz feine) Gedächtnißspur; das Bewußtsein hingegen arbeitet mit unendlichen Verlusten an früheren Eindrücken, so, wie die Bank von England immer nach einem gewissen Zeitraum ihre täglich eingegangenen Noten wieder verbrennt. Unter besonderen Umständen ist ein Wiederauftauchen alter Gedächtnißspuren in pho-

tographischer Treue durchaus nicht unmöglich. Die Literatur überliefert nicht wenige Beispiele von Fällen, wo Sterbende oder sonst geistig abnorme Personen ganze Ketten von früheren Eindrücken, die dem Umfang des bewußten Gedächtnisses vielleicht gar nie angehört hatten, reproduzirt haben. Bei Eckermann*) wird von einem alten Mann „geringen Standes" berichtet, der sterbend plötzlich anfing, griechisch zu rezitiren. Es stellte sich heraus, daß ihm als Knaben einige griechische Verse eingepaukt worden waren, damit er dem vornehmen faulen Schüler als leuchtendes Vorbild diene. Ein anderer Fall ist mir bekannt, wo eine alte Magd auf dem Sterbebett griechische und hebräische Bibelstellen hersagte. Nachforschungen ergaben, daß sie als junges Mädchen bei einem Geistlichen diente, der die Gewohnheit hatte, nach dem Essen auf- und abzugehen und dabei die Heilige Schrift laut in der Ursprache zu lesen. Der verstorbene wiener Psychiater Krafft-Ebing berichtet in seinem Lehrbuch einen Fall, wo ein sechzehnjähriges hysterisches Mädchen in einem ekstatischen Zustand ein über zwei Seiten langes Gedicht, das sie kurz zuvor einmal gelesen hatte, ohne Mühe reproduziren konnte.

Wie diese Beispiele zeigen, sind hirnphysiologisch solche Reproduktionen möglich. Dazu aber, daß sie zu Stande kommen, gehört wohl immer ein abnormer Geisteszustand, den man bei Nietzsche zur Zeit der Schöpfung des „Zarathustra" mit Recht vermuthen kann. Man denke nur, mit welcher unglaublichen Geschwindigkeit dieses Werk geboren wurde. „Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einem Thränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommenes Außersichsein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Unzahl feiner Schauder und Ueberrieselungen bis in die Fußzehen, eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine nothwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses." So beschreibt Nietzsche selbst seine Stimmung. Diese erschütternden, tiefsten Schwankungen der Gefühle, die weit über den Umfang des Selbstbewußtseins hinausgreifen, sind die Kräfte, welche die äußersten und verborgensten Assoziationen ans Licht gerufen haben. Hier hat das Bewußtsein, wie ich vorhin sagte, nur die Sklavenrolle gegenüber dem Dämon des Unbewußten gespielt, der das Bewußtsein tyrannisirt und mit fremden Einfällen überschüttet. Niemand hat den Zustand des Bewußtseins unter dem Einfluß eines unbewußten automatischen Komplexes besser beschrieben als Nietzsche selbst: „Mit dem geringen Rest von Aberglauben in sich würde man in der That die Vorstellung, bloß Inkarnation, blos Mundstück, blos Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung

*) Gespräche mit Goethe. Bd. III, Seite 230 der Reclam-Ausgabe.

in dem Sinn, daß plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, Etwas sichtbar, hörbar wird, Etwas, das Einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Thatbestand. Man hört, — man sucht nicht; man nimmt, — man fragt nicht, wer da giebt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Nothwendigkeit, in der Form, ohne zu zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt." Besser könnte man die Ohnmacht des Selbstbewußtseins gegenüber der Gewalt des aus dem Unbewußten auftauchenden Automatismus wohl kaum schildern. Diese elementare Kraft allein vermag beim vollsinnigen Menschen die ältesten und feinsten Gedächtnißspuren aus der Vergessenheit hervorzureißen. Beim Sterben des Gehirns, wo das Bewußtsein sich zersetzt und die Großhirnrinde dämmernd automatisch und unkoordinirt noch etwas weiter arbeitet, kann unter Massen kranken Unsinns noch das eine oder andere Bruchstück von Gedächtnißspuren reproduzirt werden; eben so in der Geisteskrankheit. Ich habe jüngst einen Fall von Zwangsreden bei einer verblödenden jungen Patientin beobachtet. Sie schilderte Stunden lang mit rasender Geschwindigkeit alle Portiers, die ihr im Leben je begegnet waren, sammt deren Familien, Kindern, Zimmereinrichtungen bis in die unglaublichsten und wahnsinnigsten Einzelheiten hinein; eine fabelhafte Leistung, die für willkürliche Evokation ganz unmöglich wäre. Davon unterscheidet sich die geniale Arbeit, indem sie diese entlegensten Fragmente hervorholt, um sie einem neuen Bau sinnvoll einzufügen.

Diese psychischen Vorgänge, bei denen eine automatisch schaffende Kraft verlorene Gedächtnißspuren in größeren Fragmenten von photographischer Treue wiedererscheinen läßt, bezeichnet die Wissenschaft als Kryptomnesie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Fall Jacobsohn, der mir nur aus der Darstellung der Herren Harden und Schnitzler bekannt ist, scheint allerdings viel Verwandtes mit einer Kryptomnesie zu haben; jedenfalls wüßte ich nicht zu sagen, warum es keine sein sollte. Aus diesem Vorkommniß läßt sich vielleicht ein Schluß auf die Kraft der künstlerischen Begabung und Leidenschaft Jacobsohns ziehen, kaum aber, wie Arthur Schnitzler es gewagt hat, auf den Geisteszustand oder gar auf eine lokalisirte Herderkrankung der Sprachcentren. Herdsymptome der Brocaschen und benachbarten Hirnwindungen sehen denn doch ganz anders aus als eine Kryptomnesie. Ich bin im Gegentheil geneigt, Herrn Jacobsohn vorläufig, was künstlerische Produktion betrifft, eine gute Prognose zu stellen. Sollte ihm etwas Menschliches zustoßen, so wäre es der reinste Zufall, wenn die Rinde seiner Sprachwindungen erkrankte.

Burghölzli-Zürich. Dr. Karl Gustav Jung.

Kunst und Sozialismus.

Der moderne Sozialismus hat sich als Feind der lyrischen Elemente des Denkens entpuppt. Er besitzt in einem Grade, dessen unglaubliche Höhe seinen Triumph ausmacht, eine logische Einheitlichkeit in seinen Forderungen und eine gewisse Vernunft, deren klare Schärfe die Massen zu gemeinsamem Handeln zusammenschließt. Doch er zeigt sich armsälig in seinem Positivismus; es fehlt ihm fast ganz und gar an allgemeinen Ideen; er hat Furcht vor Allem, was nicht einen allgemeinen Nutzbarkeitwerth besitzt; er steht dem Idealismus feindlich gegenüber; und besonders sichtbar wird seine Aengstlichkeit auf dem Gebiete der Moral. Es ist merkwürdig, mit welcher Kraft sich die bürgerlichen Anschauungen in den sozialistischen Revuen noch geltend machen, sobald es sich um Moral handelt, während sich auf dem wirthschaftlichen Gebiet intelligente und kühne Ideen Bahn gebrochen haben. Gerade in dem Moment, wo die Bourgeoisie auf ihre spießbürgerlichen Ansichten verzichtet und das Leben mit weiteren, intelligenten Blicken betrachtet, scheint sich der Sozialismus diese alte, welke Moral wieder aneignen zu wollen und stellt sie noch stolz zur Schau. Wenn eine sozialistische Zeitung einen Mißbrauch oder einen Skandal der besitzenden Klasse aufdeckt, thut sies mit einer Zimperlichkeit, verräth sie eine so enge Auffassung, daß man an den Arbeiter von 1848 erinnert wird. Wilde Atheisten predigen naiver Weise eine Katechismusmoral. Hartgesottene Bourgeois zeigen sich (zum Beispiel in Bezug auf den schmachvollen Illogismus der heutigen Einrichtung der Ehe) im Durchschnitt viel liberaler als die Sozialisten. Die scheinen an diese Fragen nie gedacht zu haben und werden, wenn sie plötzlich in den Besitz der absoluten Macht kommen, sicher eine bedeutende wirthschaftliche Umwälzung bewirken, aber auch in ihrem neuen Staat eine welke und abgebrauchte Moral beibehalten, in der die Quintessenz der Anschauungen der zerstörten Klasse — eine seltsame Ironie des Schicksals — wieder zum Vorschein kommen dürfte. Gerade weil die Bourgeoisie fühlt, wie sie in allen Fugen kracht, wie die allgemeinen Ideen, die ihre eigenen Söhne ihr aufzwingen, durch den Panzer des Egoismus, der ihre Stärke ausmachte, hindurchdringen, gerade darum geht es ihr wie allen im Todeskampf liegenden sozialen Organismen: sie wird „byzantinisch". Das heißt in diesem Fall: sie verfault und kommt gleichzeitig auf uneigennützige Gedanken, spottet ihrer selbst, liebt die Leute, die sie verhöhnen, und freut sich über die Abschaffung der Privilegien.

Der Sozialismus will in seiner Verblendung nicht einsehen, daß in einer neuen wirthschaftlichen Ordnung auch eine neue geistige Verfassung nöthig sein wird. Das Geheimniß der skandalösen Opposition gegen einen Mann wie Jaurès liegt in dem Unvermögen, auch nur von fern einer so stolzen Seele zu folgen, die mit Schmerzen fühlt, daß eine Erweckung der Seele und der Idealität unbedingt erforderlich ist. Die heutigen Schriftsteller, Künstler und Ideologen fühlen wohl, daß der Sozialismus nothwendig ist; und mit Mitleid und Sympathie folgen sie ihm, weil er den Armen Gerechtigkeit bringt. Doch sie können ihn nur als das vorübergehende und unvollkommene Vorspiel eines erhabeneren sozialen Staates betrachten. Sie können ihn nicht seiner selbst wegen lieben, denn er steht ihnen fremd gegenüber. Er bezeugt ihnen ein abstoßendes Mißtrauen und betrachtet ihren großen und thatsächlichen Nutzen mit seltsamer Verständnißlosigkeit. Sie müssen schon einen

gewissen Muth besitzen, um immer noch in ihren Kreisen für ihn weiter zu arbeiten, sowohl auf dem Theater wie durch das Buch; und thun es auch wirklich nur, um einem höheren Instinkt zu gehorchen. Denn sie arbeiten gegen ihr Interesse für eine Partei, die sie nächstens als unnütze Miteſſer ansehen wird. Wenn es eine absolute sittliche Uneigennützigkeit giebt, so ist sie bei den Schriftstellern und Künstlern zu finden, die muthig für die Sache des Sozialismus eintreten. Sie müssen oft Abweisungen über sich ergehen lassen und viele geistige Abneigungen überwinden. Die Undankbarkeit der Partei hätte nichts zu bedeuten, weil ihr Dank ja nicht als Lohn der Arbeit betrachtet wird; der Künstler, der aus dem Sozialismus Nutzen ziehen wollte, würde sich jämmerlich verrechnen. Doch es ist peinlich, sich nicht verstanden zu wissen, und diese Traurigkeit ergreift den Schriftsteller, wenn er die neue Partei vor intelligenten Bourgeois vertheidigt und man ihm das mangelnde Verständniß für allgemeine Ideen, die rückständige Banalität der sozialistischen Gedanken vorhält, die er eben nicht leugnen kann. Was soll man zu den possenhaften Entscheidungen so manches sozialistischen Gemeinderathes sagen? Wie soll man sich zu dem verbitterten Kleinlichkeitgeist, dem platten Nützlichkeitgeschmack, der psychologischen Kurzsichtigkeit und den Gemeinplätzen stellen, die sich in den Reden vieler Führer breitmachen? Der Raum, den die Mittelmäßigkeit in der sozialistischen Parteibewegung einnimmt, ist so groß, daß man verzweifeln könnte.

Diese Betrachtungen wären jedoch ungerecht, wollte man nicht eine kleine Minderheit von Sozialisten ausnehmen, die es sich angelegen sein lassen, die Gleichgiltigkeit ihrer Parteigenossen gegen die Künstler, gegen alle kultivirten und aufgeklärten Individuen aufzurütteln. Sie betrachten den Sozialismus als eine vernünftige Erweiterung der moralischen und wirthschaftlichen Anschauungen der Menschheit, und taucht ein erhabener Gedanke auf, so suchen sie ihn ihm zuzuführen. Doch gerade sie leiden darunter, daß sie die „Partei der Bäuche" nicht von ihrem trostlosen Spitznamen befreien können. Zur Ehre der Massen nehmen sie an, daß es nicht nur auf die Magenfrage ankommt. Doch sie haben gegen einen Riesenstumpfsinn anzukämpfen; und die Führer zeigen sich manchmal viel schüchterner als die Jungen. Sie scheinen vom Volke viel weniger Intellektualität zu erwarten, als es beweist, und oft hat man den Eindruck, als wüßten auch sie kaum besser als die Bourgeois, wie viel man trotz Allem mit den Massen ausrichten könnte. Die Künstler fühlen Das mit ihrem feinen Takt besser. Doch der Positivismus, der Atheismus und der falsche wissenschaftliche Geist des Marxismus haben den Volkssoziologen eine solche Furcht und solche Abneigung vor jeder spiritualistischen Hypothese, vor allem Ursprünglichen eingeflößt, daß sie sich hartnäckig in die dünnen Netze ihrer kleinen praktischen Vorschläge verstricken und dem Ideologen den selben Haß entgegenbringen wie die schlimmsten Despoten. Der Sektirergeist verblendet sie eben.

Man muß demnach befürchten, daß zwischen dem Sozialismus und den Künstlern nach und nach ein unüberbrückbarer Graben entsteht. Eine kleine Minderheit der Sozialisten ist der selben Meinung und die Künstler bemühen sich, eine Versöhnung herbeizuführen. Doch nichts überzeugt den großen Haufen der Partei; überall wird die Kunst von dem Utilitarismus unterdrückt. Jeden Tag erfährt man irgend einen Vandalismus, den die engherzige Anschauung der Sozialisten verschuldet hat, und merkt mit aufrichtigem Bedauern, daß die Kunst überall verpönt wird, wo der Sozialismus auftaucht. Es ist eine nicht zu leugnende Thatsache,

daß zuerst die unumschränkt herrschende Bourgeoisie die Städte entstellt hat und daß der Sozialismus dieses Bemühen fortsetzt, fast nach den selben Instinkten unklaren Hasses gegen eine Schöpfung der denkenden Menschheit, die er als unnütz und pervers betrachtet. Die Kunst mag sich noch so sehr erweitern und sich selbst den Gebrauchsgegenständen zuwenden, sie mag den Dilettantismus noch so sehr verpönen und aufhören, das Labsal der reichen Egoisten zu sein, um sich der Menge zu bieten: sie wird von der Kurzsicht aller Mittelmäßigen als eine Quelle der Korruption und auf jeden Fall als etwas Ueberflüssiges angesehen werden.

Man fragt sich also mit Recht, ob der soziale Ansturm die Kunst beseitigen wird. Der kleine Bruchtheil der dem Aristokratismus des Geschmackes huldigenden Künstler zweifelt schon nicht mehr; das Exil ist ihr Los. Sie bilden eine kleine Gesellschaft, die mit den Emigrirten der Revolution große Aehnlichkeit hat. Sie hassen den Sozialismus und suchen sich schon jetzt außerhalb des sozialisirten Europa ein anderes Koblenz. Doch die Fraktion der versöhnlich Gesinnten hißt nach wie vor ihre weiße Fahne, obwohl die Ungerechtigkeit und die geistige und moralische Verständnißlosigkeit der sozialistischen Führer sie empört. Sie macht noch einen letzten Versuch und bemüht sich redlich, die Armen für das einzige Ideal zu interessiren, das ihnen bleibt und das man ihnen vorenthält. Die Kunst kann nicht sterben, niemals, und nichts wird sie töten. Der Utilitarismus beschränkt sie auf einzelne Wesen, unterdrückt sie aber nicht. Das nur auf praktischen Nutzen bedachte Amerika zeigt in Poë, Whistler, Whitman, Emerson die Quintessenz von Genies, den Extrakt aus ganzen Geschlechtern von geringeren Künstlern. Doch die Artistenkunst, die eifersüchtig verschlossene und geheimnißvolle Formelkunst, die Kunst der „Elfenbeinernen Thürme" reizt die soziale Masse zur Wuth und macht sich eben so verhaßt wie verächtlich, so daß ein Zusammenstoß unvermeidlich ist. Eine Umwandlung wird also zur Versöhnung führen. Es giebt nichts Absoluteres, nichts Willkürlicheres, nichts Heldenhafteres als die Kunst, aber auch nichts Geschmeidigeres, Biegsameres und Subtileres. Sie ist unsterblich: also wird sie leben.

Der Architektur geht es am Schlimmsten. Man denkt bei der Anlage von Wohnhäusern ausschließlich an die Hygiene und der moderne „Kasernismus" kann nur Grauen erregen. Der Ausschluß jeder Religiosität verbannt den Luxus und das Mysterium, deren erhabene architektonische Schönheiten uns die Vergangenheit in so herrlichen Beispielen hinterließ. Mit der Poesie des Steines ist es vorbei. Doch schon versucht das Eisen, die Harmonie auf einem anderen Gebiet wiederherzustellen und den Glanz der Tempel neu zu beleben. Bis jetzt stammelt es noch und wird nur auf babylonische Barbareien angewendet; doch vielleicht werden aus dem Spiel der Bogen, dem leichten Gefüge der Kuppeln, den unerhörten Kühnheiten der Emporen eines Tages neue Schönheiten erstehen. Schon sind uns Verheißungen geworden. In manchen neuen Wohnhäusern sucht man den Anspruch auf Komfort und Ventilation jetzt in weniger häßlicher Form zu befriedigen. Inzwischen fallen die alten, von Träumen und Erinnerungen umsponnenen Mauern unter der Hacke und keine wahre Schönheit tritt an ihre Stelle. Leicht ist vorauszusehen, daß die Ueberfülle der Arbeiterstädte das Werk der „Verhäßlichung" vollenden wird, das die Fabriken und die herrschaftlichen Häuser begonnen haben; sie geben den Städten ein korrektes, langweiliges und nüchternes Aussehen, das nur durch die breiten Plätze und die Anpflanzungen ein Bischen freundlicher wird. Auf jeden Fall werden die Innenräume nicht so häßlich sein wie die Außenseiten.

Die Hauptsache aber bleibt die Neugeburt der industriellen Kunst. Mit tiefer Freude sehen wir, wie die Künstler Kunsthandwerker werden, nicht mehr ausschließlich auf die Ausschmückung der reichen Häuser bedacht sind, sondern auch den Armen hübsche Gegenstände zu den selben Preisen geben und so unbewußt das soziale Ideal verwirklichen, das jede Theilung der Kunst zuläßt. Der Kunstarbeiter, den die Erzgießer, die Buchdrucker, die Steingutkünstler, die Goldschmiede in seinem Bestreben nach Unabhängigkeit lange gehemmt haben, tritt täglich mehr mit den Schöpfern neuer Formen in direkte Beziehung und erhebt sich dadurch moralisch. Ich will nur ein paar Beispiele herausgreifen. Die Arbeiter, die mit Rodin arbeiten oder Alexandre Charpentier bei der Modellirung eines Reliefs oder beim Schmelzen eines Zinnstückes behilflich sind, die unbekannten Lithographen, die Chéret oder Carrière in den Höfen der Vorstädte suchten, oder die Männer, die Charles Bordes in den Provinzgesangvereinen entdeckt und im Lauf zweier Jahre zu Konzertsängern ausgebildet hat: all diese Söhne des Volkes werden den Sozialisten am Tage des „großen Kladderadatsch" den sittlichen Werth ihrer Vorbilder und die Beziehungen des Künstlers zur großen Masse erklären. Sie haben Achtung vor der Kunst gelernt und können den Führern die Augen öffnen, wenn diese Blinden wieder einmal ausrufen sollten: „Was nützen uns Kunstgegenstände, was Künstler?" Eine ganze Generation wird aufstehen und ihnen sagen, daß ihre Ideen veraltet sind. Große Körperschaften sind in unseren Tagen mit den Künstlern, von denen sie so lange nichts wußten, in Verkehr getreten und die Zerstörung des Kastengeistes hat ein brüderliches Zusammenwirken ermöglicht. So hat die große Verbreitung der billigen Originalillustration, die man den Zeichnern des Chat Noir und deren Nachfolgern verdankt, der ganzen Klage der Clicheure, Farbenlithographen und Holzschnitzer neue Aufgaben gestellt.

Die Malerei, die Literatur, die Musik, denen zu solchen manuellen und technischen Beziehungen, zu solcher Arbeitgemeinschaft die Gelegenheit fehlt, scheinen den Gründen der Utilitarier zugänglicher zu sein. Doch der Kunst stehen unendliche Mittel zu Gebot. Sie trägt, wie der Sozialismus, ein Licht der Wahrheit in sich; und die Kleinlichkeit der von dem Wunsch nach sofortiger Nutzbarmachung eingegebenen Gründe wird nicht gegen einander zu hetzen vermögen, was herrlich neben einander bestehen kann. Egoismus, Genußsucht, Habgier, rohe Gewalt, Barbarei jeglicher Art haben die Kunst nicht zu töten vermocht. Kein geistiges Phänomen folgt mit größerer Treue den Wandlungen der Rasse.

Blicken wir auf die Malerei. Sie schien sich in einer Epoche, die weder Kathedralen noch Riesenpaläste mehr baut, häuslich eingerichtet, ihren Rahmen ohne Wehklage verkleinert zu haben. Was der Technik irgend abzuringen war, hatte der Impressionismus erreicht; das Publikum ahnte die Größe der überwundenen Schwierigkeiten gar nicht. Und nun erleben wir die Auferstehung dekorativer Kunst. Selbst klassizistisch gebildete Kritiker geben ja zu, die Technik Monets lasse sich herrlich bei einer Erweckung der Wandmalerei großen Stils verwenden. Auf Puvis de Chavanne, der das letzte Glied einer Kette schien, folgt Henri Martin. Besnard bringt wissenschaftlichen Ernst und wird der Maler moderner Mitleidsreligion. Carrière legt seine Schleier um die Armen aus dem Volk und scheut sich nicht der Zeitung L'Aurore ein Plakat zu zeichnen, das ein Meisterwerk strenger Würde ist. Roger Marx läßt von Steinlen, Willette, Rivière sogar für die Schulstuben gute, einfache Bilder entwerfen. Chéret erfreut Reich und Arm mit seinen Pla-

laten. Steinlen zeichnet den Traum der Revolutionäre und Forain verhöhnt die heuchlerische Bourgeoisie.

Die Malerei wird durch die Illustration und das Flugblatt, aber auch durch die große Wanddekoration der Historiograph der arbeitenden und hoffenden Masse, während die Staffeleimaler die Lieferanten der reichen Klasse bleiben und nur durch schlechte Reproduktionen den Armen bekannt werden. Auch diese Lücke könnte eine freie Republick da, wo es sich um besonders werthvolle Kunstwerke handelt, mit geringen Kosten ausfüllen. Die dekorative Aufgabe der Bildhauerei ist einfach. Sie bereichert unsere Gärten und Plätze mit Schöpfungen aus dem Volksleben; auch kann sie durch die verwandten Künste, die Töpferei und die Porzellanarbeit, die Wanddekorationen der den Massen erschlossenen öffentlichen Orte vervollständigen.

Der Musik ist die schönste Rolle zugedacht. Sie ist die demokratische Kunst par excellence. Ihre Sprache ist international. Die Symphonie ist die Messe und die Kommunion der Zukunft. Schon jetzt drängt sie sich der Arbeitermasse Europas an öffentlichen Orten in den beliebten Sonntagskonzerten auf und zwingt sie, vor ihr die Stirn zu beugen; und wie früher die Religion, so besitzt sie jetzt allein die Macht, allgemeines Schweigen zu gebieten. Sie ist die Sprache des Metaphysikers und zugleich auch das nicht in Worte gekleidete Gebet des ärmsten leidenden Mädchens; und da sie keiner Worte bedarf, so ist sie keinem Irrthum unterworfen und sät weder Zwist noch Haß. Die Musik wird das Element des Spiritualismus, ohne das keine menschliche Gesellschaft lebensfähig sein kann, der Welt erhalten.

Auch die soziale Literatur wird größer; sie überfluthet die Zeitungen, sie zwingt die hartnäckigsten Geschäfts- und Geldmenschen, großherzige Erklärungen aufzunehmen, die noch vor zehn Jahren kein Mensch gelesen hätte. Eine ähnliche Entwickelung wird sich in der für das Volk bestimmten Poesie vollziehen. Sie ist noch den feilsten Kompromissen preisgegeben; doch auf allen Seiten verläßt die Jugend, verlassen zwanzigjährige Poeten ihre „Elfenbeinthürme", um sich durch die Berührung mit den Gefühlen des Volkes zu erfrischen und dem Volk das Geschenk zurückzuerstatten. Die lange verachtete volksthümliche Poesie regt sich wieder.

Die Kunst wird also reich und intelligent genug sein, um ihre Ausdrucksformen so umzugestalten, daß sie nie nutzlos erscheint. Sie macht dem engherzigen Sozialismus die edelste und geschickteste Opposition; sie wird ihm vorher so viele Dienste erweisen, daß sie am Tage des brutalen Zusammenstoßes eine Hauptkraft des neuen Staates sein wird. Während die ungebildeten Führer der „Partei der Bäuche" noch immer weiter predigen, die Kunst sei ein Spiel für Dandies, eine Befriedigung der Reichen, ein überflüssiger Luxus, hat sie erhabene Werke geschaffen und eine Musterschaar intelligenter und freigeistiger Kunsthandwerker gebildet, die diese Führer schnell zum Respekt zwingen wird. Das wollen die modernen Bourgeois eben so wenig einsehen wie die sozialistischen Führer, vor denen sie so große Angst haben; wahrscheinlich sehen Vaillant und Guesde diese Entwickelung nicht klarer als der rückständigste Rentier. Das unerschütterliche Prinzip der führenden Minderheit wird sich im sozialistischen Staat zu neuer Herrschaft durchringen. Und schon jetzt erleben wir ein Wunder: die geheimnißvolle Verbindung des Volkes und Derer, die denken und lieben, das Bündniß der Schöpfer des Gedankens und der Armen im Geist, dieses stets für unmöglich gehaltene, nun verwirklichte Bündniß, das die tückischen Ränke aus beiden Lagern nicht zu hindern vermochten.

Paris. Camille Mauclair.

Selbstanzeigen.

Verirrte Deutsche. J. C. C. Bruns, Minden i. W.

Die „Verirrten" sind der erste Band einer Entwickelungsgeschichte der deutschen Dichtung nach dem Gesichtspunkte unserer Zeit: „Die Deutschen". Zweitausend Jahre Kampf liegen heute hinter uns und wir wissen, daß sie nur den einen Sinn gehabt haben können, das deutsche Volk seiner Bestimmung einer deutschen Kultur zuzuführen. Daß wir nicht in diesen zweitausend Jahren Kampf zusammengebrochen sind, verdanken wir Niemand mehr als der deutschen Dichtung. Und so handeln denn „Die Deutschen" von all den Männern, die durch das geschriebene oder gesprochene Wort die Nation immer wieder aufrecht erhalten und vorwärts getrieben haben. Oft war der Kampf zu schwer und manchen Dichter hat die Dunkelheit seiner Zeit verschlungen, so daß er nichts hinterlassen konnte als Zeichen dafür, daß da, wo er suchte, wenigstens Wege waren: deshalb stößt man auf die „Verirrten" zuerst, wie sie an ihren Problemen zu Grunde gingen: Günther, Lenz, Klinger, Grabbe, Büchner, Conradi, Hille. Das ist der erste Band. Aber immer folgten ihnen „Führende", die, schon in helleren Zeiten geboren, mit der Macht ihrer Dogmen zu Zielen unmittelbar hinleiteten: Hutten, Luther, Schiller, Nietzsche, Bismarck. Das ist der zweite Band. Zu ihnen gesellen sich „Die Verschwärmten", tief aus dem Mystischen kommend: Meister Eckart, Jakob Böhme, Angelus Silesius, Hölderlin, Novalis, Mombert. Das ist der dritte Band. „Sammelnde" begründen all diese Funde, mit der Schärfe und Uebersicht ihrer Kritik die Erscheinungen ordnend: Karl der Große, Leibniz, Winckelmann, Lessing und Herder. Der vierte Band. Und zum Monumentalen Alles verbindend, an der Scheide der alten und der neuen Welt, der letzte große klassische und der erste große moderne Mensch, steht „Goethe" da; von ihm handelt der fünfte Band. Damit schließt sich der Umkreis, der für den ersten Theil der „Deutschen" zunächst einmal gezogen ist. Von der Fortsetzung heute schon zu sprechen, wäre wohl verfrüht. Nur mag gesagt sein, daß im letzten Bande „Die Lachenden" das Ganze mit ihrem Humor alles Menschlichen schließen werden. Die Form des Werkes ist die essayistische: denn die Monographie ist der Ausdruck unserer individualistischen Zeit. Aber wie wir heute überall auf dem Wege sind, aus dem Kraftgefühl moderner Vitalität heraus wieder zu festen Synthesen zu gelangen, so können wir auch in der Aesthetik nicht bei jener zersplitternden und auflösenden Art stehen bleiben, zu der uns erst die soziologische und dann die psychologische Methode hingeführt hat, sondern müssen auch da suchen, die Stoffe wieder auf große Zusammenhänge zu bringen. Für „Die Deutschen" ergaben sich diese Zusammenhänge aus dem großen Stoff ganz von selbst.

Paris. Moeller van den Bruck.

Julius Robert Mayer. („Klassiker der Naturwissenschaft", erster Band.) Theodor Thomas, Leipzig.

Dieses Buch ist halb und halb eine Mystifikation. Der Verfasser, gezwungen — man kennt die mancherlei Zwangslagen obskurer „Schriftsteller" —, sich die Maske Julius Robert Mayers vorzubinden, redet unter deren Schutz mit gar nicht so sehr gedämpfter Stimme seine eigene Sprache, zumal in den Schlußkapiteln.

Charlottenburg. Dr. S. Friedlaender.

Ueber Shakespeares Kaufmann von Venedig und das Shylock-Problem. Von Wladimir Stassow. Autorisirte Uebersetzung W. Henckel. A. Buchholz, München. Eine Mark.

Aus dem Lande, wo der Antisemitismus nicht nur von oben herab begünstigt, sondern sogar zu Grausamkeiten gegen die wehrlose jüdische Bevölkerung förmlich aufgestachelt wurde, ist diese Schrift eines der hervorragendsten russischen Gelehrten, des Kunsthistorikers und Kritikers Wladimir Stassow, gekommen. Stassow beweist darin, daß die weitverbreitete Meinung, Shakespeare habe den Shylock absichtlich als ein unmenschliches Scheusal schildern wollen, gänzlich unhaltbar ist. Er stimmt mit Heine überein, der Shylock „die respektabelste männliche Person in Shaspespeares Kaufmann von Venedig" nennt. Stassow ist als Vorkämpfer gegen den Antisemitismus bekannt; seine Schrift wird daher von den dieser Partei Angehörigen heftig angegriffen — oder auch totgeschwiegen — werden. Der Unbefangene aber sollte dieser ernsten Arbeit die Beachtung schenken, die ihr gebührt.

München. Wilhelm Henckel.

Die Technik der Schauspielkunst. Heinrich Minden in Dresden. 4 Mark.

Mein Buch untersucht die einzelnen Gemüthszustände und Affekte auf ihre psychologischen und auf ihre physiologischen Grundlagen und stützt sich dabei eben so auf die Erfahrungen der Wissenschaft wie auf die des dramatischen Lehrers und ausübenden Schauspielers. Bisher haben die diesen Gegenstand behandelnden Werke Rede und Geberdensprache stets gesondert behandelt; aber das Wesen der Schauspielkunst besteht gerade in dem innigsten Zusammenwirken, in der Ergänzung von Wort und Geberde; und diese Erwägung gab für die gesammte Darlegung den Ausschlag. Nicht fest umschriebene Regeln, sondern nur Anregungen werden gegegeben, weil eine strenge Gliederung dem Talent des Schauspielers und seiner Art, lernend aufzunehmen, widerstrebt. Da Stimmübungen mit gleichgiltigen Worten wenig fördern, oft nur Unnatürlichkeit zur Folge haben, sind sämmtliche Uebungbeispiele hervorragenden dramatischen Dichtungen entnommen. Die Schulung der Sprechwerkzeuge soll nicht auf mechanischem Wege stattfinden, sondern der Nerv der den Gedanken der Zunge übermittelt, soll angeregt, überhaupt die Psyche des Schauspielers beweglich gemacht und erhalten werden, damit sie auf den leisesten inneren Anreiz körperlich reagirt. Zu diesem Zweck sind Affekte und Gemüthszustände in mehr als hundert Gruppen gesondert und etwa sechshundert Uebungbeispiele dem Text beigegeben, die aus einfachen Formen in schwierigere überleiten und den verschiedenartigsten dramatischen Dichtungen, von Shakespeare bis zu Gorkij, entnommen sind; überall tritt in der Uebereinstimmung des dem Affektausdruck eigenthümlichen Tonfalles die gemeinsame physiologische Grundlage zu Tage. Da trotzdem die Forderungen verschieden sind, welche die einzelnen Dichter an ihre Interpreten stellen, wird, vom Standpunkt des Schauspielers aus, die Eigenart der vornehmsten dramatischen Dichter eingehend erläutert; denn die Erwerbung des Stilgefühles ist für die Wiedergabe der Dichtung mindestens eben so wichtig wie das richtige Erfassen des einzelnen Charakters.

Dresden. Adolf Winds.

Offiziersatz.

Welche Lebensalter, welche Dienststellungen kommen für das Pensionsgesetz, das der Reichstag auf die lange Bank schieben zu wollen scheint, in Frage, wenn sein Zweck ist, den Zudrang zu der Offizierlaufbahn erheblich zu mehren?

Ein Fahnenjunker im Durchschnittsalter von zwanzig Jahren muß bei der Infanterie — und sie als die Hauptwaffe muß der Betrachtung zu Grunde gelegt werden; sie beeinflußt sehr wesentlich das Tempo des Aufrückens in der ganzen Armee, denn von dem Eintritt ihrer Offiziere in die Stabsoffizierstellung hängt das Hinrücken auch der Offiziere der anderen Waffen in diese Dienststellung ab — damit rechnen, erst nach etwa „fünfzehn Jahren Offizier" Hauptmann und Compagnie-Chef zu werden. Man rechnet jetzt schon zwölf Jahre Hauptmannszeit; doch bringt man für diese Untersuchung nur zehn Jahre in Anschlag, so ist der „Fahnenjunker" sicher ungefähr fünfunddierzig Jahre alt geworden, ehe er Major wird. (Die Fähnrichs- und Fahnenjunkerzeit, die etwa anderthalb Jahre dauert, habe ich absichtlich nicht berücksichtigt.) Wenn sie über Fünfzig sind, nimmt man nur sehr ungern Stabsoffiziere in die Regimentskommandeurstellung, da „oben" der sehr richtige Grundsatz herrscht, auf die wichtigen Posten möglichst junge und frische Kräfte zu stellen. Wer anregen soll — und Das ist die beste Art, einen Organismus, ein Regiment zu leiten — muß selbst noch viel Spannkraft in sich fühlen. Fünf Jahre nach der Beförderung zum Stabsoffizier ist aber kaum Jemand bei der Infanterie Regimentskommandeur.

Vom Stabsoffizier an ist nur noch den Flügeladjutanten die Möglichkeit offen gelassen, schneller als die übrigen vorwärtszukommen; alle Anderen wälzen sich vom Eintritt in die Stabsoffizierstellung an gleichsam wie ein langsam fließender Strom den höheren Stellen zu; und da es nur eine kleine Zahl solcher Stellen giebt, der Abfluß also sehr langsam ist, muß es für den Einzelnen von entscheidender Bedeutung sein, in welchem Lebensalter er in diesen Strom hineingelangt. Wer als Fünfundvierzigjähriger Stabsoffizier wird, muß damit rechnen, daß seine Tage in der militärischen Laufbahn gezählt sind; was er im Augenblick auch leiste: er ist für die höheren Stellungen inzwischen schon zu alt geworden.

Diese Verhältnisse wirken natürlich auch rückwärts. Alle Hauptleute, die in ihrer Dienststellung vier- bis fünfundvierzig Jahre alt geworden sind oder, obgleich jünger, an körperlicher Frische eingebüßt haben — und Das werden bei dem Hochdruck, mit dem an allen Stellen gearbeitet wird, nicht wenige sein —, läßt man nur ungern in die Majorstellen hineingelangen; man verabschiedet sie lieber vorher. Diese Verabschiedungen älterer Hauptleute erleichtern das allgemeine Aufrücken und werden deshalb künftig noch öfter als bisher verfügt werden. Im Militärkabinet hofft man, durch solche „Genickbrecherei" dahin zu kommen, daß der Hauptmann nur noch acht Jahre auf seinem Posten bleibt.

Die Eltern des Fahnenjunkers müssen also damit rechnen, daß der Durchschnitt der jungen Leute, die Offiziere werden, die Pension des älteren Hauptmannes mit etwa fünfundvierzig oder die des Stabsoffiziers mit achtundvierzig bis fünfzig Lebensjahren erreichen, — wenn nicht irgend ein Zufall ein früheres Ausscheiden bewirkt. Sobald die Felddienstfähigkeit aufhört, ists ja mit der ganzen Herrlichkeit vorbei. Doch solche Zufälle sollen uns hier nicht bekümmern. Für die Wirkung

des neuen Penſiongeſetzes auf den Nachwuchs von Offizieren iſt zunächſt die Frage wichtig, wie es den Durchſchnitt der Offiziere bei ihrem Ausſcheiden ſtellt. Wenn wir von Einzelheiten abſehen, finden wir, daß der Offizier künftig die Penſion erhalten wird, die er heute erhielte, wenn er fünf Jahre länger in ſeiner Dienſtſtellung geblieben wäre. Ein Hauptmann Erſter Klaſſe wird nach fünfundzwanzigjähriger Dienſtzeit, ſtatt 2682, künftig 3129 Mark (heutiger Satz für dreißigjährige Dienſtzeit) erhalten. Ein Major und Bataillonchef mit dreißig Jahren Dienſtzeit bekommt 4676 (ſtatt 4091) Mark. Ein patentirter Oberſtlieutenant bekommt nach dreißigjähriger Dienſtzeit 5442 Mark (heute der Satz für fünfunddreißig Dienſtjahre). Sie ſehen: der Unterſchied iſt nicht ſehr beträchtlich und das Einkommen für die Familie eines fünfzigjährigen Mannes beſcheiden zu nennen. Eine ſtarke Wirkung auf den Offiziererſatz wird alſo das Geſetz kaum haben.

Welche Gründe ſchmälern denn dieſen Erſatz? Welche Familien ziehen ſich von der militäriſchen Laufbahn zurück?

Die Kadettenhäuſer, früher überfüllt, zeigen jetzt große Lücken. Trotz den pekuniären Vortheilen halten Viele ihre Söhne vom Kadettencorps fern und dulden auch nicht, daß ſie als Fahnenjunker in die Regimenter eintreten. Die Offiziere ſelbſt wollen vielfach ihre Söhne nicht Offiziere werden laſſen. Auch früher waren die Penſionverhältniſſe der Offiziere nicht günſtig, die Penſionen waren ſogar noch niedriger als heute; dennoch wählten die Söhne faſt immer den Beruf, in dem die Väter ſich wohl gefühlt hatten. Die Abkehr von dieſem Beruf muß alſo andere Urſachen haben. Früher ſtanden die Söhne hervorragender Familien bürgerlichen Namens als vollgiltige Mitglieder des Offiziercorps neben den Abkömmlingen adeliger Häuſer in den Reihen des Heeres; und wenn das adelige Element auch manchmal bevorzugt wurde, ſo geſchah es doch nicht in ſolcher Weiſe, daß ſich die Bürgerlichen dadurch verletzt fühlen konnten. Das Offiziercorps fühlte ſich als ein homogenes Ganze und in der bevorzugten ſozialen Stellung lag das Aequivalent für die Anſtrengung des Dienſtes. Nun hat wohl die ſteigende Nachfrage nach Fahnenjunkern an der Gleichförmigkeit ein Bischen gerüttelt; ſtärker hat aber das Verhalten „von oben“ eingewirkt. Der Offizier hat heute den Eindruck, daß man dem Adel — vielleicht als Ausgleich dafür, daß man ihn im wirthſchaftlichen Leben nicht mehr ſo wirkſam unterſtützen kann, wie man gern möchte — die höheren Stellen der Armee und Verwaltung des Landes als Domäne vorbehalten will. Seit 1890 und namentlich, ſeit Graf Hülſen-Haeſeler, deſſen ungünſtiger Einfluß auf die Armee von Vielen bedauert wird, im Militärkabinet herrſcht, wird der Adel in einer Weiſe begünſtigt, wie man ſie früher nicht gekannt hat. Darüber erzählt man ſich bei uns wunderliche Geſchichten. Ein Beiſpiel. Der ältere Freund eines jungen Offiziers kommt zu dem Grafen, um für den beſonders gut Empfohlenen die Verſetzung von der Grenze zu erbitten. Als der Kabinetschef den bürgerlichen Namen des Offiziers hört, ſagt er lächelnd: „Nicht einmal adelig iſt der Menſch und will von der Grenze weg!“ Wenns zufällig nicht wahr iſt, ſo zeigt es doch die Stimmung, mit der heute der Offizier rechnen zu müſſen glaubt.

Die Ausſichten ſind für bürgerliche Offiziere heute ungünſtiger als früher. Das haben viele ältere Offiziere bitter empfunden und ſchicken deshalb ihre Söhne nicht ins Kadettencorps, weil ſie ihnen das Schickſal erſparen möchten, als „Grenzſoldaten“ zu Offizieren zweiter Klaſſe zu werden. Der bürgerliche Kadett wird,

wenn er ins Heer tritt, ja oft genug zur Ausfüllung der an den Grenzen entstandenen Lücken benutzt. Mit der bevorzugten sozialen Stellung, auf die er gehofft hatte, ist da nicht viel Staat zu machen.

Nur im Generalstab, bei der „papiernen Waffe", wie man oben zu sagen pflegt, kommen Bürgerliche manchmal noch schnell vorwärts. Rücken sie dann aber in die Generalstellen ein, so finden sie auch dort wieder die Bevorzugung des Adels. Kommandirender General wird heutzutage nur sehr selten ein Bürgerlicher. Jedenfalls ist in vielen Familien die Ueberzeugung entstanden, der bürgerliche Offizier habe im Grunde nur die Lasten seines Standes zu tragen, komme aber nicht zum vollen Genuß der Vortheile. Diese Familien halten ihre Söhne dem Heeresdienst fern. Für die wohlhabenden bürgerlichen Familien liegen die Verhältnisse etwas besser; die Offiziere in den höheren Adjutantenstellen gehören selten zu den mittellosen. Ein Bischen Luxus ist, trotz allen Kabinetsordres, im Heer durchaus nicht schädlich und ersetzt in den mittleren Stellen wenigstens zum Theil den Adel. Daß aber für die bevorzugten Regimenter in besonders angenehmen Garnisonen der Adel Voraussetzung ist, hält die ersten Familien unserer großen Hansestädte und Industriegebiete vielfach davon ab, ihre Söhne Offiziere werden zu lassen.

So finden wir, daß neben dem Adel, dessen ärmste Glieder auch schon die produktiven Berufe aufzusuchen beginnen, besonders die Familien jetzt den Offiziersersatz zu liefern anfangen, die früher der Armee fern blieben, nun aber hoffen, durch den Eintritt ihrer Söhne ins Offiziercorps ihr Ansehen erhöhen zu können.

Schon am Anfang dieser Glossen habe ich auf die Nothwendigkeit hingewiesen, jung in den Majorsrang zu gelangen, wenn man noch höhere Stellungen erreichen, einst also auch mit einer für eine Familie genügenden Pension ausscheiden will. Das wird durch ein bevorzugtes Avancement möglich; und dieser Vorzug ist wieder auf verschiedene Weise zu erlangen: etwa durch Generalstabsdienst oder durch höhere Adjutantur (vom Brigadeadjutanten aufwärts). Kleinere Vortheile verheißt schon der Erwerb des Kaiserpreises im Schießen, bei den Kaiserritten für Offiziere der Kavallerie und Aehnliches. All diese Bevorzugungen hängen natürlich von den Leistungen ab, die eben so natürlich ihren Werth erst durch die Beurtheilung erhalten; und da jedes Urtheil Menschenwerk ist, empfiehlt es sich, zunächst den Menschen zu gewinnen: dann ist man jedenfalls wohlwollenden Urtheiles sicher. Die Friedenszeit giebt ja selten die Möglichkeit zu Leistungen von weithin sichtbarem Werth; besonders selten dem Frontsoldaten. So kommt es, daß vielfach das Opfer der Persönlichkeit die Vorbedingung guter Beurtheilung ist.

Beachtenswerth sind auch die Gefahren, die der Begriff record in unserem Heer geschaffen hat. Durch Vergleichsschießen und ähnliche Uebungen wird der Wettstreit, der schon heftig genug ist, immer mehr angeregt; und da die durch guten Rekord erreichten Vortheile für das Avancement (siehe Majorsstelle) sehr wichtig sein können, so unterliegen schwache Persönlichkeiten der Versuchung und weichen bei solchem Wettbewerb leicht vom sauberen Wege ab. Eine schlimme Erscheinung. Gar mancher alte Soldat sieht diese Entwickelung der Dinge mit Kummer und vergleicht sie seufzend der Zeit, wo der alte Kaiser Wilhelm von seinen Offizieren nur verlangte, sie sollten ihre Pflicht thun, und wo das derbe Wort in Geltung war: „Ein Hundsfott, wers besser macht, als er kann." Der vornehme und erfahrene alte Herr wußte genau: hervorragende Leistungen, etwa im Schießen, sind bei der kurzen

Dienſtzeit nur auf Koſten anderer wichtigen Zweige der Ausbildung möglich; oder durch unverantwortliche Ueberbürdung des vorhandenen Ausbildungperſonals, dem durch dieſes Ausbeutungſyſtem Luſt und Freudigkeit am Dienſt genommen wird, — ſehr zum Schaden des großen Ganzen. Die jetzt nöthige Nervenanſpannung verbraucht auch die Körperkraft des Infanterielieutenants raſch. Man bedenke: fünfzehn Jahre ſoll der Lieutenant dieſen Dienſt mitmachen und dann, nach zehn Jahren aufreibender Hauptmannsarbeit, noch friſch ſein! Dieſe Verhältniſſe ſind den alten Soldatenfamilien bekannt und beſtimmen ſie, adelige und bürgerliche, oft, ihre Söhne vor einem Beruf zu warnen, in dem Leiſtung und Gegenleiſtung in ſchreiendem Mißverhältniß ſtehen. Und dazu kommt noch die völlige Unſicherheit der Exiſtenz.

Damit das Avancement nicht gänzlich ſtockt, muß jede vom einzelnen Offizier irgendwo gebotene Gelegenheit benutzt werden, um ihm entweder das Vorwärtskommen zu erſchweren oder ihn gar zum Ausſcheiden zu zwingen. Schlechtes oder auch nur unglückliches Schießen der Leute in ſeiner Compagnie, Fälle von Indisziplin, Verluſt von Dienſtgegenſtänden, anonyme Anzeigen, verdächtige Artikel in radikalen, dem Heer feindlichen Blättern: ſolche Einzelheiten können aufgebauſcht werden; die Vertheidigung gegen Anklagen, die von Vorgeſetzten ausgehen, iſt nicht leicht und semper aliquid haeret. Dabei iſt noch zu bedenken, daß viele Vorgeſetzte, die nur durch ſchnelles Avancement außerhalb der Truppe in die höheren Kommandoſtellen kommen konnten, in dieſem abnormen Lebensgang das Weſen der Truppe gar nicht kennen gelernt, das wohlwollende Verſtändniß für dieſes Weſen nicht erworben haben. Staunend fragen dieſe verwöhnten Herren dann immer nur: „Ja, wie iſt Das denn möglich?“ Die Folge iſt aber noch ſchlimmer. Man vertuſcht, was irgend vertuſcht werden kann. „Nirgends wird ſo viel gelogen wie beim Kommiß“: ein ſehr häßliches, doch leider ſehr wahres Wort. Die Unaufrichtigkeit ſoll die Kluft zwiſchen Forderung und Leiſtung überbrücken. Außerordentliches wird gefordert. Wo viele Menſchen, nicht nur willige und tüchtige obendrein, zuſammenarbeiten, müſſen Fehler vorkommen, ſind Fehler gar nicht zu vermeiden. Das wird beim Militär allzu ſelten anerkannt. Nichts darf vorkommen; kein kleinſter Fehler. Alles muß gut ſein. Alles und immer. Das iſt unmöglich. Alſo wird, wenn es ſich irgend machen läßt, nach dem Vertuſchungſyſtem gewirthſchaftet.

Sieht man übrigens nicht, daß auch politiſche Urſachen, die Unzufriedenheit mit Ereigniſſen, Sitten, Perſonen, auf die Schwächung des Offiziererſatzes hinwirken? Und glaubt man nicht, daß die verletzende Art der Verabſchiedung manchen alten Offizier beſtimmt, ſeine Söhne von dieſem dornenreichen Beruf zurückzuhalten?

An die wiſſenſchaftliche Bildung des Offiziers werden immer höhere Anſprüche geſtellt. Ehrgeizige Regimentskommandeure thun hierin noch ein Uebriges. Sehr gut; der Bildungſtand des Offiziercorps wird erhöht. Die große Mehrheit der Offiziere iſt nun aber verurtheilt, ihre beſten Lebensjahre in ſubalternen Stellungen zu verbringen, und hat nicht die geringſte Ausſicht, das gehäufte Wiſſen je produktiv verwenden zu können. Der Vorgeſetzte, der ſelbſt die Unſicherheit ſeiner Lage fühlt, ſtets davor zittert, daß „Etwas vorkommt“, und täglich fragt, ob auch für die Beſichtigung genug gearbeitet werde, raubt, in dieſer nervöſen Ueberreiztheit, dem Untergebenen den letzten Reſt möglicher Selbſtändigkeit. Da hat man nun wiſſenſchaftlich gearbeitet: und kann das Erarbeitete nicht verwerthen. Die Vorbedingungen für den Beruf waren ſo ſchwer: und nun ſoll man für die Beſichtigungen

vorsorgen und hat keinen Raum zur Entwickelung der besten erworbenen Eigenschaften. Auch dieses Mißverhältniß vergällt vielen ernsten Männern das Offizierleben. Der Offizier wird zu alt, ehe er Compagniechef wird, und ist auch in dieser Stellung oft noch unter der Vormundschaft eines eifrigen Bataillonkommandeurs.

An all diesen Verhältnissen wird das neue Pensionsgesetz nichts ändern. Woher soll also die Infanterie die zur Ausbildung nöthigen Kräfte nehmen? Man könnte daran denken, die Zahl der Fahnenjunker zu vermindern und die Zahl der Offizier-Stellvertreter zu vergrößern. Ich glaube, nur durch Verringerung der Fahnenjunkerzahl kann man die Entwickelung noch aufhalten. Die Stauung an der Majorsecke würde dann das Avancement nicht so zum Stocken bringen, wie es jetzt geschieht. Auch könnte man der Infanterie dadurch Ersatz schaffen, daß man die Schranken zwischen den einzelnen Waffen erniedrigte und damit auch den Fahnenjunkern der Infanterie die Möglichkeit böte, später einmal zu einer berittenen Truppe überzutreten. Die Kavalleristen müßten sich allerdings gefallen lassen, auch zur Infanterie versetzt zu werden.

Man soll über die Flotte die Armee nicht vergessen. Wir können bei unserem hohen Kulturstand unter ungünstigen Verhältnissen nicht so lange Krieg führen wie Rußland. Wir können nur siegen. Und dazu brauchen wir ein Offiziercorps aus bestem Material; brauchen wir mehr sorgende Liebe für die Armee, nicht nur für das (sicher vortreffliche) Gardecorps und die Leibregimenter. Geld allein thuts nicht; dazu ist das Geschäft zu mühsam, die Chance gegenüber dem Risiko zu gering. Nur die soziale Stellung bietet dem Offizier ein ausreichendes Aequivalent. Gerade wo sie, in den schlechten Garnisonen, erschwert wird, muß man mit aller Kraft nachhelfen; dort ist, zum Beispiel, das Erscheinen des höchsten Kriegsherrn wichtiger als bei den „feinen" Regimentern. Gerade dort müßten auch die Regimentskommandeure sich um die gesellschaftliche Ausbildung ihrer Herren besonders bemühen. Daß ihnen in öffentlichen Erlassen vorgeschrieben wurde, nicht zu viel auf Repräsentation zu verwenden, war ein politischer Fehler. Für die Einfachheit der gesellschaftlichen Sitten thut das Beispiel mehr als alle Ukase. Auch in den einfachsten Garnisonen müssen sich übrigens die Offiziere das ganze Jahr lang für ein dem Kaiser anzubietendes „einfaches" Frühstück monatliche Abzüge gefallen lassen. Das Gerede von dem in den Kasinos herrschenden Luxus ist Unsinn. Das reiche Kavallerieregiment ist doch nicht der Typus. Im Allgemeinen gehts recht simpel zu, ist der Aufwand, im Vergleich mit dem anderer Gesellschaftkreise, höchst bescheiden. Daß in jedem Wurstblatt über den Luxus der Offiziere gezetert, jedem Lieutenant öffentlich vorgehalten wird, wie er seinen Lebenswandel einzurichten habe: soll Das nicht verletzen? Jedenfalls zeigt es, daß die Erlasse dem Stand nicht genützt, sondern dazu beigetragen haben, manche brauchbaren Elemente ihm fernzuhalten. Wer will sich denn die besten Jahre seines Lebens hindurch quälen, mit der Aussicht, als noch rüstiger Mann über Nacht weggeschickt zu werden, und, so lange er den bunten Rock trägt, mit Fingern auf sich zeigen lassen, wie auf Einen, der in Luxus und Hochmuth sein Dasein verbummelt?

Auch im Dienst ist nicht Alles so, wie es sein sollte. Jeder kennt Vorgesetzte, die, in der Angst, nur ja schnell genug vorwärts zu kommen, die Untergebenen so ausbeuten, daß die Sozialdemokratie, wenn sie sich wirklich aller Exploitirten annähme, Grund hätte, für diese armen Offiziere einzutreten. „Mit Ihren vier verheiratheten und unbemittelten Hauptleuten, Herr Major, konnten Sie wahr-

haſtig doch mehr erreichen“: dieſes Wort eines rückſichtloſen Vorgeſetzten klingt beſonders ſchroff, verräth aber nur deutlich eine Auffaſſung, die leider gar nicht ſo ſelten iſt. Solche Vorgeſetzte ſchaden dem Ganzen; ſie drücken den Stand zum Metier herab und führen ſchwache Naturen in die Verſuchung, überall für ſich nach kleinen Vortheilen zu ſpähen. Täglich hört man zwar: „Die Ehre iſt das höchſte Kleinod des Offiziers“. Täglich wird das Panier geſchwungen. Wenn aber Einer erſt ſieht, wie neben ihm Andere ſich bei den höheren Stellen ſchuſtern, ſieht, mit welchen Mitteln man Vortheile zu erhaſchen und vorwärts zu kommen ſucht, dann wird ihm bald klar, daß es außer der Ehre hienieden noch andere gute Dinge giebt. „Ausgepreßt wird man wie eine Citrone und dann in die Ecke geworfen“. In ſo bitteren Worten ſpricht ſich heutzutage nicht mehr ſelten die Mißſtimmung aus.

Nicht überall iſts ſo ſchlimm. Sicher giebts noch Garniſonen, namentlich in den alten preußiſchen Provinzen, wo ſolche Erſcheinungen mindeſtens nicht ſichtbar ſind. Und im Kleinen werden die neuen Beſtimmungen über die Schießausbildung und das Exercirreglement der Infanterie nützlich wirken. Das genügt aber noch nicht. Auch nicht, das in ein paar Jahrzehnten gebaute Haus nun haſtig zu erweitern und neue Stockwerke aufzuſetzen. Ausgebaut muß es werden; wohnlich eingerichtet. Die Flotte iſt gut und vielleicht dringend nöthig; das Heer aber bleibt für uns immer die Hauptſache. Die Militärverwaltung muß ſich entſcheiden, ob ſie zwei Klaſſen von Offizieren ſchaffen will. Sie hat heute ſchon Mühe, die genügende Zahl für den Erſatz zu finden. Der alte Kaiſer aber hat oft geſagt, auf die Zahl der Offiziere komme es ihm weniger an als auf die Qualität. Und wie ſoll man die Qualität auf früherer Höhe halten, wenn man nicht für den Offizier ſorgt und ihm die ſoziale Stellung ſichert, die er haben muß, um bei der Maſſe als Autorität zu gelten? Zwiſchen Frieden und Krieg liegt heutzutage gewöhnlich nur kurze Zeit, die nicht ausreicht, um den Reſervemann wieder an die militäriſche Unterordnung zu gewöhnen; und eine ſtramme Disziplin iſt dann nur möglich, wenn die perſönliche Autorität des einzelnen Offiziers vertrauensvoll anerkannt wird.

Friedrich Eck.

Gemeingefährliche Geisteskrankheit.

Die Zwangsunterbringung in Irrenanſtalten und der Schutz der perſönlichen Freiheit. Urban & Schwarzenberg, Berlin.

Zunächſt ein Fragment aus dem Vorwort, das Herr Geheimrath Eulenburg dem Buch auf den Weg mitgab:

„So lange eine deutſche Reichsverfaſſung beſteht und durch ſie die Zuſtändigkeit des Reiches auf dem Gebiete der Irrengeſetzgebung außer Zweifel geſtellt iſt, wollen auch aus den Kreiſen von Fachmännern und Laien die auf Herbeiführung einer einheitlichen reichsgeſetzlichen Regelung des Irrenweſens gerichteten Beſtrebungen niemals völlig verſchwinden. Vorarbeiten, Verſuche und Entwürfe einer einheitlichen Kodifikation des geſammten Irrenrechtes ſind im Lauf der letzten Dezennien mehrfach von ſachkundiger, meiſt von juriſtiſcher Seite gemacht worden. Es ſei nur an die eigenartigen und beachtenswerthen Studien von Eduard Auguſt Schröder über ‚Das Recht im Irrenweſen, kritiſch, ſyſtematiſch und kodifizirt‘ und

vom Landgerichtsrath Professor Medem in Greifswald (‚Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Reform des Irrenwesens') erinnert. Aber solche Einzelstimmen, die mehr oder weniger durch den Hinblick auf das im Werden begriffene Bürgerliche Gesetzbuch angeregt und beeinflußt wurden, vermochten sich in dem laut werdenden Stimmengewirr damals nicht ausreichend Gehör zu verschaffen und ein nennenswerther Erfolg in gleicher Richtung wäre jetzt, da das BGB erst seit wenigen Jahren in ersprießlicher Wirksamkeit besteht, die allersehnte gründliche Reform unserer Strafgesetzgebung aber leider noch in ziemlich weite Ferne gerückt scheint, für den Augenblick kaum zu erwarten. Auf der anderen Seite wollen die mehr oder minder berechtigten und dringenden Klagen über eine Reformbedürftigkeit unseres Irrenwesens auch nicht verstummen; im Gegentheil: sie mehren sich in dem Maße, wie die wissenschaftliche Entwickelung der Psychologie, der Psychopathologie und der Psychiatrie und die von der Klinik geförderte Bearbeitung dieser Disziplinen fortschreitet, ohne daß ihre Errungenschaften auch der forensischen Beurtheilung und Bewerthung in gleichem Maße zu Gute kommen, da ein nicht geringer Theil der juristischen Praktiker mit den Ergebnissen der forensischen Psychologie und Psychopathologie so wenig zureichende Fühlung unterhält, daß — wie schon Medem, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, mit Recht klagte — ‚sich Jurisprudenz und Medizin oft fast gar nicht mehr verstehen.' Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat sich seiner Aufgabe mit voller Hingebung an die Sache und — so weit meine Beurtheilungfähigkeit reicht — auch in einer zu meist annehmbaren positiven Ergebnissen führenden Weise unterzogen. Auf Grund sorgsamer kritischer Durchmusterung der einschlägigen gesetzlichen und administrativen Bestimmungen und sachgemäßer Verwerthung mancher in die Oeffentlichkeit gedrungenen Einzelerfahrungen über zu Tage getretene Uebelstände in der Internirung- und Entmündigungpraxis ist er zu einer Reihe von Vorbeugung- und Besserungvorschlägen gelangt, gegen die im Allgemeinen auch vom ärztlichen Standpunkt aus kaum begründete Einwendungen zu erheben sein dürften. Für Einzelnes (wie für die faßliche Definition des so ganz in der Luft schwebenden, vagen Begriffs der ‚Gemeingefährlichkeit') werden wir dem rechtsgelehrten Verfasser dankbar zu sein alle Ursache haben."

Dieser Abschnitt (über die Gemeingefährlichkeit) mag hier nun folgen.

Unter Vermeidung jeder unnöthigen Freiheitbeschränkung wird sich die Zwangsverbringung eines Geisteskranken in eine Irrenanstalt zu längerer, nicht nur vorübergehender Detention durch die Polizei nur dann rechtfertigen, wenn er durch sein Verhalten die öffentliche Ruhe, Sicherheit oder Ordnung fortdauernd verletzt und ein anderes Mittel zu deren Erhaltung, etwa Bestellung eines Privataufsehers über den Kranken aus Mitteln des Kranken oder seiner Familie, nicht vorhanden, dieses daher nöthig ist; ferner dann, wenn von ihm gesagt werden muß, daß dem Publikum oder einzelnen zu ihm Gehörigen durch ihn eine Gefahr dauernd bevorsteht. Die Erhaltung der öffentlichen Ruhe u. s. w. ist also im ersten Fall Voraussetzung des Eingreifens der Polizei. Die Oeffentlichkeit ist aber nur dann als beeinträchtigt anzusehen, wenn die Ruhe, Sicherheit oder Ordnung störenden Handlungen einer unbegrenzten Anzahl von Personen wahrnehmbar sind, diese in ihrer Ruhe oder Sicherheit beeinträchtigen oder zu beeinträchtigen geeignet sind. Hiernach könnte gegen einen Geisteskranken, der in seiner Wohnung und nur dort lärmt und tobt, so daß es lediglich die Mitbewohner des Hauses hören können, nicht aus

dem Gesichtspunkte der Erhaltung der öffentlichen Ruhe eingeschritten werden, der Kranke nicht, selbst wenn Dies das einzige Mittel wäre, zwangsweise internirt werden. Für diesen Fall wäre erforderlich, daß dem Publikum oder einzelnen zu ihm Gehörigen aus dem Verhalten des Kranken eine Gefahr dauernd bevorsteht.

Von einer durch eine Person oder Sache dem Publikum stetig bevorstehenden Gefahr kann nur dann die Rede sein, wenn der Zustand der Sache oder Person unter Berücksichtigung ihrer Lage, ihres Aufenthaltes und ihrer Funktionen ein solcher ist, daß er ohne Hinzutreten neuer Motive bei Fortwirken der zur Zeit wirkenden Ursachen nach menschlichem Ermessen geeignet ist, binnen kurzer Frist eine Katastrophe herbeizuführen, durch die nicht nur die Gefahr drohende Sache oder Person selbst, sondern auch eine unbegrenzte Zahl von Personen oder Sachen, die im Eigenthum von Personen stehen, zu Grunde gehen oder beschädigt werden können.

Hiernach könnte also unser lärmender Geisteskranker nur dann zwangsweise zu längerem Aufenthalt in eine Irrenanstalt gebracht werden, wenn sein Toben so störend wäre, daß nach menschlichem Ermessen, also unter normalen Umständen, dadurch der Gesundheitzustand der — wechselnden — Mitbewohner des Hauses, die ja, von dieser Eigenschaft abgesehen, Mitglieder des Publikums sind, bei fortdauernder Störung — etwa der Nachtruhe — nachtheilig beeinflußt werden kann und im vorliegenden Fall auch thatsächlich beeinträchtigt wird.

Ein Kranker, der mit diesem absehbaren Erfolge lediglich seine Familienangehörigen gefährdet, wird nur in den seltensten Fällen der Zwangsinternirung unterliegen. Erstens würde es gefährlich sein, wollte man ein Recht statuiren, sich störender Kranken irgendwelcher Art unter dem Vorwande, die Gesundheit der sie umgebenden Personen sei durch die aufregende Pflege gefährdet, mit Hilfe der Polizei zu entledigen. Dann aber kommen die Familienangehörigen hier nicht als Mitglieder des Publikums, der unbeschränkten Zahl von Personen, sondern als Mitglieder des eng begrenzten Kreises der nächsten Verwandten in Betracht. Dennoch wird man, wenn die Bestellung eines Pflegers und zweckmäßige Unterbringung ausgeschlossen oder die Entmündigung versagt ist, in ganz besonders markanten Fällen dieser Art auch die Verwandten in ihrer Gesundheit schützen müssen.

Zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit wird — wieder, falls die Nichtanwendbarkeit anderer Mittel es erforderlich macht — die Polizei stets bei durch Thatsachen festgestellter Neigung des Kranken zu diesen gefährdenden Handlungen einschreiten können. Hiernach wird ein Vorgehen gegen ihn möglich sein, nicht nur bei Neigung zu „gemeingefährlichen Verbrechen und Vergehen" im Sinn des Strafgesetzbuches (Brandstiftung, Transportgefährdung, Herbeiführung einer Ueberschwemmung), sondern auch bei den „Verbrechen und Vergehen wider die öffentliche Ordnung (Landfriedensbruch, Ansammlung von Waffen und Streitkräften, Anreizung zum Klassenhaß) und bei jedem Verbrechen oder Vergehen, das an sich eine bestimmte Person als verletzt voraussetzt, aber durch die unberechenbaren Entschließungen des Kranken Jeden in gleicher Weise bedroht. (Betrug durch Hochstapelei, Diebstahl u. s. w.) Während in den beiden ersten Klassen von strafbaren Handlungen die gemeine Gefahr in der „Herbeiführung eines Zustandes beruht, in welchem nicht blos ein einzelner bestimmter Träger oder mehrere, nach Zahl und Individualität bestimmte Träger der Rechtsgüter (Leben, Gesundheit, Vermögen), sondern ein nicht individuell bestimmter und begrenzter Personenkreis als

gefährdet erscheint" (Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechtes), und zweitens in der krankhaften Neigung des Thäters, liegt die Ursache, durch die eine gemeine Gefahr bei den zuletzt angedeuteten Deliktsthatbeständen als gegeben erscheint, allein in dem inneren Zustande des Thäters, der ihn zu antisozialen Handlungen ohne Ansehung der davon betroffenen Personen wahllos drängt.

Insofern diese stete, zuständliche, in antisozialer Richtung sich bethätigende Neigung auf Geisteskrankheit zurückzuführen ist, insofern die fraglichen Bethätigungen als Aeußerungen der Krankheit, wie diese selbst, zuständlich, also stets bevorstehend erscheinen, ist der Geisteskranke gemeingefährlich.

Zum Begriff der gemeingefährlichen Geisteskrankheit gehören hiernach folgende Momente: erstens die Geisteskrankheit (im weiteren Sinn, alle anomalen geistigen Funktionen als Folgeerscheinungen angeborener oder erworbener anomaler Beschaffenheit der Großhirnrinde und damit alle Arten und Grade von geistiger Anomalie umfassend); zweitens Handlungen des Kranken, die die Allgemeinheit oder eine unbestimmte Anzahl ihrer Mitglieder zu schädigen geeignet sind; drittens der Zusammenhang von Geisteskrankheit und gemeinschädlichen Handlungen als Ursache und Wirkung, als körperliche Zustandsveränderung und -nothwendige Folgeerscheinung.

Hiernach wird als gemeingefährlich der Geisteskranke zu bezeichnen sein, der durch seinen gegenwärtigen, auf nicht blos transitorischen Ursachen beruhenden psychischen Zustand zu Bethätigungen neigt, welche die stete Befürchtung einer Verletzung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit oder Ordnung oder fremder Vermögens- oder Individualitätrechte einer beliebigen Personenzahl aufkommen lassen und für dessen Neigungen nach dieser Richtung hin thatsächliche Anhaltspunkte gegeben, Thatsachen bereits festgestellt sind.

Selten ist ein Begriff so maßlos mißbräuchlich angewendet worden wie der der gemeingefährlichen Geisteskrankheit. Und doch liegt bereits im Worte das Wesen der Gemeingefährlichkeit. Wer dem Gemeinwesen gefährlich, dem gemeinsamen Wohl der dem Staat Angehörigen durch seinen gegenwärtigen Zustand bedrohlich erscheint, nur Der unterfällt dem Begriff; nur Der ist gemeingefährlich geisteskrank, dessen Gemeingefährlichkeit auf die Dauer angelegt, ihrer Natur nach von längerer Dauer, zuständlich ist. Zum Schutz vor seiner gleichsam kristallisirten Gemeingefährlichkeit rechtfertigt sich seine Zwangsunterbringung in einer Irrenanstalt. Der Staat hat jedoch a priori nur dann eine Befugniß, gegen den Kranken als gemeingefährlich vorzugehen, ihn unschädlich zu machen, wenn er eine gegenwärtige ständige Sorge für die Allgemeinheit bildet. Ein Kranker, der nach dem augenblicklichen Charakter seiner Krankheit Keinem Schaden bringt, ist überhaupt nicht gefährlich; ein Kranker, der seine Feindseligkeiten nur gegen das eigene Vermögen und die eigene Gesundheit oder gegen eine bestimmte dritte Person, etwa seine Ehefrau — vielleicht aus persönlicher Antipathie —, richtet, gegen alle anderen Menschen sich aber passiv verhält: ein solcher Kranker ist zwar gefährlich, aber nicht gemeingefährlich. Die vorhandene Möglichkeit, daß die Krankheit fortschreitet und die Veränderungen des Krankheitbildes und damit des Charakters der Krankheit in Zukunft auch zu einer Bedrohung der Sicherheit der Allgemeinheit führen können oder werden, erfüllt nicht den Thatbestand der Gemeingefährlichkeit.

Dr. Arthur Reißner.

Die Handelsverträge.

Mancher Agrarier sieht in der Börse nur eine Macht, die ihm die wirthschaftlich wichtigsten Werthe verfälscht. Jetzt aber erleben wir das Schauspiel, daß unsere Fabrikanten und Kaufleute mit den neuen Handelsverträgen höchst unzufrieden sind und die Börse trotzdem kauflustig bleibt. Alle, die sonst in politischen und wirthschaftlichen Kämpfen gegen die Börse wüthen, könnten sich jetzt also auf die Haltung der gehaßten Feindin berufen und sagen: Seht, die Börse fürchtet sich nicht vor den Verträgen, die Ihr für so gefährlich ausschreit; nicht deutlicher konnte bewiesen werden, wie furchtbar Ihr übertreibt. Der deutschen Industrie, so sagen uns viele Theoretiker und Praktiker seit Wochen, steht eine dunkle Zukunft bevor; sie muß für die lange Dauer dieser Verträge mit schweren Verlusten rechnen. Was aber sehen wir? Die Kursnotiz der meisten Industrieaktien hat sich, seit die Verträge bekannt geworden sind, nicht verändert. Das müßte man seit Wochen eigentlich jeden Tag hören. Natürlich ist diese Argumentation falsch. Der Kurszettel ist kein Spiegel, der die Befürchtungen sofort in klaren Zügen erkennen läßt. Nur große Ereignisse bewirken manchmal eine so schnelle und vollkommene Spiegelung; in allen anderen Fällen pflegt die Rückwirkung auf die Börse erst langsam fühlbar zu werden. In unserem Fall nun handelt es sich um neunhundert Zollpositionen; jede von ihnen hat wirthschaftliche Folgen, deren Einzelheiten selbst der Klügste und Erfahrenste nicht im Handumdrehen abzuwägen vermag. Und bis all die entstandenen Bedenken sich dann zu einer Gesammttendenz verdichten, von der die Börsenstimmung beherrscht wird, vergeht wieder eine gute Weile.

Man darf auch, wenn man auf den Kurszettel blickt, nicht vergessen, daß die Zeit der Dividendenerklärungen gekommen ist. Für das Jahr 1904 sind fast überall günstige Resultate zu verzeichnen. Das weiß Jeder; also werden, auf richtige oder falsche Tips, rasch noch, ehe die Dividende festgesetzt ist, die verschiedensten Industrieaktien gekauft. Man läßt die Quellen, aus denen die Dividendengerüchte stammen, jetzt gern im Dunkel, giebt sich mit dem Abschätzen und Ausschnüffeln aber viel mehr Mühe als früher. Dabei werden höchst merkwürdige Erfahrungen gemacht. Eines Tages beginnt, zum Beispiel, die Aktie einer mittleren oder kleinen Fabrik zu steigen. Man vermuthet „Bubenkäufe", Käufe junger Commis oder schlauer Lehrlinge, die Etwas zu wissen glauben, weil sie im Kopirbuch Briefe gelesen (und vielleicht mißverstanden) haben. Die Vernunft räth, solche Dinge von vorn herein gar nicht erst ernst zu nehmen. Aber die Käufe dauern fort. Großkapitalisten, die auf kleine, billig scheinende Papiere mit besonderer Vorliebe achten, suchen und finden die Gelegenheit, bei einem Aufsichtrathsmitglied auf den Busch klopfen zu lassen. Intime — und, notabene, ganz ehrlich gemeinte — Antwort: „Nicht anrühren!" Die Weisung wird befolgt. Ein paar Wochen danach aber erfährt man, daß die Fabrik höhere Dividende giebt, als man erwartet hatte, oder daß ein Anschluß, eine Fusion bevorsteht. Von solchen Möglichkeiten wußte der Aufsichtrath nichts; an sie braucht unter Umständen auch der Direktor selbst erst ziemlich spät gedacht zu haben: als von draußen ein fremder Mann gekommen war und ihm einträgliche Transaktionen vorgeschlagen hatte. Die Warnung erging also aus aufrichtigem Herzen. Alle paar Tage erlebt man Ueberraschungen dieser und ähnlicher Art; da zeigt sich dann, wie oft die berliner Herren nicht ahnen, was in Magde-

wenn er ins Heer tritt, ja oft genug zur Ausfüllung der an den Grenzen entstandenen Lücken benutzt. Mit der bevorzugten sozialen Stellung, auf die er gehofft hatte, ist da nicht viel Staat zu machen.

Nur im Generalstab, bei der „papiernen Waffe", wie man oben zu sagen pflegt, kommen Bürgerliche manchmal noch schnell vorwärts. Rücken sie dann aber in die Generalstellen ein, so finden sie auch dort wieder die Bevorzugung des Adels. Kommandirender General wird heutzutage nur sehr selten ein Bürgerlicher. Jedenfalls ist in vielen Familien die Ueberzeugung entstanden, der bürgerliche Offizier habe im Grunde nur die Lasten seines Standes zu tragen, komme aber nicht zum vollen Genuß der Vortheile. Diese Familien halten ihre Söhne dem Heeresdienst fern. Für die wohlhabenden bürgerlichen Familien liegen die Verhältnisse etwas besser; die Offiziere in den höheren Adjutantenstellen gehören selten zu den mittellosen. Ein Bischen Luxus ist, trotz allen Kabinetsordres, im Heer durchaus nicht schädlich und ersetzt in den mittleren Stellen wenigstens zum Theil den Adel. Daß aber für die bevorzugten Regimenter in besonders angenehmen Garnisonen der Adel Voraussetzung ist, hält die ersten Familien unserer großen Hansestädte und Industriegebiete vielfach davon ab, ihre Söhne Offiziere werden zu lassen.

So finden wir, daß neben dem Adel, dessen ärmste Glieder auch schon die produktiven Berufe aufzusuchen beginnen, besonders die Familien jetzt den Offiziersersatz zu liefern anfangen, die früher der Armee fern blieben, nun aber hoffen, durch den Eintritt ihrer Söhne ins Offiziercorps ihr Ansehen erhöhen zu können.

Schon am Anfang dieser Glossen habe ich auf die Nothwendigkeit hingewiesen, jung in den Majorsrang zu gelangen, wenn man noch höhere Stellungen erreichen, einst also auch mit einer für eine Familie genügenden Pension ausscheiden will. Das wird durch ein bevorzugtes Avancement möglich; und dieser Vorzug ist wieder auf verschiedene Weise zu erlangen: etwa durch Generalstabsdienst oder durch höhere Adjutantur (vom Brigadeadjutanten aufwärts). Kleinere Vortheile verheißt schon der Erwerb des Kaiserpreises im Schießen, bei den Kaiserritten für Offiziere der Kavallerie und Aehnliches. All diese Bevorzugungen hängen natürlich von den Leistungen ab, die eben so natürlich ihren Werth erst durch die Beurtheilung erhalten; und da jedes Urtheil Menschenwerk ist, empfiehlt es sich, zunächst den Menschen zu gewinnen: dann ist man jedenfalls wohlwollenden Urtheiles sicher. Die Friedenszeit giebt ja selten die Möglichkeit zu Leistungen von weithin sichtbarem Werth; besonders selten dem Frontsoldaten. So kommt es, daß vielfach das Opfer der Persönlichkeit die Vorbedingung guter Beurtheilung ist.

Beachtenswerth sind auch die Gefahren, die der Begriff record in unserem Heer geschaffen hat. Durch Vergleichsschießen und ähnliche Uebungen wird der Wettstreit, der schon heftig genug ist, immer mehr angeregt; und da die durch guten Rekord erreichten Vortheile für das Avancement (siehe Majorsstelle) sehr wichtig sein können, so unterliegen schwache Persönlichkeiten der Versuchung und weichen bei solchem Wettbewerb leicht vom sauberen Wege ab. Eine schlimme Erscheinung. Gar mancher alte Soldat sieht diese Entwickelung der Dinge mit Kummer und vergleicht sie seufzend der Zeit, wo der alte Kaiser Wilhelm von seinen Offizieren nur verlangte, sie sollten ihre Pflicht thun, und wo das derbe Wort in Geltung war: „Ein Hundsfott, wers besser macht, als er kann." Der vornehme und erfahrene alte Herr wußte genau: hervorragende Leistungen, etwa im Schießen, sind bei der kurzen

Dienstzeit nur auf Kosten anderer wichtigen Zweige der Ausbildung möglich; oder durch unverantwortliche Ueberbürdung des vorhandenen Ausbildungspersonals, dem durch dieses Ausbeutungssystem Lust und Freudigkeit am Dienst genommen wird, — sehr zum Schaden des großen Ganzen. Die jetzt nöthige Nervenanspannung verbraucht auch die Körperkraft des Infanterielieutenants rasch. Man bedenke: fünfzehn Jahre soll der Lieutenant diesen Dienst mitmachen und dann, nach zehn Jahren aufreibender Hauptmannsarbeit, noch frisch sein! Diese Verhältnisse sind den alten Soldatenfamilien bekannt und bestimmen sie, adelige und bürgerliche, oft, ihre Söhne vor einem Beruf zu warnen, in dem Leistung und Gegenleistung in schreiendem Mißverhältniß stehen. Und dazu kommt noch die völlige Unsicherheit der Existenz.

Damit das Avancement nicht gänzlich stockt, muß jede vom einzelnen Offizier irgendwo gebotene Gelegenheit benutzt werden, um ihm entweder das Vorwärtskommen zu erschweren oder ihn gar zum Ausscheiden zu zwingen. Schlechtes oder auch nur unglückliches Schießen der Leute in seiner Compagnie, Fälle von Indisziplin, Verlust von Dienstgegenständen, anonyme Anzeigen, verdächtige Artikel in radikalen, dem Heer feindlichen Blättern: solche Einzelheiten können aufgebauscht werden; die Vertheidigung gegen Anklagen, die von Vorgesetzten ausgehen, ist nicht leicht und semper aliquid haeret. Dabei ist noch zu bedenken, daß viele Vorgesetzte, die nur durch schnelles Avancement außerhalb der Truppe in die höheren Kommandostellen kommen konnten, in diesem abnormen Lebensgang das Wesen der Truppe gar nicht kennen gelernt, das wohlwollende Verständniß für dieses Wesen nicht erworben haben. Staunend fragen diese verwöhnten Herren dann immer nur: „Ja, wie ist Das denn möglich?“ Die Folge ist aber noch schlimmer. Man vertuscht, was irgend vertuscht werden kann. „Nirgends wird so viel gelogen wie beim Kommiß“: ein sehr häßliches, doch leider sehr wahres Wort. Die Unaufrichtigkeit soll die Kluft zwischen Forderung und Leistung überbrücken. Außerordentliches wird gefordert. Wo viele Menschen, nicht nur willige und tüchtige obendrein, zusammenarbeiten, müssen Fehler vorkommen, sind Fehler gar nicht zu vermeiden. Das wird beim Militär allzu selten anerkannt. Nichts darf vorkommen; kein kleinster Fehler. Alles muß gut sein. Alles und immer. Das ist unmöglich. Also wird, wenn es sich irgend machen läßt, nach dem Vertuschungssystem gewirthschaftet.

Sieht man übrigens nicht, daß auch politische Ursachen, die Unzufriedenheit mit Ereignissen, Sitten, Personen, auf die Schwächung des Offiziersersatzes hinwirken? Und glaubt man nicht, daß die verletzende Art der Verabschiedung manchen alten Offizier bestimmt, seine Söhne von diesem dornenreichen Beruf zurückzuhalten?

An die wissenschaftliche Bildung des Offiziers werden immer höhere Ansprüche gestellt. Ehrgeizige Regimentskommandeure thun hierin noch ein Uebriges. Sehr gut; der Bildungstand des Offiziercorps wird erhöht. Die große Mehrheit der Offiziere ist nun aber verurtheilt, ihre besten Lebensjahre in subalternen Stellungen zu verbringen, und hat nicht die geringste Aussicht, das gehäufte Wissen je produktiv verwenden zu können. Der Vorgesetzte, der selbst die Unsicherheit seiner Lage fühlt, stets davor zittert, daß „Etwas vorkommt“, und täglich fragt, ob auch für die Besichtigung genug gearbeitet werde, raubt, in dieser nervösen Ueberreiztheit, dem Untergebenen den letzten Rest möglicher Selbständigkeit. Da hat man nun wissenschaftlich gearbeitet: und kann das Erarbeitete nicht verwerthen. Die Vorbedingungen für den Beruf waren so schwer: und nun soll man für die Besichtigungen

wenn er ins Heer tritt, ja oft genug zur Ausfüllung der an den Grenzen entstandenen Lücken benutzt. Mit der bevorzugten sozialen Stellung, auf die er gehofft hatte, ist da nicht viel Staat zu machen.

Nur im Generalstab, bei der „papiernen Waffe", wie man oben zu sagen pflegt, kommen Bürgerliche manchmal noch schnell vorwärts. Rücken sie dann aber in die Generalstellen ein, so finden sie auch dort wieder die Bevorzugung des Adels. Kommandirender General wird heutzutage nur sehr selten ein Bürgerlicher. Jedenfalls ist in vielen Familien die Ueberzeugung entstanden, der bürgerliche Offizier habe im Grunde nur die Lasten seines Standes zu tragen, komme aber nicht zum vollen Genuß der Vortheile. Diese Familien halten ihre Söhne dem Heeresdienst fern. Für die wohlhabenden bürgerlichen Familien liegen die Verhältnisse etwas besser; die Offiziere in den höheren Adjutantenstellen gehören selten zu den mittellosen. Ein Bischen Luxus ist, trotz allen Kabinetsordres, im Heer durchaus nicht schädlich und ersetzt in den mittleren Stellen wenigstens zum Theil den Adel. Daß aber für die bevorzugten Regimenter in besonders angenehmen Garnisonen der Adel Voraussetzung ist, hält die ersten Familien unserer großen Hansestädte und Industriegebiete vielfach davon ab, ihre Söhne Offiziere werden zu lassen.

So finden wir, daß neben dem Adel, dessen ärmste Glieder auch schon die produktiven Berufe aufzusuchen beginnen, besonders die Familien jetzt den Offiziersersatz zu liefern anfangen, die früher der Armee fern blieben, nun aber hoffen, durch den Eintritt ihrer Söhne ins Offiziercorps ihr Ansehen erhöhen zu können.

Schon am Anfang dieser Glossen habe ich auf die Nothwendigkeit hingewiesen, jung in den Majorsrang zu gelangen, wenn man noch höhere Stellungen erreichen, einst also auch mit einer für eine Familie genügenden Pension ausscheiden will. Das wird durch ein bevorzugtes Avancement möglich; und dieser Vorzug ist wieder auf verschiedene Weise zu erlangen: etwa durch Generalstabsdienst oder durch höhere Adjutantur (vom Brigadeadjutanten aufwärts). Kleinere Vortheile verheißt schon der Erwerb des Kaiserpreises im Schießen, bei den Kaiserritten für Offiziere der Kavallerie und Aehnliches. All diese Bevorzugungen hängen natürlich von den Leistungen ab, die eben so natürlich ihren Werth erst durch die Beurtheilung erhalten; und da jedes Urtheil Menschenwerk ist, empfiehlt es sich, zunächst den Menschen zu gewinnen: dann ist man jedenfalls wohlwollenden Urtheiles sicher. Die Friedenszeit giebt ja selten die Möglichkeit zu Leistungen von weithin sichtbarem Werth; besonders selten dem Frontsoldaten. So kommt es, daß vielfach das Opfer der Persönlichkeit die Vorbedingung guter Beurtheilung ist.

Beachtenswerth sind auch die Gefahren, die der Begriff record in unserem Heer geschaffen hat. Durch Vergleichsschießen und ähnliche Uebungen wird der Wettstreit, der schon heftig genug ist, immer mehr angeregt; und da die durch guten Rekord erreichten Vortheile für das Avancement (siehe Majorsstelle) sehr wichtig sein können, so unterliegen schwache Persönlichkeiten der Versuchung und weichen bei solchem Wettbewerb leicht vom sauberen Wege ab. Eine schlimme Erscheinung. Gar mancher alte Soldat sieht diese Entwickelung der Dinge mit Kummer und vergleicht sie seufzend der Zeit, wo der alte Kaiser Wilhelm von seinen Offizieren nur verlangte, sie sollten ihre Pflicht thun, und wo das derbe Wort in Geltung war: „Ein Hundsfott, wers besser macht, als er kann." Der vornehme und erfahrene alte Herr wußte genau: hervorragende Leistungen, etwa im Schießen, sind bei der kurzen

Dienſtzeit nur auf Koſten anderer wichtigen Zweige der Ausbildung möglich; oder durch unverantwortliche Ueberbürdung des vorhandenen Ausbildungperſonals, dem durch dieſes Ausbeutungſyſtem Luſt und Freudigkeit am Dienſt genommen wird, — ſehr zum Schaden des großen Ganzen. Die jetzt nöthige Nervenanſpannung verbraucht auch die Körperkraft des Infanterielieutenants raſch. Man bedenke: fünfzehn Jahre ſoll der Lieutenant dieſen Dienſt mitmachen und dann, nach zehn Jahren aufreibender Hauptmannsarbeit, noch friſch ſein! Dieſe Verhältniſſe ſind den alten Soldatenfamilien bekannt und beſtimmen ſie, adelige und bürgerliche, oft, ihre Söhne vor einem Beruf zu warnen, in dem Leiſtung und Gegenleiſtung in ſchreiendem Mißverhältniß ſtehen. Und dazu kommt noch die völlige Unſicherheit der Exiſtenz.

Damit das Avancement nicht gänzlich ſtockt, muß jede vom einzelnen Offizier irgendwo gebotene Gelegenheit benutzt werden, um ihm entweder das Vorwärtskommen zu erſchweren oder ihn gar zum Ausſcheiden zu zwingen. Schlechtes oder auch nur unglückliches Schießen der Leute in ſeiner Compagnie, Fälle von Indisziplin, Verluſt von Dienſtgegenſtänden, anonyme Anzeigen, verdächtige Artikel in radikalen, dem Heer feindlichen Blättern: ſolche Einzelheiten können aufgebauſcht werden; die Vertheidigung gegen Anklagen, die von Vorgeſetzten ausgehen, iſt nicht leicht und semper aliquid haeret. Dabei iſt noch zu bedenken, daß viele Vorgeſetzte, die nur durch ſchnelles Avancement außerhalb der Truppe in die höheren Kommandoſtellen kommen konnten, in dieſem abnormen Lebensgang das Weſen der Truppe gar nicht kennen gelernt, das wohlwollende Verſtändniß für dieſes Weſen nicht erworben haben. Staunend fragen dieſe verwöhnten Herren dann immer nur: „Ja, wie iſt Das denn möglich?“ Die Folge iſt aber noch ſchlimmer. Man vertuſcht, was irgend vertuſcht werden kann. „Nirgends wird ſo viel gelogen wie beim Kommiß“: ein ſehr häßliches, doch leider ſehr wahres Wort. Die Unaufrichtigkeit ſoll die Kluft zwiſchen Forderung und Leiſtung überbrücken. Außerordentliches wird gefordert. Wo viele Menſchen, nicht nur willige und tüchtige obendrein, zuſammenarbeiten, müſſen Fehler vorkommen, ſind Fehler gar nicht zu vermeiden. Das wird beim Militär allzu ſelten anerkannt. Nichts darf vorkommen; kein kleinſter Fehler. Alles muß gut ſein. Alles und immer. Das iſt unmöglich. Alſo wird, wenn es ſich irgend machen läßt, nach dem Vertuſchungſyſtem gewirthſchaftet.

Sieht man übrigens nicht, daß auch politiſche Urſachen, die Unzufriedenheit mit Ereigniſſen, Sitten, Perſonen, auf die Schwächung des Offiziererſatzes hinwirken? Und glaubt man nicht, daß die verletzende Art der Verabſchiedung manchen alten Offizier beſtimmt, ſeine Söhne von dieſem dornenreichen Beruf zurückzuhalten?

An die wiſſenſchaftliche Bildung des Offiziers werden immer höhere Anſprüche geſtellt. Ehrgeizige Regimentskommandeure thun hierin noch ein Uebriges. Sehr gut; der Bildungſtand des Offiziercorps wird erhöht. Die große Mehrheit der Offiziere iſt nun aber verurtheilt, ihre beſten Lebensjahre in ſubalternen Stellungen zu verbringen, und hat nicht die geringſte Ausſicht, das gehäufte Wiſſen je produktiv verwenden zu können. Der Vorgeſetzte, der ſelbſt die Unſicherheit ſeiner Lage fühlt, ſtets davor zittert, daß „Etwas vorkommt“, und täglich fragt, ob auch für die Beſichtigung genug gearbeitet werde, raubt, in dieſer nervöſen Ueberreiztheit, dem Untergebenen den letzten Reſt möglicher Selbſtändigkeit. Da hat man nun wiſſenſchaftlich gearbeitet: und kann das Erarbeitete nicht verwerthen. Die Vorbedingungen für den Beruf waren ſo ſchwer: und nun ſoll man für die Beſichtigungen

vorsorgen und hat keinen Raum zur Entwickelung der besten erworbenen Eigenschaften. Auch dieses Mißverhältniß vergällt vielen ernsten Männern das Offizierleben. Der Offizier wird zu alt, ehe er Compagniechef wird, und ist auch in dieser Stellung oft noch unter der Vormundschaft eines eifrigen Bataillonkommandeurs.

An all diesen Verhältnissen wird das neue Pensionsgesetz nichts ändern. Woher soll also die Infanterie die zur Ausbildung nöthigen Kräfte nehmen? Man könnte daran denken, die Zahl der Fahnenjunker zu vermindern und die Zahl der Offizier-Stellvertreter zu vergrößern. Ich glaube, nur durch Verringerung der Fahnenjunkerzahl kann man die Entwickelung noch aufhalten. Die Stauung an der Majorsecke würde dann das Avancement nicht so zum Stocken bringen, wie es jetzt geschieht. Auch könnte man der Infanterie dadurch Ersatz schaffen, daß man die Schranken zwischen den einzelnen Waffen erniedrigte und damit auch den Fahnenjunkern der Infanterie die Möglichkeit böte, später einmal zu einer berittenen Truppe überzutreten. Die Kavalleristen müßten sich allerdings gefallen lassen, auch zur Infanterie versetzt zu werden.

Man soll über die Flotte die Armee nicht vergessen. Wir können bei unserem hohen Kulturstand unter ungünstigen Verhältnissen nicht so lange Krieg führen wie Rußland. Wir können nur siegen. Und dazu brauchen wir ein Offiziercorps aus bestem Material; brauchen wir mehr sorgende Liebe für die Armee, nicht nur für das (sicher vortreffliche) Gardecorps und die Leibregimenter. Geld allein thuts nicht; dazu ist das Geschäft zu mühsam, die Chance gegenüber dem Risiko zu gering. Nur die soziale Stellung bietet dem Offizier ein ausreichendes Acquivalent. Gerade wo sie, in den schlechten Garnisonen, erschwert wird, muß man mit aller Kraft nachhelfen; dort ist, zum Beispiel, das Erscheinen des höchsten Kriegsherrn wichtiger als bei den „feinen" Regimentern. Gerade dort müßten auch die Regimentskommandeure sich um die gesellschaftliche Ausbildung ihrer Herren besonders bemühen. Daß ihnen in öffentlichen Erlassen vorgeschrieben wurde, nicht zu viel auf Repräsentation zu verwenden, war ein politischer Fehler. Für die Einfachheit der gesellschaftlichen Sitten thut das Beispiel mehr als alle Ukase. Auch in den einfachsten Garnisonen müssen sich übrigens die Offiziere das ganze Jahr lang für ein dem Kaiser anzubietendes „einfaches" Frühstück monatliche Abzüge gefallen lassen. Das Gerede von dem in den Kasinos herrschenden Luxus ist Unsinn. Das reiche Kavallerieregiment ist doch nicht der Typus. Im Allgemeinen gehts recht simpel zu, ist der Aufwand, im Vergleich mit dem anderer Gesellschaftkreise, höchst bescheiden. Daß in jedem Wurstblatt über den Luxus der Offiziere gezetert, jedem Lieutenant öffentlich vorgehalten wird, wie er seinen Lebenswandel einzurichten habe: soll Das nicht verletzen? Jedenfalls zeigt es, daß die Erlasse dem Stand nicht genützt, sondern dazu beigetragen haben, manche brauchbaren Elemente ihm fernzuhalten. Wer will sich denn die besten Jahre seines Lebens hindurch quälen, mit der Aussicht, als noch rüstiger Mann über Nacht weggeschickt zu werden, und, so lange er den bunten Rock trägt, mit Fingern auf sich zeigen lassen, wie auf Einen, der in Luxus und Hochmuth sein Dasein verbummelt?

Auch im Dienst ist nicht Alles so, wie es sein sollte. Jeder kennt Vorgesetzte, die, in der Angst, nur ja schnell genug vorwärts zu kommen, die Untergebenen so ausbeuten, daß die Sozialdemokratie, wenn sie sich wirklich aller Exploitirten annähme, Grund hätte, für diese armen Offiziere einzutreten. „Mit Ihren vier verheiratheten und unbemittelten Hauptleuten, Herr Major, konnten Sie wahr-

haſtig doch mehr erreichen": dieſes Wort eines rückſichtloſen Vorgeſetzten klingt beſonders ſchroff, verräth aber nur deutlich eine Auffaſſung, die leider gar nicht ſo ſelten iſt. Solche Vorgeſetzte ſchaden dem Ganzen; ſie drücken den Stand zum Metier herab und führen ſchwache Naturen in die Verſuchung, überall für ſich nach kleinen Vortheilen zu ſpähen. Täglich hört man zwar: „Die Ehre iſt das höchſte Kleinod des Offiziers". Täglich wird das Panier geſchwungen. Wenn aber Einer erſt ſieht, wie neben ihm Andere ſich bei den höheren Stellen ſchuſtern, ſieht, mit welchen Mitteln man Vortheile zu erhaſchen und vorwärts zu kommen ſucht, dann wird ihm bald klar, daß es außer der Ehre hienieden noch andere gute Dinge giebt. „Ausgepreßt wird man wie eine Citrone und dann in die Ecke geworfen". In ſo bitteren Worten ſpricht ſich heutzutage nicht mehr ſelten die Mißſtimmung aus.

Nicht überall iſts ſo ſchlimm. Sicher giebts noch Garniſonen, namentlich in den alten preußiſchen Provinzen, wo ſolche Erſcheinungen mindeſtens nicht ſichtbar ſind. Und im Kleinen werden die neuen Beſtimmungen über die Schießausbildung und das Exercirreglement der Infanterie nützlich wirken. Das genügt aber noch nicht. Auch nicht, das in ein paar Jahrzehnten gebaute Haus nun haſtig zu erweitern und neue Stockwerke aufzuſetzen. Ausgebaut muß es werden; wohnlich eingerichtet. Die Flotte iſt gut und vielleicht dringend nöthig; das Heer aber bleibt für uns immer die Hauptſache. Die Militärverwaltung muß ſich entſcheiden, ob ſie zwei Klaſſen von Offizieren ſchaffen will. Sie hat heute ſchon Mühe, die genügende Zahl für den Erſatz zu finden. Der alte Kaiſer aber hat oft geſagt, auf die Zahl der Offiziere komme es ihm weniger an als auf die Qualität. Und wie ſoll man die Qualität auf früherer Höhe halten, wenn man nicht für den Offizier ſorgt und ihm die ſoziale Stellung ſichert, die er haben muß, um bei der Maſſe als Autorität zu gelten? Zwiſchen Frieden und Krieg liegt heutzutage gewöhnlich nur kurze Zeit, die nicht ausreicht, um den Reſervemann wieder an die militäriſche Unterordnung zu gewöhnen; und eine ſtramme Disziplin iſt dann nur möglich, wenn die perſönliche Autorität des einzelnen Offiziers vertrauensvoll anerkannt wird.

Friedrich Eck.

Gemeingefährliche Geisteskrankheit.

Die Zwangsunterbringung in Irrenanſtalten und der Schutz der perſönlichen Freiheit. Urban & Schwarzenberg, Berlin.

Zunächſt ein Fragment aus dem Vorwort, das Herr Geheimrath Eulenburg dem Buch auf den Weg mitgab:

„So lange eine deutſche Reichsverfaſſung beſteht und durch ſie die Zuſtändigkeit des Reiches auf dem Gebiete der Irrengeſetzgebung außer Zweifel geſtellt iſt, wollen auch aus den Kreiſen von Fachmännern und Laien die auf Herbeiführung einer einheitlichen reichsgeſetzlichen Regelung des Irrenweſens gerichteten Beſtrebungen niemals völlig verſchwinden. Vorarbeiten, Verſuche und Entwürfe einer einheitlichen Kodifikation des geſammten Irrenrechtes ſind im Lauf der letzten Dezennien mehrfach von ſachkundiger, meiſt von juriſtiſcher Seite gemacht worden. Es ſei nur an die eigenartigen und beachtenswerthen Studien von Eduard Auguſt Schröder über ‚Das Recht im Irrenweſen, kritiſch, ſyſtematiſch und kodifizirt' und

vom Landgerichtsrath Professor Medem in Greifswald (‚Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Reform des Irrenwesens') erinnert. Aber solche Einzelstimmen, die mehr oder weniger durch den Hinblick auf das im Werden begriffene Bürgerliche Gesetzbuch angeregt und beeinflußt wurden, vermochten sich in dem laut werdenden Stimmengewirr damals nicht ausreichend Gehör zu verschaffen und ein nennenswerther Erfolg in gleicher Richtung wäre jetzt, da das BGB erst seit wenigen Jahren in ersprießlicher Wirksamkeit besteht, die allersehnte gründliche Reform unserer Strafgesetzgebung aber leider noch in ziemlich weite Ferne gerückt scheint, für den Augenblick kaum zu erwarten. Auf der anderen Seite wollen die mehr oder minder berechtigten und dringenden Klagen über eine Reformbedürftigkeit unseres Irrenwesens auch nicht verstummen; im Gegentheil: sie mehren sich in dem Maße, wie die wissenschaftliche Entwickelung der Psychologie, der Psychopathologie und der Psychiatrie und die von der Klinik geförderte Bearbeitung dieser Disziplinen fortschreitet, ohne daß ihre Errungenschaften auch der forensischen Beurtheilung und Bewerthung in gleichem Maße zu Gute kommen, da ein nicht geringer Theil der juristischen Praktiker mit den Ergebnissen der forensischen Psychologie und Psychopathologie so wenig zureichende Fühlung unterhält, daß — wie schon Medem, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, mit Recht klagte — ‚sich Jurisprudenz und Medizin oft fast gar nicht mehr verstehen.' Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat sich seiner Aufgabe mit voller Hingebung an die Sache und — so weit meine Beurtheilungfähigkeit reicht — auch in einer zu meist annehmbaren positiven Ergebnissen führenden Weise unterzogen. Auf Grund sorgsamer kritischer Durchmusterung der einschlägigen gesetzlichen und administrativen Bestimmungen und sachgemäßer Verwerthung mancher in die Oeffentlichkeit gedrungenen Einzelerfahrungen über zu Tage getretene Uebelstände in der Internirung- und Entmündigungpraxis ist er zu einer Reihe von Vorbeugung- und Besserungvorschlägen gelangt, gegen die im Allgemeinen auch vom ärztlichen Standpunkt aus kaum begründete Einwendungen zu erheben sein dürften. Für Einzelnes (wie für die faßliche Definition des so ganz in der Luft schwebenden, vagen Begriffs der ‚Gemeingefährlichkeit') werden wir dem rechtsgelehrten Verfasser dankbar zu sein alle Ursache haben."

Dieser Abschnitt (über die Gemeingefährlichkeit) mag hier nun folgen.

Unter Vermeidung jeder unnöthigen Freiheitbeschränkung wird sich die Zwangsverbringung eines Geisteskranken in eine Irrenanstalt zu längerer, nicht nur vorübergehender Detention durch die Polizei nur dann rechtfertigen, wenn er durch sein Verhalten die öffentliche Ruhe, Sicherheit oder Ordnung fortdauernd verletzt und ein anderes Mittel zu deren Erhaltung, etwa Bestellung eines Privataufsehers über den Kranken aus Mitteln des Kranken oder seiner Familie, nicht vorhanden, dieses daher nöthig ist; ferner dann, wenn von ihm gesagt werden muß, daß dem Publikum oder einzelnen zu ihm Gehörigen durch ihn eine Gefahr dauernd bevorsteht. Die Erhaltung der öffentlichen Ruhe u. s. w. ist also im ersten Fall Voraussetzung des Eingreifens der Polizei. Die Oeffentlichkeit ist aber nur dann als beeinträchtigt anzusehen, wenn die Ruhe, Sicherheit oder Ordnung störenden Handlungen einer unbegrenzten Anzahl von Personen wahrnehmbar sind, diese in ihrer Ruhe oder Sicherheit beeinträchtigen oder zu beeinträchtigen geeignet sind. Hiernach könnte gegen einen Geisteskranken, der in seiner Wohnung und nur dort lärmt und tobt, so daß es lediglich die Mitbewohner des Hauses hören können, nicht aus

dem Gesichtspunkte der Erhaltung der öffentlichen Ruhe eingeschritten werden, der Kranke nicht, selbst wenn Dies das einzige Mittel wäre, zwangsweise internirt werden. Für diesen Fall wäre erforderlich, daß dem Publikum oder einzelnen zu ihm Gehörigen aus dem Verhalten des Kranken eine Gefahr dauernd bevorsteht.

Von einer durch eine Person oder Sache dem Publikum stetig bevorstehenden Gefahr kann nur dann die Rede sein, wenn der Zustand der Sache oder Person unter Berücksichtigung ihrer Lage, ihres Aufenthaltes und ihrer Funktionen ein solcher ist, daß er ohne Hinzutreten neuer Motive bei Fortwirken der zur Zeit wirkenden Ursachen nach menschlichem Ermessen geeignet ist, binnen kurzer Frist eine Katastrophe herbeizuführen, durch die nicht nur die Gefahr drohende Sache oder Person selbst, sondern auch eine unbegrenzte Zahl von Personen oder Sachen, die im Eigenthum von Personen stehen, zu Grunde gehen oder beschädigt werden können.

Hiernach könnte also unser lärmender Geisteskranker nur dann zwangsweise zu längerem Aufenthalt in eine Irrenanstalt gebracht werden, wenn sein Toben so störend wäre, daß nach menschlichem Ermessen, also unter normalen Umständen, dadurch der Gesundheitzustand der — wechselnden — Mitbewohner des Hauses, die ja, von dieser Eigenschaft abgesehen, Mitglieder des Publikums sind, bei fortdauernder Störung — etwa der Nachtruhe — nachtheilig beeinflußt werden kann und im vorliegenden Fall auch thatsächlich beeinträchtigt wird.

Ein Kranker, der mit diesem absehbaren Erfolge lediglich seine Familienangehörigen gefährdet, wird nur in den seltensten Fällen der Zwangsinternirung unterliegen. Erstens würde es gefährlich sein, wollte man ein Recht statuiren, sich störender Kranken irgendwelcher Art unter dem Vorwande, die Gesundheit der sie umgebenden Personen sei durch die aufregende Pflege gefährdet, mit Hilfe der Polizei zu entledigen. Dann aber kommen die Familienangehörigen hier nicht als Mitglieder des Publikums, der unbeschränkten Zahl von Personen, sondern als Mitglieder des eng begrenzten Kreises der nächsten Verwandten in Betracht. Dennoch wird man, wenn die Bestellung eines Pflegers und zweckmäßige Unterbringung ausgeschlossen oder die Entmündigung versagt ist, in ganz besonders markanten Fällen dieser Art auch die Verwandten in ihrer Gesundheit schützen müssen.

Zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit wird — wieder, falls die Nichtanwendbarkeit anderer Mittel es erforderlich macht — die Polizei stets bei durch Thatsachen festgestellter Neigung des Kranken zu diesen gefährdenden Handlungen einschreiten können. Hiernach wird ein Vorgehen gegen ihn möglich sein, nicht nur bei Neigung zu „gemeingefährlichen Verbrechen und Vergehen" im Sinn des Strafgesetzbuches (Brandstiftung, Transportgefährdung, Herbeiführung einer Ueberschwemmung), sondern auch bei den „Verbrechen und Vergehen wider die öffentliche Ordnung (Landfriedensbruch, Ansammlung von Waffen und Streitkräften, Anreizung zum Klassenhaß) und bei jedem Verbrechen oder Vergehen, das an sich eine bestimmte Person als verletzt voraussetzt, aber durch die unberechenbaren Entschließungen des Kranken Jeden in gleicher Weise bedroht. (Betrug durch Hochstapelei, Diebstahl u. s. w.) Während in den beiden ersten Klassen von strafbaren Handlungen die gemeine Gefahr in der „Herbeiführung eines Zustandes beruht, in welchem nicht blos ein einzelner bestimmter Träger oder mehrere, nach Zahl und Individualität bestimmte Träger der Rechtsgüter (Leben, Gesundheit, Vermögen), sondern ein nicht individuell bestimmter und begrenzter Personenkreis als

gefährdet erscheint" (Liszt, Lehrbuch des deutschen Strafrechtes), und zweitens in der krankhaften Neigung des Thäters, liegt die Ursache, durch die eine gemeine Gefahr bei den zuletzt angedeuteten Deliktsthatbeständen als gegeben erscheint, allein in dem inneren Zustande des Thäters, der ihn zu antisozialen Handlungen ohne Ansehung der davon betroffenen Personen wahllos drängt.

Insofern diese stete, zuständliche, in antisozialer Richtung sich bethätigende Neigung auf Geisteskrankheit zurückzuführen ist, insofern die fraglichen Bethätigungen als Aeußerungen der Krankheit, wie diese selbst, zuständlich, also stets bevorstehend erscheinen, ist der Geisteskranke gemeingefährlich.

Zum Begriff der gemeingefährlichen Geisteskrankheit gehören hiernach folgende Momente: erstens die Geisteskrankheit (im weiteren Sinn, alle anomalen geistigen Funktionen als Folgeerscheinungen angeborener oder erworbener anomaler Beschaffenheit der Großhirnrinde und damit alle Arten und Grade von geistiger Anomalie umfassend); zweitens Handlungen des Kranken, die die Allgemeinheit oder eine unbestimmte Anzahl ihrer Mitglieder zu schädigen geeignet sind; drittens der Zusammenhang von Geisteskrankheit und gemeinschädlichen Handlungen als Ursache und Wirkung, als körperliche Zustandsveränderung und -nothwendige Folgeerscheinung.

Hiernach wird als gemeingefährlich der Geisteskranke zu bezeichnen sein, der durch seinen gegenwärtigen, auf nicht blos transitorischen Ursachen beruhenden psychischen Zustand zu Bethätigungen neigt, welche die stete Befürchtung einer Verletzung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit oder Ordnung oder fremder Vermögens- oder Individualitätrechte einer beliebigen Personenzahl aufkommen lassen und für dessen Neigungen nach dieser Richtung hin thatsächliche Anhaltspunkte gegeben, Thatsachen bereits festgestellt sind.

Selten ist ein Begriff so maßlos mißbräuchlich angewendet worden wie der der gemeingefährlichen Geisteskrankheit. Und doch liegt bereits im Worte das Wesen der Gemeingefährlichkeit. Wer dem Gemeinwesen gefährlich, dem gemeinsamen Wohl der dem Staat Angehörigen durch seinen gegenwärtigen Zustand bedrohlich erscheint, nur Der unterfällt dem Begriff; nur Der ist gemeingefährlich geisteskrank, dessen Gemeingefährlichkeit auf die Dauer angelegt, ihrer Natur nach von längerer Dauer, zuständlich ist. Zum Schutz vor seiner gleichsam kristallisirten Gemeingefährlichkeit rechtfertigt sich seine Zwangsunterbringung in einer Irrenanstalt. Der Staat hat jedoch a priori nur dann eine Befugniß, gegen den Kranken als gemeingefährlich vorzugehen, ihn unschädlich zu machen, wenn er eine gegenwärtige ständige Sorge für die Allgemeinheit bildet. Ein Kranker, der nach dem augenblicklichen Charakter seiner Krankheit Keinem Schaden bringt, ist überhaupt nicht gefährlich; ein Kranker, der seine Feindseligkeiten nur gegen das eigene Vermögen und die eigene Gesundheit oder gegen eine bestimmte dritte Person, etwa seine Ehefrau — vielleicht aus persönlicher Antipathie —, richtet, gegen alle anderen Menschen sich aber passiv verhält: ein solcher Kranker ist zwar gefährlich, aber nicht gemeingefährlich. Die vorhandene Möglichkeit, daß die Krankheit fortschreitet und die Veränderungen des Krankheitbildes und damit des Charakters der Krankheit in Zukunft auch zu einer Bedrohung der Sicherheit der Allgemeinheit führen können oder werden, erfüllt nicht den Thatbestand der Gemeingefährlichkeit.

Dr. Arthur Reißner.

Die Handelsverträge.

Mancher Agrarier sieht in der Börse nur eine Macht, die ihm die wirthschaftlich wichtigsten Werthe verfälscht. Jetzt aber erleben wir das Schauspiel, daß unsere Fabrikanten und Kaufleute mit den neuen Handelsverträgen höchst unzufrieden sind und die Börse trotzdem kauflustig bleibt. Alle, die sonst in politischen und wirthschaftlichen Kämpfen gegen die Börse wüthen, könnten sich jetzt also auf die Haltung der gehaßten Feindin berufen und sagen: Seht, die Börse fürchtet sich nicht vor den Verträgen, die Ihr für so gefährlich ausschreit; nicht deutlicher konnte bewiesen werden, wie furchtbar Ihr übertreibt. Der deutschen Industrie, so sagen uns viele Theoretiker und Praktiker seit Wochen, steht eine dunkle Zukunft bevor; sie muß für die lange Dauer dieser Verträge mit schweren Verlusten rechnen. Was aber sehen wir? Die Kursnotiz der meisten Industrieaktien hat sich, seit die Verträge bekannt geworden sind, nicht verändert. Das müßte man seit Wochen eigentlich jeden Tag hören. Natürlich ist diese Argumentation falsch. Der Kurszettel ist kein Spiegel, der die Befürchtungen sofort in klaren Zügen erkennen läßt. Nur große Ereignisse bewirken manchmal eine so schnelle und vollkommene Spiegelung; in allen anderen Fällen pflegt die Rückwirkung auf die Börse erst langsam fühlbar zu werden. In unserem Fall nun handelt es sich um neunhundert Zollpositionen; jede von ihnen hat wirthschaftliche Folgen, deren Einzelheiten selbst der Klügste und Erfahrenste nicht im Handumdrehen abzuwägen vermag. Und bis all die entstandenen Bedenken sich dann zu einer Gesammttendenz verdichten, von der die Börsenstimmung beherrscht wird, vergeht wieder eine gute Weile.

Man darf auch, wenn man auf den Kurszettel blickt, nicht vergessen, daß die Zeit der Dividendenerklärungen gekommen ist. Für das Jahr 1904 sind fast überall günstige Resultate zu verzeichnen. Das weiß Jeder; also werden, auf richtige oder falsche Tips, rasch noch, ehe die Dividende festgesetzt ist, die verschiedensten Industrieaktien gekauft. Man läßt die Quellen, aus denen die Dividendengerüchte stammen, jetzt gern im Dunkel, giebt sich mit dem Abschätzen und Ausschnüffeln aber viel mehr Mühe als früher. Dabei werden höchst merkwürdige Erfahrungen gemacht. Eines Tages beginnt, zum Beispiel, die Aktie einer mittleren oder kleinen Fabrik zu steigen. Man vermuthet „Bubenkäufe", Käufe junger Commis oder schlauer Lehrlinge, die Etwas zu wissen glauben, weil sie im Kopirbuch Briefe gelesen (und vielleicht mißverstanden) haben. Die Vernunft räth, solche Dinge von vorn herein gar nicht erst ernst zu nehmen. Aber die Käufe dauern fort. Großkapitalisten, die auf kleine, billig scheinende Papiere mit besonderer Vorliebe achten, suchen und finden die Gelegenheit, bei einem Aufsichtrathsmitglied auf den Busch klopfen zu lassen. Intime — und, notabene, ganz ehrlich gemeinte — Antwort: „Nicht anrühren!" Die Weisung wird befolgt. Ein paar Wochen danach aber erfährt man, daß die Fabrik höhere Dividende giebt, als man erwartet hatte, oder daß ein Anschluß, eine Fusion bevorsteht. Von solchen Möglichkeiten wußte der Aufsichtrath nichts; an sie braucht unter Umständen auch der Direktor selbst erst ziemlich spät gedacht zu haben: als von draußen ein fremder Mann gekommen war und ihm einträgliche Transaktionen vorgeschlagen hatte. Die Warnung erging also aus aufrichtigem Herzen. Alle paar Tage erlebt man Ueberraschungen dieser und ähnlicher Art; da zeigt sich dann, wie oft die berliner Herren nicht ahnen, was in Magde-

burg, die Frankfurter nicht, was in Mannheim vorgeht. So ist in den Bereich der mittleren und kleinen Industrieaktien ein unberechenbarer Faktor gekommen. Deshalb sehen wir diese Aktien neuerdings so oft in sprunghafter Bewegung. Und die Folge ist, daß Viele den allzu raschen Verkauf solcher Papiere scheuen und lieber abwarten. Wer weiß? Am Ende ist ja noch ein großes Stück Geld daran zu verdienen.

Die Thatsache, daß auf dem Kurszettel noch keine Wirkung der Handelsverträge sichtbar ist, läßt sich auch aus anderen Gründen erklären. Die Interessen der Industrie gehen weit auseinander, zersplittern sich vielfach und oft können lange Fristen verstreichen, bis das Befürchtete Wirklichkeit wird. Da ist das Brauergewerbe. Der Aktienkurs bleibt ungestört auf seinem Platz; wer Privatbriefe mancher Brauer zu lesen bekommt, wird sich darüber nicht wenig wundern. Die Brauer fürchten nämlich nicht nur den hohen Gerstenzoll, sondern meinen, die Last, die der ganzen Fabrikation durch die neuen Handelsverträge aufgebürdet wird, werde überhaupt die Kaufkraft schwächen, die Lebenshaltung des Volkes herunterdrücken und schließlich auch den Bierkonsum schmälern. Sollen die Besitzer nun aber etwa ihre Aktien verkaufen, weil eine solche Entwickelung, die ja nicht sicher ist und jedenfalls lange dauern würde, immerhin möglich erscheint? Ich glaube nicht, daß die Lebenshaltung des deutschen Arbeiters sich verschlechtern wird. So einschneidende Aenderungen könnte wohl ein unglücklicher Krieg, eine schwere Wirthschaftkrisis bringen, die große Massen arbeitlos machte; die 1200 oder 1500 Millionen aber (man wirft da gern mit Riesenziffern um sich), um die unsere Getreideeinfuhr künftig theurer werden soll, werden die Arbeiter sich gewiß nicht am Mund absparen. Sie sind an das „gute" Leben, das ihnen heute so oft vorgehalten wird, seit Jahren gewöhnt und rechnen gar nicht mit der Möglichkeit einer Verschlechterung. Im Gegentheil: sie werden höheren Lohn fordern und in den meisten Fällen auch durchsetzen. Die Lasten der sozialen Gesetzgebung, die zur Hälfte ja auf die Schultern der Prinzipale gelegt sind, drücken den Arbeiter doch so empfindlich, daß nach und nach ein Ausgleich durch Lohnerhöhung erfolgen mußte. Als während des amerikanischen Bürgerkrieges der Baumwollenpreis heftig schwankte, wurde ein Pflanzer gefragt, was er thun werde, wenn der Kurs noch tiefer sinke. Die Antwort lautete: „Dann bekommt der Neger einen Hieb mehr." So kann man mit Schwarzen umspringen, aber nicht mit unseren Arbeitern. Die würden sichs nicht gefallen lassen. Seit der Sozialismus zum Theil wenigstens gesiegt hat, muß man anders rechnen als früher. Seitdem ist auch die Behauptung nicht mehr richtig, daß von Veränderungen, wie die neuen Handelsverträge sie bringen, nur das Heer des Industrieproletariates den Schaden habe.

Anderes aber ist ernstlich zu befürchten. Eine Industrie, deren Unkosten wesentlich gesteigert werden, könnte sich zu Konzentrationen entschließen, die viele Hände überflüssig machten. Daraus ergäben sich allmählich dann sehr schlimme Folgen. Dem Ackerbau, der ungefähr fünf Millionen Arbeitern Beschäftigung bietet, brauchte diese Brotlosigkeit bisher in der Industrie untergebrachter Arbeiter noch nicht einmal zu nützen. Die Erfahrung spricht sogar dagegen. In den Bergbaubezirken des Westens sind fast alle Leute, die als Ackerknechte eingewandert waren, spätestens nach zwei Jahren in den Grubendienst übergegangen, haben also lieber unter Tag zu höherem Lohn gearbeitet als im Licht um geringen Entgelt. Nun giebt der Agrarzoll den Gusbesitzern zwar die Möglichkeit, fortan bessere Löhne zu zahlen; so hoch aber wie die industriellen Unternehmer können sie dennoch nicht

gehen. Wenn also wirklich Industriearbeiter in großen Massen brotlos würden, wäre noch immer nicht sicher, daß sie sich als Knechte anböten; vielleicht würden sie, die sich auf dem Acker nicht heimisch fühlen könnten, in fremde Erdtheile auswandern. Das erst wäre ein Zeichen der Katastrophe. Die Kurse können fallen, die in den Sparkassen festgelegten Beträge sich vermindern: eine wirkliche Volksverarmung würde erst durch vermehrte Auswanderung bewiesen. Dieses Elend ist Deutschland ja lange erspart geblieben; doch sollte man nicht ganz vergessen, daß es einst möglich war und eines Tages wiederkehren könnte.

Eine andere, nicht ganz so traurige Art der Auswanderung sehen wir schon lange. Wo die Zölle die Einfuhr verhindern, sucht man sich dadurch zu helfen, daß man im Ausland Filialen gründet. Deutsche Betriebsamkeit zieht, mit sorgsam geschulten Arbeitkräften, hinaus, — und stärkt, wenn ein Menschenalter vergangen ist, die Konkurrenzfähigkeit der neuen im Wettkampf gegen die alte Heimath. Die Ziffern, um die sichs da handelt, kann der erste Blick kaum übersehen. Nehmen wir die Lederwaarenindustrie, deren Umfang gar nicht so ungeheuer schien, in deren Bereich wir aber Mitbeherrscher des Weltmarktes geworden sind. Sie braucht allerlei helfende Nebenindustrien und zahlt für die feinere Handarbeit relativ hohen Lohn. Nun haben wir den Russen, die unseren erhöhten Getreidezoll hinnahmen, für Lederwaaren eine Steigerung des Zolls um mehr als das Doppelte (2,70 gegen 1,05 Rubel) gestattet. Wird da die warschauer Industrie unsere nicht mit leichter Mühe schlagen? Dann wäre ein Absatzgebiet verloren, das der Fleiß deutscher Fabrikanten seit fünfzig Jahren erobert hatte, und Geschäftsbeziehungen, an deren Ermöglichung und Erhaltung viel Arbeit und Talent gewandt worden ist, würden nach und nach werthlos. Die Regirenden meinen, man dürfe gerechter Weise nicht die Berücksichtigung jeder kleinen Branche fordern; die großen Industrien seien ja noch immer ausreichend geschützt. Das klingt ganz schön, verräth aber, zum Beispiel, den Korsetfabrikanten nicht, weshalb die Schweiz ihren Zoll von 65 auf 100 und von 100 auf 190 Francs steigern und weshalb Belgien gar einen um 8 Prozent höheren Zoll gegen uns einführen darf, als wir ihn gegen Belgien haben.

Kein vernünftiger Mensch kann unseren Landwirthen verdenken, daß sie ihr Interesse kräftig vertreten haben; sie sollten nur offen eingestehen, daß die von ihnen eingeheimsten Vortheile auf Kosten der Industrie und des Handels erreicht worden sind. Das platte Land hat gesiegt, die Großstädte sind unterlegen. Freilich wars immer falsch und unklug, zu sagen, die Industrie sei die fette, der Ackerbau die magere Kuh und der Staat müsse, wenn er als praktischer Geschäftsmann handle, für die fette mehr als für die magere sorgen. Das wäre ein ausbeuterisches Verfahren und keinem Staat zu empfehlen. Eine andere Frage aber ist, ob man gut daran thut, so vielen Gewerben, die ihre Ertragsfähigkeit bewährt haben und große Menschenmassen ernähren, durch solche Verträge das Leben schwer zu machen. Welchen Daseinszweck hatten denn eigentlich die wirthschaftlichen Ausschüsse, die von allen Seiten Material verlangten und erhielten? Zu bloßem Amusement der werthen Mitglieder war dieses Material doch wohl zu kostbar, die Mühe, es zusammenzustellen, zu groß. Die Vertrauensmänner, die nach Berlin reisten, drängten sich nicht auf, sondern waren von der Regirung zum Kommen veranlaßt worden. In all den langwierigen und anstrengenden Sitzungen, die sie mitmachen mußten, blieb den Vertretern von Industrie und Handel die Absicht, die Handelsverträge in Bausch und Bogen anzu-

nehmen, völlig verborgen. Alles hoffte auf Herrn Möller, den preußischen Handelsminister, der vor zehn Jahren, als um die Caprivibiverträge gekämpft wurde, für unsere Industriellen noch Möller-Brackwede, ihr Mann, war, und damals eifrig und erfolgreich für die Interessen der deutschen Fabrikation eintrat. „Der hat die Sache gedeichselt und wird sie wieder deichseln." So hoffte man. Das Vertrauen ist bitter enttäuscht worden; ungefähr so wie früher das auf den Fürsten Hohenlohe gesetzte, der sich gegen die Börsenreform ausgesprochen hatte. Die Leiter der Centralverbände, die sich über die wirkliche Situation so lange täuschen ließen, haben jedenfalls wenig Aussicht, ihre gläubigen Mandanten auf die Dauer zu behalten.

Die Erfolge, die wir den anderen Staaten abgerungen haben, wiegen leider nicht allzu schwer. Die Schweiz will nicht mehr ausschließlich darstellbare Erfindungen, sondern auch chemische Verfahren patentiren; wäre es da nicht anständig gewesen, das bis heute geltende Gesetz abzuschaffen? Ein civilisirter Staat kann in Westeuropa doch nicht ewig ein Recht auf geistiges Eigenthum ignoriren, ein Recht zumal, dessen materielle Wirkungen so beträchtlich sind. Aber mit leeren Worten schafft man kein Brot für die vierhundert wissenschaftlich gebildeten Chemiker, die in Berlin ohne Beschäftigung sein sollen. Die Ziffer klingt nur Dem unwahrscheinlich, der nicht bedenkt, daß an unseren Universitäten alljährlich gegen zweihundert Chemiker ihr Examen bestehen. Unserer chemischen Industrie hat übrigens Rußland recht übel mitgespielt. Die von Deutschland aus dort gegründeten Filialen könnten die hohe Zollmauer zum Theil wohl umgehen, wenn sie von ihren deutschen Fabriken das Halbfabrikat zur Fertigstellung empfingen. Meist aber wird nur am Nebenprodukt wesentlich verdient; und gerade dafür soll, wie glaubwürdige Leute sagen, in Rußland wenig oder gar keine Verwendung sein.

Die Erbitterung der Industriellen und Händler ist also begreiflich; zur Verzweiflung haben sie aber keinen Grund. Sie sind nicht so immobil wie die Landwirthe, hängen nicht von der Gunst des Wetters ab, sondern können mit tausend Köpfen Neues erfinden, mit tausend geschulten Händen nach allen Seiten ausgreifen. Sie werden sich regen, werden thatkräftig neue Gebiete erobern, die ihnen einstweilen noch nicht durch hohe Zölle gesperrt oder verleidet sind. Interessant wird es sein, zu beobachten, welchen Eindruck dieser neuste Sieg des Schutzzollgedankens auf die Engländer macht. Irgendwie muß er auf das Massenempfinden wirken, einerlei, ob Chamberlains Plan vorläufig große oder geringe Aussicht auf Verwirklichung hat. Kommt es einst zu dem heute noch unfaßbaren Ereigniß, schließt England wirklich seine so lange weit geöffneten Thüren, dann schlägt für Deutschland eine sehr ernste Stunde. Von unseren Exportgütern, deren Betrag auf 5200 Millionen beziffert wird, geht eine Milliarde nach England und für englische Rechnung. Eine ganze Milliarde. Das ist keine Kleinigkeit. Was würde aus diesem Fünftel unseres Exportes, wenn die Briten sich wirklich entschlössen, vom Glauben an das Freihandelsevangelium zu weichen? Ein Ersatz wäre für diesen Ausfall nicht ganz leicht zu schaffen. Das sind aber Sorgen, die uns heute den Tag noch nicht zu vergällen brauchen. Einstweilen sind wir ja noch nicht so weit; und mit der Zeit kommt auch wohl der Rath. So lange auf der anderen Seite des Kanals noch nicht der Hochschutzzoll herrscht, können wir im Deutschen Reich manches wirthschaftliche Ungemach ertragen. Freilich: fragt mich nur nicht, wie . . . Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. März 1905.

Fastenpredigt.

Kinder, sagte der Wirkliche Geheime, Kinder, eigentlich sind wir nun blank. Die großen und — hol' mich der Deibel! — produktiven Gedanken bis auf den letzten Faden verbraucht. Was nachkommt, ist Flotte; deshalb im ehrenwerthen Reichstag Stunden lang die ungemein nützliche, ungemein noble Schimpferei auf den Flottenverein, der sich schließlich doch pro patria schindet und für den von sämmtlichen vorhandenen Excellenzen sich keine stramm ins Zeug zu legen wagt. Und ein Bischen Armeeflickwerk. Sonst nichts in Sicht. Außen? Mittelmeerfahrt unter mitteleuropäischem Friedensgebimmel; moralische Eroberungen in Vigo, vielleicht auch in Lissabon und den umliegenden Milreisdörfern. Mit England, trotz dem Civillord Lee, treue Freundschaft; bis auf Weiteres und auf beiden stammverwandten Seiten mit gleicher Aufrichtigkeit empfunden. Umständliche Erwägungen, ob Frankreich durch offizielle deutsche Betheiligung am Gordon Bennett-Rennen endgiltig zu gewinnen ist. Im Osten autocratie mobile; da der Koloß im besten Fall manches Jährchen verschnaufen muß, reibt bei uns Alles, was sich für riesig schlau hält, schadenfroh die Hände. Auch in Oesterreich, denkt man, kocht das Töpfchen vorläufig noch nicht über. Die sprachlich zerrissene Armee ist zwar noch 'nen ganzen Brocken werthloser; aber wir machen ja à tout prix in Frieden. Der Aerger über die (allzu auffallende) Auszeichnung des Bulgaren wird sich legen, wenn sie drüben erst merken, daß nichts dahinter steckt. Waren aus dem schwarzgelben Häuschen. Nette Freunde, hieß es; haben die Welt vor sich und wollen uns arme Schächer, während wir, dank Kossuth, in der Tinte sitzen, rasch durch Handelsverträge und Beräucherung Ferdinands nun auch noch um den fetten Balkanhappen, unseren

letzten Trost, bringen. An der Donau gute Menschen und schlechte Musikanten, die noch immer nicht wissen, daß bei uns solche Sachen keine ernsthaften Konsequenzen haben, nur auf dekorative Wirkung gearbeitet sind. Strohfeuer und Bengalflammen. Aber lichterloh. Daher auch die Hast, womit der edle Pole Agenor Goluchowski in Berlin für die Ehre der galizischen Landsleute intervenirte. Daß Rheinbaben im Landtag den Polaken grausame Unterdrückung der Ruthenen vorwarf, war ja nicht gerade nöthig. Und ein Geriebener ließ, nicht ohne niedliche Bosheit, gleich danach drucken, S. M. habe an den Rand eines Zeitungausschnittes geschrieben: „Gott bewahre mich davor, mich in die Angelegenheiten fremder Staaten zu mischen!" Allright. Gar so schlimm aber war Miquels seliger Erbe (saht Ihr das famose Bild im Kladderadatsch?) nicht entgleist. Primo ist Galizien ein fast autonomes Land, das die Wiener nicht hereinreden, kaum hereinsehen läßt, ihnen ungefähr so fern und unerreichbar ist wie Missouri den Leuten in Washington. Werden Die etwa den Schnabel wetzen, wenn ein Minister Eduards im Parlament eine Lynscherei tadelnd vermerkt? Nicht dran zu denken. Secundo hat unser Finanzminister (den Bülows Rednerlorber nicht ruhen läßt) nur wiederholt, was in Sembratowiczs Schriften hundertmal behauptet und bewiesen worden ist: daß die Polen im Interesse ihrer Parteiwirthschaft die ältere und höhere Kultur der Ruthenen mit nicht sehr sauberen Mitteln zu vernichten suchen; und deshalb keinen Grund zum Gebrüll haben, wenn ihnen in Posen geschieht, was sie in der alten ruthenischen Stadt Lemberg selbst dem jetzt schwächeren Stamm zufügen. Ueber innere Verhältnisse des verbündeten Reiches und Preußens ist im wiener Reichsrath und im galizischen Parlament Aergeres geredet worden, ohne daß wir deshalb eine Lippe riskirten. Allerdings herrscht in Galizien der Polenklub, dessen Mitglied Pan Goluchowski ist. Der Parteimann, nicht der Minister des Auswärtigen, hat in Berlin beruhigende Aufklärung erbeten. Der Auswärtige hätte sich erinnern sollen, daß ein Dzieduszycki (aus der polonisirten ruthenischen Grafenfamilie, die nun im Polenklub mitregirt) in einem Buch über die geschichtliche Entwickelung des polnischen Patriotismus selbst zugegeben hat, auf die äußere Politik Oesterreichs habe die Polenmacht nicht günstig eingewirkt. Auch jetzt, bei der „Anfrage", nicht. So winzig die Geschichte ist: gut wirkt sie, entre alliés et amis, nicht; namentlich nicht nach außen. Wir haben im innig verbrüderten Reich nun die Czechen, Polen, Klerikalen und die immer rabbiater werdenden Magyaren gegen uns; sammt den kleineren Völkerschaften. Wenn wir auf diese Stütze rechnen müßten, ließen wir uns besser noch heute mit den Sterbesakramenten versehen. Daß der schöne Paul Gautsch (Stremayr hörte nie

auf, über die unglaubliche Karriere seines Durchschnittspräsidialisten zu staunen) die Sache mitmacht, ist das Wunderbarste. Verlangt Der auch von uns Kniebeuge vor der nationalpolnischen Idee? Beide hätten den Athem angehalten, wenn nicht die wüthende Angst vor dem Plan einer Balkanerkletterung entstanden wäre. Gute Gelegenheit, aufzumucken; furchtlose Selbständigkeit zu markiren. Was für Witzblätter: Ferdinands wegen kriegt Rheinbaben eine Nase. Hinter Bodenbach wird trotzdem kein Blut fließen. Draußen bleibt Alles im Loth. Und drinnen? . . . Erst mal mit Grünhäuser die Zähne putzen.

Wir sind blank; und hatten ein Glück, dessen Umfang auf keine Kuhhaut geht. Der Kanal war nur um den Preis höherer Agrarzölle zu haben, die wieder nur durchgesetzt werden konnten, wenn Rußland windelweich war. Alles prompt erledigt. Wir hatten zunächst zwei schlechte Kanalprojekte vorgelegt; schlechte: denn wir zogen sie ja selbst zurück und brachten ein drittes. Kein Mensch tadelt uns. Trotzdem wir die Landräthe weggejagt hatten, die den von uns später abgethanen Plan nicht mit Hurra annehmen wollten. Daß die Sache technisch unzeitgemäß ist, der Kanal im Winter zufriert, in heißen Sommern kein Wasser hat, Ausbau und verständige Ausnützung unseres Eisenbahnkörpers zehntausendmal besser wäre: davon redet Niemand. Es ist erreicht. Wenn die Provinzen nicht etwa, uns zum Heil, das nöthige Kleingeld verweigern, gehts los; und das Mittelstückchen Magdeburg-Hannover kommt dann, wie jedes dicke Ende, nach. Prosit die Mahlzeit! Eines schönen Tages wird man sich an den geehrten Kopf fassen und fragen, ob es parlamentsmenschenwürdig war, immer nur über die Frachttarifmöglichkeiten und die Wirkung des Schleppmonopols zu schwatzen und die Hauptsache im Dunkel zu lassen: Ists technisch heute noch rationell? Na, ich hoffe auf die Sparsamkeit der Provinzialverbände und habe meine Cementaktien während des ersten Rummels verkauft. Jedenfalls sind ein paar Jährchen angenehm verplempert. Auch (im Reich) mit der Zollgeschichte. S. M. wird von Alledem freilich nicht gerade entzückt sein. „Meine Regirung und ich sind fest und unerschütterlich entschlossen, den großen Mittellandkanal zu bauen." Das war 1899; und 1905 ist der große Mittellandkanal fürs Erste mal verschwunden. „Ich glaube, daß die That, die durch Einleitung und Abschluß der Handelsverträge für alle Mit- und Nachwelt als eins der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, geradezu eine rettende zu nennen ist. Ich bin überzeugt: nicht nur unser deutsches Vaterland, sondern Millionen von Unterthanen der anderen Länder, die mit uns bei dem großen Zollverband stehen, werden dereinst diesen Tag segnen." Das war Ultimo 1891; und 1905 ist mit der rettenden That, mit einem der für Mit- und

Nachwelt bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse aufgeräumt, der „Denk- und Markstein" Caprivis umgestoßen und ungefähr der Zustand wiederhergestellt, den wir vor dem von Millionen gesegneten Tag hatten. Damals wurde der „schlichte preußische General" Graf; jetzt hat Bülow eine Büste („in Marmor", wie in dem Handschreiben ausdrücklich mitgetheilt wurde) und Posadowsky den Schwarzen bekommen. Optime. Beiden ist die Bescherung zu gönnen. Aber nun, Kinderchen, guckt mal fünf Sekunden und eine halbe rückwärts.

Daß wir lesen, durch die neuen Verträge werde die deutsche Industrie in Grund und Boden ruinirt, wundert mich nicht. Lasen wir schon anno 79 und dann bei jeder Zollerhöhung. Der Industrie ists trotzdem immer besser gegangen. Deren Wohlbefinden ist überhaupt nicht annähernd in dem Maß mehr von Zollsätzen abhängig, wie man bei uns schreit. Die kann sich frei bewegen, sich in den Ländern festnisten, in die der Import schwierig wird; und ist dann ganz froh, wenn diese Länder sich durch hohen Zoll gegen das Ausland absperren. Lest die Denkschrift über die Entwickelung der Russischen Maschinenbaugesellschaft Hartmann in Luganſk. Vor neun Jahren Felder, auf deren dürftigem Steppengras Vieh weidete; und jetzt ein blühendes Unternehmen, dessen Grundfläche mehr als einen Kilometer umfaßt und das Jahresumsätze von zwanzig Millionen Mark macht. Typischer Fall; wenn auch besonders talentvoll. Der Landwirth kann sein Roggenfeld nicht auf dem Buckel nach Jekaterinoslaw tragen. Die Industrie winselt auch gar nicht. Weiß, daß Weltmarktkonjunkturen, sogar Eisenbahnchicanen wichtiger für sie sein können als Zolltarifpositionen. Findet nur, daß, ohne den Landwirth zu schädigen, ihr Interesse an manchen Stellen klüger gewahrt werden konnte (und ist, mir ein Räthsel, trotzdem Herrn Möller nicht böse, der, als Mann für Gewerbe und Handel, doch der Nächste dazu war und die Hände einfach in den mageren Schoß legte). Das Wehgeschrei kommt nur vom letzten Fähnlein der aufrechten Cobdeniten. Muster ohne Werth. Die Gotheins werden nicht alle. Natürlich also Vernichtung des Volkswohlstandes, sicherer Ruin, ruppige Bewucherung der Aermsten; Massenauswanderung und Hungerrevolten unvermeidlich. Dabei Börsenkurse, daß man eine Leiter braucht, um 'raufzulangen. Aber war Jahre lang der Lärm, die Mühe und Arbeit nöthig, um endlich wieder da zu landen, von wo man abgefahren war? Wozu denn die weite Reise, die rettende That, die nun wieder ungethan sein soll? Reisen ist hübsch und kann lehrreich sein. Aber fünfzehn Jahre lang immer auf hoher See, ewige Schaukelei und dann, ohne den Versuch einer nützlichen Landung, wieder zurück: ein Vergnügen eigener Art ist doch solche Wasserfahrt. Fünfzehn Jahre. So lange quälen wir uns

nun mit diesen Chosen. Kornzoll, Viehzoll, Industriezoll. Verwenden den Haupttheil der Kraft darauf. Und sind nun so klug als wie zuvor. Die Rede, die Posadowsky vor Thorschluß über seine Verträge hielt, war vielleicht das Beste, was seit Bismarcks Absägung im Reichstag gesagt worden ist; kurz und gedankenvoll; die Rede eines Staatsmanns und philosophischen Kopfes, der die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten der Entwickelung erkennt. Schade nur um den verthanen Aufwand. Auch in anderen Ländern macht man Zollgesetze und Handelsverträge; glaubt aber nicht, daß von ihnen das Heil der Nation abhänge. Weder im moskowitischen Khanat noch in der Republik der Rouvier und Jaurès (die, trotz Radikalismus und Sozialismus, das Märchen von der verwüstenden Wirkung hoher Getreidezölle schlankweg auslachen). Nirgends. Man sucht das Mögliche herauszuschlagen und weiß, daß der Nabel, von dem das Heil sich loswinden soll, anderswo sitzt. Nur bei uns zu Land ist man noch so blitzdumm; nur bei uns auch vertritt fast die ganze hörbare Presse das Interesse der Händler, die, einerlei, woher und wohin, nur immer Waaren bewegen wollen. Daß Chamberlains Gedanke siegt und das Greater Britain sich ungefähr so, wie ersträumt, zusammenschließt, ist sicher. Und wir treiben Pfennigfuchserei, halten's für was Enormes, ob der Zoll ein Bischen höher oder niedriger ist, und rackern uns dreimal fünf Jahre lang ab, um endlich wieder auf den alten Fleck zu kommen, von dem uns nur eigene Laune vertrieben hatte.

Die Verträge werden den Weltlauf nicht ändern. Auch den Grundbesitz nicht retten; nur das Tempo des Niederganges verlangsamen. Grob zu verdienen ist da nicht mehr; sonst hätten wir längst Agraraktiengesellschaften. Die Viehzölle, auf die der gute Podbielski (Agrarpod mit Podagra) nicht ohne Grund so stolz ist, sind wichtig, gerade auch für den geliebten kleinen Mann; die auf Feldfrüchte nicht viel mehr werth als Morphiuminjektionen, die den Schmerz stillen. Und darum Räuber und Mörder! Fünfzehn Jahre lang. Hat sich nicht Alles um den Punkt gedreht? Die ganze Politik. Wenn man sämmtliche darüber gedruckte Reden zusammenbinden ließe, würde die Sache beleibter als der Talmud und die Romane von Ponson du Terrail. Wäre 1890 nicht das Bedürfniß nach neuen Denk- und Marksteinen entstanden: der ganze Zauber blieb uns erspart; und eine Menge besser verwerthbarer Energie. Regiren ist eben längst keine Kunst mehr. Das Lustigste hat uns aber die letzte Phase gebracht. Zolltarif. Unerhört. Darf nicht geduldet werden. Finis Germaniae. Hannibal bei den Puppen vor dem Brandenburger Thor. Liebe Leute, rief man den Tobenden zu, der Tarif soll und wird ja nie gelten, hat nur den Zweck, uns zu anständigen Verträgen zu helfen; regt Euch also nicht länger auf.

Alles umsonst. Obstruktion. Spektakelszenen. Bruch der Rechtsordnung. Schnöde ster Landesverrath. Schon wird im Seniorenkonvent erörtert, ob man nicht für tobsüchtige M. d. R. Gummizellen einrichten müsse. Denn wie solls erst werden, wenn die fertigen Handelsverträge ins Haus kommen? Sieben Verträge, tausend diskutable Bestimmungen: daran kann die Obstruktion, ohne brutal zu werden, ein Jahr lang knabbern. Fällt ihr nicht ein. Kaum liegen die Verträge auf dem Tisch des Hauses: da sind sie auch schon angenommen. Niemand wehrt sich ernstlich; Don Gothein verstümpert vor einem Häufchen erheiterter Reichsboten Bambergers alte Reden und ein paar rostige Böller salutiren den Rückzug. Eine Prämie Dem, der mirs erklärt. Um den Tarif, der auf dem Papier bleibt, so viel Lärm; und nicht das kleinste Scharmützel um die Verträge. Sind sie so fürchterlich, wie jeder bürgerliche und sozialistische Demokrat behauptet, dann mußte man doch Kopf und Kragen dran setzen, ihre Sanktion durch den Reichstag zu hindern. Und sind sies nicht, dann war der lange und grimme Tarifkampf so ernst zu nehmen wie die Leistung der Klippschüler, die auf der Straße Räuber und Stadtsoldat spielen.

Nach Neun ist Alles aus. Neugierig bin ich aber, was wir nun anfangen werden. Ueber Kanalfronde, Exportnoth und Wuchertarife kann man fürder keine Reden halten noch Artikel schreiben; von dieser schönen, freundlichen Gewohnheit des Wirkens muß geschieden sein. Was kommt jetzt? Das Repertoire ist abgespielt. Weit in Afrika drüben haben wir zwar einen Krieg. Der bekümmert aber keinen braven Deutschen. Offiziere und Mannschaften führen ein Hundeleben und mancher Mutter Sohn verschmachtet im Busch: zu Haus will man nichts davon hören. Daß die Chorknaben zum Domweihefest rothe Uniformröcke bekommen haben, ist auch wichtiger als die Hererobagatelle, die uns viele tüchtige Kerle und zweihundert Millionen kostet. Und sonst? Für die Militärpensionen ist oben die Temperatur kühl; und die Schwadronen, das neue Geschütz und die Kähne werden bald durchgesetzt sein. Natürlich mit der nöthigen Flötenmusik. Friede for ever. Meinetwegen. Wenn mans draußen nur glauben wollte. Schon lange nicht mehr. Wozu, heißts in London, braucht der peacemaker denn so viele Schlachtschiffe? Schutz des Handels? Faule Ausrede. Lehren des ostasiatischen Krieges? Gepolstertes Wellblech; die Japaner mußten eine starke Flotte haben, weil sie die Herrschaft über Ostasien erstrebten. Ihr aber behauptet ja stets, saturirt zu sein. Seids aber nicht. Da Euch jährlich eine Million Menschen zuwächst, braucht Ihr Raum; und wer Raum braucht, muß, wenn das lohnende Kolonialland vergeben ist, Krieg führen. Schelde- oder Themsemündung, holländische oder britische Kolonien: Ihr sagt

selbst, daß Eure Zukunft auf dem Wasser liegt. Nach der Doggerbankgeschichte fielen in einem schlesischen Jagdrevier Worte, die bis über den Aermelkanal drangen; und es waren nicht die ersten dieser Art. Die Vettern wissen Bescheid. Sind fest überzeugt, daß Lord Arthur Lee Recht hatte, als er sagte, von der Nordsee her drohe die Hauptgefahr; überzeugt, daß wir nur warten, bis der Arm stark genug ist, um nach dem Dreizack zu greifen. Je eifriger wir uns gegen solches Trachten verwahren, desto sicherer sind sie ihrer Sache. Und wirklich können nur liberale Kindsköpfe plärren, ein „absurderer" Krieg sei nicht denkbar als der zwischen Deutschland und Britanien. Kein anderer ist in Europa halb so wahrscheinlich. Zwei Völker, die einander von Jahr zu Jahr leidenschaftlicher hassen (Barclay-Limonade und andere Reklametränkchen helfen dagegen nicht) und von denen eins das andere an der gefährlichsten Flankenstelle bedrängt: eines Tages wird man hier oder drüben die Kraftprobe versuchen. Albern, zu behaupten, ein paar Zeitungen hätten den ganzen Gegensatz geschaffen. Er bleibt nur noch halbwegs latent, weil wir uns fast immer im Klee grün machen, uns, zum Beispiel, in Afrika die unverschämteste Begünstigung der rebellischen Nigger gefallen lassen. Gerade jetzt zu entschuldigen; Rußland ohne Flotte, England mit Frankreich ad hoc verbündet, kann Küste blokiren: ziemlich böse Situation. Nur soll man sich nicht einbilden, daß die londoner Leute nicht hören, was die Glocke geschlagen hat. Also nicht jeden Tag den Oelzweig schwenken, sondern ruhig sagen: Wir müssen für alle Zukunftmöglichkeiten gerüstet sein und werden, wenns nicht zu vermeiden ist, auch den Konflikt mit lieben Verwandten nicht scheuen. Das imponirt mehr als alles Geflöte. Und dann ließe sich auch zu Haus eher über die neuen Kähne reden. Einmal muß der Katze doch die Schelle angehängt werden. Jetzt wirkt die Agitation wie Kinderei. Wird aber so weitergehen. Die Maßgebenden haben Nerven, die ihnen nur gestatten, die guten Gelegenheiten zu versäumen.

Was kommt also? Populus will doch, wie andere Majestäten, unterhalten sein. Sozialpolitische Kurversuche reichen nicht. Was wir von der Sorte jüngst erlebt haben, hat mir übrigens den Appetit für eine Weile verdorben. Im Amt galt ich als ein Rother. Die Art aber, wie man jetzt, oben und unten, den Strike im Ruhrgebiet behandelt hat, ging über die höchste Hutschnur.

Zwei Kindereien muß man wegschieben, ehe man ernsthaft über die Sache spricht. Die Zechenbesitzer riefen, das Schlimmste, das Unverzeihliche sei der Kontraktbruch. Die Arbeiter (und mit ihnen Alles, was sich à la mode maskirt hatte) schrien, ein unsühnbares Verbrechen sei, daß die Unternehmer nicht mit den sieben Vertrauensmännern verhandeln wollten. Wer sie gehört

alle Beede, lacht über so thörichte Rede. Wenn die Arbeiter den Vertrag nicht brechen, sondern kündigen, haben die Besitzer Zeit, für Ersatzbelegschaften zu sorgen, und die Aussicht, den Strike zu gutem Ende zu führen, ist hölliſch gering. Ohne Kontraktbruch giebts keinen wirksamen Lohnkrieg. Immerhin hatten die Zechenherren Grund, böſe zu ſein; was würde man ſagen, wenn ſie den Kontrakt brächen und über Nacht einen lockout verfügten? Außerdem iſts nicht ſo leicht, aus der Weltanſchauung des status ſich in die des contractus (nach der Unterſcheidung des Rechtshiſtorikers Sir Henry Sumner Maine) zu gewöhnen. Der Grubenherr ſoll nicht thun dürfen, was ihm beliebt, nicht ſagen dürfen: Wer mit meinen Arbeitbedingungen nicht zufrieden iſt, mag ſich den Abkehrſchein holen. Soll verpflichtet ſein, über die Angelegenheiten ſeines Werkes mit fremden Leuten zu verhandeln, von denen er nur weiß, daß ſie ſeit Jahr und Tag gegen ihn agitiren, ſeine Leute wider ihn aufwiegeln. Die ſoziale Evolution wills; aber ganz einfach iſts nicht. Und Hunderte unter Denen, die an Kirdorf und Stinnes kein gutes Haar ließen, würden anders denken, wenn ihnen, weil ſie eine neue Tiſchzeit eingeführt hätten, die Vertreter der organiſirten Dienſtmädchen auf die Bude rückten und protzten: Mit uns, nur mit uns muß über die veränderte Arbeitordnung verhandelt werden! An der Ruhr haben die Herren geantwortet: Wir wollen mit unſeren Arbeitern verhandeln, aber nicht mit Euch; denn erſtens hat die Erfahrung gelehrt, daß die Arbeiter Euch nicht immer folgen, und zweitens erkennen wir die Kontraktbrüchigen nicht als eine Großmacht an, die mit uns durch Botſchafter verkehren kann. Richtig oder falſch, klug oder unklug: weſentlich war dieſe Entſcheidung nicht. Sie ſollte vor allen Dingen „das Geſicht wahren", wie die jetzt ſo heiß bewunderten Oſtaſiaten zu ſagen pflegen. Denn die Zechenbeſitzer forderten, gleich nach der Weigerung, die ſieben Männer zu empfangen, die Regirung auf, durch eine gründliche Unterſuchung feſtzuſtellen, ob die vorgebrachten Klagen berechtigt ſeien. Sie wollten alſo vor einer unparteiiſchen Inſtanz (einer, die ſie damals für unparteiiſch hielten) verhandeln. Der Effekt wäre der ſelbe geweſen. Der Wunſch, die Autorität nicht ins Wanken kommen zu laſſen, hat die Herren geblendet. Die liberalſten Stadtväter hätten auch nicht anders gehandelt. Und jedenfalls lohnt weder der Kontraktbruch noch die Weigerung, mit den Sieben zu verhandeln, die Mühe langer Betrachtung.

Die Gewerkſchaftführer hatten energiſch vom Ausſtand abgemahnt; ſie hielten ihn für ſo hoffnunglos, daß aus ihrer Reihe der Ruf kam: „Wer zum Strike räth, iſt ein Schuft!" So hätten ſie nicht geſprochen, wenn der Ausſtand ihnen als die unvermeidliche Folge einer allgemeinen Nothlage erſchienen

wäre. Das war er nicht. Wahrscheinlich gabs genug Uebelstände und Beschwerden; die durch das Anwachsen der Belegschaften bedingte Verlängerung der Seilfahrt, die Qualen der Wurmkrankheit, manchen Mißbrauch des Rechtes, Wagen zu nullen, mitunter gewiß auch schlechte Behandlung. Gerade auf der Zeche Bruchstraße aber, wo es (bei Stinnes) am Schlimmsten hergegangen sein sollte, hat die untersuchende Kommission festgestellt: „Irgendwelche Zustände, die als allgemeine Mißstände für die Arbeiterschaft bezeichnet werden könnten, sind nicht erwiesen. Die wenigen einzelnen Beschwerdepunkte, die auch nur zum Theil als erwiesen angesehen werden können, stehen in keinem Verhältniß zur Zahl und zur Art der Belegschaft, die insbesondere seit Jahresfrist als zusammengewürfelt bezeichnet werden muß, und zu dem Zeitraum von vier Jahren, aus dem Beschwerden erhoben werden konnten." Ungefähr so sprechen alle Untersuchungprotokole (die der Kritiker doch kennen müßte). Verzweiflung trieb also nicht zum Strike; und zu gewinnen war er nicht. Im Ruhrkohlenrevier wurden im Jahr 1903 fast 299 Millionen Mark Lohn gezahlt. Um die Ausständigen mit ihren Familien nothdürftig zu ernähren, wären wöchentlich anderthalb bis zwei Millionen nöthig gewesen. Keine internationale Solidarität kann solche Summen liefern. England gab reichlich, die französischen und belgischen Kohlengräber beschlossen, während der Strikezeit keine Ueberschichten (longues coupes) zu machen, und in ganz Deutschland wurde gesammelt. Ein Tropfen auf den heißen Stein. Sobald die Lohnzahlung (im Bergbau sind die Fristen dafür sehr lang) aufhörte, mußte der Strike enden. Auch war die Zeit schlecht gewählt. Alle verständigen Werkleiter sichern sich vor Einstellung der Schiffahrt Lager, die bis in den März vorhalten. Nur die größten Konsumenten machen eine Ausnahme. Eine allgemeine Kohlennoth war also nicht zu fürchten. Aus eigener Kraft hätten die Arbeiter nichts erreicht. Da half ihnen die königlich preußische Staatsregirung. Einen Augenblick wehte oben ein böser Wind gegen die Strikenden; einen Augenblick nur. Die rheinisch-westfälischen Industriellen sind in Berlin nicht mehr beliebt. Hartköpfig, gar nicht fürs Dekorative, eher mit einem Stich ins Demokratische. In der Kieler Woche nicht zu sehen; weder Rennyachten noch Prunkautomobile (die sich so gut zu Stiftungen eignen); nicht einmal Kirchenbauscherflein von ansehnlicher Höhe; keine „Opferfreudigkeit". Schon 1889 fielen im Kronrath harte Worte über sie. Und jetzt ists Herrn Möller und seinen Affiliirten gelungen, sie als Leute hinzustellen, die sich dem Staatsinteresse entgegenstemmen und nur an ihren Säckel denken. Rache für Hibernia! Menschen, die sich ihr Eigenthum nicht hinterrücks wegnehmen lassen, gelten heute als Verbrecher

und die Schutzorganisation, die sie sich in der Nothwehr schaffen, bekommt den Ekelnamen „Trutztrust." Allerneuste Mode. Vor einem Jahr wäre die Sache anders verlaufen. Kleinkalibrige hätten die Strikebrecher beschützt und alle Räder der Maschine für die Autorität, die Ordnung gearbeitet. Jetzt war bald zu merken, wie der Hase lief. Der offiziöse (eigentlich: offizielle) Lokalanzeiger brachte Berichte, die mit ziemlich den selben Worten auch im „Vorwärts" stehen konnten. Die Regirung nahm beinahe offen für die Ausständigen Partei und ließ, ehe ihre (viel zu lange verschleppte) Untersuchung noch begonnen hatte, verkünden, sie werde die Bewilligung aller wichtigen Forderungen der Arbeiter durch Gesetz erzwingen. Vor der Untersuchung, deren Zweck doch sein sollte, festzustellen, ob beträchtliche Mißstände vorhanden seien. Thut nichts. Kirdorf muß gekirrt werden. August Thyssen soll erfahren, daß er in Berlin keinen dickeren Stein im Brett hat als in Oldenburg. So kams, daß durch einen Strike, der den Sozialdemokraten selbst hoffnunglos und schon anfangs verloren schien, Alles erreicht wurde, was zu erreichen war.

Den Arbeitern gönne ichs; würde ihnen noch viel mehr gönnen. Mir ist nur zweifelhaft, ob die löbliche Staatsregirung gut daran thut, so sichtbar auf Strikes Prämien zu setzen. Ob ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit nicht war, wenn sie so Vieles reformbedürftig fand, die Bergbehörde früher eingreifen zu lassen. Dann wäre der Strike wahrscheinlich vermieden und dem Nationaleinkommen ein Ausfall von hundert Millionen Mark erspart worden. Und hatte man schon so lange gewartet, dann mußte man auch noch das Ergebniß der Untersuchung abwarten, statt ins Blaue Gesetze zu machen. Jetzt soll, zum Beispiel, verboten werden, Zechen stillzulegen; trotzdem (selbst vernünftige Sozialdemokraten, wie der Abgeordnete Calwer, geben es zu) eine rationelle Betriebsart, die sich in schlecht rentirenden Zechen nicht lange aufhält, solche Maßregel fordert. Gäbe es nur die Möglichkeit, auf schlechtem Boden die Landwirthschaft stillzulegen! Mich geniren die neuen Gesetze ja nicht; ich habe weder Bergrechte noch Kohlenaktien. Aber das liebe Preußen hat wieder eins seiner Fundamente gelockert. Republiken mit sozialistischen Ministern (Millerand) sogar haben die Strikelust nicht mit solcher schönen Offenheit herausgefordert. Ich fürchte, es geht wie mit den Handelsverträ in ein paar Jahren weht aus Osten ein anderer Wind, alles jetzt Gewährte w. mühsam zurückgenommen und wir hören wieder die bielefelder Tonart.

Grund zu gerechter Klage haben die Zechenbesitzer. Herrgott: was über die Leute gedruckt worden! Tyrannen, Protzen, Blutsauger; fettgemäst Müßiggänger, die sich am Elend ihrer Sklaven weiden. Alldeutschland w. im Urtheil einig. Vornan natürlich die Zeitungmacher, deren Brotherren

jeden Tag bereit wären, mit einer ihnen feindlichen Organisation über redaktionelle Einrichtungen inter pares zu verhandeln. Die Ruhrmänner sind gewiß keine Engel; ich traue Einzelnen sogar zu, daß sie durch Schroffheit den Strike, der nicht zu vermeiden schien, beschleunigt haben, um ihn zu günstiger Zeit, vor dem Frühjahr, mit allen erdenklichen Gewinnchancen durchzufechten und sich Ruhe zu schaffen. Kluge Arbeiter machens eben so; à la guerre comme à la guerre. Doch von ihrem Standpunkt aus haben die Herren (man wagt kaum noch, es auszusprechen) sehr anständig gehandelt. Nicht kleinlich, nicht rachsüchtig, nicht knickerig. Sie konnten den Strikenden den Lohn für sechs Schichten als Strafgeld einbehalten und habens nicht gethan. Sie konnten, als die Belegschaften wieder anfuhren, die Hauptführer mit allerlei Chicanen ärgern und thaten das Mögliche, um die Wiedereinstellung der Leute zu erleichtern. Noch während des Ausstandes bewilligte die gelsenkirchener Gesellschaft eine halbe Million „zu Unterstützungzwecken, weil wir damit rechnen müssen, daß nach Beendung des Ausstandes in den Kreisen der Arbeiterfamilien ein außergewöhnlicher Nothstand eintreten wird, der unsere thatkräftige Unterstützung unbedingt erforderlich macht." Mitten im Krieg, während die Beschimpfungen hagelten wie in Port Arthur die elfzölligen Geschosse. Herr Hugo Stinnes, der Geschmähteste, hat für die Belegschaft seiner Gruben schon dreißigtausend Mark als Nothstandsunterstützung gegeben. Ueberall werden Vorschüsse gewährt... Die vereinigte Demophilie hat nicht daran gedacht, daß eine Stunde, um die 250000 Bergleuten die Arbeitzeit verkürzt wird, im Jahr etwa zwanzig Millionen kostet, also den Kohlenbesitz und seine Steuerkraft um vierhundert Millionen entwerthet. Und Sankt Fiskus ist doch auch Kohlenbesitzer. Auf der Hintertreppe sind solche Sachen eben nicht zu erledigen. Sehr bequem, auf anderer Leute Kosten den freigiebigen Volksfreund zu spielen. Wir Alle wissen, daß Preisdrückerei den Lohn des Arbeiters schmälert, und suchen trotzdem so billig zu kaufen, wies irgend geht. Pharisäer und Heuchler! Die verlästerten Ruhrtyrannen sind Menschen wie andere auch. Menschen, die sehr hart arbeiten, meist, wie der alte Thyssen und der junge Stinnes, kein anderes Vergnügen kennen als die Arbeit und gar nicht auf Protzenfuß leben. Und die — Das ist die Hauptsache — fürs Allgemeine was leisten. Von Kirdorf hat Schmoller im Herrenhaus gesagt, er sei nicht nur ein genialer Geschäftsmann, sondern auch ein Politiker von weitem Blick. Thyssen hat sich durch eigene Kraft zum Theilfürsten von Westfalen, zum Erben Jeromes Bonaparte gemacht. Wenn sie mit dem vierunddreißigjährigen Hugo Stinnes verhandeln sollen, wird den feinsten berliner Bankmännern um Kopf und Busen bang. Diese Bergkönige sind doch von noch anderem Kaliber als Ballin und

ähnliche Faiseurs. Für höhere, für die höchsten Löhne und die kürzeste Arbeitzeit sind wir Alle; kein Wunder: wir brauchen, wenns ans Zahlen geht, nicht in die Tasche zu greifen. Aber quid post? Wenn die kleineren Zechen auch unter Syndikatsschutz (der seine natürlichen Grenzen hat) nicht mehr vorwärts können, werden Tausende brotlos. Und wenn ein Eisenkopf wie Stinnes Deutsch-Luxemburg und Luise Tiefbau (zu der Bruchstraße gehört) rentabel macht, leistet er sozialpolitisch Nützlicheres als alle Möllers der Erde. Ausgemergelte Grubensklaven und feiste Kohlenpotentaten: klingt hübsch, ist aber, Gott sei Dank, nicht mehr wahr. Wir sind so arm an Persönlichkeiten, daß wir tüchtige Kerle nicht durch den Schmutz schleifen sollten. Wozu haben wir denn die Russen? An ihnen können wir uns doch con amore austoben. Wladimir Alexandrowitsch: ein Massenmörder; dabei lag der gute Generalissimus, als in Petersburg geschossen wurde, krank im Bett und erfuhr von dem Epiphanienjammer erst, als längst Alles vorbei war. Sergeij Alexandrowitsch: ein halber Menschenfresser und ganzer Knabenschänder, der deshalb auch in der unglücklichsten aller Ehen lebte; dabei kannte den fanatisch frommen Großfürsten, der als Politiker nichts taugte, in unserem stillen Darmstadt jedes Kind und jeder Ladenverkäufer und Alle konnten in dieser Enge kontroliren, daß er mit seiner Elisabeth ganz altmodisch glücklich war. Macht nichts; die Bande kann gar nicht schwarz genug angepinselt werden. Unter einem runden Dutzend Tatarennachrichten pro Tag thun wirs nicht; auf die haben wir ein heiliges Recht. Wenn ein Dichter verhaftet wird (nicht etwa, weil er als Literat was Brenzliches von sich gegeben, sondern, weil er in Kriegszeit die Offiziere öffentlich zur Gehorsamsweigerung aufgefordert hat), unterzeichnen Alle, die ihren Namen gern gedruckt sehen und zu Haus nicht das Maul aufzuthun wagen, Entrüstungadressen; denn in civilisirten Ländern, namentlich bei uns, würde ein solcher Poet ja auf dem Kapitol gekrönt. Der Zar ist weit. Also kann man sich ohne Risiko ausschimpfen. Und da wir unsere Nase in Alles stecken und, ohne eine Ahnung von den Zuständen und Bedürfnissen fremder Länder, jede Gelegenheit zur Blamage reichlich ausnützen, könnten wir gegen die Landsleute wenigstens gerecht sein.

... Also sprach der Wirkliche Geheime. Fand ringsum Alles höchst sündhaft und predigte Buße; als sei die Hebdomas Magna schon angebrochen. Die ihm zuhörten, schüttelten die Köpfe. Erstens sind noch vier Tage bis zur Faselnacht, der carrus navalis wird noch durch die Straßen geschoben und Schlauraffen und Naragonier herrschen mit Fug und Recht. Zweitens trinkt er ganz munter Mosel, glaubt also selbst nicht, daß schon die Fastenzeit kam. Und drittens sagt ein moderner Mensch, der in die Welt paßt, nicht, was Keiner hören will. Niemals.

Schaeffle.

Von den drei berühmten Soziologen ist Schaeffle schon aus dem Grunde für den bedeutendsten zu halten, weil er den sozialen Körper, der zu beschreiben ist, dessen Funktionen und Lebensgesetze aufgezeigt werden sollen, genau kennt. Herbert Spencer wäre, von Comte gar nicht zu reden, sicherlich nicht, wie Schaeffle, im Stande gewesen, ein brauchbares Finanz-, Hypotheken-, Börsen- oder Kirchengesetz auszuarbeiten. Dessen Wissen in Chemie, Zoologie, Biologie war vielleicht nicht ganz so umfangreich wie das des Engländers. Doch der Werth dieser Wissenschaften für die Erkenntniß und die Behandlung menschlicher Verhältnisse wird von den Biologen sehr überschätzt; und gerade Schaeffle hat die Bedeutung des Darwinismus für die Sozialwissenschaft klarer und richtiger erkannt als irgend ein Anderer. Diese, sagt er einmal, habe es nicht nöthig, „sich von Streifpatrouillen der Zoologie Bestialität diktiren zu lassen. . . . Wir verwerfen nicht die sozialwissenschaftliche Giltigkeit der Selektionlehre, behaupten vielmehr, daß die soziale Welt der historisch bekannten Civilisation das einzige Gebiet ist, für das die Wahrheit der Auslese durch den Daseinskampf sich als Tatsache erweisen, nicht nur als Vermuthung glaublich machen läßt." Und während Spencer die Reformen, mit denen sich England aus seinen gräulichen politischen und sozialen Zuständen in den letzten fünzig Jahren herausgearbeitet hat, leidenschaftlich bekämpfte — als Freiheitbeschränkungen —, hat Schaeffle, abgesehen von seiner unmittelbaren Betheiligung an den politischen Kämpfen und an den Staatsgeschäften, auch mittelbar durch seine Schriften auf die wirthschaftliche und soziale Entwickelung Deutschlands heilsam und kräftig eingewirkt. Am fünfundzwanzigsten Dezember 1903 ist er gestorben; mit seinem Tode war der von ihm vorausbestimmte Zeitpunkt der Veröffentlichung seiner Autobiographie eingetreten. Sie ist bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin unter dem Titel „Aus meinem Leben" erschienen. Warum Schaeffle bei Lebzeiten nicht anerkannt werden konnte? Das ist für den Kenner seines Charakters und seines Wirkens kein Geheimniß. Seine Lebensbeschreibung und die darin enthaltenen Urkunden mahnen die Historiographen des neunzehnten Jahrhunderts, wenigstens nachträglich noch die Pflichten der Wahrhaftigkeit und der Gerechtigkeit zu erfüllen, und sie liefern ihnen das Material dazu.

Schaeffle wurde am vierundzwanzigsten Februar 1831 in dem württembergischen Landstädtchen Nürtingen als Lehrerssohn geboren. Nach einer in Armuth frei und froh verlebten Kindheit und absolvirtem Gymnasium kam er ins tübinger Stift. Als geborener Feind aller Muckerei befreite er sich 1849 durch Theilnahme an dem Freischärlerzuge nach Baden. Die dabei gewonnene Erfahrung hat ihm Verachtung gegen alle Demagogie und Ekel an

ihr eingeflößt. „Die rothe Demagogie war es damals gewesen; ich habe später gefunden, daß die schwarzen und die weißen Demagogen um kein Haar besser sind." Nachdem er eine Weile privatim geschulmeistert hat, tritt er 1850 in die Redaktion des Schwäbischen Merkur ein, wo er das Ausland bearbeitet. Dabei studirt er fleißig die Staatswissenschaften und besteht 1855, ohne je eine Fachvorlesung an der Universität gehört zu haben, das Staatsexamen für den höheren Verwaltungdienst. „Nach meiner Individualität habe ich es als eine besondere Gunst des Schicksals anzusehen, daß die Vollendung meiner Lehrjahre praktisches Referendariat und intensivste theoretische Fachbildung zugleich gewesen ist. Dem Scheuleder der Schulen bin ich dadurch entrückt worden und auch entrückt geblieben, als ich — nicht weniger als elf Jahre lang — zu meinen Füßen aufmerksame Zuhörer sehen durfte." Johann Georg Cotta zog ihn in seinen Kreis, erkor ihn zum Berather für die Oberleitung der Allgemeinen Zeitung und stellte ihm die Deutsche Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche und politische Abhandlungen ganz zur Verfügung. Aus dem täglichen beruflichen Verkehr erwuchs intime Freundschaft. Schaeffle studirte in dieser Zeit das Leben auch auf Reisen, befreundete sich 1857 in Wien mit österreichischen Staatsmännern, agitirte 1859 gegen Frankreich und wirkte Jahre lang für eine deutsche Zolleinigung, für „Herstellung eines großen, zusammenhängenden mitteleuropäischen Verkehrsgebietes, das von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer, von der Ostsee bis zur Adria reichen sollte. Diesen Gedanken habe ich von da an unverrückt bis heute festgehalten." Das Ergebniß seiner Wanderjahre, wie er die Zeit von 1855 bis 1860 nennt, ist die antiradikale, antireaktionäre und antipartikularistische Grundstimmung seines späteren Lebens und Wirkens. Sie hat sich schon in seiner ersten wissenschaftlichen Abhandlung, „Abbruch und Neubau der Zunft", ausgesprochen. Er spricht darin „gegen Zunftbann für Lokalgenossenschaften modernsten Schnittes, bekämpft das Faustrecht des laisser faire, laisser aller, versteht unter Freiheit genau Das, was der Liberalismus und Individualismus nie damit gemeint hat: die Freiheit jedes Gesellschaftgliedes in seiner organischen gesellschaftlichen Berufsfunktion, nicht die möglichste Losgebundenheit des Einzelnen vom Staat und allen anderen Gesellschaftgliederungen, was eine schlechthin antisoziale, Staat und Gesellschaft auflösende Freiheit wäre." Doch ist er in zweifelhaften Fällen immer für die Freiheit. Im preußischen Verfassungskonflikt nimmt er Partei für Bismarck und Roon, nicht aus Liebe zu diese Männern, sondern aus Haß gegen den städtischen Liberalismus und gegi die der Opposition angehörigen Harmoniker der vulgären Nationalökonomi

Weil während seiner Abwesenheit im Herbst 1859 der „Merkur" ei franzosenfreundliche Schwenkung macht, giebt Schaeffle seine Stellung a Der österreichische Handelsminister von Bruck bietet ihm das Amt eines Mi

sterialrathes an, das er ablehnt. Helferich, Robert Mohls Nachfolger in der Professur für Staatswissenschaften, empfiehlt bei seinem Abgange Schaeffle, der denn auch den tübinger Lehrstuhl bekommt. Um das durch den Konkordatssturm aufgeregte Land zu beruhigen, hilft er dem Kultusminister Golther ein Kirchengesetz machen, das vom König und vom Landtag angenommen wird und das durch Aufrechterhaltung des konfessionellen Friedens die Probe besteht, während in Preußen der Kulturkampf tobt. Von 1860 ab wirkt er wieder für die Zolleinigung, die jedoch an der steigenden Spannung zwischen den beiden deutschen Großstaaten scheitert. In der Schrift über den deutsch-französischen Handelsvertrag urtheilt er von seinem großdeutschen Standpunkt aus: „Mir scheint, daß selbst der Neugothaismus sein Vorgeben des weiteren Bundes mit Oesterreich nicht schon bei dieser ersten praktischen Probe auf handelspolitischem Gebiet in dem Maß Lügen strafen sollte, wie es durch die blinde Vertheidigung dieses Vertrages geschieht. Kämen je die Dinge so, daß der politische engere Verband mit Oesterreich unmöglich würde, so läge auf dem handelspolitischen Gebiet eine versöhnende und entschädigende Ausgleichung." Und nach der vollzogenen politischen Trennung schreibt er: „Das Fehlschlagen der Handels- und Zolleinigung zwischen Oesterreich und dem Zollverein erscheint mir als eine der größten Einbußen, die das Deutschthum in Oesterreich und nach dem Orient hin erlitten hat. Nur bei möglichster Verkehrsgemeinschaft konnte der deutsche Einfluß durch seine Kapitalüberlegenheit, durch seine Intelligenz, durch die unwiderstehliche Uebermacht der bedeutendsten mitteleuropäischen Sprache im freien Verkehr rasche und große Eroberungen machen. Das, was mit Hilfe der Amts- und Armeesprache, der Schulpolitik gegen Slaven und Ungarn im besten Fall erreicht werden kann, vielleicht aber gar nicht mehr erreicht werden wird, erscheint mir, neben dem Einfluß, den man mit der Vereitelung der Zolleinigung preisgegeben hat, unbedeutend. Die Einigung war ein deutsches Interesse allererstes Ranges."

Im Jahr 1861 wird Schaeffle in den Landtag gewählt und arbeitet fleißig in der volkswirthschaftlichen und der Finanzkommission. 1866 fühlt er sich von entgegengesetzten Gefühlen zerrissen. „Wenn der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich Beide schwächte, war das Ausland Herr über Deutschland. Daß Moltke in sieben Tagen die halbe österreichische und dann in sieben Wochen die ganze französische Armee niederwerfen werde, wußte Niemand voraus; und der Bundesbruch, wenn er mißlang, wenn er mit einem zweiten Jena, statt mit einem ersten Sedan, endete, wäre als eins der größten Verbrechen der deutschen Geschichte stigmatisirt worden. Dennoch hatte mich nach den persönlich gemachten Erfahrungen über die Nichtsnutzigkeit der Bundestagsregirungen in Sachen der Bundesreform auch nicht das Geringste auf die Seite der Gründung eines weiteren Mittelstaates der Augustenburger gezogen. Der Bundes-

krieg Preußens war zwar formell nicht im Recht begründet, aber das Draufgehen blos für den alten Bundestag erschien mir widerlich." In Stuttgart, erzählt er, herrschte „eine Kriegsbegeisterung gegen Preußen, wie ich sie kaum für möglich gehalten hätte. Das Auffallendste war nicht, daß Varnbüler Jedem, der es hören wollte, eine vierzehntägige Militärpromenade nach Berlin in Aussicht gestellt hatte, sondern, daß die Leute es glaubten und daß gerade die Wortführer der Kleindeutschen und des aus dem Nationalverein stammenden Theiles der Demokraten es glaubten. Die Herren, die nach Villafranka zu Preußen hinübergefallen waren (vorher hatten sie den Prinzen von Preußen als den Kartätschenprinzen gehaßt oder zu hassen vorgegeben), die dann, ehe ein weiteres Jahr vergangen war, öffentlich zu Preußen gefleht hatten: Wir lassen Dich nicht, Du nähmest uns denn, und die darum württembergische Bettelpreußen hießen, die dann wieder seit 1870 sich geberdeten, als hätten sie die Franzosen geschlagen und das Deutsche Reich gemacht, — diese Leute, deren Namen zu nennen heute keinen Werth hat und auch künftig keinen haben wird, folgten mit Wuthgeschrei dem Herrn von Varnbüler und glaubten ihm, als er den Preußen sein berüchtigtes Vae victis entgegenschleuderte, ohne zu bedenken, daß die Nürnberger Keinen hängen, den sie nicht haben. Es half nicht, wenn man, wie ich dem Hauptredakteur des Schwäbischen Merkur, erklärte, daß eher die Preußen in vierzehn Tagen in Württemberg stehen würden." Nach vollendeter Neuordnung ließ er sich ins Zollparlament wählen. Er war Gegner des allgemeinen Stimmrechtes gewesen. Aber die Erfahrung, die er mit diesem Recht machte, fiel doch besser aus, als er erwartet hatte. Weil er als Mitglied des Zollparlamentes einer Einladung zur Hoftafel nicht gefolgt ist, hat ihn der spätere württembergische Finanzminister Riecke in seinen von Poschinger herausgegebenen Tagebuchnotizen zum Demokraten gestempelt und noch hinzuerfunden, Schaeffle habe sich in Berlin als Preußenfresser geberdet.

In Berlin traf ihn die amtliche Anfrage, ob er einem Ruf an die wiener Universität folgen wolle. Er nahm diesmal an, nachdem er einen früheren, im Jahr 1863 von Schmerling persönlich an ihn gerichteten Ruf, wie den ihm angebotenen Orden der Eisernen Krone, abgelehnt hatte. Im September 1868 trat er sein Amt an. Man lebte in der Gründerperiode. Schaeffle hielt außer seinen Vorlesungen öffentliche Vorträge über Aktiengesellschaften und über die Arbeiterbewegung. Auch betheiligte er sich an der Gründung des Volkswirthschaftlichen Vereins und dessen Organs, des „Oesterreichischen Oekonomisten." Diese Zeitschrift brachte Artikel — nicht aus Schaeffles Feder — über den Türkenlosschwindel, die den Baron Hirsch und den Reichskanzler Grafen Beust angriffen. Beust ließ Schaeffle sagen, wenn er nicht vom „Oekonomisten" scheide, werde das Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet werden. Der Bedrohte antwortete, er denke nicht daran, sich seine Freiheit beschränken

zu lassen; auch überschreite der auswärtige Minister mit solcher Androhung seine Kompetenz. Seitdem war Beust Schaeffles Todfeind.

Die Geschichte seines Ministeriums zu erzählen, überlasse ich den Leuten, denen die Pflicht obliegt, ihre früheren falschen Darstellungen zu berichtigen. Den Leser mögen einige Andeutungen oberflächlich orientiren. Das Bürgerministerium bedeutete die Herrschaft einer doktrinär-liberalen Minderheit über eine aus den Czechen, den Südslaven und den kirchlich gesinnten Deutschen der Alpenländer bestehende Mehrheit, deren Opposition die Gesetzgebungmaschine zum Stocken brachte. Zugleich war die herrschende Minderheit Kapitalisten- und Gründerpartei. Schaeffle beurtheilte die österreichischen Verhältnisse nach seinen bekannten politischen und sozialen Grundsätzen. Er wollte den modernen Großstaat mit hinreichend starker Centralgewalt, aber in ihm für die Stände, Korporationen, Konfessionen und Nationalitäten so viel Freiheit, wie sich mit der Einheit des Staates verträgt. Insbesondere wollte er für Böhmen eine Erweiterung der Kompetenz seines Landtages, aber nicht eine den Staat auflösende Selbständigkeit, wie sie die Ungarn 1867 erlangt hatten. Graf Dürckheim drängte Schaeffle, die Grundzüge einer Neuordnung Cisleithaniens niederzuschreiben, und berichtete dem Kaiser darüber. Kaiser Franz Joseph ließ am vierundzwanzigsten Oktober 1870 Schaeffle kommen und ihn sein Programm mündlich entwickeln. Zwei Tage danach rief ihn der Kaiser noch einmal, erklärte, daß er nach den ihm vorgetragenen Grundsätzen regiren wolle, und fragte, ob Schaeffle den Grafen Hohenwart für energisch genug halte, ein solches Kabinet zu leiten; und da Schaeffle diese Frage bejahte, erhielt er den Auftrag, das Kabinet zu bilden. Vergebens hob der Professor die schweren Bedenken gegen seine persönliche Betheiligung hervor: er sei Ausländer, als Großdeutscher der berliner Regirung verdächtig, wegen seines Kampfes gegen den Börsenschwindel und für soziale Reformen der zur Zeit noch mächtigsten Partei verhaßt. Auch wies er auf den wahrscheinlichen Widerstand Ungarns hin und bat, zu erwägen, ob man nicht den Systemwechsel verschieben solle, bis der Liberalismus vollends abgewirthschaftet habe. Der Kaiser beharrte jedoch auf seinem Willen und erfüllte Schaeffles Forderung, die Verhandlungen über die Kabinetsbildung im tiefsten Geheimniß zu führen, weil, wenn Beust sofort Etwas davon erführe, das Kind schon vor der Geburt umgebracht werden würde. Das Geheimniß wurde reichlich drei Monate gewahrt. Am fünften Februar 1871 ward das Kabinet Hohenwart-Schaeffle-Habietinek-Jirecek ernannt und in Presse und Parlament mit Indianergeheul begrüßt. Der Reichskanzler organisirte — Das ist doch wohl nur in Oesterreich möglich — die Beschimpfung der neuen Regirung und den Widerstand gegen sie, und nachdem die Fundamentalartikel zwischen Schaeffle und den Böhmen vereinbart waren und Neuwahlen für den Reichsrath der Regirung die zum Ausgleich

erforderliche Mehrheit zur Verfügung gestellt hatten, rief Beust die Ungarn zu Hilfe, die, um herrschen zu können, Frieden und Eintracht in Cisleithanien nicht aufkommen lassen wollten. Beust und Andrassy schwatzten den guten Kaiser Franz Josef taumelig. Schaeffle konnte den Czechen die gegebenen Zusagen nicht halten und überreichte sein Entlassungsgesuch mit einer Begründung, die dem Kaiser mit höchst unhöfischer Offenheit seine unglaubliche Schwäche vorhielt, und mit ihm trat das ganze Kabinet zurück. Nach der von der Presse in Umlauf gebrachten Meinung wäre Hohenwart ein böser Klerikaler gewesen, der das Deutschthum vernichten, das Reich tückisch den Pfaffen, den Slaven und der Reaktion ausliefern wollte, und der deutsche Professor hätte sich dazu hergegeben, bei diesem verruchten Attentat Handlangerdienste zu leisten. Hohenwart war zwar gläubiger Katholik, aber nicht klerikal; er hat Bismarck vorausgesagt, daß, wenn man in Oesterreich oder anderswo Kulturpaukerei treibe, man damit eine unbequeme katholische Partei schaffen werde.

Am dreißigsten Oktober 1871 wurde das Ministerium entlassen. Schaeffle kehrte in seine Heimath zurück und wirkte fortan als Publizist freudig am Ausbau des neuen Reiches mit. Wie er auf die Arbeiterversicherung im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Bismarck Einfluß geübt hat, darüber werden sich ja die Fachmänner aus Schaeffles Aufzeichnungen selbst unterrichten. Von 1875 bis 1878 erschien sein monumentales vierbändiges Werk „Bau und Leben des sozialen Körpers". Schon die Titel der übrigen Bände und Schriften, die Schaeffle seitdem erscheinen ließ, beweisen, wie weit er von Einseitigkeit entfernt war.*) Und auch seinen Gegnern ist er immer gerecht geworden. Einen Beweis dafür liefert die folgende Aeußerung, die diese Skizze schließen mag. „Man hat das Ministerium Hohenwart das Ministerium der reinen Hände genannt und die sogenannte Verfassungpartei als die Partei der Korruption dargestellt. Die Wahrheit fordert, die zweite Behauptung wesentlich einzuschränken. Zwar muß jede geldoligarchische Partei mehr oder weniger der Korruption verfallen. Doch das bewegliche Kapital ist es nicht allein, was eine Partei der Staatsausbeuter züchtet; der Großgrundbesitz, die angesessene Großindustrie, die Feudalen von ehedem und die Agrarier von heute heben auch den Satz nicht auf, den Shakespeare seinem Timon in den Mund gelegt hat: Unglaublich ist, was jeder Stand mit Ehren stiehlt. Viele nicht nur bedeutende, sondern auch von der Korruption unberührte Männer ließen sich aus den verschiedenen Schichten der damaligen Verfassungpartei namhaft machen."

Neisse. Karl Jentsch.

*) Ein großer Theil der Arbeiten, die er nachher in Sammelbänden erscheinen ließ, war für die „Zukunft" geschrieben, deren fleißigster Mitarbeiter er Jahre lang war und deren Herausgeber er viele Zeichen gütiger Freundschaft gab.

Japanisches Tagebuch.*)

Wenn eine Japanerin auf der Reise von Schläfrigkeit übermannt wird und sich nicht niederlegen kann, hebt sie ihren linken Arm und beschattet mit dem wallenden Aermel ihr Antlitz, ehe sie einzunicken beginnt.

In diesem Waggon zweiter Klasse sitzen jetzt drei schlummernde Frauen in einer Reihe. Alle haben sie ihr Antlitz mit dem linken Aermel bedeckt und wiegen sich, beim Schaukeln des Zuges, wie Lotusblumen im leisen Wind. Dieser Gebrauch des linken Aermels ist entweder bewußt oder instinktiv; wahrscheinlich instinktiv, da die rechte Hand am Besten dazu dient, sich zu stützen, anzuhalten oder, im Fall einer plötzlichen Erschütterung, anzuklammern. Der Anblick ist zugleich hübsch und drollig; besonders hübsch, weil er ein Beispiel jener Anmuth giebt, mit der die vornehme Japanerin Alles thut, immer in der zierlichsten und möglichst wenig aufdringlichen Weise. Aber er ist auch pathetisch; es ist auch die Geberde des Kummers, manchmal die des müden Gebetes. Das anerzogene oder angeborene Pflichtgefühl treibt die Japanerin, der Welt nur ein glückliches Gesicht zu zeigen.

Dies erinnert mich an ein Erlebniß.

Ein langjähriger Diener meines Hauses schien mir der glücklichste der Sterblichen. Sprach man ihn an, so lachte er freudig, bei der Arbeit sah er immer frohgemuth drein, kurz, er schien nichts von den kleinen Sorgen des Daseins zu wissen. Aber eines Tages hatte ich Gelegenheit, ihn zu beobachten, als er sich ganz allein glaubte, und sein unbeherrschtes Antlitz erschreckte mich. Das waren nicht die Züge, die ich zu sehen gewohnt war; harte Linien des Grames und Zornes waren darin eingegraben und ließen es um vierzig Jahre älter erscheinen. Ich räusperte mich, um mich bemerkbar zu machen. Sogleich glättete sich das Antlitz sänftigte sich und leuchtete auf, wie durch ein Wunder der Verjüngung: und wirklich wars ja ein Wunder, ein Wunder unabläßiger, selbstverleugnender Beherrschung.

Die hölzernen Fensterladen in meinem kleinen Hotelzimmer sind weit geöffnet. Die Sonne malt durch goldschimmerndes Gezweig den scharf umrissenen Schatten eines Pflaumenbaumes auf meinen Shoji. Kein sterblicher Künstler, nicht einmal ein japanischer, könnte diese Silhouette übertreffen. Dunkelblau hebt sich das Bild gegen den leuchtenden Glanz ab; die Töne sind bald schwächer, bald stärker, je nach der wechselnden Entfernung der unsichtbaren Zweige draußen. Und ich frage mich, ob nicht vielleicht die Verwendung des Papiers zu Beleuchtungzwecken Einfluß auf die japanische Kunst geübt haben mag.

Nicht unglaubhaft klingt die alte griechische Sage, die den Ursprung der Kunst in dem ersten ungelenken Versuch findet, den Schattenriß des geliebten Wesens auf eine Mauer hinzuwerfen. Wahrscheinlich hat das Kunstgefühl, wie alles Gefühl des Uebersinnlichen, seinen ersten Ursprung in dem Studium der Schatten. Aber die Schatten auf Shojis sind so wundersam, daß sie geeignet sind, den Schlüssel für gewisse japanische — keineswegs primitive, vielmehr hochentwickelte — Zeichenfähigkeiten zu geben, die sonst kaum zu erklären wären. Natürlich muß man auch

*) Ein Fragment aus der Sammlung „Kokoro", die nächstens in der Literarischen Anstalt von Ruetten & Loening in Frankfurt erscheinen wird.

die Besonderheit des japanischen Papiers in Betracht ziehen, das Schatten besser aufnimmt als irgend eine Glasscheibe; auch den besonderen Charakter dieser Schatten. Die abendländische Vegetation würde kaum so anmuthige Silhouetten bieten wie die der japanischen Gartenbäume, die durch Jahrhunderte lange zärtliche Sorgfalt dazu gebracht wurden, so schön auszusehen, wie es die Natur nur irgend erlaubte. Ich wünschte, das Papier meines Shoji hätte mit der Empfindlichkeit einer photographischen Platte den köstlichen Lichteffekt festgehalten, den die Strahlen der Sonne hervorzauberten; denn schon hat das Zerstörungwerk begonnen, — schon verlängert die Silhouette sich allmählich.

— —

Von allen eigenartig schönen Dingen in Japan sind die schönsten die Wege zu den hochgelegenen Andacht- und Ruhe-Orten. Ihr seltsamer Zauber ist der Zauber des Zusammenklanges von Menschenwerk mit den feinsten Naturstimmungen von Licht, Form und Farbe. Der Anstieg beginnt vielleicht mit einer sanft aufstrebenden, gepflasterten Allee, die sich eine halbe Meile lang hinstreckt und mit Riesenbäumen besäumt ist. In regelmäßigen Abständen bewachen steinerne Ungethüme den Weg. Dann kommt man zu einer durch das Dämmer emporsteigenden Treppenflucht, die zu einer großen, von noch gewaltigeren und älteren Bäumen beschatteten Terrasse hinaufführt; und von dort führen wieder Stufen zu anderen Terrassen, die alle in geheimnißvollem Schatten liegen. Und man klimmt und klimmt, bis endlich über einem grauen „Torii" ein Thor sich zeigt: ein kleiner, leerer, farbloser Holzschrein. Der Eindruck der Leere in diesem lautlosen Schweigen und dämmernden Schatten nach all der wechselnden Erhabenheit des langen Anstieges ist ganz überwältigend; man glaubt sich im Geisterreich. Viele Offenbarungen des Buddhismus harren Dessen, der sie suchen will. Ich möchte zu einem Besuch des Higashi Otani in Kioto rathen. Eine große Avenue führt zu dem Tempelhof und von dort führt eine Treppenflucht, massig, bemoost, mit einer prächtigen Balustrade versehen, zu einer gemauerten Terrasse. Der Anblick läßt uns an den Aufstieg zu einem italienischen Palast aus den Tagen des Dekamerone denken. Aber hat man die Terrasse errreicht, so erblickt man nur ein Thor, das einen Friedhof öffnet. Wollte uns der buddhistische Landschaftgärtner verstehen lehren, daß aller Pomp und alle Schönheit schließlich nur zu solchem Schweigen führt?

— —

Ich habe drei Tage lang fast ohne Unterbrechung in der Nationalausstellung zugebracht. Aber sie genügten kaum, um mir einen flüchtigen Eindruck zu verschaffen. Es ist hauptsächlich eine Industrie-Ausstellung. Doch fast Alles entzückt das Auge: mit so wundervollem Gelingen hat die Kunst alle Industrieprodukte verschönt. Fremde Kaufleute und schärfere Beobachter als ich sehen in der Ausstellung eine andere, düsterere Bedeutung: die schärfste Drohung, die der Handel und die Industrie des Orients jemals gegen das Abendland gerichtet hat. „Wenn man diesen Zustand mit dem englischen vergleicht", schrieb der Korrespondent der Times, „steht überall ein Farthing gegen einen Penny." Die Geschichte der japanischen Invasion von Lancashire ist älter als die von Korea und China. Es war eine friedliche Eroberung, — ein müheloser Prozeß der Zurückdrängung.

Die Ausstellung in Kioto beweist den Fortschritt, die ungeheure Entwickelung des industriellen Unternehmungsgeistes. Ein Land, wo der Arbeitlohn

drei Shilling für die Woche beträgt und die häuslichen Lebensbedürfnisse zu entsprechenden Preisen zu decken sind, muß, da Alles sonst gleich ist, den Konkurrenten schlagen, der für seinen Lebensunterhalt das Vierfache des japanischen Bedarfes braucht.

Der Eintrittspreis für die Ausstellung ist auch charakteristisch: nur fünf Sen. Aber selbst bei diesem minimalen Betrag wird voraussichtlich eine ungeheure Summe eingehen: so groß ist der Zudrang der Besucher. Massen von Bauern, meist Fußgänger, strömen alltäglich in die Stadt, wie zu einer Pilgerfahrt. Und eine Pilgerfahrt ist es auch für Myriaden; denn der größte Shinshu-Tempel wird bei dieser Gelegenheit festlich eingeweiht.

Die eigentliche Kunstausstellung scheint mir viel unbedeutender als die 1890 in Tokio veranstaltete. Schöne Sachen sind zu sehen; aber nur wenige. Ein Beweis, daß die Nation all ihre Kräfte und Talente auf Gebiete richtet, wo „Geld gemacht werden kann". In den großen Abtheilungen, wo die Kunst mit der Industrie kombinirt ist, den Abtheilungen für Keramik, Emailarbeit, Intarsia, Stickereien, sieht man Arbeiten von unübertrefflicher Schönheit. Der hohe Werth gewisser ausgestellten Objekte veranlaßte einen japanischen Freund zu der nachdenklichen Bemerkung: „Wenn China die abendländische Produktionmethode annimmt, kann es alle Märkte der Welt unterbieten."

„Vielleicht in billiger Waare", entgegnete ich; „aber es giebt doch keinen Grund, der Japan zwingen könnte, nur auf die billige Produktion alles Gewicht zu legen; ich glaube, es könnte auf seine künstlerische Ueberlegenheit und seinen erlesenen Geschmack bauen. Der künstlerische Geist eines Volkes kann einen speziellen Werth haben, gegen den alle billige Konkurrenz nicht aufkommen kann. Unter den europäischen Nationen bietet Frankreich ein Beispiel dafür. Sein Reichthum liegt nicht in der Fähigkeit, seine Nachbarn zu unterbieten — seine Waren sind die theuersten der Welt —, aber es handelt mit Gegenständen des feinsten und schönsten Luxus, die in der ganzen Welt gekauft werden, weil sie die besten ihrer Art sind. Warum sollte Japan nicht das Frankreich des fernen Ostens werden?"

Der schwächste Theil der Kunstabtheilung ist die Ausstellung von Oelgemälden in europäischer Manier. Die Japaner können herrliche Oelbilder malen, wenn sie ihrer eigenen, nationalen Methode des künstlerischen Ausdruckes folgen. Aber ihre Versuche, abendländischen Methoden nachzuahmen, können sich selbst bei Studien, die sehr realistische Behandlung erfordern, nicht über die Mittelmäßigkeit erheben.

Das Bild eines nackten Weibes, das sich in einem großen Spiegel besieht, machte einen sehr ungünstigen Eindruck. Die japanische Presse hatte die Entfernung des Werkes verlangt und das Verlangen mit wenig schmeichelhaften Worten über die abendländischen Anschauungen begleitet. Und doch war das Bild das Werk eines japanischen Künstlers. Es war ein Machwerk; aber man hatte es kühn mit dreitausend Dollars bewerthet. Ich blieb eine Weile vor dem Bilde stehen, um den Eindruck zu beobachten, den es auf die Beschauer — meist Bauern — machte. Sie starrten es an, lachten verächtlich, ließen dann absprechende Bemerkungen fallen und wandten sich bald ab, um einige Kakomonos zu betrachten, die auch wirklich weit mehr der Aufmerksamkeit würdig waren, obgleich sich ihr Preis nur zwischen zehn und fünfzig Yen bewegte. Die Bemerkungen richteten sich hauptsächlich gegen die „fremden" Ideen über guten Geschmack (der Künstler hatte die Figur mit einem europäischen Kopf gemalt). Niemand schien das Bild als ein japanisches Werk

zu betrachten. Hätte es eine japanische Frau dargestellt, so hätte die Menge es zweifellos nicht geduldet. Die Empörung war auch wirklich nicht ungerechtfertigt. Dem Werk fehlte jede ideale Auffassung; es war einfach die Darstellung einer nackten Frau, die Etwas thut, wobei keine Frau gesehen werden will. Und die bloße Darstellung eines nackten Frauenkörpers, wie gut sie auch ausgeführt sei, ist nie Kunst, sofern Kunst Idealismus bedeutet. Der krasse Realismus der Darstellung war das Anstößige. Ideale Nacktheit kann göttlich sein, der göttlichste aller menschlichen Träume vom Uebersinnlichen. Aber eine nackte Person ist durchaus nicht göttlich. Ideale Nacktheit bedarf keines Gürtels, weil der Zauber in den Linien liegt, die zu schön sind, um verschleiert oder gebrochen zu werden. Der wirkliche, lebendige Menschenkörper hat keine solche göttliche Geometrie.

Frage: Ist der Künstler berechtigt, die Nacktheit um ihrer selbst willen zu schaffen, wenn er diese Nacktheit nicht von jeder Spur von Realität und Persönlichkeit befreien kann?

Es giebt einen buddhistischen Text, der erklärt, daß nur Der weise ist, der die Dinge ohne ihre Individualität sehen kann. Und diese buddhistische Art, zu sehen, ist es, die die Größe der wahren japanischen Kunst ausmacht.

Das edelste Denkmal religiöser Architektur im ganzen Lande ist soeben vollendet worden. Die große Tempelstadt wurde um zwei Gebäude bereichert, die wahrscheinlich, so lange die Stadt besteht, also seit tausend Jahren, niemals übertroffen worden sind. Eins der Wunderwerke ist die Gabe der kaiserlichen Regirung, das andere die des arbeitenden Volkes.

Das von der Regirung geschaffene Werk ist das Dai-Kioku-Den, zur Erinnerung an die Thronbesteigung des einundfünfzigsten Kaisers von Japan und Begründers der Heiligen Stadt. Dem Geiste dieses Kaisers ist das Dai-Kioku geweiht; es ist also ein Shintotempel, — und der herrlichste von allen. Trotzdem ist es aber keine Shinto-Architektur, sondern ein Faksimile des ursprünglichen Palastes des Kwan-Tenno, genau nach den Maßstäben des Originals. Die Wirkung dieser großartigen Abweichung von den konventionellen Formen auf das Nationalgefühl und die tiefe Poesie des ehrfürchtigen Gefühles, das sie inspirirt hat, vermag nur Der ganz nachzuempfinden, der weiß, daß Japan noch heute thatsächlich von den Toten beherrscht wird. Die Gebäude des Dai-Kioku-Den sind nicht nur schön. Selbst in dieser alterthümlichsten aller japanischen Städte muß der Eindruck überraschen. Jede der spitzbogigen Linien ihres gebogenen Daches spricht von einem anderen phantastischen Zeitalter. Die bizarrsten Theile des Ganzen sind die zweistöckigen, fünfthürmigen Thore. Der seltsame Reiz der Farbenwirkung ist nicht weniger anziehend als der der Form. Das kommt hauptsächlich von der feinsinnigen Verwendung antiker grüner Ziegel für das polychrome Dach. An dieser entzückenden Wiederbelebung der Vergangenheit durch die Nekromantie der architektonischen Kunst könnte der erhabene Geist Kwan-Tennos wohl seine Freude haben.

Aber das Volk hat der Stadt Kioto noch Großartigeres geschenkt. Abendländische Leser mögen sich vielleicht einen annähernden Begriff von dieser Gabe machen, wenn ich sage, daß sie acht Millionen Dollars kostete und daß an diesem Tempel siebenzehn Jahre gebaut worden ist. An Ausdehnung übertreffen ihn andere, wohlfeilere japanische Gebäude; wer aber die Architektur buddhistischer Tempel ein Wenig

kennt, kann sich sofort auch vorstellen, wie schwer es ist, einen Tempel zu bauen, der hundertsiebenundzwanzig Fuß hoch, hundertzweiundneunzig Fuß tief und mehr als zweihundert Fuß lang ist. Seine eigenartige Form, besonders die stark geschwungenen Linien seines Daches lassen ihn sogar noch größer erscheinen, als er in Wirklichkeit ist; fast wie einen Berg. Doch in jedem Lande müßte er als ein wunderbares Baudenkmal gelten. Von der Pracht der Innendekoration kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß schon die Bemalung der verschiebbaren Wände hinter dem Hauptaltar zehntausend Dollars kostet. Und beinahe die ganze Arbeit an diesem Bau wurde aus den in Kupfermünzen dargebrachten Gaben der mühsälig arbeitenden Landbevölkerung bestritten. Dabei erzählen uns manche Leute, der Buddhismus liege im Sterben.

Mehr als hunderttausend Landleute strömten zur Eröffnungfeier herbei. Auf den Matten, die in dem ungeheuren Tempelhof ausgebreitet waren, lagerten dichte Schaaren. Ich sah sie so um drei Uhr nachmittags warten. Der Hof war ein lebendiges, wogendes Meer. Aber all die Massen hatten bis um sieben Uhr auf den Beginn der Ceremonie zu harren, in glühendem Sonnenbrand, ohne Erfrischung. In einem Winkel des Hofes sah ich eine Gruppe von ungefähr zwanzig jungen Mädchen; alle waren weiß gekleidet und hatten eigenthümliche weiße Hauben auf dem Kopf. Ich fragte, wer sie seien, und ein Nachbar antwortete: „Da all diese Leute hier viele Stunden lang warten müssen, ist zu befürchten, daß einige von Uebelkeit befallen werden; man hat deshalb Berufspflegerinnen herbeschieden, damit sie sich im Bedarfsfall der Kranken annehmen. Auch Tragbahren und Träger sind bereit und viele Aerzte anwesend." Ich bewunderte die Geduld und die schlichte Gläubigkeit dieser Massen. Freilich: die Landleute haben auch Ursache, diesen wunderbaren Tempel zu lieben. Er ist ihre Schöpfung; mit ihren Ersparnissen und ihrer Arbeit ward er erbaut.

Für mich waren die beiden herrlichen Monumente des nationalreligiösen Gefühles eine Verheißung. Die ethische Kraft und der Wohlstand dieses Volkes wird wachsen. Weil es eine Zeit lang verarmte, schien der Buddhismus an Lebenskraft zu verlieren. Jetzt aber bricht ein Zeitalter großen Wohlstandes an. Von den äußeren Formen des Buddhismus muß Manches untergehen und so mancher Aberglaube des Shintoismus ist dem Verfall geweiht; die Wahrheiten und Erkenntnisse aber, die den Kern seines Lebens bilden, werden sich ausbreiten und das Herz des Volkes für die Kämpfe stählen, die es in einem größeren Dasein nun zu erwarten hat

---

Ich habe die Fischereiausstellung besucht; sie ist in Hiogo in einem Garten am Meer veranstaltet. Waraku-En ist ihr Name. Das heißt: „Der Garten der Friedensfreuden". Er ist wie ein Landschaftgarten aus alter Zeit angelegt und verdient seinen Namen. Ueber seinen Rand hinweg sieht man die große Bucht, Fischer in Booten, ferne weiße Segel im leuchtenden Sonnenglanz und am Horizont hochragende Gipfelreihen, die in der Entfernung in zartvioletten Tönen schimmern.

Ich sah Weiher von seltsamen Formen, mit klarem Meerwasser gefüllt, in denen schönfarbige Fische schwammen. Auch das Aquarium, in dem sich Fische noch seltsamerer Art hinter Glas tummelten; Fische, die wie kleine Spielzeug-Drachen geformt waren, andere wie Schwertscheiden, drollige kleine Fische, die sich fortwährend überschlugen, Fische, die wie Schmetterlingsflügel schimmerten, und wieder

andere, die, wie Tänzerinnen, ihre ärmelförmigen Flossen hin und her schwenkten. Ich sah Bilder von allen Arten der Fischerei. Eins dieser Bilder war fürchterlich. Die Agonie eines in einem Riesennetz gefangenen Wals, daneben Boote von einem Wirbel rothen Schaumes gepeitscht und eine nackte Männergestalt auf dem Rücken des Ungethümes; nur diese einzige Menschengestalt, die mit der mächtigen Klinge den tötlichen Streich führt; auch den rothen Blutstrahl, der ihm folgte, sah ich. Neben mir erklärte ein japanisches Elternpaar das Gemälde dem kleinen Knaben; die Mutter sagte: „Wenn der Walfisch sein Ende fühlt, fängt er in seiner Todesnoth zu sprechen an; er fleht zu Buddha, ihm beizustehen."

Ich ging in einen anderen Theil des Gartens, wo zahme Hirsche, ein „goldener Bär", ein Pfau und ein Affe zu sehen waren. Das Volk fütterte den Hirsch und den Bär mit Kuchen, mühte sich, den Pfau zum Radschlagen zu bringen, und quälte und neckte den Affen. Ich setzte mich, um auszuruhen, neben dem Vogelhäuschen auf die Veranda eines Lusthauses. Auch die japanische Familie, die das Gemälde vom Walfisch betrachtet hatte, kam hierher und ich hörte den kleinen Knaben sagen: „Dort in dem Boot ist ein ganz alter Mann; warum geht er nicht in den Palast zum Drachenkönig des Meeres, wie Urishima?"

Der Vater antwortete: „Urishima fing eine Schildkröte, die keine wirkliche Schildkröte war, sondern die Tochter des Drachenkönigs; er wurde also für seine Güte belohnt. Und dieser Fischer hier hat keine Schildkröte gefangen; hätte er aber auch eine gefangen, so würde er trotzdem nicht in den Palast kommen, weil er ja viel zu alt ist, um noch zu heirathen."

Der Knabe blickte auf die Blumen und das besonnte Meer mit den weißen Segeln und den violett schimmernden Gipfeln darüber und rief: „Vater, glaubst Du, daß es in der ganzen Welt einen schöneren Ort geben kann als diesen?"

Das Antlitz des Vaters überflog ein helles Lächeln, seine Lippen öffneten sich zu einer Antwort, aber ehe er sprechen konnte, sprang das Kind vor Freude auf und klatschte entzückt in die Händchen, weil der Pfau gerade die schillernde Pracht seines Rades entfaltet hatte. Und Alles stürmte vor das Vogelhaus: und so hörte ich nie die Antwort auf die hübsche Frage. Nachher aber dachte ich, die Antwort könne vielleicht so gelautet haben: „Mein Kind, wohl ist dieser Garten wunderschön; aber die Welt ist voll von Schönheit und so mag es vielleicht noch schönere Gärten geben als diesen. Doch der allerschönste Garten ist nicht in unserer Welt: es ist der Garten von Amida im Paradies des Westens. Und wer sein Leben lang kein Unrecht thut, darf nach dem Tode in diesem Garten weilen. Dort singt Kuyaku, der Paradiesvogel, und breitet sein leuchtendes Gefieder aus, dessen Glanz den Strahlen der Sonne gleicht. Dort sind schlummernde Gewässer und darin Lotusblumen von unsagbarer Lieblichkeit. Und diesen Blumen entschweben Regenbogenstrahlen und die leuchtenden Geister neugeborener Buddhas. Und an diesem Ort ist kein Unterschied zwischen Göttern und Menschen; der Herrlichkeit von Amida müssen selbst die Götter sich beugen. Und Alle singen den Lobgesang, der also anhebt: ‚O Du von unermeßlichem Licht!' Aber die Stimme des Himmelsstromes tönt in alle Ewigkeit, gleich dem Chorgesang von Tausenden: ‚Selbst Dies ist nicht hoch; es giebt ein noch Höheres! Dies ist nicht Wirklichkeit, ist noch nicht Friede."

Tokio. Lafcadio Hearn

Botschaft an Garcia.*)

Wenn ich an unsere Geschichte mit Kuba denke, leuchtet in meinem Gedächtniß der Name eines Mannes so hell wie der Mars am Perihelium.

Als der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten ausbrach, war es unumgänglich nöthig, schnell mit den Anführern der Insurgenten in Verbindung zu treten. Garcia war irgendwo in den Gebirgsschluchten Kubas; wo, wußte Keiner. Post und Telegraph kamen gar nicht in Frage. Der Präsident mußte Garcias Beihilfe haben. Was thun?

Sagte Jemand dem Präsidenten: „Ich kenne einen Mann Namens Rowan. Der findet Garcia sicher."

Man ließ Rowan kommen und gab ihm die Botschaft an Garcia.

Wie nun dieser „Mann Namens Rowan" den Brief sorgfältig in Oeltuch einschlug, ihn in seiner Kleidung verbarg, nach vier Tagen in einem offenen Boot an einer unbekannten Stelle Kubas landete, im Dschungel verschwand, nach drei Wochen wieder auf der anderen Seite der Insel auftauchte, nachdem er das feindliche Land zu Fuß durchquert und die Botschaft an Garcia bestellt hatte: Das sind Dinge, die ich nicht ausführlich schildern will. Der Punkt, den ich hervorheben möchte, ist dieser: Mac Kinley gab Rowan eine Botschaft an Garcia und Rowan richtete sie aus, ohne erst zu fragen: „Was mag wohl dahinterstecken?"

Wahrlich: man sollte die Büste dieses Mannes in jeder Schule des Landes aufstellen. Nicht Bücherweisheit braucht unsere Jugend, sondern eine Stärkung des Rückgrates, die sie veranlaßt, Vertrauen zu rechtfertigen; prompt zu handeln; ihre Energie zu konzentriren; die Sache zu erledigen, — die „Botschaft an Garcia" zu bestellen.

General Garcia ist tot; aber es giebt noch mancherlei Garcias.

---

*) Herr Elbert Hubbard, von dem schon neulich hier eine Skizze veröffentlicht wurde, ist in Deutschland noch unbekannt. Drüben kennt man ihn; liebt und haßt ihn leidenschaftlich. Er ist noch nicht Fünfzig. Sohn eines Landarztes in Illinois. War Cowboy, Setzerlehrling, Seifenverkäufer, Reporter, Landschulmeister, Schriftsteller, Geschäftsmann, Philosoph, Sportsman, Handwerker, — ungefähr Alles, was man hienieden sein kann. Er hat in East-Aurora die Roycroft-Werke gegründet, in denen Bücher gedruckt und kunstvoll gebunden, Möbel, schmiedeiserne Geräthe und Lederarbeiten gemacht, Teppiche gewebt, ohne Entgelt Vorlesungen und Konzerte veranstaltet und Unterrichtsstunden ertheilt werden. Korporativer Betrieb in einer fast kommunistischen Kolonie. Hubbard (der von William Morris beeinflußt ist und in all seiner rastlosen Arbeit sich den Kulturschatz des feinsten Europäers angeeignet hat) giebt jeden Monat ein Heftchen Little Journey und den Philistine, a periodical of protest, heraus und ist, trotzdem der größte Theil der Presse ihn als Geschäftchenmacher und Schwindler angreift, eine Macht geworden. Auch ein reicher Mann; der aber auf allen Handwerksgebieten noch wacker mitarbeitet. Er will „Sonnenschein ins Leben bringen"; und in seiner Kolonie, wo im Größten und Kleinsten Kunstkultur fühlbar ist, soll man wirklich auch bei härtester Arbeit nur froh leuchtende Mienen sehen. Ein Geschäftsgenie und ein ganzer Kerl von unglaublicher Vitalität. Die „Botschaft an Garcia" (die dem praktischen Geschäftssinn der Amerikaner ungemein gefiel) lehrt einstweilen ein Stück seines kräftigen Wesens kennen.

Wer je einem Unternehmen vorstand, in dem ein großes Personal beschäftigt war, wird häufig Gelegenheit gehabt haben, über die Stumpfheit des Durchschnittsmenschen aus dem Häuschen zu gerathen, über die Unfähigkeit oder die Abgeneigtheit, seine Gedanken zusammenzufassen und die vorliegende Sache auszuführen. Flüchtigkeit, Unaufmerksamkeit, Gleichgiltigkeit und Halbheit scheinen die Regel; und wer Etwas erreichen will, muß sich die Hilfe durch Versprechungen oder Drohungen verschaffen, wenn Gott in seiner Güte ihm nicht einen Ausnahmemenschen beschert.

Verehrter Leser, mache einmal folgenden Versuch: Du sitzest in Deinem Bureau. Sechs Angestellte sind in Deiner Nähe. Rufe einen von ihnen und ersuche ihn, im Wörterbuch Correggio aufzuschlagen und einen kleinen Auszug zu machen. Wird der Clerk ruhig sagen: Yes, Sir, und den Auftrag erledigen? Sicher nicht. Er wird Dich aus seinen wässerigen Fischaugen erstaunt anschauen und eine oder mehrere der folgenden Fragen an Dich richten: Wer war Das? In welchem Wörterbuch? Wo ist das Wörterbuch? Bin ich dazu angestellt? Meinen Sie nicht Bismarck? Warum kann Charlie es nicht thun? Ist er tot? Ist es eilig? Soll ich Ihnen nicht lieber das Buch bringen? Wozu wollen Sie Das wissen?

Und ich wette Zehn gegen Eins: wenn Sie die Fragen beantwortet und erklärt haben, wie und wo die Information zu finden ist und zu welchem Zweck Sie sie zu haben wünschen, wird der Clerk sich einen zweiten zu Hilfe rufen und Ihnen schließlich den Bescheid bringen, daß Correggio nicht in dem Buch steht.

Natürlich kann ich meine Wette verlieren; in den meisten Fällen werde ich sie gewinnen.

Wenn Sie nun weise sind, werden Sie sich nicht damit aufhalten, Ihrem „Assistenten" zu erklären, daß Correggio unter dem Buchstaben C und nicht unter K zu finden ist, sondern Sie werden freundlich lächelnd sagen: Never mind; und selbst nachschauen.

Und diese Unfähigkeit zu selbständigem Handeln, dieser Stumpfsinn, dieser Mangel an Willenskraft, diese Abneigung, fröhlich Hand ans Werk zu legen, sind Dinge, die den sozialistischen Zukunftstaat in so weite Ferne rücken. Wenn Menschen nicht im eigenen Interesse handeln wollen: wie werden sie es thun, wenn die Früchte der Allgemeinheit dienen sollen?

Ein Aufseher mit kräftigem Knüttel und die Furcht, am Ende der Woche an die Luft gesetzt zu werden, scheinen bei den Meisten die einzige Triebfeder zum Handeln zu sein.

Man sucht einen Stenographen: und die Mehrzahl der Bewerber kann weder richtig orthographisch schreiben noch punktiren, hält Das auch nicht für absolut nothwendig.

Kann so Einer eine Botschaft an Garcia bestellen?

„Sehen Sie diesen Buchhalter?" fragte mich der Leiter eines größeren Geschäftes.

„Ja; was ists mit ihm?"

„Well, er ist ein guter Rechner; wenn ich ihn aber beauftragte, Etwas in der Stadt auszurichten, so würde ers vielleicht bestellen, doch wahrscheinlich ist, daß er zunächst in mehreren Kneipen einkehrt und, ehe er nach der Hauptstraße kommt, vergessen hat, was ihm aufgetragen wurde."

Kann man solchen Mann mit der Botschaft an Garcia betrauen?

Wir hören alle Tage weinerliche Sympathiebezeugungen an die Adresse der

bedrückten Klassen, der heimathlosen, Beschäftigung suchenden Arbeiter und harte Worte gegen die herrschenden Arbeitgeber. Man sagt nichts zu Gunsten des Mannes, der frühzeitig altert in dem vergeblichen Bestreben, nachlässige Taugenichtse zu intelligenter Arbeit zu erziehen; nichts von seiner Geduld mit Angestellten, die müßig gehen, sobald er den Rücken wendet. In jedem Geschäft, in jeder Fabrik geht ein fortwährender Reinigungprozeß vor sich. Der Arbeitgeber schickt die Untauglichen fort und stellt neue Kräfte an. Einerlei, wie gut die Zeiten sind: diese Auswahl der Tauglichsten vollzieht sich immer; nur wenn die Zeiten schlecht sind und Arbeitgelegenheit knapp ist, wird feiner gesiebt, — und weg, für immer weg mit den Untauglichen. Nur Die bleiben, die eine Botschaft an Garcia ausrichten können.

Ich kenne einen sehr begabten Menschen, der jedoch nicht die Fähigkeit hat, sein eigenes Geschäft zu leiten, und der dadurch für irgend einen Anderen vollkommen werthlos ist, weil er sich nicht von der Idee freimachen kann, daß Andere ihn ausbeuten oder ausbeuten wollen. Er kann nicht befehlen, weil er nicht gehorchen gelernt hat. Sollte er für Sie eine Botschaft an Garcia bestellen, so würde er Ihnen wahrscheinlich klar machen, daß Sie besser thäten, es selbst zu besorgen. Er betrachtet jeden Geschäftsmann als einen Schurken und das Wort commercial gebraucht er als ein Schimpfwort. Heute Abend wandert dieser Mann beschäftigunglos durch die Straßen und der Wind bläst ohne Erbarmen durch sein fadenscheiniges Gewand. Keiner, der ihn kennt, wagt, ihn zu beschäftigen, denn er erregt überall, wo er ist, Unzufriedenheit. Er ist jedem Vernunftgrund unzugänglich. Eindruck macht auf ihn nur die Spitze eines doppelt gesohlten Stiefels Nummer Neun.

Natürlich weiß ich, daß ein moralisch so verwachsener Mensch eben so bedauernswerth ist wie ein physischer Krüppel. Aber wenn wir schon einmal beim Bedauern sind, laßt uns auch eine Zähre vergießen in der Erinnerung an den Mann, der sich nach besten Kräften bemüht, ein großes Unternehmen zu leiten, dessen Arbeitstunden nicht durch die Uhr regulirt werden und dessen Haar verbleicht in dem Kampf gegen Gleichgiltigkeit, Nachlässigkeit und herzlose Undankbarkeit Derer, die ohne seine Führung doch einfach arbeitlos wären.

Habe ich die Farben zu grell aufgetragen? Vielleicht; doch wenn Alle fürs Armenviertel sprechen, möchte ich ein Wort zu Gunsten des Mannes sagen, der Etwas erreicht, des Mannes, der, gegen große Hindernisse kämpfend, die Arbeit Anderer leitet und, wenn der Erfolg da ist, merkt, daß er auch nicht mehr als satt werden kann. Ich habe als Arbeiter und als Arbeitgeber mein Brot verdient und ich weiß: die Sache hat zwei Seiten. Armuth an sich ist kein Tugendschild; Lumpen sind kein Empfehlungbrief; und nicht alle Arbeitgeber sind Ausbeuter, — eben so wenig, wie alle armen Leute tugendhaft sind.

Ich halte es mit dem Mann, der seine Arbeit thut, auch wenn der boss fort ist. Und mit dem Mann, der, wenn ihm eine Botschaft an Garcia aufgetragen wird, sie ruhig in Empfang nimmt, keine überflüssigen Fragen stellt und sich nicht im Stillen vornimmt, sie dem nächsten Abzugskanal zur weiteren Beförderung anzuvertrauen. Ein solcher Mann braucht weder Arbeitlosigkeit zu fürchten noch zu striken, um höheren Lohn zu erreichen. In Stadt und Land ist er gesucht, die Welt verlangt nach ihm, man braucht ihn dringend, — den Mann, der die Botschaft an Garcia bestellt.

East Aurora (U. S. A.) Elbert Hubbard.

Psychologie des Geistes.

Psychologie des Geistes. C. G. Naumann, Leipzig. 3 Mark.

Vor fünf Jahren habe ich an dieser Stelle meine „Psychologie des Willens“ angezeigt. Als Ergänzung und zweiten Theil lasse ich ihr jetzt eine Psychologie des Geistes folgen. Geist ist die Fähigkeit, zu wissen und zu denken; was aber sind Wissen und Denken? Wer sich für solche Fragen interessirt, findet in meinem Buch die Antworten. Ob die richtigen? Das mag er selbst, mag die Kritik entscheiden. Mir scheinen sie richtig; mich haben sie über neue Fragen zu neuen Antworten geführt, zu einer Lösung des alten Problems, ob auch in den Thieren Etwas wie ein Geist, wie ein Verstand lebt; zu Antworten, die ich in dieser Allgemeinheit und dieser Bestimmtheit noch nirgends ausgesprochen fand. Wenn meine Vordersätze richtig sind, daß Anschauung die ursächlich und qualitativ bestimmte Empfindung ist, daß Anschauung und Vorstellung zu gleicher Zeit entstehen, dann ist auch, glaube ich, an dem Schlußsatz nicht zu rütteln, daß die Thiere keine Anschauungen und Vorstellungen bilden, daß ihre Seele über die Schaffung von Empfindungen nicht hinauskommt. Ob aber Empfindungen allein, im Verein mit Gefühlen und Trieben, genügen, um die thierischen Handlungen verständlich zu machen? Ich glaubte, diese Frage bejahen zu dürfen. Daß damit der Deszendenzlehre eine neue Schwierigkeit erwächst, darf Den nicht kümmern, der nur die Wahrheit will. Es ist schwer, zu dieser Lehre die richtige Stellung zu finden. Anatomie, Entwickelungsgeschichte und Palaeontologie führen eine beinahe überzeugende Sprache zu ihren Gunsten. Dem aber, der sich gründlich in psychologische und thierpsychologische Untersuchungen versenkt, verblaßt die Wahrscheinlichkeit, daß der Mensch vom Thiere abstamme, mehr und mehr zu einem grauen Nichts. Vielleicht wirkt mein Buch auch nach dieser Richtung hin aufklärend. Von der Art meiner Darstellung will ich hier eine Probe geben.

All die verschiedenen Arten intellektueller Bethätigung: Beobachten, Denken, Rechnen und Kritisiren, fließen aus nur einer psychischen Quelle, die man nun Geist, Verstand, Vernunft oder sonstwie nennen mag. Es ist, wie mir scheint, ganz willkürlich, zwischen Vernunft und Verstand zu unterscheiden und der einen etwa alle metaphysische Geistesarbeit aufzuhalsen, von dem anderen aber die Lösung praktischer Lebensaufgaben zu verlangen; oder die Vernunft, wie Schopenhauer thut, als das Organ der Begriffe zu bezeichnen; oder mit Kant zu sagen: „Der Verstand mag ein Vermögen der Einheit der Erscheinungen mittels der Regel sein, so ist die Vernunft das Vermögen der Einheit der Verstandesregeln unter Prinzipien.“ Allen Eintheilungen und Unterscheidungen dieser Art haftet die Farbe des Willkürlichen deutlich an. Es giebt vielmehr nur einen einheitlichen Intellekt, dem neben der Bildung von Anschauungen, Vorstellungen und Begriffen nur eine Thätigkeit zukommt: das Denken im Allgemeinen. Dieses aber ist nichts Anderes als die planmäßige Bewegung von Vorstellungen und Begriffen. Ihre Richtung und Färbung erhält die Vorstellungbewegung von dem Bewegenden, von der ihr jeweilig zu Grunde liegenden Wollung oder Strebung. Wo diese fehlt, da giebts auch kein Denken; wo sie wirksam ist, da wird auch der ganze Denkapparat in Thätigkeit gesetzt.

Der Inhalt des Gewollten und Angestrebten giebt dem Denken seine Färbung

und dem Menschen sein geistiges Gepräge. Wer gar nichts anstrebt als die Sättigung seines Hungers und die Stillung seiner sonstigen physiologischen Nöthe, Der bleibt arm an Geist; wir nennen ihn dumm. Dem Dummen fehlt vor Allem der Drang zum Erkennen und zum Wissen; daher steht er den Ereignissen der Außenwelt theilnahmelos gegenüber und kommt nicht in Versuchung, die Erscheinungen ursächlich mit einander zu verbinden. Ihm mangelt aber auch jeder sonstige Anlaß zum finalen, zweckmäßigen Denken; denn er hat, weil er fast wunschlos ist, keine eigenen Zwecke, bewegt sich gedankenlos in seinem engen Pflichtenkreis und verfügt nur über einen bescheidenen Schatz zusammenhangloser Erinnerungen, die bei jeder Unterhaltung in fast der selben Reihenfolge dem willig oder gezwungen Lauschenden vorgetragen werden. Dieses arme Geistes- und Gemüths-Leben verräth sich auch äußerlich durch die Körperhaltung und besonders durch den Gesichtsausdruck. Es fehlt die Spannung in den Muskeln, die Innervation, von der alle geistige Thätigkeit begleitet wird, liegt brach, der Mund steht meist halb geöffnet, die Augen schweifen gleichgiltig umher und haften kaum je mit Interesse an einem Gegenstand. Als besonderer Typus dieses Homo stultus L., dieser eigenartigen Spezies im anthropologischen Garten, ist mir stets die sogenannte „Scheuerfrau" erschienen. Könnte sie etwas mehr leisten als nur gröbste mechanische Arbeit, so würde sie doch nicht Scheuerfrau werden. Versagen ihre Kräfte, so wird sie zum Spitalweib. Hat sie ein kleines Einkommen, so strickt sie Strümpfe für die Mission und vermehrt das Gefolge irgend eines würdigen Kirchenmannes. Mit größerem Vermögen verübt sie entsprechend größeren Unfug. Man trifft diesen Typus der Scheuerfrau in allen Schichten der Gesellschaft an; man wird ihn unter allen Verkleidungen und Titulaturen immer bald herauswittern. Nur Wenige wissen, daß eigentlich dieser Typus der Scheuerfrau, weil er die Masse bildet, weil er den Sonderzwecken der Willensstarken und Machthungrigen ein gefügiges Werkzeug ist, mit seinen weibischen Instinkten und seinem faustdicken Aberglauben unseren Gesetzen und unseren gesellschaftlichen Formen sein Gepräge aufdrückt. Aber Jeder weiß wohl, wie viel kleines Unheil die gewöhnliche, unverkleidete, echte Scheuerfrau um sich her verbreitet. Da werden brennende Petroleumlampen so dicht an die Gardine gerückt, daß diese nothwendig Feuer fangen muß; da werden Gegenstände mitten auf die Treppe gestellt, damit der zunächst Kommende nur ja stolpere und ein Bein breche; da werden kleine Kinder ohne Aufsicht allein gelassen, gleichsam als wolle man sie zwingen, aus lose verriegelten Fenstern hinauszufallen oder mit bequem umherliegenden Zündhölzern sich und die Nachbarschaft in schwerste Gefahr zu bringen. Und all diese und viele andere Dummheiten werden begangen, nur weil die Menschen ihre Gedanken nicht von der Ursache zur Wirkung noch von der Wirkung zur Ursache bewegen können. Diese Fähigkeit oder dieser Trieb — oder ists Beides? — fehlt ihnen. Das hat zur Folge, daß kein solches Ereigniß — zumal wenn es nur ein mitgetheiltes ist — als kausaler Zusammenhang ihrem Wissen sich einprägt; so wird dann auch das nächste Mal eine ähnliche gegebene Anfangsthatsache nicht im Stande sein, ihnen als Ursache einer früher erlebten Erfahrung zu erscheinen. Daher gewinnt ihr ganzes Handeln etwas Triebartig-Reflektorisches; es wird nicht beständig von Vorstellungen geregelt, sondern nur von Anschauungen und Gefühlen ausgelöst. Die Dummen leben nur ein Augenblicksleben; der Blick in die Vergangenheit und die Zukunft fehlt ihnen; sie können keine Erfahrungen machen und aus der Erfahrung nichts lernen.

Das kontradiktorische Gegentheil von Dumm ist Klug. Jemand kann in größerem oder geringerem Umfange klug sein; er ist aber entweder dumm oder klug, kann nie Beides zugleich sein. Das Wesen der Klugheit besteht darin, daß der Mensch in Folge seiner Naturanlage von den Erscheinungen des Lebens zum kausalen Denken angeregt wird, daß er bei den Ereignissen oder den fremden Handlungen nach dem Warum, bei den eigenen nach ihrer Folge fragt. Aber freilich besteht das Wesen der Klugheit nicht in dieser Fragestellung allein, sondern meist auch in der Kunst, die richtige Antwort zu finden. Von dem Grade dieser Fähigkeit hängt das Maß der Klugheit ab, über das Einer verfügt. In dieser Welt wird sehr viel gefragt, aber auf die schwierigsten Fragen vermögen nur die ganz großen Meister zu antworten. Immerhin steckt auch in dem bloßen Fragen, in dem Mirari schon ein Verdienst, schon ein Anfang des Erkennens.

Im Gegensatze zum Dummen wird der kluge Mensch von allerlei Wünschen und Wallungen gequält; und je Größeres und Mannichfacheres er anstrebt, um so mehr wird sein Geist getrieben, nach Mitteln sich umzusehen, nach Gründen und Ursachen zu forschen, sich kausal und final zu bethätigen. Der Sinn der Menschen ist auf Vielerlei eingestellt. Aber da Alles, was dem Einzelnen oder den Vielen als begehrenswerth erscheint, unter dem Begriff der Lebensgüter zusammengefaßt wird, so kann man schon sagen, daß all unsere Anstrengungen dem Erwerb und der Erhaltung solcher Lebensgüter, realer wie ideeller, gelten und daß keine Handlung — außer dem Selbstmord — denkbar ist, die nicht diesem Ziele zustrebt, als Mittel zu diesem Zweck unternommen wird.

Wie nun unser Grundbegriff „Klug" jeweilig eine andere Schattirung bekommt, je nachdem mehr in der einen oder mehr in der anderen Richtung gedacht wird: Das zu verfolgen, ist sehr interessant. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß dem Denken seine Richtung immer von dem zu Grunde liegenden Streben vorgeschrieben wird, von dem Ziel, das man gerade im Auge hat. Klug im engeren Sinn, besonnen, vorsichtig, entsprechend dem Lateinischen prudens = prouidens, benimmt man sich, wenn man sich erfolgreich bemüht, seinen Besitzstand zu erhalten, sich in erster Linie vor Schaden zu bewahren, vor Einbuße an Gesundheit, Vermögen, Achtung und Ansehen. Dieses Streben stellt uns am Häufigsten die Frage: Was wird die Folge dieser Handlung oder Unterlassung sein? Man ist da immer mehr im Zustande der Abwehr als in dem des Angriffes. Man studirt die Menschen und ihre Motive, nicht, um sie auszubeuten, sondern, um sie nicht unnütz zu kränken und herauszufordern. Man wird in dieser Beziehung nur wenige „Dummheiten" begehen. Dummheiten werden ja bekanntlich nur von klugen Leuten gemacht, nicht von Dummen. Solche „Dummheiten" sind eine nothwendige Naturerscheinung, wie etwa die Jahreszeiten oder die Gewitter; alle menschliche Einsicht und Voraussicht, auch die des Klügsten, hat ihre Schranken. Daß aber in der selben Lage die selben Dummheiten immer wiederholt werden, daß der Einzelne und die Gesammtheit aus ihrer individuellen oder Stammeserfahrung nichts lernen: Das klingt nicht gerade verheißungvoll für die weitere Entwickelung des Menschengeschlechtes.

Wer dagegen erwerben und wirken, sich und die Dinge umwerthen, werthvoller machen will, wer von den Menschen und den Dingen Vortheile erstrebt, wird nicht zuerst nach den Folgen seiner Handlungen, sondern nach den Mitteln zu seinen Zwecken, nach den zureichenden Ursachen gewollter Wirkungen Ausschau

halten. Je rascher und je häufiger er hierin, dank einer angeborenen Anlage, das Richtige trifft, um so eher sind wir bereit, ihn praktisch, findig, erfinderisch zu nennen.

Der Trieb zum Erwerb ist bei vielen Menschen in hohem Maße entwickelt, während alle anderen Interessen in ihnen schweigen. Daher machen sie den Eindruck von beschränkten Menschen; daher kommt es, daß man mit einem Anschein von Recht von dummpfiffigen Bauern sprechen kann. Im Grunde wissen sich diese Leute in Dem, was sie wollen, ganz klug zu benehmen; ihre scheinbare Dummheit folgt aus ihrer Unwissenheit und mangelnden Lernbegierde. Ist Jemand mit starkem Erwerbstrieb aber auch noch herzlos und gewissenlos, so entsteht der Typus des schlauen, verschlagenen, raffinirten Verstandes.

Ein ganz anderer Typus entwickelt sich dagegen, wenn mit der Neigung zu kausalem Denken der Wunsch nach Welterkenntniß verknüpft ist, wenn der vorhandene Wissensdrang nicht so sehr darauf gerichtet ist, zu erfahren, was ist, wie darauf, den ursächlichen Zusammenhang der Dinge zu ergründen. Aus diesem Zusammenwirken seelisch-intellektueller Kräfte erwachsen die großen und kleinen Denker, der Typus des Weisen. Der Unterschied von Weise, Klug und Schlau läßt sich in einem kurzen Aphorismus zum Ausdruck bringen: Der Weise kennt den Menschen, der Kluge kennt die Menschen, der Schlaue beutet sie aus.

Hamburg. Dr. Julius Türkheim.

Das Kohlensyndikat.

Unsere Besitzenden, Groß und Klein, schenken noch immer Aktien und Renten jeglicher Art das allerlebhafteste Interesse. Selbst ruhige Börsenleute — die Urtheile der anderen sind ja ohne objektiven Werth — betrachten diese behagliche Zeit schon wie eine nicht ganz ausgewachsene Gründerepoche, deren zuversichtliche Stimmung noch ein hübsches Weilchen dauern wird. Dabei hat die fast beispiellos lange Hausse die Börsenwelt so verwöhnt, daß die Kenner schon verdrossen dreinblicken, wenn der Kurs der Harpener hinter dem von Gelsenkirchen ein Stückchen zurückbleibt oder wenn die Diskontogesellschaft eine wesentlich geringere Dividende festsetzt als die Deutsche Bank. Der Wunsch, die Hausse mit ihrem auch für die Makler so reichen Segen zu behalten, ist so stark, daß er kaum noch äußerer Nachhilfe bedarf, um sich durchzusetzen. Der größte Strike, den Deutschland bisher erlebt hat, ist ohne schädliche Konflikte beendet worden und in Privatbriefen aus Dortmund, Essen, Ruhrort werden die Geschäftsaussichten als geradezu glänzend geschildert. Aber die Börse kümmert sich darum eigentlich noch gar nicht. Sie ließ sich durch den Strike nicht stören und hat vorläufig noch keine Zeit, sich durch das Ende des Ausstandes zu neuen Freudenfesten stimmen zu lassen. Locken denn nicht genug andere Reize? In einem Jahr sollen die neuen Handelsverträge in Kraft treten. Sie werden in viele industrielle und kommerzielle Verhältnisse eine Umwälzung bringen, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Also, sagt der Börsenmann und mit ihm ein großer Theil des Publikums, wird man sich, so

lange die alten Verträge noch gelten, mit verzehnfachtem Eifer bemühen, Abschlüsse zu erreichen, rasch zu fabriziren und zu exportiren, um bis zu der Stunde, die den Wandel der Handelspolitik fühlbar macht, noch möglichst viel zu verdienen. Ein zweites Moment, das stimulirend wirkt, ist die Hoffnung auf einen nahen Friedensschluß. Täglich wird mit solcher Sicherheit behauptet, der Zar und der Mikado seien zum Frieden bereit, daß mans schließlich glaubt. Und kommt es wirklich dazu, dann ist eine neue Kurssteigerung ja so gut wie gewiß. Kein Friede ohne Hausse, sagt man; jedes Land, das nach einem Krieg von ernsthafter Bedeutung und langer Dauer Frieden schließt, muß nicht nur das Kapital mit billigen Anleihen, sondern auch die Industrie mit theuren Aufträgen erfreuen. Im Grunde ists die selbe Geschichte wie mit dem Strike. Wider alles Erwarten hat der Krieg die Hausse nicht gehemmt. Geht er aber zu Ende, dann ist erst recht Anlaß, den Segen des Friedens mit einer kräftigen Erhöhung der Kurse zu feiern.

Merkwürdig ist nur, daß man viel mehr an Ostasien denkt als an Rheinland-Westfalen. Man hätte doch Grund genug, sich mit der im Ruhrrevier entstandenen Situation ernstlich zu beschäftigen. Sie ist nicht etwa nur für den Sozialpolitiker, sondern auch für den praktischen Geschäftsmann von beträchtlicher Wichtigkeit. Was in diesem Jahr an der Ruhr geschah, ist kein kleines Wunder. Ein Riesenstrike, der fast vier Wochen dauerte, ist ohne irgendwie gefährliche Ruhestörungen beendet worden. Alle Sympathien waren auf der Seite der Arbeiter. Die Noth wird nicht allzu groß werden, denn manche Zechen haben ihren Belegschaften schon Vorschüsse gewährt und dieses gute Beispiel wird hoffentlich allgemein nachgeahmt werden. Trotzdem der Strike diesmal mitten im Winter, nicht, wie 1889, im Mai begann, ging die Kohlenversorgung ruhig weiter und der Kohlenpreis stieg nicht. Sind diese Thatsachen nicht lehrreich? Wer daran zweifelt, möge die Geschichte des neunundachtziger Ausstandes studiren. Damals hatten wir weder ein Kohlensyndikat noch ein Kohlenkontor. Als die Förderung wieder begonnen hatte, steigerten einzelne Zechen im Laufe von acht Tagen die Preise um hundert Prozent. Für einen Waggon Gießereikoks, der im Mai noch für hundert Mark zu haben gewesen war, wurden im nächsten Winter mindestens dreihundert verlangt und bezahlt. Jetzt sahen wir ein ganz anderes Bild. Während der Strikewochen versorgte das Kohlenkontor, trotzdem es in seine Verträge natürlich die Strikeklausel aufgenommen hat, seine Kundschaft mit Kohle, deren Preis nicht erhöht war, die nur die durch Bahnfracht und Lagerung etwa entstandenen Spesen zu tragen hatte. Um den Werth dieser Leistung zu ermessen, muß man sich erinnern, welchen Bereich das Syndikat dem Kohlenkontor als Berufssphäre angewiesen hatte. Den ganzen Rhein, Süddeutschland, Elsaß-Lothringen, Holland, die Schweiz, Alles, was von der Ruhr aus verschiffbar ist, ferner die gesammte Streckenversendung südlich von Koblenz: für diesen ganzen Arbeitkomplex war das Kohlenkontor zuständig. Freilich kon es zu wirklichem Kohlenmangel nicht kommen, weil — ich sagte es hier schon, e der Strike begann — die Lager überfüllt waren und für lange Zeit ausreichte. Vor sechzehn Jahren aber nutzten die Zechen die Gelegenheit skrupellos aus; je hat die Syndikatsleitung dafür gesorgt, daß die Marktlage unverändert blie Interessante Einzelheiten werden erzählt. So hatte, zum Beispiel, schon in d ersten Strikewoche die Firma Heyl in Worms Anerbietungen erhalten, auf die si vielleicht in dem Glauben, die Arbeiteinstellung werde nur ein paar Tage daue

nicht einging. Als sie dann die Nothwendigkeit einer umfassenden Vorsorge erkannte, waren ihre Deckungordres nicht mehr so schnell auszuführen. Und nun spielte der Zufall seltsam: an dem selben Tag, wo der Freiherr von Heyl im Reichstag eine ziemlich scharfe Rede gegen das Syndikat hielt, wurde seiner wormser Firma eine ganze Schiffsladung vom Kohlenkontor zur Verfügung gestellt. Die Vorgänge dieses einen Tages mögen beiden Theilen eine Ueberraschung bereitet haben. Das Syndikat hat, nach der neuen Eintheilung in Reviere, übrigens noch andere Kohlenkontore; eins in Dortmund, eins, für das siebenzehnte Revier, mit dem Sitz in Kassel, von wo aus Thüringen versorgt wird, aber kein zweites von der Größe des Hauptkontors, dessen Bezirke ich soeben aufzählte. Nirgends hat man versucht, eine Preissteigerung zu erreichen. Undenkbar ist ja nicht, daß im Syndikat, gegen Kirdorfs kluge Politik, der Wunsch, die Preise zu erhöhen, sich noch durchsetzt. Auch dann aber braucht das größte Kohlenkontor diese Schwenkung nicht mitzumachen; es kann ruhig zu den bis jetzt geltenden Bedingungen weiterliefern und sich einfach an die festen Anstellungen halten, die es vom Syndikat bekommen hat.

Diese Frage kann leicht wichtig werden. Im Syndikat hat jede Zeche Stimmrecht; die Gemäßigten können bei Abstimmungen also auch einmal unterliegen. Und die Zahl der Zechenbesitzer, die für die Jahreslieferung 1905/6 eine Preiserhöhung um fünf Mark wünschen, soll, wie ich höre, nicht klein sein. Möglich, daß sie bald einen dahin zielenden Antrag stellen. Die Beseitigung der Vorschrift, nach der die Förderung um zwanzig Prozent einzuschränken war, wird zwar den durch den Strike bewirkten Ausfall in ein paar Monaten wieder einbringen. Doch die Herren haben vier Wochen lang nichts verdient und möchten als gute Kaufleute nicht nur den Ausfall an Produktion, sondern auch den an Geld schnell wieder einholen. Dagegen wäre nicht viel zu sagen, wenn sichs um einen anderen, nicht so allgemein unentbehrlichen Bedarfsartikel handelte. Hier aber gehts um die Kohle, die Jeder braucht, der Aermste wie der Reichste, und deshalb ist die Oeffentliche Meinung geneigt, zunächst einmal zu prüfen, ob die Verluste, die auf Kosten der Verbraucher ausgeglichen werden sollen, nicht am Ende durch eigene Schuld der jetzt Leidtragenden herbeigeführt waren. Ich könnte diese Frage nicht verneinen. Seit Jahr und Tag wären die Zechenbesitzer verpflichtet gewesen, die Uebelstände zu beseitigen, die allmählich die Erbitterung der Belegschaften bewirkten. Aber die leitenden Herren wußten von Alledem nichts, weder von den Mißständen noch von der Erbitterung; und das Schlimmste war, daß auch die Bergbehörde über die Stimmung nicht orientirt war. Vielfach glaubte man auch, auf einem Herrenstandpunkt verharren zu können, der heutzutage nun einmal nicht mehr haltbar ist. In der Brochure, die der Bergmeister Engel über den Ausstand veröffentlicht hat, fand ich die folgenden Sätze: „Als Argument zu Gunsten des Kontraktbruches wird sehr oft der Umstand angeführt, daß das einzige Kapital des Arbeiters seine Arbeitkraft sei. Das trifft zu. Im Gegensatz zum Unternehmer hat er aber einen unermeßlichen Vortheil dadurch, daß dieses einzige Kapital das mobilste ist, das man sich denken kann. Der Unternehmer hat seine Anlage geschaffen und ist damit an einen festen Platz gebunden. Er bleibt an die Scholle gefesselt, wenn die Verschiebung der Betriebsverhältnisse seinen früher lohnenden Betrieb zu einem unlohnenden macht." Es ist wirklich schwer, solche Aeußerungen mit ernster Miene anzuhören. Man stelle sich vor, ein Direktor der Deutschen Bank sagte zu seinem jüngsten Kassen-

boten: „Sie haben einen unermeßlichen Vortheil für sich, wenn Sie Ihre Stellung meiner vergleichen. Sie sind mobil und können eben so gut wie bei uns morgen auch bei der Diskontogesellschaft oder bei der Darmstädter Bank die Wege besorgen. Mir ist solcher Stellungwechsel versagt. Ich bin nun einmal an diesen Bankpalast gefesselt und könnte, wenn ich wollte, nicht anderswo eintreten." Das klänge wie bitterster Hohn. Herren von so rückständiger Weltanschauung haben nicht das Recht, sich von den Folgen ihrer Fehler durch Preissteigerungen zu entlasten. Ganz richtig, sagt nun Mancher; dann aber muß also der Aktionär diese Folgen tragen, der an den Fehlern doch unschuldig ist. Mir scheint er nicht so unschuldig. Die Aktionäre könnten ihr Stimmrecht in den Generalversammlungen auch zur Kontrole der Betriebseinrichtungen benutzen und dafür sorgen, daß der Arbeiter gerecht und human behandelt wird. Kümmern sie sich aber nur um die Dividende, dann ist es auch nicht unbillig, daß sie die von Direktion und Aufsichtrath gemachten Fehler mitbüßen.

Die wirthschaftliche Bedeutung des Kohlensyndikates wird noch immer nicht hoch genug geschätzt. Der Nutzen, den es der Allgemeinheit bringt, ist viel, unendlich viel größer als die Summe aller Fehler, die es mitunter macht. Gerade deshalb würde ichs als ein Unglück betrachten, wenn die hitzigeren Elemente in Essen die Oberhand gewönnen. Falsch war schon, daß die leitenden Männer, an deren Spitze doch der vom Professor Schmoller neulich mit Recht so gerühmte Geheimrath Kirdorf steht, den Mitgliedern in der Behandlung der Ausstandsgefahr völlige Freiheit ließen. Dieser falsche Schritt hat ja auch sehr unangenehme Folgen gehabt. Hoffentlich wehren die Herren Kirdorf und Genossen sich mit äußerster Energie gegen das unverständige Streben nach einer Preissteigerung. Sie werden jetzt endlich gemerkt haben, wie ungünstig dem Syndikat in der Regirung und in den Parlamenten die Stimmung ist. Das Gesetz gegen die Versuche, Zechen stillzulegen, sieht freilich schlimmer aus, als es ist. Erstens ist die Hauptarbeit auf diesem Gebiet schon gethan und kaum anzunehmen, daß in nächster Zeit noch viele Zechen außer Betrieb gesetzt werden sollten. Und zweitens ist die Anwendbarkeit solcher Gesetze gewöhnlich nicht so bequem, wie man vorher dachte. Wer hat denn die Verbände in der Cementindustrie gehindert, einzelne Fabriken zu kaufen und zu schließen? Wer schalt den Freiherrn von Stumm, als er in benachbarten Hütten Konkurrenzbetriebe einstellte? Auch dadurch wurden doch Arbeiter geschädigt. Kein Mensch aber sprach in der Oeffentlichkeit damals ein tadelndes Wort.

Wer gegen das Syndikat schreibt, ist des Beifalls sicher. All die Herren aber, die seit Monaten solche Artikel schreiben, müßten, um das Zimmer, in dem sie am Schreibtisch sitzen, zu heizen, viel mehr Geld ausgeben, wenn das Syndikat nicht die Preise gehalten hätte. Auch die dem Kohlenkontor gemachten Vorwürfe sind meist übertrieben, oft sogar gänzlich unbegründet. Früher kontrahirte das Syndikat nur mit den großen Verbrauchern und mit den Händlern. Die essener Centralstelle fragte nicht, ob die Händler mit Schaden oder mit unverhältnißmäßigem Nutzen verkauften; sie konnten mit ihrer Waare machen, was ihnen beliebte. In Essen war man zufrieden, wenn jede Firma, die größte wie die kleinste, eine Kaution gestellt hatte, deren Höhe durch die in den nächsten sechs Wochen zu liefernde Quote des Gesammtabschlusses bestimmt wurde; jeder Fünfzehnte war Zahltag. Was war die Folge? Ein höchst unheilvoller Wettbewerb zwischen den einzelnen Händlern. Als dann die Gründung des Kohlenkontors wahrscheinlich

wurde, suchte jeder Händler sich eine möglichst hohe Kontingentirung zu sichern. Das, hoffte er, sei zu erreichen, wenn er mit hohen Umsatzziffern paradiren könne: und so lieferte man schließlich zu jedem Preis, um nur ja recht viele Umsätze zu machen. Bei der Gründung des Kohlenkontors ging das Syndikat von sehr klugen und nützlichen Erwägungen aus. Das Kontor sollte Dreierlei sichern: statt der schwankenden Konjunkturpreise feste Sätze auf der Basis der Syndikatsverträge; angemessene Schlepplöhne; und drittens vernünftige Schiffsfrachten. Auf all diesen Gebieten war aber vorher so leichtfertig geschleudert worden, daß die Abnehmer, als plötzlich die erhöhten Sätze galten, sich ungebührlich ausgebeutet glaubten. Das ist nicht schwer zu verstehen. Fortan konnte man eben nicht mehr den einen gegen den anderen Verkäufer ausspielen; die persönlichste Art der Verhandlung war überhaupt kaum noch bequem zu erreichen. Und natürlich arbeitete das neue Kontor nicht sofort mit der wünschenswerthen Exaktheit; so glatt wie später ging es anfangs mit den Abschlüssen nicht. Jede neue Organisation muß sich einleben, ehe sie ohne Mängel funktionirt. Heute reisen die Leiter der Kontore zu ihren großen Kunden und besprechen mit ihnen mündlich Bedarf und Bedingungen; ganz wie es früher die Händler thaten. Daß man den Abnehmern verbot, von outsiders zu kaufen, war, wie mir scheint, ein Fehler. Dieses Verbot hat nicht viel zu bedeuten, ist ziemlich überflüssig und sieht von Weitem wie Tyrannei aus. Thatsächlich trifft es aber nur die Zechen Gladbeck und Freie Vogel, ist im Grunde also nicht der Rede werth.

Das Syndikat hat die Kohlenproduktion, das Kontor hat den Kohlenhandel und die Kohlenverschiffung sachgemäß regulirt. Ehe es ein Syndikat gab, hatten Händler und Konsumenten mit vielen Zechen zu thun und die üblen Folgen dieses Zustandes waren sehr fühlbar; jetzt arbeiten sie mit einer Centralstelle. Ehe es ein Kohlenkontor gab, mußten die Konsumenten mit einer ganzen Schaar konkurrirender Händler rechnen; natürliche Folge: bald hohe, bald niedrige, aber niemals feste Preise. Die Behauptung, für das Publikum sei es besser, unter vielen Händlern wählen zu können, scheint mir eine billige Phrase, gegen die alle Thatsachen des Wirthschaftlebens zeugen. Und daß der Arbeitmarkt dieses ungeheuren Gebietes durch die neuen Organisationen in einem früher für unerreichbar gehaltenen Umfang gesichert ist, dürfte dem Sozialpolitiker auch nicht gleichgiltig sein.

War der Strike nun für die Produzenten ein Unglück? Ganz einfach ist die Antwort nicht. Die überfüllten Lager sind während des Ausstandes zum größten Theil geleert worden und für die Industrie, die Eisenbahnen und den Hausbrand ist jetzt nur der weitere Bedarf, nicht ein Ausfall, zu decken. Mancher Beobachter wird finden, diese Entwickelung der Dinge sei eigentlich als ein unerhoffter Glücksfall anzusehen.

Pluto.

Hof und Dom.

Hierarchie und romantischer Kunstdilettantismus haben den Dombau wieder aufgenommen. Der gothische Dom ist der katholisch-kirchlichen Frömmigkeit des Mittelalters, so zu sagen, auf den Leib zugeschnitten; als diese eine Veränderung erfuhr

als die Menschheit anfing, in den Banden der allbeherrschenden Kirche sich nicht mehr behaglich zu fühlen, erlahmte auch der Trieb, Gebäude hinzustellen, die eben nur dieser Art von Frömmigkeit entsprachen. Friedrich Wilhelm der Vierte, ein Monarch, in dem der religiöse und der Kunstsinn leider stärker waren als der geschichtliche und besonders als der politische Sinn, hat dem Bau durch erkleckliche Summen Vorschub geleistet. Sein religiös-ästhetischer Sinn machte ihn dem Plan geneigt; wenn religiös-ästhetischer Sinn ein solcher ist, der mehr Geschmack für Religion als wirkliche Religion hat, der mit der Frömmigkeit spielt und in der Kunst frömmelt, der, statt Eins dem Anderen die Hand reichen zu lassen, Eins durch das Andere verfälscht. Der neue Dom wird nun als eine kolossale Lüge dastehen, als ein unerfreuliches Denkmal der inneren Unklarheit, des in Religion und Kunst gleich gedankenlosen Dilettantismus unserer Zeit. Unsere Frömmigkeit hat jetzt etwas Künstliches. Wäre sie noch recht naturwüchsig, so machte sie auch die Fehlgriffe nicht, die wir sie jeden Tag machen sehen. Sie baute nicht für den protestantischen Gottesdienst in gothischem (Das heißt: katholischem) Stil; noch weniger würde sie protestantische Kirchen mit gemalten Fenstern zieren. Daß der Geistesklarheit des Protestantismus nur das helle, ungebrochene Licht farbloser Scheiben, nicht das dämmernde Helldunkel der bunten Fenster angemessen ist, bedarf keines Beweises. Dennoch will ich den gemalten Fenstern, so weit Reste davon in protestantischen Kirchen noch vorhanden, also herkömmlich sind, nichts anhaben; nur neue malen und einsetzen zu lassen, halte ich, wenn es nicht versteckte Katholiken sind, die sie stiften, für ein Handeln Solcher, die nicht wissen, was sie thun. Wenn es gelänge, die gemalten Scheiben auch aus der protestantischen Predigt zu verbannen: wer weiß, ob ich nicht wieder ein Kirchgänger würde?

David Friedrich Strauß.

Die ganze Sehnsucht nach einem Dom in Berlin ist bezeichnend. Was ist ein Dom? Doch wohl ein kirchlicher Bau von höherer Bedeutung als die gewöhnliche Pfarrkirche. Dom, Münster, Kathedrale nennt man jene katholische Kirche, der ein Bischof vorsteht. Einen Bischof hat die protestantische Kirche nicht, wenigstens nicht im Sinn des Katholizismus. Den berliner Dom kann man nur als Bischofskirche des preußischen Summepiskopates betrachten. Aber der summus episcopus, der König, verrichtet in der Kirche keinerlei kirchliche Handlung. Er ist in ihr Gemeindemitglied, ein vornehmes; aber kein Priester. Er ist nicht einmal ein Geistlicher. Er hat keine Schaar von Ministranten und Sängern um sich und liest kein Hochamt. Er braucht keinen Chor und betritt diesen nicht, um das Abendmahl zu spenden, sondern nur, um es zu nehmen. Das, was in der katholischen Kirche der Zielpunkt ist: das köstlich reich entwickelte Chorhaupt, fällt hier fort Schon Schinkel (und nach ihm Andere) suchte an dessen Stelle aus künstlerisch formalen Gründen eine Halle zu setzen, die er in seinem Domentwurf, im Gegensatz zu dem dreischiffigen Langhaus, der Predigtkirche, als Abendmahlkirche bezeichnete. Friedrich Wilhelm der Vierte ließ den Dom nach eigenen Gedanken dur Persius und Stüler als fünfschiffige Basilika für die eigentliche Kirche ausbilden un fügte einen anstoßenden, jenem von Pisa nachgebildeten Campo Santo, einen Kreuzgan, mit Gruftkapelle hinzu. Der Dom wurde begonnen; aber die Revolution unterbrach den Bau, der dann lange Zeit nicht wiederaufgenommen wurde. Die Romantik, die ihn geplant, und der Idealismus, der ihm Form gegeben hatte, waren Beide zusammen nich stark genug, um ein Werk zu vollenden, dem der innerste Zweck fehlte. Und wohl Keiner, der den Plan des Königs kennt, wird bedauern, daß er nicht ausgeführt worden ist.

Cornelius Gurlitt.

Architektur ist die Kunst, welche die vom Menschen zu irgend einem Zweck errichteten Bauwerke so anordnet und schmückt, daß ihr Anblick geeignet ist, zur Kraft, Gesundheit und Freude seiner Seele beizutragen. War es nothwendig für die Durchführung des mosaischen Gesetzes, daß mit dem Gottesdienst im Tempel oder Tabernakel Kunst und Pracht verbunden war? Mußten so viele Messingspangen und silberne Säulenfüße dabei sein? Vergoldungen und Schnitzarbeit in Cedernholz? Eine furchtbare Gefahr lag darin; die Gefahr, daß den egyptischen Leibeigenen die so angebetete Gottheit den Göttern verwandt scheinen konnte, die sie mit ähnlichen Prunkgaben geehrt sahen Gegen diese Gefahr gab es ein Mittel, das uns sehr einfach dünkt: der Gottesdienst mußte all der prächtigen Hüllen entkleidet werden, die nur die Sinne entzücken und die Einbildungskraft erregen. Muß die Stiftshütte denn glänzend sein, um die Herrlichkeit des Gottes erkennen zu lassen? Wer den Armen giebt, wer im Sinn des göttlichen Gebotes tugendhaft lebt, bringt dem Herrn ein würdigeres Opfer als Einer, der den Tempel schmückt. Nicht die Kirche brauchen wir, sondern die freie Hingebung; nicht die Gabe, sondern den Willen zum Geben. Jede unangebrachte Prachtentfaltung, die doch nur Selbstbespiegelung ist, soll man bei solchem Werk vermeiden. Der Bau soll still und tief wirken. Solchen Eindruck erreicht man am Sichersten durch gute Ausführung; dadurch, daß auch die einfachste Steinarbeit kein berechtigter Tadel treffen kann. John Ruskin.

Auf Julians Geheiß sollte der alte, weit und breit berühmte Tempel zu Jerusalem, in dem einst Salomo so großartige Opfer dargebracht hatte, sich aus seinen Trümmern wieder erheben. Der Kaiser selbst wies bedeutende Summen dazu an und aus allen Theilen des Reiches flossen die Beiträge der Gläubigen zusammen. Da hemmte, wie es heißt, ein schreckliches Wunder die Fortsetzung des Baues. Ein überflüssiges Wunder; denn der Umschwung der Dinge nach dem Tode Julians hätte dem romantischen Dombau von selbst ein Ende gemacht. David Friedrich Strauß.

Der König hat zum Ordensfest diesmal einige Ueberraschungen vor; neuen Prunk. So hatte er Herolde in mittelalterlichen Trachten bestellt, aber bald wieder, in Mißmuth über die Kammern, abbestellt. Er besucht Werkstätten der Künstler, giebt Aufträge, macht Einkäufe; Alles mit romantischem Eifer, doch ohne feste Gedankenrichtung und Geschmack. Der Prinz von Preußen spottet bitter darüber. Krummacher hielt am Sonntag in der Dreifaltigkeitskirche eine durch und durch weltliche Predigt, schalt Berlin ein Sodom und Gomorrha und lobte den König als den ersten Fürsten der Welt, das Muster eines frommen, gottbegabten, staatsmännisch weisen Regenten. Ueber diese plumpe Schmeichelei schüttelt sogar der Küster den Kopf. Karl August Varnhagen von Ense.

Friedrich Wilhelm der Vierte faßte den glücklichen Gedanken, an der Stelle des unscheinbaren friderizianischen Domes im Lustgarten eine reiche Kathedrale zu errichten, das prächtigste Gotteshaus der festländischen Protestanten, zum würdigen Abschluß des schönen Straßenzuges vom Brandenburger Thor her; doch die Jahre vergingen über Entwürfen und Gegenentwürfen und zuletzt ward nichts vollendet als der kostspielige, in das Bett des Flusses hineingeschobene Unterbau der Chorabschlüsse, so daß die Berliner höhnten, hier wachse das theuerste Gras von Europa. Es war eine herbe Enttäuschung; denn dieser Dom sollte die Krone werden über die dreihundert Kirchen, die der fromme Monarch in zwei Jahrzehnten theils wiederherstellte, theils neu erbaute. Seine Neubauten verleugneten nirgends den feinen Geschmack des Bauherrn, doch erschienen die meisten nur wie leicht hingeworfene Zeichnungen eines geistreichen Dilettanten, ohne Kraft und künstlerische Durchbildung ... In Schinkels Altem und Stülers Neuem Museum spie-

gelte sich der Charakter der Regirungen des dritten und des vierten Friedrich Wilhelm treulich wieder. Dort einfache Würde, ruhige Hoheit; hier ein anspruchsvoller alexandrinischer Prachtbau, der dem Auge nirgends ein Gesammtbild darbot; die Räume, trotz mannichfachen Einzelschönheiten, bunt, unruhig, überladen. Der neue Generaldirektor war ein gelehrter Kenner der kirchlichen Alterthümer und sorgte unter des Königs unmittelbarer Leitung eifrig für die Vermehrung der Sammlungen; für die Kunst der Lebenden zeigte er kein Verständniß. Als die akademische Prachtausgabe der Werke Friedrichs vorbereitet wurde, verstand es sich schon von selbst, daß nur Menzel den Auftrag zur Ausführung der zweihundert Vignetten erhalten konnte. Dem Monarchen aber war offenbar nicht recht geheuer bei dem Realismus und der kriegerischen Kraft dieser friderizianischen Bilder; er besprach sich niemals mit dem Künstler, ließ sich niemals einen Entwurf vorlegen, obgleich er doch sonst so gern in der Kunst dilettirte. Während der sechsjährigen Arbeit erhielt Menzel vom Hof nur die einzige Weisung, daß keine Vignette die Höhe von zwölf Centimetern überschreiten dürfe. An wahrhaft genialen Baumeistern besaß diese Zeit nur einen: Gottfried Semper; und ihn versuchte König Friedrich Wilhelm seltsamer Weise nie für sich zu gewinnen. Die neue Zeit, die so oft verkündete, zeigte sich Jedem handgreiflich in der geschmackvollen Pracht des neuen Hofes. Der König liebte, in reichen, vier- oder sechsspännigen Wagen daherzufahren; er gab der Hofdienerschaft schöne silberne, mit schwarzen Adlern gestickte Kragen an ihre Uniformen, den Pagen wieder die malerische rothe Tracht aus den Zeiten Friedrichs des Ersten, den Marschällen der Landstände Marschallsstäbe, den Professoren der Universitäten würdige Talare; die Ritter vom Schwarzen Adler ließ er im Kapitel wieder die rothen Ordensmäntel anlegen und die Richter des Rheinlandes wollte er nicht anders als in der feierlichen Robe der französischen Magistratur vor sich sehen. Das Alles war ihm mehr als Form; er hielt sich verpflichtet, das Königthum von Gottes Gnaden und alle seine Diener wieder in standesmäßigem Glanz auftreten zu lassen. Als ihm General Thile einmal vorstellte, die Einfachheit der preußischen Monarchen, namentlich Friedrich Wilhelms des Dritten, hätte allgemeine Ehrfurcht erweckt, die neuen, glänzenden Formen würden vom Volk nicht verstanden, ja, vielleicht für theatralisch gehalten werden, da dankte er dem treuen Freund für seine Offenheit und erklärte: „Dennoch können offenbare Irrthümer mich in meinen Ansichten nicht wankend machen. Gewiß ists, daß viel, sehr, sehr viel Anstand verloren gegangen ist. Das ist, weit entfernt, mich zu veranlassen, so fortzufahren, die Ursache, warum ich den Anstand und als solchen Zeichen verliehener Würden wieder einführe. Darum die Amtstracht des Magnifikus und der Professoren, darum die Amtstracht der Richter, darum den Marschällen Marschallsstäbe. Bei der Landtagseröffnung werde ich mir, wie bei der Huldigung, die Reichsinsignien vortragen lassen. Saum cuique." Dem königlichen Maecenas wurde das grausame Schicksal, daß er nur an einer Stelle, in Potsdam, Werke hinterließ, die sein eigenstes Wesen der Nachwelt getreu überliefern. Für Berlin reichte eine solche mehr schmückende und spielende als schöpferische Kunstthätigkeit nicht aus. Sollte der Kunst der Hauptstadt die verheißene neue Blüthezeit erscheinen, so mußten monumentale Bauten von mächtiger Eigenart den Werken Schlüters und Schinkels gegenübertreten, die den architektonischen Charakter Berlins bisher bestimmt hatten; und dieser Aufgabe war der unruhige Geist Friedrich Wilhelms nicht gewachsen.

Heinrich von Treitschke.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. März 1905.

Ruß.

Zwischen Dänemark und England, nah bei der Doggerbank, wo Sir Hyde Parker, der Vater, einst den holländischen Admiral Zoutman schlug, hat das russische Ostseegeschwader auf die huller Fischerflotille geschossen, zwei Menschen getötet, ein paar andere leicht verwundet und beträchtlichen Materialschaden angerichtet. Das geschah in der einundzwanzigsten Oktobernacht des Jahres 1904. Morgens wurde die Welt durch ein wildes Gebrüll des britischen Löwen geweckt. Unerhörte Ruchlosigkeit; die Humanität ist, das Kulturempfinden der Menschheit geschändet. Gar so unerhört war die Sache leider nicht. In dem thörichten Krieg, der Spanien um seinen Seehandel und um die Herrschaft über die amerikanischen Kolonien brachte, wurde in einer Julinacht des Jahres 1801 eine franko-spanische Marinedivision durch ein listiges Manöver der Engländer so verwirrt und getäuscht, daß die Alliirten, auf dem Wege nach Kadix, einander für Feinde hielten und wüthend beschossen; zwei spanische Schiffe kämpften im Dunkel so lange und so hitzig gegen einander, daß beide in Brand geriethen und mit Mann und Maus untergingen. Während der Großen Manöver der französischen Flotte, die an Erfahrung und Disziplin der russischen doch weit überlegen ist, sind Kreuzer nachts oft für Avisos, Torpedoboote sogar für Panzer gehalten und armirte Handelsdampfer als Theile des feindlichen Geschwaders beschossen werden. Eine für Sekunden auch nur falsche Lichterstellung, ein plötzlich aufleuchtender Mondstrahl, ein rasch vorüberhuschender Nebelstreif, der die Konturen verwischt oder dicker erscheinen läßt, kann, bei der Kompliziertheit des Apparates, die ärgste Verwirrung stiften. Auch wir haben, zu Land und zur See, auf Wachtposten (Lück) und

Sportfesten (Kiel), schon merkwürdige Folgen militärischer Nervosität erlebt. Und ein Brite, der Kapitän des englischen Kanonenbootes „Leda", hat vor fünf Jahren ohne zwingenden Grund den französischen Lugger Étoile de Mer beschossen; dabei kam ein Matrose ums Leben. Thut nichts: der Leu brüllte. Alles, was unterm Union Jack erreichbar war, wurde eilig mobil gemacht. Krieg gegen Rußland? Sicher, wenn die Schuld nicht sofort gesühnt, der Admiral Roschdestwenskij nicht morgen schon der Kommandogewalt für immer entkleidet wird. Natürlich glaubte kein Mensch von Durchschnittsverstand, die huller Dummheit könne zum Krieg zwischen Britanien und Rußland führen; nur in den Zeitungen that man, als glaube mans, und schürte, leider auch in Deutschland, das Feuer der lieben Kanalvettern. Diese Moskowiter! Immer im Wodkataumel; meist schon vormittags, spätestens sicher abends sternhagelvoll. Die wüsten Kerle können einen englischen Fischdampfer nicht von einem japanischen Torpedoboot und den Himmel nicht von einem Dudelsack unterscheiden. Dampfen, ohne sich um die Geschädigten zu kümmern, nach dem Gemetzel ruhig weiter. Und Das läßt man durch die Weltmeere gondeln; statt den edlen Roschdestwenskij, diesen Saufaus und unfähigen Tropf, sammt seiner Bande ohne Federlese beim Kragen zu nehmen und seine Schiffe zu sistiren. Ueberall las mans; und keine Einrede wurde gehört. England ist Japan verbündet und hat die Ausreise des Ostseegeschwaders gewiß nicht gern gesehen. Japanische Seeoffiziere sollten in geheimer Mission nach Europa gereist sein. In Kronstadt schon war das Geschwader manchem unerklärlichen Mißgeschick ausgesetzt; noch jetzt weiß man nicht genau, wie der „Orel" zum Scheitern kam. Von allen Seiten waren die Russen vor Asiatentücke gewarnt worden. Ein Torpedoboot ist heute fast so leicht zu kaufen wie eine Yacht; und ein harmlos aussehender Kutter ist schnell armirt. An der englischen Nordseeküste oder im Aermelkanal konnte ein kleines Fahrzeug Minen legen; in einen Fischdampfer konnte ein Torpedolancirapparat eingebaut sein. Den japanischen Schlauköpfen, die das Kunststück vom neunten Februar 1904 geleistet haben, ist Alles zuzutrauen. Die stecken ihre Vorhut in russische Uniformen, vermummen sich als Mandschus und Tungusen, lassen durch Emissäre zum Strike hetzen und wissen auch auf dem Wasser höllisch Bescheid. Was gemacht werden ka wird von ihnen gemacht; und ihr gutes Kriegsrecht ist, jede erreichbare List an wenden. Vor hundert Jahren, im Sommer 1805, gab Bonaparte den Plan, Englands Küste zu landen, auf, weil eine dänische Brigg dem Admiral Vi neuve die (falsche) Nachricht gebracht hatte, Nelson sei mit einem großen (schwader unterwegs, um die kombinirte Flotte aufzuhalten und den Pas Calais zu schützen; der selbe Bonaparte, von dem das Wort stammt: A l-

guerre il est sage de tout prévoir et de ne mépriser aucun adversaire. Und seitdem ist der Listenreichthum der politischen Strategie beträchtlich gewachsen. Heutzutage verkleidet man, schminkt man Schiffe wie Theaterstatisten; ein Mast wird aufgerichtet, ein Schornstein maskirt: und die Schiffssilhouette sieht ganz anders aus als vorher. Ein paar Pinselstriche: und die Schornsteine tragen das bekannte, Vertrauen erweckende Firmazeichen einer Handelsrhederei. Nun versetze man sich in den Seelenzustand eines mit ungeheurer Verantwortung belasteten Admirals, der, an gesperrten Häfen vorbei, durch den Machtbereich eines feindlichen Staates unerprobtes Material und Personal auf den Kriegsschauplatz führen soll. Er glaubt sich, um seine Armada vor Anschlägen zu bewahren, verpflichtet, jedes Fahrzeug, das ihm mit verdächtigen Bewegungen naht, sofort als Feind zu behandeln. Wer nie in Kriegszeit auf so schwierigem Posten stand, weiß nicht, wie leicht das Gefühl der Verantwortlichkeit da zu Mißgriffen führt; in jedem Krieg sind schon vom Wind gejagte Wolken als feindliche Kolonnen von den Vorposten beschossen worden. Das wurde nach der traurigen Oktobernacht hier gesagt; doch Niemand wollte sich zur Zubilligung mildernder Umstände bequemen. Nur trunkene Rowdies, denen das ABC der Marinetechnik fehlt, konnten thun, was Roschdestwenskij und seine Sippe gethan hatten. Und die Kulturmenschheit von diesem Gesindel zu befreien, war Britaniens sittliche Ehrenpflicht.

Fast fünf Monate sind seitdem vergangen. Noch immer wissen wir nicht, ob die Russen bei der Doggerbank wirklich bedroht waren. Wissen aber, daß sie, nach kurzem Aufenthalt in Vigo, ruhig weitergefahren sind; daß Roschdestwenskij das Kommando behalten und der britische Leu sich ungemein schnell beruhigt hat. Auch, daß Englands Flotte damals nicht gegen Rußland, sondern — wegen einer vielleicht nicht ganz vorsichtigen, vielleicht von der Hast der Verbreiter entstellten Aeußerung Wilhelms des Zweiten — gegen Deutschland mobil gemacht war. Der Fall wurde einem nach der Vorschrift der Haager Konvention bestellten Schiedsgericht unterbreitet, das in Paris, am Quai d'Orsay, recht lange bei der Beweisaufnahme verweilt und nun endlich den Spruch gefällt hat. Einen sehr diplomatischen Spruch. Der war zu erwarten; denn Aussage stand gegen Aussage, der Vorgang war im Gerichtssaal nicht zu rekonstruiren und über den Thatbestand deshalb nur zu sagen: Non liquet. Wichtig und neu war in der Beweisaufnahme nur, daß auch ein skandinavischer Lotse, also ein unbefangener Zeuge, behauptete, ein feindliches Torpedoboot gesehen zu haben. Festgestellt wurde, daß Roschdestwenskij durch Signal den Befehl gab, nicht etwa auf Fischerboote zu schießen. Ich will aus dem Schiedsspruch drei Stellen anführen; in der Sprache des Originals, damit die lehr-

reichen Sätze nicht vom Ueberſetzer gefärbt ſcheinen. Erſtens: Les commissaires se plaisent à reconnaître à l'unanimité que l'amiral Roschdestwenskij a fait personnellement tout ce qu'il pouvait, du commencement à la fin, pour empêcher que les chalutiers, reconnus comme tels, fussent l'objet du tir de l'escadre. Zweitens: Les commissaires proclament à l'unanimité qu'à la fin du tir il y avait assez d'incertitude sur le danger couru pour décider l'amiral à continuer son voyage immédiatement. Drittens: Les commissaires, en mettant fin à ce rapport, déclarent que les appréciations qui s'y trouvent formulées ne sont pas, dans leur esprit, de nature à jeter aucune déconsidération sur la valeur militaire ni sur les sentiments d'humanité de l'amiral Roschdestwenskij et du personnel de son escadre. Dieſen drei Hauptſätzen hat alſo auch der britiſche Admiral, der im Schiedsgericht ſaß, zugeſtimmt. Rußland bleibt natürlich der ſchuldige Theil und muß eine hohe Entſchädigungſumme zahlen. Englands Vertreter im Tribunal hat aber ſelbſt anerkannt, daß bei Hull ein ſchwer vermeidliches Unglück geſchehen, nicht ein ſchnödes Verbrechen begangen worden iſt; daß der traurige accident keinen Grund zum Zweifel an der ſittlichen und militäriſchen Tüchtigkeit der Ruſſen giebt; und daß an der Doggerbank die Folgen des Kriegsrechtes nicht ſchlimmer waren als vor Port Arthur, wo die Japaner, um vor verkapptem Angriff ſicher zu ſein, ohne lange Umſtände auf chineſiſche Dſchunken ſchoſſen und friedfertige Handelsleute töteten... Und nun ſuche, lieber Leſer, noch einmal die Blätter Deiner Zeitung vom Oktober und November des Jahres 1904 hervor und prüfe, nach dem Aſchermittwoch, in Ruhe, was da zu leſen war.

*

Nimm, weil Du gerade dabei biſt, gleich auch den nächſten Stoß mit in die Vorderſtube; von der vierten Woche des erſten Quartals an. Noch winkt der Verleger: „Neu hinzutretenden Abonnenten wird der Roman auf Wunſch gratis und franko nachgeliefert.“ Und ſchon warnt Goethe: „Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht geleſen hat und man lieſt ſie alsdann zuſammen, ſo zeigt ſich erſt, wie viel Zeit man mit dieſen Papieren verdirbt.“ Der Fall Roſchdeſtwenſkij hats uns ſoeben gelehrt. Der Fall Gorkij ſoll es uns abermals lehren. Alexeij Maximowitſch Peſchkow, der ſich Maxim Gorkij, den bitteren Max, nennt, hat das ſüße Wohlgefühl, mit ſeinem Wort ins Weite zu wirken, früh kennen gelernt. Er iſt in die Mode gekommen; und wenn vor dem Beifall heulenden, Verſtändniß heuchelnden Troß manchmal ihn auch noch der Ekel übermannt: in hellen Stunden fühlt er das Behagen des Siegers und ſein Dichten, das die Gallenſäuren einſt dunkelgelb färbten,

strömt frei jetzt ins Sonnenland, wo frohe Hoffnungen reifen. Keine Utopia sieht er, nicht das Tausendjährige Reich milder Brüderlichkeit, das Tolstois ein Bischen kokette Inbrunst träumt. Der Brodjag, der Stromer, der auf der Walze Jahre lang durch den russischen Süden zog und in der Heimath Gogols und Shewtschenkos den Kleinrussen ähnlich wurde, der Proletarier, der als Schuster und Holzknecht, als Bäckerlehrling und Schiffskoch, als Bahnwärter und Aktenschreiber sein Leben fristete, kennt die Menschen, die Masse und ihre Psyche zu gut, als daß er so leicht sich in einen Chiliastenwahn verirren könnte wie ein müder, von Sutajews Predigt aus weltmännischer Genußsucht zu Heilandsglauben und Heilandshochmuth erweckter Graf. Nie wird der Wolf fromm neben dem Lämmlein grasen, nie der Kampf ums Dasein, das grausame Gesetz der Auslese die Menschheit in heiliger Ruhe lassen. Das weiß Gorkij; doch dem vom Erfolg früh Gekrönten schmeckt das Leben nicht mehr so bitter wie dem Landstreicher einst. Er läßt sich noch gern im Bauernhemd photographiren, sitzt aber, nicht immer mit der Leidensmiene, die er auf Rjepins Bild zeigt, in mancher Winternacht unter den Löwen der petersburger Salons. Viel ists ja nicht, was ein Dichter heute noch wirken kann. Unter Hundert, die ihm zujauchzen, treibt Neunzig der Sklaveninstinkt, der sie vor jeder Macht, jedem Erfolg auf die Knie drückt; und die Anderen wollen amusirt sein. Opfer will Keiner bringen, Keiner der Lehre das Leben anpassen. Mit dieser Erkenntniß muß auch der Poet sich abfinden. Ehrfurcht mag er die Menschen lehren, Ehrfurcht vor dem Menschlichen im elendesten Adamssohn; Selbstachtung und Respekt vor dem fremden Wesen des Nächsten. Mitleidig soll er sein und doch mit dem Untüchtigen nicht stets über die Stärke des Tüchtigen flennen. Nicht eine Moral predigen, die nicht Jedem taugt, sondern in Jedem die natürliche Lebenskraft sammeln und, als guter Gärtner, die Wurzeln dorrender Pflänzchen mit Wärme und Wasser versorgen. Und die Hauptsache: der Kundschaft bunte Geschichten erzählen; dann horchen die schwer Athmenden auf, die entschlummerte Phantasie wird befruchtet und erwachende Lebenslust scheucht den Trübsinn, des Elends impotenten Gevatter, in alle Winde. Ein solcher Dichter schreitet durch Gorkijs „Nachtasyl." Luka heißt er, nach dem Künstler-Evangelisten, der ein Arzt war, ein Fabulirer und Maler. Als Luka, mit Theekännchen und Wanderstab, aus dem Asyl weiter schreitet, ist in dem heimlosen Gesindel ein Willensrest erweckt und ein Lichtschein erhellt die Spelunke: die Erinnerung an einen Gütigen, der nicht Prediger noch Richter sein wollte, nach Schuld und Unschuld nicht fragte, Menschen menschlich sah und, wenns für seine Patienten gerade nützlich schien, das Blaue vom Himmel flunkerte. So möchte Gorkij selbst sein; er hat nicht vergessen, daß sein Kamerad Kono-

walow ihn einst bat: „Maxim, laß mich den Himmel sehen!“ Noch hat er ihn nicht entwölkt; auch in nie betretene Tiefen uns noch nicht geführt. Der Anblick seiner Menschheit packt uns nicht mit unbekannten Schauern und den Platz, auf den der Marktlärm der Mode den Sechsunddreißigjährigen weist, könnte nur stärkeres Vollbringen der Mannesjahre ihm sichern. Aber er ist ein ganz ungewöhnlich reiches Fabulirtalent und ein Psaligraph, der die Fülle der Gesichte mit gütigem Auge und flinkem Finger zu gestalten versteht. Schade, daß er so viel gelesen (sogar an Nietzsches Paradiesäpfeln genascht) hat und, wie die meisten Autodidakten, der Versuchung nicht widerstehen kann, die zerlumpten Kleider seiner Leute mit Putzaphorismen zu flicken. Unklug ists, ihn heute schon zu den großen Dichtern zu rechnen; neben den Landsleuten Gogol und Nekrassow, Dostojewskij und Tolstoi wirkt er einstweilen noch wie ein Knirps. Was er bietet, hat er von den Aelteren übernommen und in seines Wesens Art gezwungen, doch nicht selbst gefunden. Der Vicomte de Vogüé, der feinste Kritiker russischer Dichtung, liebt Gorkij sehr, weist ihm aber (in einem lesenswerthen Büchlein, das im Februar bei Plon erschien) neben Kipling und D'Annunzio den Platz an und sagt: Ses devanciers avaient doté leur pays d'un patrimoine d'idées et de sentiments sur lequel vivait la pensée russe: on voit bien par où Gorky l'entame, on ne voit pas ce qu'il y ajoute. Il doit monter plus haut, s'il veut recueillir l'héritage des grands aînés. Gogols „Mantel“ ist mehr werth als Alles, was Gorkij bisher geschrieben hat; und nur Leute, deren Lecture nicht übers Jahr 1890 zurückreicht, können den Mann aus Nishnij als einen König im Reich slavischer Poesie ausschreien, wo er bis heute doch nur ein reich begüterter Lehnsmann war. Einer, der die große Europäerglocke läuten hörte und, wie ein Britenschüler, von Evolution und Selektion spricht: unter der Tünche dennoch ein Russe; weich, ohne feste Willensrichtung, mitleidig, amoralisch, von hell aufflackerndem, doch rasch auch wieder verlöschendem Gefühl, dem nur Fanatismen zu längerem Leben hülfen. Und Luka ist ohne Fanatismus. Doch der nicht mehr allzu bittere Maxim liebt sein Volk und hat für Rußlands Jugend muthig die Stimme erhoben. Das war wie ein Wunder; steigt aus der Schneewüste eine Lerche singend zum Nah-himmel auf? Wird solcher Sänger überschätzt, dann soll man nicht schelten; leise daran erinnern, daß der Tapferkeit, nicht der Kunst hier der Lorber lo

Tapferkeit, die sich durch die That noch niemals bewähren konnte, dient nicht höheren Ruhm als Jungfräulichkeit, der kein Versucher je na. Die launische Autokratie, die dem alten Tolstoi eine Redefreiheit gewährt, sie in keinem Lande Europens auch nur vier Wochen lang denkbar wäre, l auch den jungen Gorkij ruhig seine Sturmvogellieder singen. Oft mußten

im Genuß unserer für Rede und Schrift konstitutionell verbürgten Preußenfreiheit, ihn beneiden, oft wünschen, nur vierzehn, nur acht Tage lang unangefochten reden zu dürfen wie er. Ihm geschah nichts; trotzdem er längst begonnen hatte, mit den unruhigsten Köpfen zu äugen, und sein „Falke" schon himmelan gestiegen war. Nur die Unbequemlichkeit einer Haussuchung blieb ihm nicht erspart; alle Gerüchte, die meldeten, er sei verfolgt, eingekerkert, verbannt, nach Sibirien verschickt, waren falsch: sein Biograph Botsianowskij erzählt, daß der Dichter damals krank in seiner Vaterstadt Nishnij-Nowgorod lag und von der Behörde nicht behelligt wurde. Jetzt erst, in den letzten Januartagen, kam er in ernsten Konflikt. Der „Vorwärts" brachte in Riesenlettern die Nachricht, General Trepow sei entschlossen, Gorkij nebst vier anderen Häuptern der Intelligenz henken zu lassen. Warum? Ignoramus et ignorabimus. Als ob in Rußland nicht täglich Unschuldige gehenkt würden! Manchem fehlte dennoch der Glaube an die Botschaft. Trepow mag ein Alba sein: noch hat er, seit er als Diktator in Peters Stadt herrscht, kein Todesurtheil ausgesprochen, überhaupt noch nichts Drakonisches unternommen; und das moskauer Proletariat hatte mit dem Generalgouverneur in ganz angenehmem Verkehr gestanden. Doch eine revolutionäre Partei kämpft immer unter Kriegsrecht; und wer sich gewöhnt hat, ohne Sentimentalität Politik zu treiben, wird den Sozialdemokraten kaum die Erfindung und gewiß nicht die skrupellose Ausnutzung einer Schreckenskunde als Verbrechen ankreiden. Sie reden auch in der Heimath, wo es nicht so bequem und gefahrlos ist, manchmal recht laut, wollen die Rechtsordnung, die ihnen schändlich erscheint, stürzen und müssen zu diesem Zweck nützen, was der Augenblick bietet; à la guerre comme à la guerre. Die Bourgeoisie sollte anders handeln. Sie will die Ordnung erhalten sehen, schützt die Autorität, die ihr als Stahlplatte am Geldschrank dient, und findet durchaus angemessen und nöthig, daß im lieben Vaterlande das freie Wort hinter Eisengardinen gebüßt wird. Sie mußte, nach der Logik ihrer Kaste, sagen: Daß Gorkij, dessen „Nachtasyl" uns fast so begeisterte wie Kadelburgs „Familientag", eingesperrt ist, bedauern wir sehr; aber wir wissen nicht, was er gethan hat, nicht einmal, welchen Vergehens er beschuldigt ist, müssen also abwarten, bis wirs wissen; sicher scheint schon jetzt, daß er sich nicht wegen allzu freier Poetenrede, sondern wegen einer politischen Aktion zu verantworten hat; und war er in der Bewegung, die wir die russische Revolution nennen, dann ists nur natürlich, daß er vor den Richter gestellt wird; ohne zerschlagene Eier kein Eierkuchen, ohne Martyrien keine Revolution. So hätte nüchterne Vernunft geredet.

Wir hörten andere Töne. Ich weiß nicht, ob der mossische oder der vossische Chor begann; weiß nur, daß sie einander bald im Wehgeschrei eifernd

zu überbieten versuchten, und will nur citiren, was die im Verlag vossischer Erben erscheinende Königlich Privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen ihrer Bürgerkundschaft zu sagen hatte. Erster Artikel. Wird Gorkij wirklich von den Schergen des Diktators aufs Blutgerüst geschleppt? Schon der Gedanke packt jeden empfindenden Menschen mit Grausen. Doch was ist in Rußland unmöglich? Auch der Dichter Rylejew hat ja am Galgen geendet; sehr zu fürchten, daß es Gorkij eben so geht. Was der erste Nikolai that, kann auch der zweite thun. Von Rylejew wird nur erzählt, daß er einen Musenalmanach herausgegeben, vom ersten Nikolai Alexandrowitsch nur, daß er „durch ein furchtbares Blutbad in Petersburg seinen Willen durchgesetzt hatte." Also ein armer, arglos er Poet, den (wahrscheinlich, weil er gegen das „Blutbad" seine Stimme erhob) ein Tyrann morden ließ. Wie war die Geschichte nun in der gemeinen Wirklichkeit? Im letzten Januarheft habe ich sie hier erzählt. Rylejew hatte sich dem Obersten Pestel, dem Fürsten Trubezkoi und anderen Granden und Offizieren verbündet, um bei der Maiparade den Zaren Alexander zu ermorden. Der starb, bevor der Plan Ereigniß werden konnte. Nun führten die Verschwörer die Garderegimenter gegen den neuen Kaiser, der zur Abdankung gezwungen und mit seiner ganzen Familie verbannt werden sollte. Nikolaus schickte zuerst den General Miloradowitsch, dann den Metropoliten mit der Popenschaft zu den auf dem Senatsplatz verschanzten Meuterern und ließ gegen ihre Barrikaden erst schweres Geschütz auffahren, als der greise General niedergeschossen, die Klerisei mit Musketenkugeln verjagt war. Das war das „Blutbad" vom sechsundzwanzigsten Dezember 1825. Und das Vergehen, das der Poet büßen mußte? Versuch, den Landesherrn zu töten; Aufreizung der Truppen zu dem Zweck, den Landesherrn (einen zweiten) gefangen zu nehmen, zur Regirung unfähig zu machen und die Verfassung des Reiches gewaltsam zu ändern; Theilnahme an und Führung in offenem Straßenkampf der Garde gegen den Kaiser; kaiserlicher Truppen in des Kaisers Residenz. Keins dieser Delikte wurde von dem stolzen Rylejew oder von einem anderen Dekabristen geleugnet; und jedes hätte auch das freiste Land mit dem Tode bestraft. Das ist der Fall Rylejew. So manustuprirt Tante Vossin die Weltgeschichte. Zweiter Artikel. Gorkij ist in Riga verhaftet worden, wo er „durch Herzensbande an eine der ersten Schauspielerinnen gefesselt wird." Dritter Artikel. Schon im vorigen Jahr war Gorkij „bei seiner Verhaftung in Nishnij-Nowgorod brutalen Mißhandlungen ausgesetzt" (er war weder verhaftet noch mißhandelt worden); „wer schützt ihn vor Drangsalen, wenn nicht die Stimme der Oeffentlichen Meinung in allen Kulturstaaten? Es ist Pflicht der gebildeten Welt, zu thun, was sie kann, um Gorkijs Leben zu schützen."

Vierter Artikel. „In Riga weiß Jeder, daß Gorkij sich von seiner Frau scheiden lassen will, um seine schwer erkrankt in einer Klinik liegende Freundin, eine bekannte Schauspielerin, zu heirathen; und gerade deshalb wirkt es besonders erbitternd, daß er durch die Gefangennahme verhindert wurde, ihr in der schweren Krankheit nah zu sein." Sehr nett, daß die sonst so ehrbare Tante einen Mann, der von Frau und Kindern zum Liebchen wegläuft (zu einem Liebchen, das er nicht einmal durch eine vossische Kuppelannonce kennen gelernt haben kann), so glimpflich behandelt; daß Herr Trepow aber erst feststellen soll, ob er den Danton der russischen Revolution nicht etwa beim Stelldichein stört, ist am Ende doch wohl zu viel verlangt. Ich will der Geduld des Lesers nicht längere Proben zumuthen; nur wiederholen: Während des ganzen Lärmens wußte kein Mensch, welchen Vergehens der Dichter eigentlich angeschuldigt war.

Das zu wissen, war immerhin wichtig. So dachte auch der Redakteur der Täglichen Rundschau und wandte sich mit der Bitte um Auskunft an die Russische Botschaft. Die Antwort lautete: „Alles, was über das dem Dichter drohende Schicksal gesagt wird, ist heller Unsinn. Ein von Sozialisten erfundenes Märchen. Gorkij hat einige Unbequemlichkeiten zu gewärtigen, über die er selbst sich nicht wundern wird. Im Uebrigen wird man sich freuen, wenn er nächstens wieder etwas recht Schönes veröffentlicht. Jeder Mensch mit normaler Urtheilskraft muß sich sagen, daß keine Regirung anders handeln konnte als unsere." Diese amtliche Auskunft wurde schon am letzten Januartage gedruckt; von den Maßgebenden der Presse aber weislich verschwiegen. Die Sache war so schön im Gang und durfte durch eine unbequeme Wahrheit nicht gestört werden. Gorkij blieb also vom papiernen Galgen bedroht; und wuchs schnell ins Gigantenmaß. Schon lasen wir, er sei der größte Dichter, den „die Welt" heute besitzt (Ibsen und Tolstoi kommen gegen ihn offenbar nicht auf und von Björnson und Strindberg, Mistral und Kipling, Raabe und Heyse, von der Plejade unseres Bühnenhimmels, von den Talenten Liliencrons, Georges, Manns, Dehmels darf in solcher Nachbarschaft nicht die Rede sein). Schon hatten die Zeitungschreiber auch ein paar Notable zu ködern vermocht. Aufrufe wurden erlassen, Entrüstungmeetings geplant. Schwierig war einen Augenblick die Frage, ob man die mossische oder die vossische Proklamation unterzeichnen solle. Schwierig? Der Kluge unterschreibt beide und ist in der Jerusalemer- und in der Breitenstraße dann ein enormer Kerl. Daß Herr Sudermann, der das freie Wort mit grausamerer Härte unterdrückt als der Legendentrepow und der gegen den einst geliebten Kampfgenossen zweimal den Staatsanwalt angerufen hat, obenan war, braucht kaum erwähnt zu werden. Als Kuriosum aber, daß auch Herr von Wildenbruch mitdemonstrirte; dem sicher die buschige Wimper nicht zucken

würde, wenn ein deutscher Poet, unter dem Verdacht, die Bergarbeiter gegen Strikebrecher gehetzt zu haben, ins Gefängniß käme. Für die Freiheit zu zeugen und doch, weils tapfer gegen den fernen Zaren geht, kein Härchen auf seinem Haupt zu riskiren, ist gar zu schön. Und nie fehlts an Leuten, die ihren unbekannten oder längst verschollenen Namen mit Wonne unter alles für die Zeitung Bestimmte setzen. Also los ... Die abgegriffenste, fettigste Wortscheidemünze auf einen Haufen, das Dümmste, Banalste, was über den Dichter der entwurzelten Mushiks gesagt werden kann: und der Aufruf ist fertig: „Gorkijs Zukunft, vielleicht sogar sein Leben ist bedroht" (heller Unsinn). „Sein Schicksal kann Niemand gleichgiltig lassen, dem die edelsten Güter der Menschheit am Herzen liegen" (wörtlich so gedruckt und von ernsthaften Gelehrten und begabten Literaten unterzeichnet). „Eindringlich müssen wir den petersburger Machthabern zurufen: Dieser Mann gehört nicht Euch; er gehört seinen hohen Aufgaben; er darf kein Opfer politischer Willkür werden!" Und darf, müßte man hinzusetzen, wenn er gegen die Regirung seines Landes konspirirt, für sein Thun nicht verantwortlich gemacht, sondern muß, in Anbetracht seiner hohen Aufgaben, unters Narrenprivilegium gestellt werden. Das wäre dann des Freiheitbarden höchste Lust. Der richtige, aufrichtige Schluß dieser hochtrabenden Knabenstümperei wäre gewesen: „Wir Alle, die wir nicht das Maul aufzuthun wagen, wenn bei uns ein Schriftsteller wegen einer nicht ganz sänftiglichen Kritik kaiserlicher oder ministerieller Handlungen und Reden eingesperrt wird, wir Alle, die für die edelsten Güter der Menschheit noch nie einen Finger gerührt, sondern stets in warmer Sonne Gunst und Profit gesucht haben, freuen uns heute der Gelegenheit, die uns erlaubt, ohne die allergeringste Gefahr die muthigen Schützer der Freiheit zu mimen." Es kam noch besser: unter dem Vorsitz des Herrn Fulda, dessen Ubiquität nachgerade beängstigend wird, tagte in tiefer Nacht der Verein Berliner Presse; nicht, um den Pommernbankerben endlich die Klubschuld abzuzahlen, sondern, um den Zaren ins Bockshorn zu jagen und Maxim aus Bitterniß zu erlösen. Der entamtete Theaterpascha Neumann-Hofer, der auf das Verdienst hinweisen konnte, daß auf seiner Bühne Gorkijs Kleinbürgerdrama durch erbärmliche Darstellung um die Möglichkeit eines Erfolges gebracht worden war, und der wohl edelsten Güter der Menschheit gefährdet glaubt, wenn vor dem Bett ei Theaterprinzessin die Verhaftung droht, dieser bewährte Sturmgeselle lief dem Verein die Resolution. Und am nächsten Morgen stürzte Nikolai nun Trepow, Trepow zu Pobedonoszew, Pobedonoszew zum Großfürsten Wla mir; schlotternd Alle und Alle vor Schreck schneebleich. „Fulda ist gegen u Goethes Landsmann Ludwig Fulda, der den großen Zola als Stinkbold c

grammatisch verpetzt hat und den kleinen Gorkij jetzt wie einen am Pietschstamm Erwachsenen lobt! Und mit ihm der volle und ganze Verein seiner reisigen Börsenredakteure. Wir sind verloren. Unter dem Koloß bröckelt der letzte thönerne Fuß." Wladimir rieth, dem petersburger Balletcorps Vollmacht zu friedlicher Verständigung mit dem Lieferanten der Resolution zu geben. Pobedonoszew empfahl, schon jetzt für den nächsten Presseball ein paar Heiligenbilder mit Brillanten nach Berlin zu senden. Trepow war mehr für eine Benefizvorstellung im Michaeltheater. „Zum Besten der Unterstützungskasse des Vereins Berliner Presse: Les effrontés; nachher Tombola und Tanz". Und Nikolai wollte die drei Vorschläge seinen Damen zur Wahl unterbreiten.

Selbst in Berlin hatte nun der Jahrmarkt der Eitelkeiten mit seinem putzigen Treiben schon die Lachlust erregt. Man hörte die wilden Hanswürste und bedauerte nur die zwei Dutzend ernster Menschen, die dem Lockruf der Budenbesitzer arglos gefolgt waren. Doch die Komik der Sache war noch einer Steigerung fähig. Durch eine falsche Reporternachricht war der Lärm entstanden; eine eben so falsche sollte ihn enden. Schon war eine große Protestversammlung angekündet: da kam die Meldung, Gorkij sei freigelassen. Vernünftige Leute hätten gefragt: Ists auch wahr? Hätten telegraphisch in Petersburg irgendwo Auskunft erbeten und, selbst wenn die Frage bejaht worden wäre, gesagt: Nicht ohne großen Gegenstand haben wir uns geregt und unsere Empörung soll Worte finden, trotzdem das Aergste einstweilen vermieden scheint. Doch die Pistols unserer Presse fühlten, daß des grausamen Blamirspieles genug sein müsse; die vanity fair hatte ihren Zweck erreicht und konnte geschlossen werden. Die Versammlung wurde abgesagt, der Deklarantennachtrab huldvoll heimgeschickt. Am letzten Januartag hatte der Hokuspokus begonnen; am dritten Februarmorgen ward mit feierlicher Miene festgestellt, „daß die russischen Gewalthaber sich vor der Wucht der Protestbewegung beugen mußten." Ein paar Stunden danach war die Heilsbotschaft als falsch erwiesen. Nun fing, da die Rettung noch Pflicht war, die wuchtige Bewegung doch wieder an? Nein; die Lächerlichkeit hatte sie nach drei Lebenstagen getötet. Gorkij saß noch vier Wochen in der Peter-Paul-Festung; aber den Notablen des deutschen Geistes war der Schlaf wiedergekehrt. Nur die Reporter durften noch weiterschäkern. Sie ließen den Dichter an einem Lungenleiden und am Typhus hinsiechen; erzählten, was er den Freunden, die ihn in der Festung besuchten, gesagt und geklagt habe; wie schrecklich es ihm sei, daß er seine Frau nur durch ein Drahtgitter sehen, zu ihr sprechen, doch nicht ihre treue Hand drücken dürfe. Denn jetzt hatte nicht mehr die kranke Geliebte, sondern die angetraute Gattin nebst Kindern für die Inszenirung des Mitleids zu sorgen. Nur die äußerste Roheit

konnte den Poeten vom warmen Herd, aus dem Arm der Lebensgefährtin reißen. Als der Poet dann wirklich, gegen Kaution, freigelassen war, ging er gar nicht erst zu der „furchtbar verängstigten Frau“ und den „von früh bis spät um den Vater weinenden Kindern“, sondern fuhr mit dem nächsten Zug zum Liebchen nach Riga. Und die Thränendrüse der Gläubigen war wieder gefoppt.

Die Kinderkomoedie hat noch einen Schlußwitz. Gorkij wurde in Riga verhaftet, weil die petersburger Behörde fürchtete, er wolle in Kurland (das unserem Schleswig oder Lothringen zu vergleichen ist) gegen die zarische Regirung agitiren. Als der Privatzweck seiner Reise festgestellt war, wurde beschlossen, ihn nach ganz kurzer und leichter Festunghaft freizulassen und ihm nur die Pflicht aufzuerlegen, sich nicht zu weit von der Hauptstadt zu entfernen. Damit war er einverstanden; er wollte sich ja in Riga jeder politischen Aktion enthalten und nur die leidende Freundin pflegen. Alles war fix und fertig: da drang das Echo der Protestbewegung bis an die Newa. Ein Mann, für den das Ausland mit so feindsäliger Wuth Partei ergreift, scheint immer gefährlich. Und keine Regirung will sich dem Verdacht aussetzen, sie weiche dem Sturm, der über die Grenze herweht. Gorkij wäre vier Wochen früher frei geworden, wenn die Mossischen und die Vossischen ihren Schnabel gehalten hätten.

Wissen wir jetzt wenigstens, welchen Vergehens er angeklagt ist? Noch immer nicht. Von vorn herein aber wußten wir, daß nicht sein Dichten, sondern sein Handeln vor den Richter gestellt werden sollte; von einem Kampf für die Freiheit des literarischen Schaffens konnte also niemals die Rede sein. Eine internationale Beweguug, ein Protest gegen die Mißhandlung eines in der Freiheit seiner Berufsübung gefährdeten Künstlers wäre vielleicht unklug, doch ein Zeichen musischer Wahlverwandtschaft und eine noble That. Der Versuch, sich in die Wirrniß eines fremden Staates einzumischen und aus der Ferne über Putsche, an denen auch ein bekannter Dichter mitgewirkt hat, ein rechtskräftiges Urtheil zu fällen, ist das Beginnen kindischer Naseweisheit und von beiden Polen deutschen Geisteslebens gleich weit entfernt. Goethe und Bismarck hätten es, Jeder von seinem Standpunkt aus, Jeder mit unbarmherziger Härte, verdammt. Ein Künstler, der — nicht mit seinem apollinischen Werkzeug — am Umsturz der Rechtsordnung mitarbeitet, tritt in Reihe und Glied des Kämpferheeres und darf nicht heischen, darf nicht einmal wünschen, anders behandelt zu werden als seine Genossen. Als der Dichter Gorkij das wilde Lied vom Falken sang, blieb er unangefochten; als der Agitator schleunige Aenderung der Staatsgrundlagen forderte, begab er sich in die Allen gemeine Gefahr. Sollte er von Talentes Gnaden straflos bleiben, wo die misera plebs, die doch nicht so scharf zu unterscheiden vermag, zu schwerer Sühne gezwun-

gen wird? Er hat einen Aufruf verfaßt (oder mindestens unterzeichnet), der die russische Staatswirthschaft in schrillen Worten verurtheilt und die Offiziere der petersburger Garde beschwört, nicht länger dem Befehl „blutdürstiger Narren" zu gehorchen. Dieser Aufruf ist in den Kasernen vertheilt worden; während eines das Reichsleben gefährdenden Krieges und unmittelbar nach Straßenaufständen, die Europa eine Revolution genannt hat. Recht oder Unrecht: giebt es irgend ein Land, wo solches Trachten ungestraft bliebe? Keins vielleicht, wo der Thäter mit so gelinder Pön davonkäme. Nur ein Autokrat, der seiner Macht sicher und dessen launischer Willkür keine Schranke gesetzt ist, kann dem alten Tolstoi erlauben, Jahre lang die Majestät schroff zu beleidigen, die Einrichtungen der orthodoxen Kirche als schmutziges Teufelswerk zu höhnen und das Volk (im Kriegsjahr sogar) zur Weigerung des Wehrdienstes zu mahnen. „Der Alte von Tula ist ein Apostel im Slavenreich und ich will keinen Märtyrer aus ihm machen", sagte Alexander der Dritte von dem Mann, der zu ihm fast gesprochen hatte wie Jochanan zu Herodes. Nur weil er in Rußland lebt, darf Gorkij hoffen, von langer Gefängnißpein verschont zu bleiben. André Chénier hatte gegen die herrschenden Jakobiner nicht Schlimmeres gewagt: und mußte den Kopf, où il y avait pourtant quelque chose, unters Fallbeil legen. Robert Blum, der vom frankfurter Parlament nach Wien abgeordnet war, wurde in der Brigittenau standrechtlich erschossen. Fritz Reuter wegen einer Jugendeselei ein Jahr lang in preußischer Untersuchungshaft gehalten, zum Tode verurtheilt, zu dreißigjähriger Festungstrafe begnadigt und nach sieben Jahren erst durch die Amnestie Friedrich Wilhelms befreit. Paul Déroulède, ein kleiner Dichter, doch ein großer Patriot und der Bürger einer von Sozialisten mitregirten Republik, sitzt seit Jahren wegen einer ungefährlichen theatralisch-politischen Mächlerei im Exil. Und hat das Deutsche Reich der internationalen Topfgucker nicht in den letzten Jahren noch manches Schauspiel erlebt, das zum Protest reizen konnte? Liebknecht, der auf seine Weise auch ein Dichter war, kam im siebenzigsten Lebensjahr ins Gefängniß, weil er eine heftige Rede des Kaisers mit zweideutiger Wendung beantwortet hatte. Zwei unserer stärksten Talente, die Herren Thomas Theodor Heine und Frank Wedekind, wurden für Monate eingesperrt, weil sie mit kecken Bildern und Worten die Majestät verletzt haben sollten. Die Liste könnte noch verlängert werden. Und Niemand regte sich. Jeder fands ganz in der Ordnung. In allen Wipfeln spürtest Du kaum einen Hauch. Die Vöglein schwiegen im Walde. Jetzt haben sie den Schnabel gewetzt. Weil zwei konkurrirende Meinungfabriken einander überbieten wollten, mußte im Zarenreich unerschauter Frevel geschehen sein.

Gorkij hat keinen Grund zur Klage. Während in deutschen Zeitungen geschrieben wurde, er werde gefoltert, von rohen Henkersknechten langsam totgequält, konnte er lesen, schreiben, Besuche empfangen, ungefähr also leben wie auf einer königlich preußischen Festung (wo es mitunter noch kälter ist, die Sachen in der Feuchtigkeit noch schneller verschimmeln, die Ratten sichtbarer sind als in Peter-Paul). Wie ist im Erblande des Konstitutionalismus Oskar Wilde als Gefangener behandelt worden! Und war, als Dichter der Märchen, der Zuchthausballade, der Intentions, der Salome und des Dorian Gray, doch mehr, als der bittere Max bis heute ist; und sein Verbrechen war, daß er der Perversion des Geschlechtstriebes nicht wehren konnte. Vor zwei Jahren verglich ich das Schicksal der beiden Dichter, des Massenerziehers Gorkij und Wildes, des kinaedischen Dandys, und sagte: „Der erste Proletarier der Weltliteratur mag sich auf der schwarzen Erde des Lebens freuen. die britische Majestät Cant ist dem Künstlervolk ein noch viel härterer Herr als der Weiße Zar." Das hat schon Byron erfahren und D'Israeli erkannt; und Parnell ist, unter kaum geringerer Qual als Wilde, dran gestorben. Rußland aber, sogar der russische Tschin, dem doch wahrhaftig nicht viel Gutes nachzusagen ist, hat noch die Ehrfurcht frommer Barbaren von dem vates, dem Gefäß göttlichen Weihesegens. Daß der Fall Rylejew nicht gegen diese Thatsache zu verwerthen ist, ward schon erwiesen. Nikolai Iwanowitsch Nowikow, der die „Drohne" und das „Morgenroth" herausgab, saß vier Jahre im Gefängniß, weil er dem verbotenen Freimaurerbund angehört hatte; man schrieb 1792, Peters Staat hatte sein Mittelalter noch nicht ganz hinter sich und eine Deutsche, Katharina, sprach dem Sektirer das Urtheil. Nikolai Gawrilowitsch Tschernyschewskij mußte später fast zwei Jahrzehnte in Sibirien verseufzen; doch die Pritsche dieses Satirikers hatte die Mächtigen auch allzu unsanft gestreichelt. Dostojewskij war als Jüngling blind in die Verschwörung Petraschewskijs hineingetaumelt und hat die im Totenhaus verbrachte Zeit gesegnet, nicht ihr geflucht. Als 1880 das Puschkin-Denkmal enthüllt war, wurde der einst als Hochverräther zum Tod verurtheilte Dichter der „armen Leute" im Triumphzug durch die Straßen der Hauptstadt getragen; und als er im nächsten Jahr gestorben war, sah Petersburg eine Leichenfeier wie keine je nach Skobelews Tod. Die Söhne des Kaisers, Großfürsten und Minister, Generale und Hofbeamte, die höchsten Würdenträger der Kirche standen mit Gelehrten und Künstlern, altgläubigen Kaufleuten und Studenten, Edelfräulein und Nihilisten, Schulkindern und Bauern an der Bahre Dessen, der seinem Volk das sterbliche Gedicht vom reuigen Mörder Raskolnikow geschaffen hatte, und

ganze Stadt folgte dem Sarg, das ganze Land beugte sich in heißen Thränen vor dem Genius, der da zu der Erde, dem geliebten Mütterchen, heimging. Keine Parteiung gab es in dieser Stunde; nach dem Archimandriten sprach ein Atheist, nach dem Slavophilen ein Liberaler; und um eine Blume von diesem Grab wurde wie um Reliquien eines Heiligen gerauft. Gogol und Gribojedow, Nekrassow und Pisemskij wurden in ihrer Heimath als Dichter geehrt, nicht als lästige Gesellschaftkritiker verfolgt. Und zeigt die Stellung, die schweigende Uebereinkunft seit Jahren dem Grafen Tolstoi anweist, nicht das Walten des selben Gefühles? Als der Brite Stead den Burenkrieg tadelte, wurde er als Auslandsknecht beschimpft, gehöhnt, boykottirt und seine Review of Reviews verlor den größten Theil ihrer Leser. Tolstoi hat gegen den Asiatenkrieg zehnmal schon das Aergste gesagt, ihn ein wahnwitziges Abenteuer, ein ruchloses Verbrechen gescholten: und in ehrfürchtiger Trauer lauschen ihm kriegerisch gestimmte Patrioten sogar. Wenn Herr Fulda während eines deutschen Krieges aus enger Brust Aehnliches holte, würfe Kamerad Wildenbruch ihn zu den Landesverräthern.

*

Ich habe zwei Beispiele angeführt. Ausführlicher, als mir bequem war: weil in beiden Fällen läppischer Trug ungeheuren Lärm geweckt hat. Jeder Tag bringt andere eiusdem farinae. Noch immer wird nicht erwähnt, daß der Pope Gapon, der jetzt durch einen komoediantischen Wuthbrief an den Zaren um neue Bewunderung wirbt, der bezahlte Arbeiterspitzel Sipjagins und Plehwes war; was für die Genesis der Arbeiterunruhen doch wesentlich ist. Der Gossudar, wird erzählt, ist seit der Ermordung seines Onkels kaum noch zurechnungfähig; Prinz Friedrich Leopold von Preußen hat öffentlich bezeugt, daß der kleine Nikolai an dem Tag, der die Mordkunde aus Moskau brachte, Stunden lang ruhig mit ihm über verschiedene Themata gesprochen habe. Im Dunkel soll eine Großfürstenpartei regiren; und die Großfürsten, die sicher nicht zur Auslese des Menschengeschlechtes gehören, sind im Urtheil über die Vorgänge und Pläne genau so weit von einander entfernt wie andere Sterbliche auch. Rekta von der Hintertreppe kommt die Wundermär von einem Kolloquium, einem in der Menschengeschichte unerhörten, das die Großfürstin Elisabeth im Kerker mit dem Mörder ihres Mannes gehabt haben soll, und haarklein wird berichtet, was dieses Kolportagepaar sagte, that und wie auf den selben Steintisch die Thränen des Mörders und der Prinzessin tropften. Das sogar wird geglaubt. Hats die Witwe oder der Mörder fünf Minuten nach Schluß der Zwiesprache dem Reporter der Daily Mail anvertraut? Sonst hätten wirs so früh nicht zu lesen vermocht. Das Allerneuste ist die Meldung, Witte sei in

Ungnade gefallen. Jetzt erst? Die Ereignisse des Kriegsjahres wären nicht zu verstehen, wenn Witte nicht längst vorher schon das Vertrauen seines Herrn eingebüßt hätte. Er hatte dem Kaiser versprochen, den Handelsvertrag mit Deutschland zu schließen; und hats, trotzdem der Vertrag ihm sehr mißfiel, gethan. Und der Kaiser hat vor Monaten schon auf den dringenden Rath, Witte wieder ins Amt zu rufen, geantwortet: „Wenn Rußland das neue Opfer von mir verlangt, werde ich, so schwer es mir wird, dieses Joch wieder auf mich nehmen.“ Dabei ists einstweilen geblieben. Noch ein Neustes. Nikolai hat an dem Kalendertag, der durch die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußlands Geschichte denkwürdig ist, zwei Erlasse veröffentlicht, deren erster die Erhaltung der Selbstherrschaft und die gründliche Reform des geistigen und wirthschaftlichen Lebens der Nation als Ziel zeigt, deren zweiter die Absicht kündet, vom Volk erwählte Männer zur Berathung der Reformgesetze heranzuziehen. Ein Kind könnte erkennen, daß beide Ukase der selben Regung entstammen, zur selben Zeit geplant und entworfen waren und nur der Wirkung wegen zeitlich durch ein paar Stunden getrennt wurden. Als nur der erste Erlaß bekannt war, wurde der Zar ein blinder Idiot genannt; als dann der zweite kam, hieß es: Wieder ein neuer Szenenwechsel! Wurde erlogen, das Manifest sei in aller Hast heimlich zusammengeflickt worden und habe alle Minister wie ein Blitz überrascht. Und so weiter.

Wirklich so weiter? Bis Europens Tantenwunsch erfüllt und endlich der russische Reichstag versammelt ist, von dem selbst Tolstoi nichts wissen will? Der Anarchist von Jasnaja Poljana hat in diesen Tagen laut gesagt: „Unser Volk denkt nicht an Revolution. Zehntausende fordern Reformen; die hundertzwanzig Millionen Bauern wünschen nur eine eigene Scholle. Ein Parlament taugt nicht für uns.“ Unsere asthenischen Schwätzer und Schreiber wissen es natürlich besser. Sie können aus der russischen Geschichte nicht eine Thatsache richtig anführen, kennen das Land nicht, nicht die Psyche des Volkes, wissen aber genau, wie es regirt werden muß. Allmählich wird dieses Geplärr zum Skandal. Wenn das von Nikolai in seinen letzten Reskripten Verheißene nach kurzer Frist Wirklichkeit wird, sind selbst die liberalsten Russen zufrieden; denn eine brüske Abkehr von der Autokratie haben auch sie niemals für möglich gehalten. Ists nöthig, ists klug und Erwachsener würdig, in ein großes, tragisches Volksepos mit Kinderstubengerede hineinzulärmen? Oft noch wird man in nächster Zeit von Rußland zu reden haben; oft und ernst. Damit der Blick in die Ferne frei werde, mußte der dickste Lügennebel beseitigt werden.

Allgemeine und Einzelforschung.

Wunderliche Zufälle bestimmen häufig Anbau oder Vernachlässigung ganzer Felder der Wissenschaft. Seltsam: dieses verstandesmäßigste von allen Menschenwerken wird noch bis auf den heutigen Tag nicht immer nach bestimmten Plänen begriffsmäßiger Ordnungen, sondern wesentlich mehr nach der wechselnden Stimmung der Zeiten betrieben. Längst hat eine Anzahl begriffsmäßig betriebener Geisteswissenschaften — alle nicht geschichtlichen — eine Spaltung ihres Stoffes vollzogen, die zwischen einer rein begrifflichen und einer mehr erfahrungmäßig dem werkthätigen Leben zugewandten Forschung unterscheidet. Längst hat sich um eine grundsätzliche Betrachtung des Rechtes ein ganzer Kranz einzelner Rechtswissenschaften geflochten, längst scheidet man zwischen allgemeiner und werkthätiger, besonderer Volkswirthschaftlehre, zwischen Sprachwissenschaft und einzelnen Philologien. Oft haben zwar die besonderen und erfahrungmäßigeren Zweige den allgemeinen Stamm überwuchert: die allgemeine Sprachwissenschaft fristet heute neben den zahllosen Philologien nur ein kümmerliches, wenig bemerktes Dasein; der allgemeinen Rechtswissenschaft ist es seit dem Niedergang des Naturrechtes noch viel trüber ergangen. Aber immerhin besteht doch in diesen Fällen eine doppelte Forschungweise: eine betrachtende und eine werkthätig erfahrungmäßige; oder um mit der heutigen Schulsprache zu reden: eine theoretische und eine praktisch-empirische.

Wenn es zwischen Beiden an Gleichgewicht mangelt, so steht viel öfter die allgemeine, beschauende Form im Schatten; und man wird sich nach einem Jahrhundert einseitig erfahrungmäßig, oft nur beschreibend verfahrender Wissenschaft darüber nicht wundern. Aber nicht immer ist das Verhältniß das selbe. Gerade in der Reihe der allgemeinsten, scheinbar obenan stehenden Wissenschaften hat der Zufall viel plumper gewaltet. Die drei verschiedenen Formen menschlichen Schauens, Glauben, Bilden, Denken, fordern drei allgemeinste Wissenschaften. Von ihnen ist es zwar der ersten, der Glaubenswissenschaft, nicht anders als den allgemeinen Sprach- und Rechtswissenschaften ergangen: sie ist überwuchert und gänzlich in den Schatten gestellt durch die besonderen Gotteswissenschaften, die der Dienst der heute bei unseren Völkern herrschenden Glaubensformen fordert. Sie macht gerade in den letzten Jahren einen Versuch, sich aufzuraffen; aber die natürliche Eifersucht der christlichen Gottesgelehrten wird ihr noch lange Licht und Luft benehmen. Ganz anders die Kunstlehre; bei ihr fällt zuerst ein ganz entgegengesetzter Verlauf in die Augen. Sie ist bis auf den heutigen Tag überwiegend begrifflich betrieben worden. Die Aesthetik, die bisher geschaffen wurde, ist höchstens zu einem Zehntel erfahrungmäßig, auf Leben und Geschichte gegründet. Erst neuerdings regt sich eine Gegenbewegung. Am Uebelsten aber ist es der Denk-

lehre ergangen; sie ist noch viel einseitiger begrifflich betrieben worden: sie ist fast nur in Hinsicht auf die allgemeinsten Formen des Denkens, als Erkenntnißlehre, da freilich mit dem höchsten Erfolge, ausgebildet worden. Eine dem lebendigen Thun zugewandte Wissenschaftkunde giebt es heute noch viel weniger, als es eine Kunstwissenschaft neben der reinen Kunstlehre giebt.

Auch hierzu fehlt es nicht an Seitenstücken: die allgemeinen Wissenschaften, die das handelnde Leben zum Gegenstand erwählt haben, Gesellschaft- und Sittlichkeitwissenschaft, zeigen fast im gleichen Maß eine Bevorzugung der allgemeinen, schauenden, begrifflichen Betrachtung über ein erfahrungmäßig vorgehendes Forschen. Weite Gebiete, wie die Fragen des inneren gesellschaftlichen Lebens, der Freundschaft, Liebe, Geselligkeit u. s. w., sind noch fast ganz der oft tief eindringenden, grundsätzlich aber regellosen Beobachtung durch die Dichter überlassen. Die einzige sehr starke Ausnahme Nietzsche bestätigt nur die Regel. Heute aber soll nicht eigentlich von jener noch kaum dem Namen nach gekannten Wissenschaftlehre die Rede sein, vielmehr nur ein sehr bescheidener Grundstein für ihren Zukunftbau beigetragen werden.

An Keimen einer dem Leben zugewandten Wissenschaftlehre fehlt es nicht. Simmel hat in einer seiner drei geschichtphilosophischen Abhandlungen für die Erkenntniß des Wesens der Geschichtschreibung einen sehr dankenswerthen Grund gelegt: in der Darlegung, in der er schildert, wie der Geschichtschreiber die seltsam zwiespältige Pflicht habe, sich einmal in den Geist der von ihm beschriebenen Personen und Handlungen einzuleben, ihr Leben nachzuleben und dann dieses gewollte Scheinerlebniß zu beobachten, Schauspieler und Zuschauer in einer Person zu sein. Eine Fülle feiner Beobachtungen ist selbstverständlich längst schon von der nah benachbarten Wissenschaft- und Gelehrtengeschichte gemacht worden. Endlich ist auch wohl versucht worden, den Geist ganzer Wissenschaftrichtungen gesellschaftseelisch auszudeuten. Ich habe mich einmal bemüht, nachzuweisen, daß alle begrifflich bauende Forschung auf Herrschaftstrieb, alle erfahrungmäßige und beschreibende auf dem entgegengesetzten Drang zur Unterordnung beruht. Das sind aber nur Bruchstücke eines Ganzen, das einmal eine vollständige Seelenkunde des Gelehrten und der Gelehrsamkeit umfassen und der bisherigen allgemeinen Erkenntnißlehre zur Seite treten muß. Gerade diese aber wird von ihr den höchsten Nutzen ziehen. Man wird finden, daß die Vorgänge des Denkens nicht ausgesondert und gewissermaßen im luftleeren Raum betrachtet werden dürfen, sondern daß sie in einem tausendfachen Zusammenhang mit dem Leben der Seele und aller anderen Kräfte des Geistes stehen. Den Löwenantheil wird die Geschichte der Wissenschaft davon tragen, die gerade dann, wenn sie — an sich höchst erfreulicher Weise — in scharfer Ordnung mehr die Entwickelung der Gedanken als der Denker verfolgt, leicht in Gefahr geräth, dieser Wechselbeziehungen zwischen

gelebtem Leben und reiner Hirnarbeit zu vergessen. Wie viel Antheil an Platons Verherrlichung der Wissenschaft als höchster Form menschlichen Wirkens hat nicht das stolze Selbstbewußtsein dieses Ersten unter den fast dichterisch freien Denkern kühner Gedankenmärchen! Und wie verwandt ist bei Nietzsche, dem einzig ebenbürtigen Nachfahren Platons, der Gedankentrotz seiner Persönlichkeitverherrlichung, seiner Gottesgegnerschaft, seiner Pöbelverachtung mit dem Menschentrotz des Einsamen, des Freundes der Berge und des Feindes der Menschen! Und doch sind Das nur augenfällige Beispiele von außerordentlicher Stärke, denen sich aber eine ganze Stufenliste zarter und zartester Wechselwirkungen anschließen müßte. —

Was heute und hier geboten werden soll, ist, einseitig genug, auf einen Forschungzweig, die Geschichtschreibung, beschränkt und meist auch von ganz persönlichen Erfahrungen eingegeben. Aber ich meine, weder die eine noch die andere Begrenztheit muß schaden. Denn nur ein Zusammenwirken mancher Gelehrtengruppen und nur die Selbstbeobachtung kann allmählich den nothwendigen Stoff herbeischaffen.

Einen Unterschied zwischen allgemeiner und Einzelforschung hat man früh genug empfunden. Schon Herakleitos, der doch an den Pforten griechischer Wissenschaftgeschichte steht, spricht nicht ohne Verachtung und mit dem Selbstbewußtsein des Denkers von der Vielwisserei, die in seinen Tagen überhandnehme. Man denke: zu einer Zeit, in der alles erdenkliche Einzelwissen aller Zweige vermuthlich nur ein sehr dünnes Heftlein ausgemacht haben würde! Zu einem Gegenstand erbitterter Kämpfe ist der Gegensatz doch erst in neuster Zeit geworden. Drei Jahrhunderten hat er den Wechsel der Zeitalter in der Geschichte des Denkens bestimmt: grob gesprochen, ist auf das siebenzehnte Jahrhundert, als eine Zeit sammellustiger und unermüdlicher Stoffanhäufung, das achtzehnte Jahrhundert mit seiner wähleriſchen Neigung zu großen Ueberblicken und encyklopädischen Zusammenfassungen gefolgt, gipfelnd in der bis in das nächste Jahrhundert hineinreichenden Aufklärung. Darauf der starke Rückschlag der historischen Schule und in ihrem Gefolge einer neuen Erfahrungwissenschaft, die aller nur deutenden, denkenden oder gar bauenden Allgemeinforschung abhold war. Heute wieder einige laute und viele leise Zeichen einer rückkehrenden Pendelschwingung; heute deshalb auch die Neigung, von Neuem den Gegensatz zu betonen, ihn irgendwie, wenn auch nur vorläufig, zum Austrag zu bringen.

Ein Unparteiischer, durch Sach- und Menschenkenntniß in seinem Urtheil nicht Beengter würde zunächst etwa fragen: Warum überhaupt kämpfen? Ist hier wirklich ein Gegensatz? Vielleicht, wahrscheinlich hat er Recht. Aber man würde ihn verlachen und der thatsächliche Zustand straft ihn augenscheinlich Lügen. Und schließlich ist nur menschlich, wenn ein Werk von zwei ver-

schiedenen Seiten mit ganz verschiedenen Mitteln angefaßt werden kann und angefaßt wird, daß die Anhänger des einen Verfahrens bald in bittere Feindschaft mit denen des anderen gerathen. Es muß in unserem Herzen eine tiefe Neigung zum Streit liegen; sonst wäre nicht die Welt, von den Führern der Staaten herab bis zu den Schulbuben, erfüllt von Zwist und Hader. Jeder Kampf ist insofern bejahend und schöpferisch, als er hervorgeht aus der Liebe zu Dem, was man fördern will; seine andere, verneinende, zerstörerische Absicht ist schwerlich minder ursprünglich, aber sie überwiegt doch nicht.

Irr an dem Recht des Gegensatzes macht freilich das Schwanken der Grenze zwischen Dem, was als allgemeine, und Dem, was als Einzelforschung gilt, nicht nur im Lauf der Zeiten, sondern auch im selben Zeitpunkt bei den verschiedenen Wissenschaften. Wir leben heute in einem Zeitalter durchaus überwiegender Erfahrungwissenschaft und folgerichtig auch weitgehender Arbeitstheilung. Dennoch giebt es Forschungzweige, in denen noch heute kaum ein deutscher Professor die Augen zudrückt, ohne ein seine ganze Wissenschaft umfassendes Lehrbuch geschrieben zu haben: so die Rechtswissenschaft in einer freilich vielgespaltenen Reihe von Theilforschungen, so die Volkswirthschaftlehre bis vor Kurzem. Ganz anders in der Geschichtschreibung; was sich in jenen Wissenschaften von selbst versteht und als sehr ehrenwerth gilt, ist hier schon seit Jahrzehnten als leichtfertig gebrandmarkt. Ranke zwar, zu der Generation von 1824 gehörend, hatte noch viel von den allgemeinen Instinkten dieser ersten Schlachtordnung der Erfahrung- und Einzelwissenschaft des Jahrhunderts, die von ihrer tötlich gehaßten Feindin, der Aufklärung, doch nicht unbeeinflußt blieb. Er hat den größten Theil seines Lebens an eine Reihe von Werken gesetzt, die man sich zusammengeschlossen als eine europäische Geschichte des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts mit einzelnen Vor- und Ausläufern denken könnte. Und er hat den Rest seines Lebens verwandt, um diesem Werk den Unterbau einer alten und mittelalterlichen Geschichte zu geben. Aber wie unverbrüchlich auch seine Schule auf alle Worte des Meisters schwört: gerade in diesem Stück ist man weit von seinem Beispiel abgewichen und an die Stelle seiner allgemeinen Forschungweise ist eine fortgeschrittene Arbeitstheilung getreten. Jeder Versuch entgegengesetzter Arbeitart muß mit der vollen Gewalt einer ungehemmten Strömung kämpfen.

Fragt man nach der Ursache dieses Zustandes, so ist er wissensc geschichtlich ausreichend begründet. Die Sammelarbeit des siebenzehnten J hunderts war viel zu ungeschult gewesen, um irgend Befriedigendes zu scha die ordnende und bauende Forschung der Aufklärung war aus dem sel Grunde von vorn herein um die Frucht ihrer Bemühung gebracht: für Gedankengebäude, die sie aufrichten wollte, fehlte es an ausreichendem und fest Rohstoff. Nur deshalb konnte die Gegenbewegung ihre Werke so rasch

stören. Deren Verfahren nun, das fast ein Jahrhundert lang jetzt herrscht, gleicht dem Thun der Penelope: die Gespinnste, die sie noch eben angefertigt, trennt sie immer wieder auf, um sie immer wieder zu beginnen. Daß das Werk je vollendet werde, dazu ist für das nächste halbe Jahrtausend wenig Aussicht.

Geschichtlich aus dem Zusammenhang der geistigen Entwickelung begriffen, hat diese Forschungweise an sich das beste Recht und die besten Erfolge für sich. Der Einzelforschung ist vor Allem gelungen, neue und immer bessere Regeln für das Wie der Wissenschaft aufzustellen; sie hat in bevorzugten Gebieten, wie in der äußeren Staatsgeschichte, sehr viele Einzelaufgaben erledigt, sie ist, freilich weniger aus eigener Kraft als von den Nachbarwissenschaften gedrängt, auch zur Verfassung- und Verwaltung-, zögernd selbst zur Wirthschaftgeschichte übergegangen und sie kann sich jedenfalls rühmen, mehr geschaffen zu haben als irgend ein früheres Zeitalter der Geschichtschreibung Sie hat, wie sie ihrer ganzen Art nach nicht anders konnte, weite Bezirke des gesammten Arbeitgebietes der Geschichte ganz oder fast ganz unbearbeitet gelassen; da aber, wo sie eingesetzt hat, sind ihrer Arbeit die größten Erfolge zugefallen. Die Verbindung von tief grabender Beschreibung mit allem erdenklichen, erfahrungmäßig aufwärts schließenden Scharfsinn, die so früher nie vollzogen worden war, hat sie zu Werk gebracht.

Doch dies Alles sind ja nur die geschichtlichen Voraussetzungen einer Arbeitweise, deren seelische Eigenthümlichkeit hier geschildert werden soll. Von den eigentlich bestimmenden Eigenschaften des Einzelforschers kommt zuerst und zuletzt in Betracht seine Hingabe an den Stoff. Sie ist nicht so selbstverständlich, wie es für den ersten Anblick scheint. Jeder Strebende liebt den Thon, aus dem er sein Werk knetet; aber ein Anderes ist es, ihm den Ausdruck des eigenen Ichs aufzuprägen, ein Anderes, sich ihm gänzlich unterzuordnen. Und diese Unterordnung wird nicht etwa seufzend vollzogen — wie denn überhaupt kein Beruf der Welt weniger ohne Lust auszuüben ist als der des Gelehrten —, sondern mit Liebe, ja, mit Begeisterung. Die Natur begeht hier eine der liebenswürdigen Kriegslisten, durch die sie uns über die Eintönigkeiten des Daseins forthilft. Die Beschäftigung mit einem nach den Begriffen heutiger Arbeitstheilung recht abgegrenzten Einzelgegenstand erfordert im Grunde von dem Forscher eine mehr als menschliche Geduld. Man stelle sich den denkbar anziehendsten Stoff vor, den ein Geschichtschreiber sich wählen könnte — etwa Michelangelos Malereien an der Decke der Sistina —: und man überlege, ob je einem nur genießenden Kunstfreund in den Sinn kommen würde, sich mit diesen Gemälden etwa ein ganzes Jahr lang Tag für Tag zu beschäftigen. Er würde vermuthlich das Fegefeuer vorziehen. Und so steht es in allen minder reizvollen Fällen begreiflicher Weise noch schlimmer: und wie viel tausend Gegenstände wissenschaftlicher Einzelarbeit giebt es nicht, die

an eigener Anziehungskraft um Vieles hinter diesem erlauchten Beispiel zurückstehen! Der aber wäre ein schlechter Forscher, der so empfände, ja, ein solches Empfinden nur begreiflich fände. In seiner Seele vollzieht sich vielmehr eine gefühlsmäßige Umwerthung, die Alles, auch das Kleinste, mit einem goldenen Schimmer von Reiz und Freude umkleidet. Nicht, als ob er die Gefühle der Ermüdung oder des Ueberdrusses gar nicht kennte; durch die Pforte geistig oder körperlich mißgestimmter Stunden schleichen sie auch zu ihm. Aber der dauernde, tiefste Eindruck ist der unablässiger Freude am Stoff. Die Autosuggestion, um die es sich da handelt, ist auch nicht von Anfang an da: wer kennt nicht die Stimmungen der Muthlosigkeit, die eben den Beginn einer Arbeit erschweren und die hervorgerufen sind durch den Blick auf die Berge unbekannten und von Grund aus neu zu bearbeitenden Rohstoffes? Insbesondere der Forscher auf dem Gebiet der neueren Geschichte hat in den Archiven die Möglichkeit, die ihn erwartenden Arbeitmassen auch recht leibhaft vor Augen zu sehen in Gestalt hoch aufgethürmter Hügel von Aktenbündeln. Für die Seele des Schaffenden aber macht es überhaupt viel aus, ob seine Arbeit sich in kleinen, oft wechselnden oder in langen, oft Jahre langen Strecken vollzieht. Dies ist eine der wesentlichsten Abweichungen, die alles Thun des handelnden Lebens von dem des Forschers unterscheiden. Selbst der Künstler, er sei denn Baumeister, ist selten so lange an ein Werk gefesselt, wie es für den Gelehrten die selbstverständliche Regel ist. Man sieht leicht, wie das ganze Schrittmaß des Lebens geändert wird durch die Langsamkeit und Seltenheit des Vollendens. Wie auch sonst schauende und handelnde Thätigkeit weniger durch eine Verschiedenheit des Wagemuthes als der Geschwindigkeit des Thuns von einander getrennt sind, so mag den heißblütig vorwärts Strebenden nichts so sehr vom Beruf des Forschers abhalten wie dieser lange Athemzug jeder Arbeit.

Allerdings theilen allgemeine und Einzelforschung diese Eigenschaft, aber die etwas leidsamen Tugenden der Geduld und der Anpassungfähigkeit werden vom Einzelforscher in viel höherem Maße erfordert; vor Allem deshalb, weil er sich gewissermaßen jeder Laune seines Stoffes unterzuordnen hat. Ein Archivar faßte vor dem seiner Meinung nach verfehlten Unternehmen eines Anfängers einmal alle seine Erfahrung dahin zusammen: Der sei verloren, der an ein Archiv mit fertigen Fragen herantrete; schon die Stellung der Aufgaben müsse erst aus der Kenntniß der Akten heraus geschehen. So gewiß diese Meinung falsch ist, so völlig spiegelt sie doch den Eindruck wieder, den der Einzelforscher selbst von seinem Verhältniß zum Stoff erhält. An Unterschieden mangelt es begreiflicher Weise nicht: von dem niedersten Grade der Ueberlieferung- und Aktenveröffentlichung reicht bis zu den berühmten Untersuchungen, deren Ergebniß oder deren neue Forschungweise ganze Wissenschaftgebiete beeinflußt hat, eine lange Stufenleiter. Schon innerhalb der

reinen Veröffentlichungarbeiten fehlt es nicht an Verschiedenheiten. Man weiß, bis zu welcher Höhe sie von der griechisch-lateinischen Sprachwissenschaft ausgebildet und wie große Feinheit nach ihrem Muster auch für die Bearbeitung mittelalterlicher Chroniken aufgewandt worden ist. In den Fällen dieser Gattung handelt es sich um das Aufgebot der größten Mittel oft für die kleinsten Zwecke. Die Beherrschung der Gesammtheit einer geistreichen und mannichfachen Sprache wird aufgeboten, um jede Silbe, jeden Buchstaben des überlieferten Textes einer vielleicht unsäglich unbedeutenden Schrift zu prüfen. Und je schwieriger diese Prüfung, um so größer ist der seelische Entgelt der Finderfreuden, ganz unabhängig von dem sachlichen Werth des Gefundenen. Aber dies Verhältniß innerer und freilich rein subjektiver Werthe verschlechtert sich dann, wenn, wie etwa in den Aktenveröffentlichungen zur neueren Geschichte, die Reibung des Herausgebers mit dem Text immer geringer, wenn seine Arbeit der eines Schreibers immer ähnlicher wird. Und dieses Gefühl der Erniedrigung, das hier als fast einziger schlimmer Lohn winkt, wird nicht gebessert durch den Gedanken, daß all diese Mühe im Dienste Anderer aufgewandt wird, daß der Benutzer solcher Veröffentlichungen mit seiner viel erquicklicheren Arbeit zu einem Theil erntet, was der Herausgeber gesät hat.

Jede selbständige Einzeluntersuchung oder Einzeldarstellung ist höher gestellt als die Arbeit dieser Parias unter den Einzelforschern. Aber auch unter den Darstellungen giebt es genug Halbfabrikate, die an dem von ihnen verarbeiteten Rohstoff nur eben die nothdürftigsten Veränderungen vorgenommen haben. Die läßliche Life- and Letters-Form der Lebensbeschreibung gehört sehr oft hierher. Erst mit der wirklich durcharbeiteten Darstellung erklimmt die Einzelforschung den Gipfel ihrer Bahn; ihr ebenbürtig ist nicht selten die selbständigste Form der Untersuchung. Die bezeichnenden Merkmale sind in jedem Fall die Entfernung des forschenden Ichs von dem Rohstoff, eine größere Unabhängigkeit in seiner Vertheilung und endlich — fast nothwendig — eine Erweiterung des Umkreises der umfaßten Vorgänge. Der Umfang der Arbeit ist dabei nicht maßgebend: eine Einzeluntersuchung von wenigen Bogen kann einen größeren Geschichtbereich umspannen als die mehrbändige Darstellung einer gesammten Volksentwickelung. Aber die Fähigkeit der Verbindung entfernt liegender Gegenstände, das Vermögen, Gleichgiltiges oder Geringfügiges auszumerzen, müssen wesentlich gewachsen sein.

Hier ist, wie man sieht, schon die Grenze erreicht, an der sich allgemeine und Einzelforschung scheiden. Diese Grenze erscheint zunächst überhaupt unsicher: aber sie kann doch gezogen werden. Selbst eine Volksgeschichte, die Geschichte eines Jahrhunderts, die Darstellung eines Zweiges der Gesammt-, der Weltgeschichte, etwa der Baukunst, des Rechtes oder der Musik kann noch Einzelforschung sein, insofern ihr Verfasser sich noch mit jedem Stück der

Ueberlieferung, das er verwendet, in seiner ersten und ursprünglichen Form bekannt machen konnte. Die Kraft eines Menschen, eines Lebens reicht schwerlich weiter und wird selbst diesen Punkt nur bei der ungewöhnlichsten Begabung erreichen und in den seltensten Fällen — etwa dem Mommsens und der römischen Geschichte — erreichen. Mit diesem Vorzug aber vereint sich der ihn ergänzende, gleichsam von ihm geforderte Nachtheil: eine Begrenztheit des Blickes, die mit den Grenzen des Gegenstandes zusammenfällt oder sie doch nur in seltenen Fällen überschreitet. Auch sie noch ist die nothwendige Folge jener Unterordnung des forschenden Ichs unter seinen Stoff, so viele erfolgreiche Bemühungen um einzelne Lockerungen dieses Abhängigkeitbandes auch vorangegangen sein mögen.

Ein sehr gröbliches und unverkennbares Merkmal trennt die allgemeine von der Einzelgeschichtforschung: sie zielt auf das Ganze, wo jene sich immer nur den Theilen widmet. Sie will das Leben der Menschheit als Ganzes beschreiben und begreifen. Nur sie hat das Recht, über den Unterbau der Geschichtschreibung noch das höhere Gebäude einer Geschichtwissenschaft oder, wie man früher sagte, einer Geschichtphilosophie aufzurichten: eine Lehre von dem Wie — nicht von dem Was — der Geschichte, von den Bedingungen und Erscheinungen des geschichtlichen Verlaufes als solchen. Denn wie dürfte man aus Theilbeobachtungen allgemeine Sätze herleiten, deren erste und roheste Voraussetzung doch ihre allgemeine, nicht begrenzte Giltigkeit ist?

Und so greifbar der Unterschied des Umfanges ist, so sicher kann man doch auch von einem Unterschied des inneren Verhaltens reden. Hier ist nicht mehr der Stoff der Herr, sondern das forschende Ich. Eben jene äußere Begrenzung zeigt es deutlich. Der natürlich empfindende Mensch, der von keinen überlieferten Scheidewänden weiß, wird dann, wenn er überhaupt Wißbegierde nach Geschichte verspürt, alle Geschichte zu erforschen trachten. Denn die Verkettungen, in die alles Dichten und Trachten des Menschen gestellt ist, hören erst auf an den Grenzen der Geschichte überhaupt. Daß mit dem Wissen um die Geschichte nicht, wie so oft geschieht, das memoirenhafte Interesse an der jüngsten Vergangenheit irgend eines Landes, einer Stadt, einer Kunst, eines Truppenkörpers oder was immer verwechselt werden darf, wird dabei vorausgesetzt. Schon damit aber ist gegeben, daß hier das fragende Ich die Oberhand hat, nicht der nach Belieben Antwort gebende Stoff. Denn Forschers schweifende Neugier kann nirgends Halt machen, es sei denn an Grenzen der Wissenschaft überhaupt. Seine Absicht ist, sich Erkenntnis verschaffen, nicht, irgend einem Bruchtheil des Geschehens zum Bekanntwe. zu verhelfen. Damit ist ferner auch der Weg zu den übrigen vorstechend Merkmalen der geistigen Gesinnung des auf das Allgemeine gerichteten F schers gewiesen. Er wird jedes Besondere im großen Zusammerhang seh.

er wird immer vergleichen, immer begrifflich, ordnend, deutend verfahren wollen. Er wird im selben Sinn von oben, wie der Einzelforscher von unten her vorzudringen suchen. Er wird seine wesentliche Aufgabe nicht in der Bereitstellung neuen Rohstoffes, sondern in der Verwendung und Umordnung des bereits Vorhandenen sehen. Er wird vor Allem neue Gedankenverbindungen, neue Gruppenbildungen herbeizuführen streben.

Die Grundstimmung, aus der heraus ein Gelehrter auf so allgemeine Forschungen kommt, ist offenbar in vielen Stücken der des Einzelforschers entgegengesetzt: unstillbarer Wissensdurst auf der einen Seite, ruhiges Graben und Schürfen auf der anderen, kühner, ungeduldiger Wagemuth dort, vorsichtig auf jede Art von Sicherung bedachte Behutsamkeit hier; scharfe Begrifflichkeit dort, untrügliche Genauigkeit hier; Lust an hochragenden Gedankenbauten dort, an festen Grundmauern hier. Die Tugenden wie die Fehler beider Grundrichtungen sind eben so offensichtlich vertheilt: die Einzelforschung wird sich leicht auszeichnen durch eine Vollständigkeit der Beschreibung, an der der allgemeinen ihrem Wesen nach nicht viel gelegen sein kann; die Einzelforschung wird der allgemeinen immer Lust an voreiligem Verallgemeineren, Gleichgiltigkeit gegen die Besonderheiten des einzelnen Geschehens, Neigung zu unhaltbaren Konstruktionen vorzuwerfen haben: sie wird dafür die Vorwürfe der Kleinlichkeit, der Unbegrifflichkeit und des Klebens am Besonderen empfangen. Schließlich wird auch das Verhalten des einzelnen Forschers zu seinen Genossen in beiden Bezirken der Wissenschaft ein verschiedenes sein. Es ist kein Zufall, daß im neunzehnten Jahrhundert die Hochfluth an Erfahrung- und Beschreibungwissenschaft zur Bildung immer neuer Gelehrtengemeinschaften geführt hat, die in immer neuer Spaltung des Stoffes doch nach den selben Regeln der Forschungweise an vielen verstreuten Punkten einander in die Hände arbeiten. Die Einzelforschung hat sich in diesem Stück in der selben Richtung wie das Großgewerbe entwickelt; die Vorzüge wie die Nachtheile weit getriebener Arbeitstheilung sind Beiden durchaus gemeinsam. Die allgemeine Forschung ist zwar an sich eben so geeignet, Schulen und Regeln auszubilden, und sie wird, über die jetzigen Anfangsgefahren hinausgelangt, vielleicht nur zu früh zu einem solchen Zustand gelangen: sie würde dann, ähnlich wie die Regelkunst erstarrter Idealismen, wie etwa die von Michelangelo abhängigen Schulen der Barockkunst, leicht in Dogmatismus verfallen. Vorläufig aber kann sie nur ein Werk sehr selbständiger Einzelner sein, die mit allen Nachtheilen doch auch die Vorzüge stark persönlicher Denkweise für sich haben.

In dieser natürlichen Verschiedenheit sind die Vorbedingungen mannichfacher Gegnerschaft im Keim gegeben. Aber nach Menschenart haben diese Keime wuchernde Pflanzen, oft giftig genug, getrieben. Wie nicht verwunderlich, waren schon die Anfänge des Rückstoßes der Einzelforschung gegen die

Allgemeinheit der Aufklärung von heftigen Angriffen auf diese begleitet. Justus Möser, der selbst eine zweitausendjährige Entwickelung, die des deutschen Bauern, als Einheit begreift und auch als Rechtskundiger vor den äußersten Thorheiten beschreibungluſtiger Geschichtschilderung bewahrt blieb, kühlte doch an der Aufklärung sein Müthchen, wenn er in seinem Aufsatz über die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe schrieb: Nichts ist leichter und bequemer als eine Ursache unterzuschieben, daraus den Vorfällen eine Erklärung zu geben und damit, nach Art eines Voltaire, das Angenehme und Unterhaltende auf Kosten der Wahrheit zu befördern. Und die plumpe Einseitigkeit staatlicher Geschichtschreibung hat doch auch Möser schon gefordert, wenn er anordnete: „daß der Geschichtschreiber allemal so viel von der Geschichte der Künste und Wissenschaften mitnehmen soll, als er gebraucht, von den Veränderungen der Staatsmoden Rechenschaft zu geben."

Niebuhr, der Vater der neuen, die Einzelforschung zur Grundlage erhebenden Richtung, hat nach seiner milden Art nicht gehässig ausgesprochen, was er über diesen Punkt dachte. Wenn er schrieb, daß wir absolut allen falschen Schein fliehen, daß wir auch nicht das Allergeringste als gewiß schreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt sind, so kann nach dem Grundsatz: Legt Ihr nicht aus, so legt Ihr unter, daraus eine Verdammung aller allgemeinen, fremde Forschung zusammenfassenden Darstellung abgeleitet werden. Denn im Sinn der Einzelforschung kann man nie Etwas für gewiß halten, das man nicht elbst im Einzelnsten ergründet hat.

Von Denen, die im Sinn weiterer Erfassung der menschlichen Dinge Urtheile über die Beengtheit und Begrenztheit der Einzelforschung ausgesprochen haben, verdient Ranke zuerst genannt zu werden, der, obwohl er nie eigentlich mehr als die Beschreibung der europäischen Staatsangelegenheiten wünschte, sie doch immer im weiten Sinn betrieben hat. In dem Vorwort zur zweiten Auflage der Neuen Bücher preußischer Geschichte von 1874 sagt er: „Die Frage kann überhaupt aufgeworfen werden, inwiefern die Aufstellung allgemeiner Ansichten mit der Gründlichkeit der Forschung, die einer solchen allein Sicherheit und Eigenthümlichkeit verleihen kann, vereinbar ist. Denn die historische Forschung richtet sich ihrer Natur nach auf das Einzelne. Aber man wird zugestehen, daß sie ihren Zweck verfehlt, wenn sie darin befangen bleibt. Die lebendigen Momente einer allgemeinen Entwickelung müssen auch den Gegenstand der Forschung bilden können. Eins belebt das Andere; sie bedingen und ergänzen sich wechselweise." Wir werden nun die Gegner zu hören haben.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Die Geschwister.

Hohe Stufen aus schwarzem Marmelstein führten in eine schwindelfreie Tiefe. Schwarz, ohne bunte oder weiße Adern, war der Marmor; glänzend und glatt. Vielleicht so furchtbar glatt, weil Abertausende von müden Füßen schon vor mir dahinuntergewandert waren

Ich sah nicht, welche Gegenden sich an den Seiten der Treppe erstreckten; mein Blick fühlte sich nur von Dem angezogen, was tief unten schimmerte. Und immer schneller riß mich das Sehnen die vielen glatten Stufen hinab. So schnell, daß ich mehr glitt und schwebte als ging.

Immer mächtiger und schöner glänzte mir die Landschaft aus der Tiefe entgegen. Zu Füßen der steilen Terrasse lag ein See, ein unergründliches Gewässer von heiliger Stille. Nur ein Hauch schien von Zeit zu Zeit sein faltenloses, dunkles Antlitz zu trüben; dann war es, als ob man leise seinen Spiegel überhauche. Regelmäßig von einander entfernt und ganz gleich von Gestalt, umstanden Cypressen wie Wächter das Ufer; vor ihnen leuchteten, das dunkle Wasser umkränzend, in langer Reihe silberweiße Lilien; und weiße Veilchen stickten den saftig grünen Rasen am Gelände. Es duftete empor wie Weihrauch und Wachs, süß und friedlich; so lockend war es, daß ich meine Arme ausbreitete, denn die Sehnsucht zog mich unaufhaltsam zur Tiefe.

Da fühlte ich den Fuß mit einem Mal vom Wasser genetzt. Ich war unten angelangt, wo die schwarzen Stufen in der Fluth verschwanden. Leise, wie zerstreut, leckte und küßte Welle auf Welle den glatten Stein mit heimlichem Gurgeln und Murmeln.

Gebannt hing mein Blick am anderen Gestade. Dort lehnte ein göttlich schöner Jüngling am Stamm einer Cypresse und hielt in den Armen ein Saitenspiel aus eitel Silber, glänzend wie Mondenschein. Das Gewand des Jünglings war leuchtend weiß und weiß schimmerten auch seine mächtigen Flügel, die er faltete und öffnete, wie Schmetterlinge thun, die sich zu kurzer Rast niedergelassen. Sein Flügelschlag wars, der mit sanften Schwingen das Gewässer trübte, als werde über einen Spiegel leise hingehaucht.

Mitten im großen Schweigen griffen des schönen Jünglings Finger in die Silbersaiten. Und da krochen und sprangen Ungethüme heran, reißende Thiere und gleißende Schlangen. Sie lauschten und legten sich sänftiglich hin, gebändigt vom Zauberklang. Zwischen den Cypressen aber schlichen Gestalten herbei, gebückt und schleifend, keuchend wie unter großer Last. Der Ausdruck war von weher Qual verzerrt und häßliche, gellende Seufzer tönten auf allen Lippen. Doch kaum hatten sie des Jünglings Spiel vernommen und die Augen fest auf seine Gestalt gerichtet, so schwieg das Stöhnen, wichen Angst und Schmerz aus jedem Antlitz. Alle, die gekommen waren, standen verklärt und still, die Arme ruhsam auf der Brust gekreuzt, die Züge von feierlichem Frieden geglättet. Geheimnißvolle Schönheit umfloß ihr Wesen nnd das selbe selige, seltsame Lächeln umspielte die entfärbten Lippen Aller.

Beim Anblick dieses Lächelns ward mein Herz von Liebe für die Abgeschiedenen und für den schönen Jüngling erfüllt. Ein großes Verlangen rief in mir,

ich solle mich zu ihnen gesellen. Galt es doch nur, einen Schritt, einen kleinen Schritt zu thun in das dunkle Geheimniß.

Da schrie es mich an mit geller Stimme, unbarmherzig, wie man einen Träumer weckt: „Zurück! Keinen Schritt weiter!“

Ich sah mich um.

Ein buntgeputztes Weib stand über mir auf den Stufen und blickte mit drohender Strenge auf mich herab. Wie eine Jahrmarktsdirne trug sie grellfarbige Lappen zur Schau, benäht mit vielen Schellen, die schrill durcheinander klangen. Alles klirrte und klapperte an ihr von seltsamen Amuletten, blitzenden Steinen und bemalten Knochen. Schlangen wanden sich um ihre Arme, reißende Thiere schienen ihre Schleppträger zu sein. Schauerlich hatte sie Mund und Augen geschminkt, entsetzliche Zeichen in die Stirn geritzt. Ihr Haupt krönte ein lebendiger Geier, der gierig den Blut heischenden Schnabel aufsperrte und die Flügel gewaltig spreizte. Das Weib sprach zu mir: „Du sollst den Schritt nicht thun, denn Du bist mein. Ich bin eine große Zauberin, bin die Göttin des vielgestalteten Lebens. Darum siehst Du mich so laut und so bunt. Ich bin sehr mächtig und mag Dich meinem Bruder heute nicht geben, so sehr Dein Herz nach ihm bangt. Bruder Tod soll warten an seinem Gestade, denn Du hast noch in meiner Hand zu bleiben.“

Da erhob der göttliche Jüngling seine Stimme und antwortete sanft seiner grausamen Schwester: „Habe Mitleid mit dieser Seele, o Schwester! Lasse sie zu mir hinübergleiten! Wie soll sie noch leben, nachdem sie mit solcher Sehnsucht in meinem Gewässer des Friedens sich gespiegelt? Welche Gaben bietest Du ihr? Ich bin trauter als Du. Zu meinen Füßen kauert unschuldig der wilde Löwe des Begehrens und das Zischen der Bosheit verstummt. Viele Dichter haben mich besungen und ich bin ihr Freund. Ich gebe ihnen Gerechtigkeit, während Du nur ihre zarten Weisen mit dem wilden Lärm Deiner Schellen übertönst. Ich bin der herrlichste aller Sänger und der König der Dichter. Ich schenke dem Geringsten Majestät und verleihe eine Schönheit, fremd allem grellen, lauten Leben. Darum lasse mir die Seele, der es bangt vor Deiner Häßlichkeit, lasse sie herübergleiten, damit sie mein hohes Lächeln kennen lernt, das einzig und allein trösten kann in allem Hohn Deines Lachens.“

Nachdem Bruder Tod also gesprochen, wandte ich mich zu der mächtigen Herrin des Lebens: „Im Namen Deines Bruders gebiete ich Dir, Weib: rede die Wahrheit! Belüge mich nicht, wie Du allzu oft gethan, mit dem Jahrmarktruhm Deiner Gaben und mit frecher, widriger Zauberei. Sage die Wahrheit! Was verheißest Du mir noch, wenn ich Dir folge?“

„Ich verheiße Dir Thränen,“ klang die Antwort.

„Was giebst Du mir zum Lohn für den Gehorsam, den ich Dir zolle?“

„Dir wird, was Dein ist: ich gebe Dir Pflichten.“

Da wandte ich mich traurig um nach ihrem herrlichen Bruder und sagte ihm Lebewohl. Nur langsam verließen ihn meine Augen.

Ich faßte die Zauberin am Saum ihres bunten, klingenden Gewandes und schleppte mich ihr nach, die steilen Stufen empor.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm

Selbstanzeigen.

Was ich am Wege fand. Neue Folge. Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften u. s. w. im Text und auf Tafeln. Leipzig, Georg Wigand, 1905. 6 Mark.

Im Reiche Reuters. Leipzig, Georg Wigand, 1905. 2 Mark.

Vier Jahre sind es her, seit ich in der „Zukunft" meine „am Wege" gefundenen Essays über Arndt, Bismarck, Chasot, Geibel, Hoffmann von Fallersleben, Marschner u. s. w. anzeigte. Damals ahnte ich nicht, daß in verhältnißmäßig kurzer Frist eine neue Folge herauskommen würde. Die rege Theilnahme eines großen Leserkreises hat diesen zweiten Band, der, wie der erste, in sich abgeschlossen ist, ermöglicht. Das Andenken von Gleim, Klopstock und Herder wurde, wie erinnerlich, zur Wiederkehr ihres hundertsten Todestages gefeiert. Aus ihrem Leben und Schaffen weiß ich mancherlei Unbekanntes zu erzählen. Besonders sind es die beiden zuletzt genannten Heroen, die in ihren Beziehungen zu schönen und geistreichen Frauen uns näher treten. Klopstocks zweite Gattin Johanna Elisabeth und Herders intimste Freundinnen Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe, geborene Gräfin zur Lippe-Biesterfeld, und Sophie von Schardt, geborene von Bernstorff, sind höchst sympathische und interessante Charaktere, deren Briefe, Poesien und Lebensschicksale ein Stück Kultur- und Literaturgeschichte darbieten und auch von rein menschlichem Standpunkt aus fesseln. Die Selbstbekenntnisse namentlich der schaumburger Gräfin — mir anvertraut vom Fürsten zu Schaumburg-Lippe, während der heimgegangene Graf-Regent ihr Bildniß hergab — und der Frau von Schardt, die zum Katholizismus übertrat, bewegen unsere Herzen. Den selben Glaubenswechsel machten der Kunsthistoriker Karl Friedrich von Rumohr und der religiöse Maler Friedrich Overbeck durch, denen zwei weitere Kapitel gewidmet sind. Overbecks Vater, der lübecker Bürgermeister, erscheint hier wahrhaft groß. Eine ganz andere Persönlichkeit war der in Lübeck erzogene Markus Niebuhr, nachmals Kabinetschef Friedrich Wilhelms des Vierten. Bettinas Briefe an ihn kann man wohl als klassisch bezeichnen. Der Hamburger Johann Diederich Gries, als Uebersetzer des Tasso geschätzt, bildete viele Dezennien hindurch den geistigen Mittelpunkt in Jena; seine Verbindungen mit berühmten Zeitgenossen fördern und bereichern unsere Kenntniß des Kreises Derer um Goethe und Schiller. Von Skandinavien kommt die edle Gestalt des Frithjof-Sängers Esaias Tegnér nach Deutschland, das er mehrmals besucht hat; neben ihm sehen wir seine erste Uebersetzerin Amalie von Helvig, seinen besten Uebersetzer Gottlieb Mohnike in engem Verkehr und bedeutsamem schriftlichen Gedankenaustausch mit dem schwedischen Skalden. Weitere Abhandlungen, Früchte meiner Wanderungen im In- und Ausland, befassen sich mit Washington Irving und Adrian van Ostade, mit dem schlesischen Wallfahrtort Sankt Annaberg, mit den Totengebräuchen in England, mit einem altmünchener Mysterienspiel als Vorläufer der oberammergauer Passion. Auch dieser Band enthält zahlreiche Originalbilder und Faksimiles; da ist — um nur einige hervorzuheben — ein Portrait Herders von Angelika Kaufmann, eine Silhouette Klopstocks, ein Bildniß Overbecks, mehrere von Tegnér nebst Ansichten seines Wohnhauses und seiner Studirstube. Ich darf wohl erwähnen, daß diese

kleine Galerie von Portraits ausgezeichneter Männer und Frauen und die Nachbildung ihrer Schriftzüge bisher nirgends veröffentlicht worden ist.

Es sei mir gestattet, eine zweite Publikation, die gleichzeitig erschien, kurz zu skizziren. Sie befaßt sich mit dem Lieblingsschriftsteller unseres Volkes, Fritz Reuter. Vor dreißig Jahren starb er. Seine Werke werden jetzt, nach Ablauf der Schutzfrist, Allgemeingut. Am dreißigsten Todestage veranstaltete ich in der Aula der greifswalder Universität eine Gedächtnißfeier und Reuter-Ausstellung. Der Dichter hatte ja lange in Pommern gelebt und mit Greifswald, wo sein Werk „Kein Hüsung" herauskam, vielfache Berührung. Der Held von Reuters humoristischer Erzählung „Dörchläuchting", Herzog Adolf Friedrich der Vierte von Mecklenburg-Strelitz, war Rector Magnificentissimus der greifswalder Universität, die sein von ihm geschenktes Bildniß in Ehren hält. Es ziert auch mein Buch, das dieser merkwürdigen Persönlichkeit einen besonderen Abschnitt widmet. Danach führe ich die Verehrer Reuters recht eigentlich in sein Reich und gebe eine Fülle heiterer und ernster Erinnerungen, Dichtungen und Briefe. Möchte es mir gelungen sein, der großen Reuter-Gemeinde damit eine Freude zu bereiten. Zueignen durfte ich mein Reuter-Buch dem Reichskanzler Grafen Bülow.

Greifswald. Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

Seine Freundin vom Brettl. Theo Gutmann, Berlin.

Auf den berliner Stadtbahnhöfen verboten! Oder vielmehr: das harmlose Buch ist gar nicht erst zum Verkauf für den berliner Bahnhofsbuchhandel zugelassen worden. Das ist nicht wunderbar. Sehr viele Gerichtsverhandlungen haben ja gelehrt, daß Bücher und Kunstwerke nicht nach Inhalt und Tendenz, sondern nach dem Buchstaben beurtheilt werden. Und hier ists das Milieu der Bohême, des Tingeltangels, des berliner Studenten-Lebens. Alles schon verdächtig. Doch soll in der anspruchslosen Geschichte nur bewiesen werden, daß es gerade durch einen energischen Ruck zur Thatkraft und durch den ernsten Entschluß zum Fleiß gelingt, den Gefahren des akademischen Lotterlebens und seinen seichten Freuden zu entrinnen; daher die leise Ironie im Inhalt. Nicht Jedem gelingts; aber der Held dieses Romans hat sich die nöthige Energie bewahrt, zumal ein Unglück, das er sich ohne eigene Schuld zuzog, seine Einkehr beschleunigt. Daß in einer solchen Geschichte die Zustände der studentischen Welt und der etwas schlüpfrige Boden des Artistenlebens deutlich gezeichnet werden mußten, lag in der Natur der Aufgabe.

Wilmersdorf. Julius Erich Kloß.

Lothar. Untergang einer Kindheit. Axel Juncker, Stuttgart. 3 Mark.

Außer den rein literarisch Interessirten möchte ich dieses Buch Denen anzeigen, die den biologischen Verschiedenheiten der Rassen nachforschen: der Roman schildert den Widerstreit zweier Blutströme, die in einem Mischling, statt sich zu besonders reicher Einheit zu verbinden, ihre angestammten Tugenden und Laster durch den Kampf erst recht unversöhnlich hervortreten lassen. Ich möchte das Buch ferner den an der Judenfrage Interessirten vorlegen, Antisemiten wie Zionisten, die für ihren Haß und für ihre Liebe darin Argumente finden werden. In Lothar sträubt sich der harmlos schwärmerische mitteldeutsche Knabe gegen den im selben

Leib wohnenden überlegen sarkastischen Semitengeist; dann aber verachtet er wieder hochfahrend die dummen „Gojim", deren Gefühlsleben doch auch das seine ist. Auch die Entwickelung des gefährlich schillernden erotischen Lebens wird wesentlich durch den Rassenkonflikt beeinflußt und oft heftig erschüttert. An der Klärung seiner schwankenden Seele hindert den Knaben besonders die Schule mit ihrer das Leben des Hauses verfinsternden Brutalität. Und darum sei dies Buch auch allen Pädagogen und Eltern angezeigt. Schließlich noch Denen, die Mitteldeutschlands Ebenen lieben, ihren silbernen Strom, die schön gebauten alten Städte mit anmuthig fränkischer Sitte und im Hintergrunde die sanften Gebirge, in denen weiche melodische Sänge erklingen.

München. Oskar A. H. Schmitz.

Berlins drittes Geschlecht. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Eine Mark.

Als ich aufgefordert wurde, für die von Ostwald herausgegebenen „Großstadtdokumente" den Band zu bearbeiten, der das berliner Leben der Homosexuellen behandeln sollte, glaubte ich, mich diesem Wunsche nicht entziehen zu dürfen. Wenn ich auch das Ergebniß meiner Untersuchungen auf dem Gebiete der Homosexualität bisher nur in wissenschaftlichen Fachorganen, besonders in den „Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen" publizirt hatte, so war ich doch lange darüber klar, daß die Kenntniß eines Gegenstandes, der mit den Interessen so vieler Familien aller Stände verknüpft ist, nicht dauernd auf den engen Bezirk der Fachkollegen oder auch nur der akademischen Kreise beschränkt bleiben würde und könnte. Ich habe mich nun bemüht, ein recht naturgetreues und möglichst vollständiges Spiegelbild von Berlins „drittem Geschlecht", wie man es vielfach, wenn auch nicht gerade sehr treffend, genannt hat, zu geben. Ich war bestrebt — ohne Schönfärberei, aber auch ohne Schwarzmalerei — Alles streng wahrhaftig, unter Vermeidung näherer Ortsbezeichnungen, so zu schildern, wie ich es zum größten Theil selbst wahrgenommen, zum kleinen Theil von zuverlässigen Gewährsmännern erfahren habe. Manchem wird sich hier eine neue Welt aufthun, deren Ausdehnung und deren Gebräuche ihn mit Erstaunen erfüllen werden. Man hat gelegentlich die Befürchtung ausgesprochen, durch populäre Schriften könnte für die Homosexualität selbst „Propaganda" gemacht werden. So sehr eine gerechte Beurtheilung der Homosexuellen angestrebt werden muß, so wenig wäre solche Propaganda zu billigen. Die Gefahr liegt aber nicht vor. Die Vorzüge der normalsexuellen Liebe, wie sie — um von vielen nur einen zu nennen — vor Allem im Glück der Familie zum Ausdruck gelangen, sind denn doch so gewaltig, die Nachtheile, die aus der homosexuellen Anlage erwachsen, so außerordentlich, daß, wenn ein Wechsel der Triebrichtung möglich wäre, er gewiß für die Homosexuellen, nicht aber für die Normalsexuellen in Betracht kommen würde. Thatsächlich hat aber die wissenschaftliche Beobachtung in Uebereinstimmung mit der Selbsterfahrung sehr zahlreicher Personen gelehrt, daß solcher Umschwung nicht möglich ist, da nichts dem Charakter und Wesen eines Menschen so adäquat und fest angepaßt ist wie die nach Ergänzung der eigenen Individualität zielende Richtung des Geschlechtstriebes. Ob und wie weit die Handlungen der Homosexuellen unter den Begriff von Schuld und Verbrechen fallen, ob und wie weit ihre Strafverfolgung zweckmäßig, nöthig, überhaupt möglich erscheint: diese Fragen möge der Leser selbst beantworten.

Charlottenburg. Dr. Magnus Hirschfeld.

Getreidehandel.

Friedrich August, der neue, doch nicht gerade mehr junge König von Sachsen, hat seine gute Stadt Chemnitz besucht und bei dieser Gelegenheit zwei Sätze gesprochen, deren erster unbestreitbar richtig ist, deren zweiter als den Thatsachen entsprechend aber nicht anerkannt werden kann. Der König nannte Chemnitz ein zweites Manchester und die neuen Handelsverträge „eine große That für unser gewerbliches Leben“. Wenn der in den Zeitungen veröffentlichte Bericht die Worte Seiner Majestät genau wiedergab und „groß“ hier nicht nur den Sinn von „wichtig“, „bedeutsam“, sondern von „nützlich“, „segenreich“ haben soll, muß diesem Satz widersprochen werden. Das konnte, bei so festlichem Anlaß, der Oberbürgermeister Dr. Beck wohl nicht thun. Doch sicher weiß dieser Herr, daß die Verträge von der chemnitzer Industrie als eine Gefahr betrachtet werden und daß im Erzgebirge viele Fabrikanten, der Noth gehorchend, bereits den Entschluß gefaßt haben, auf österreichischem Gebiet Filialen zu errichten, weil sie keine andere Möglichkeit sehen, ihren Betrieb vor dieser Gefahr zu schützen. Und dennoch eine „große That“? Nachdem vor vierzehn Jahren die caprivischen Verträge eine „rettende That“ genannt worden waren? Man muß die Dinge freilich nehmen, wie sie sind. Die Agrarparteien haben gesiegt; doch man sollte den Besiegten, den Fabrikanten und Kaufleuten, nicht zumuthen, ihre Niederlage nun auch noch als einen ihnen nützlichen Triumph rühmen zu hören. Gerade weil Chemnitz ein zweites Manchester geworden ist, klingen solche Worte recht seltsam. Auf dem Wege zum Industriestaat ist das Königreich Sachsen allen anderen Bundesstaaten vorangeschritten; eben deshalb wird es auch mehr als alle anderen unter den Vertragstarifen zu leiden haben, die den Getreidepreis erhöhen.

Unausbleiblich ist, daß der Getreidehandel — dessen Unternehmungluft sich im Herbst wohl noch einmal mit aller Kraft regen wird — sich in seinem Wesen einigermaßen ändert und den neuen Verhältnissen anpaßt. Zwar ist nicht anzunehmen, daß wir den Umfang des Zwischenhandels sichtbar zusammenschrumpfen sehen werden. Roggen und Weizen sind ja keine Luxusartikel; das Brotkorn muß herbeigeschafft werden und auch die ausländischen Bezugsquellen bleiben einstweilen unentbehrlich. Eine andere Frage ist aber, ob die vielen arbeitsamen Kaufleute, die bisher auf diesem wichtigen Gebiet ihr Auskommen fanden, im Stande sein werden, ihr Leben fortzufristen. Das bezweifle ich. Den großen Händlern ist, wie mir scheint, die Aussicht auf die erhöhten Zölle eben so angenehm wie einst den großen Banken die auf das Börsengesetz. Und ich sehe nicht nur die selbe Wirkung, sondern auch die selbe Ursache. Die Gegner der freien Bewegung erschweren den Handel (dort in Effekten, hier in Getreide) absichtlich so sehr, schaffen so viele künstliche Hindernisse, daß die kleinen und mittleren Händler dagegen nicht aufkommen können. Sie erlahmen bald in diesem Kampf; und der Bereich, wo sie früher herrschten, fällt dann mühelos n Großen zu. Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, daß ungefähr drei Vie l aller Getreidehändler auf Bankierkredit angewiesen sind. So war es schon bis r. unter der Herrschaft der caprivischen Verträge, wo der Staat doch den Zoll i Monate (und noch länger) unverzinslich stundete. Wie werden sich die Verl nisse nun erst gestalten, wenn die Zölle um (im Durchschnitt) 40 Prozent erl t und sofort baar zu bezahlen sind? Mitunter hatten die Importeure für ihre W e schon Zahlung (inklusive Zoll) erhalten und brauchten trotzdem an die Behö- n

noch nichts abzuführen. Im Allgemeinen aber muß den Mühlen monatlich, in Partien bis zu fünfhundert Sack, geliefert werden, ohne daß vorher Zahlung erfolgt. Nun werden auch noch die Lagerhäuser, städtische und andere, beseitigt, die den Händlern die Zollabfertigung wesentlich erleichterten; und von Transitlagern bleiben nur bestehen: Mannheim-Ludwigshafen (wegen des Durchgangsverkehrs nach der Schweiz), Hamburg-Altona (wegen des Verkehrs mit England, Frankreich u. s. w.), Danzig und Königsberg (weil da die deutsche mit russischer Waare gemischt wird). Ein Händler mittleren Schlages erhielt und verkaufte in Deutschland bisher ungefähr 20 000 Tonnen Weizen im Jahr. Darauf lag ein Zoll von rund 700 000 Mark, der nach und nach zu zahlen war. Wenn die neuen Verträge den Tarif bestimmen, sind für das selbe Quantum 1 100 000 Mark Zoll zu zahlen; und zwar sofort. Diesen beiden Neuerungen könnten mittlere Firmen nur mit äußerster Anstrengung genügen; und viele könnens gewiß überhaupt nicht. Gelänge es ihnen selbst, die Bankiers, mit denen sie arbeiten, zu einer so starken Steigerung des Kredites zu überreden, so würde durch Provision und Zinsen noch immer die ganze Kalkulation umgewandelt. Herr Dr. Koch, der Reichsbankpräsident, hat neulich dem auf 3 Prozent herabgesetzten Diskont eine Lebensdauer vorausgesagt, die vielleicht bis zum Oktober währen könne. Das wären auf Lombard 4, bei den Bankiers wohl auch 5 Prozent; ändern sich aber die Geldverhältnisse, dann kann der Getreidehändler plötzlich gezwungen sein, 6 Prozent Zinsen zu zahlen. Dann aber ist dem Kleinen die Konkurrenz mit dem Riesen unmöglich, der mit großen Summen eigenen Geldes arbeitet und außerdem jeden wünschenswerthen Kredit erhält. Potente Leute ziehen ja ruhig auf ihre Bankverbindung und bringen die Wechsel dann auf offenem Markt zum Privatsatz an, bei einer offiziellen Rate von 3 also zu $1^3/_4$ Prozent. Unter den neuen Verhältnissen wird, nach meiner Ueberzeugung, kaum der vierte Theil der heute im Getreidehandel Thätigen sich zu halten vermögen. Drei Viertel wird der Strudel verschlingen; ein Bischen früher oder später: die Großen werden auch hier das Terrain der Kleinen erobern. Und ich glaube nicht, daß wir Grund haben, uns der Aussicht auf diese Entwickelung zu freuen.

Die Frage, ob sie das allgemeine Wohl fördert, mag einstweilen unerörtert bleiben. Bedenklich ists immer, wenn vielen Menschen das Geschäft verdorben wird, das sie so lange ernährt hat. Mir scheint aber sehr möglich, daß auch den Landwirthen der neue Zustand recht unangenehme Ueberraschungen bereiten wird. Wenn die großen Händler noch größer werden und auf den Wettbewerb Kleinerer keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchen, können sie sich in aller Stille organisiren, zu Abwehrmaßregeln und Umgehungmanövern rüsten und zu einem Gegner werden, den auch die vereinigten Agrarier nicht verachten dürfen. Die Reichstagsmehrheit hat eines Tages die Bestimmung aufgehoben, wonach deutsche Fonds bei der Reichsbank zu Vorzugsbedingungen (zum Wechseldiskont, statt zum Lombardzinsfuß) beliehen werden konnten. Dieser Beschluß hatte den Zweck, die leichte Geldbeschaffung zu hindern und der Spekulation das Leben möglichst zu erschweren. Was aber war die Folge? Unumschränkte Herrschaft der Aktienbanken über den gesammten Anlagemarkt. Diese Ueberraschung kann sich auch auf anderem Gebiet wiederholen. Die Erhöhung der Zölle genügt Vielen noch nicht: der Handel soll auch dadurch, daß man ihm die Zollkredite entzieht, eingeengt werden. Die Grundbesitzer werden vielleicht zu spät merken, daß sie für eine Legion schwächlicher Widersacher eine ganz kleine

Schaar baumstarker und höchst smarter Männer eingetauscht haben, die mit ihren Millionen ernste Kämpfe zu führen verstehen. Das wäre für den Getreideproduzenten gewiß kein Vortheil. Auch an Bündnissen wirds in diesem Krieg wahrscheinlich nicht fehlen. In den Centren des Getreidehandels werden sich vermuthlich Mittelfirmen, die allein zu schwach wären, zu einer Achtung gebietenden Macht vereinen.

Die Gelegenheit, solche erworbene Macht fühlen zu lassen, bietet sich nicht so selten, wie der Uneingeweihte glaubt. Wer diese Verhältnisse beurtheilen will, muß zunächst bedenken, daß für Getreide der Weltmarktpreis nicht in Deutschland, sondern in London gemacht wird. Dort, wo der größte Bedarf zu decken ist (namentlich für England selbst, das ja seine große Industriebevölkerung zu ernähren hat), wird den Märkten der Preis diktirt. Frankreich, das die Ehre hatte, wegen seines hohen Zollschutzes vom Reichskanzler gerühmt zu werden, kann seinen Weizenbedarf fast ganz aus eigener Produktion decken; der Import dient meist, da das französische Produkt zu weich ist, nur zur Verbesserung der Qualität. Durch diesen Hinweis auf Frankreich, der aus mangelhafter Sachkenntniß hervorging, hat Graf Bülow also jedenfalls kein Anrecht auf die Marmorbüste des Kaisers erworben ... Aber ich wollte ja nur zeigen, wie gefährlich den Agrariern eine Entwickelung werden kann, die im Getreidehandel die Macht der Großen noch beträchtlich vermehrt. Nehmen wir den (gar nicht so seltenen) Fall, Rußland, die Vereinigten Staaten und Argentinien hätten eine sehr gute Ernte; dadurch könnte der Weltmarktpreis so herabgedrückt werden, daß auch unser erhöhter Schutzzoll gegen diesen Druck nichts vermag. (In Parenthese: Rußland brauchte in diesem Konzert nicht einmal mitzuspielen; denn die unvermeidlichen sozialen Reformen werden im Zarenreich das Niveau der Volksernährung heben, den eigenen Verbrauch also steigern und die Exportziffer erniedrigen.) Der deutsche Großgrundbesitzer bekäme dann für sein Getreide also beträchtlich weniger, als er erwartet hatte; und die Geschwindigkeit der paar starken Autokraten des Getreidehandels könnte bei solchem Druck aus der Ferne mit empfindlich fühlbarer Kraft nachhelfen. Ein anderer Fall. Wenn Deutschland eine Mißernte hätte, würde wohl auch der Preis des fremden Roggens und Weizens steigen; von dieser Steigerung hätte der deutsche Produzent dann aber keinen Gewinn. Graf Caprivi hat nach einer schlechten Ernte bekanntlich die Zölle zum Theil beseitigt. Ein dritter Fall. In den achtziger Jahren hatten die Russen einmal eine so reichliche Roggenernte, daß der Preis auf 70 sank; und da Deutschland der weitaus größte Roggenkonsument ist, konnten wir damals die Bedingungen diktiren und das Ausland hatte den Zoll zu tragen. In normalen Zeiten ist aber über die Erwägung nicht hinwegzukommen, daß wir auf den russischen Roggen angewiesen sind. Ich glaube nicht einmal, daß wir unseren Weizenbedarf aus eigener Produktion decken könnten, selbst wenn die Utopie eines ins Riesenhafte ausgedehnten Körnerbaues Wirklichkeit würde. Nicht nur auf die Quantität kommts ja schl lich an, sondern auch auf die Qualität; und man verräth wohl kein Gehein der Landesvertheidigung, wenn man auf die Thatsache hinweist, daß der einf Mann gewöhnlich reinen, ungemischten deutschen Weizen nicht vertragen kann, dieser Weizen also, wenn er Massenabsatz finden soll, mit fremdem gemischt we muß. Nur auf solche Mischung sind auch unsere Mühlen eingerichtet; und bis habe ich selbst aus dem Munde der wildesten Agrarfanatiker noch nicht die Ab gehört, die neue Aera durch den Bau neuer Mühlen zu feiern.

Der importirende Kaufmann hat nicht nur darauf zu sehen, daß er mit einem Lande von hoher Produktivkraft zu thun hat; auch auf ehrliche Solidität ist er angewiesen. Da es sich sehr oft um Abschlüsse in erst künftig zu erntendem Getreide handelt, ist die Sicherheit der Lieferung natürlich die Hauptsache. In den Vereinigten Staaten (Schwindelfirmen giebts, wie überall, auch dort freilich) ist im Allgemeinen die Ausfuhr an feste, streng beobachtete Regeln gebunden. In Argentinien haben englische und deutsche Häuser längst für anständige und saubere Formen im Weizen- und Maisgeschäft gesorgt. Schlimmer siehts in Rumänien aus. Die eigens zu diesem Zweck hingesandten Kundschafter haben mit aller Mühe kaum drei zuverlässige Exporteure zu entdecken vermocht; und die Gründung neuer Häuser wird, wenn sie von Westeuropäern geplant ist, durch ein von edlem Sinn erdachtes und von noch edlerem ausgeführtes Fremdengesetz verhindert oder wenigstens ungemein erschwert. Rußland bietet dem untersuchenden Blick wieder ganz andere Verhältnisse. Odessa, einst die Hauptstadt des russischen Getreidehandels, soll recht unsicher geworden sein. Im Uebrigen lauten die Censuren: Petersburg ziemlich gut, Riga und Reval solid, Libau höchst zweifelhaft. All diese Umstände muß der Importeur erwägen.

Die Position Mehl ist durch den Zoll von 12½ Mark mit einem so hohen Wall geschützt, daß an Import gar nicht zu denken ist. Sonst würden die Amerikaner Deutschland (wie längst schon den ganzen Osten Asiens) mit diesem Halbfabrikat überschwemmen. Interessant wäre mir, zu erfahren, ob die Führer der Landwirthe nicht einen schweren Seelenkampf zu bestehen hatten, ehe sie ihre Beschlüsse in puncto Mais faßten. Der Maiszoll ist beinahe aufs Doppelte erhöht worden; und doch ist Mais dem deutschen Landwirth als Viehfutter sehr willkommen. Auch an seine Verwendung zu Brennzwecken war doch zu denken. Freilich möchte der deutsche Spiritusbrenner Alles der heimischen Kartoffel verdanken.

Man soll nicht prophezeien. Wer aber zur Schwarzseherei neigt, kann drei üble Wirkungen der neuen Handelsverträge heute schon feststellen. Erstens wird die Ernährung des deutschen Volkes vertheuert. Zweitens verliert die Industrie, die unter solcher Vertheuerung ja am Meisten leidet, noch manches Absatzgebiet, weil wir den Getreide exportirenden Ländern für unseren beträchtlich erhöhten Agrarzoll ja vielfach höhere Fabrikatzölle zugestanden haben. Drittens hilft das neue Zollsystem diesen Ländern zur Gründung oder wesentlichen Stärkung von Industrien, die, wenn sie erst zur Vollkraft erwachsen sind, unserer Ausfuhr neue, meist unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Das Alles ist oft erörtert worden und entspricht, wie gesagt, pessimistischer Auffassung. Daß die Hauptländer der Agrarproduktion nicht mit dem Nachweis zu beruhigen waren, Deutschland selbst trage ja die hohen Zölle die auf die landwirthschaftlichen Importartikel gelegt sind, kann ich nicht als ein Zeichen der besonderen Geschicklichkeit unserer Unterhändler betrachten. Manches Interesse der Industrie konnte wohl besser gewahrt werden. Ganz leicht hats Der freilich nie, der als Erster die Aenderung internationaler Verträge fordert.

— Ein Trost ist uns geblieben: der Einfuhrzoll auf Thee wird ermäßigt. Boshafte Leute behaupten, auch diese Ermäßigung wäre uns nicht beschieden, wenn der Thee nicht mit Zucker versüßt würde. Nur die Hoffnung auf erhöhten Zuckerkonsum, sagen diese Agrarierfeinde, hat uns die Ermäßigung des Theezolles eingebracht; denn unsere Großgrundbesitzer bauen zwar Zuckerrüben, haben aber einstweilen noch keine Plantagen, auf denen Ceylonthee, Pekoe oder Souchong zu ernten ist. Pluto.

Drei Briefe.

I. Herr Dr. Max Graf schreibt mir aus Wien:

„Sehr verehrter Herr Harden, ich glaube, es wird von Interesse sein, wenn Sie folgender Mittheilung zu größerer Publizität verhelfen. Im Frühjahr erschien der Briefwechsel zwischen Richard Wagner und Mathilde Wesendonck und wurde seitdem eifrig gelesen und besprochen. Keinem der Rezensenten scheint aufgefallen zu sein, daß sich Professor Golther, der Herausgeber, in Wagners Brief an seine Schwester Kläre, den er in der Vorrede publizirt, eine kleine Retouche erlaubt hat. Er hat nämlich eine Stelle des Briefes weggelassen, die für das Urtheil über die Beziehungen Otto Wesendonck-Mathilde-Richard Wagner von höchster Wichtigkeit ist. Ich bemerke, daß die Auslassung dieser Stelle mit zwei Punkten markirt ist, die man leicht genug übersehen kann, die auch nicht die Ausdehnung der weggelassenen Stelle erkennen lassen, die überhaupt nicht verrathen, daß Wichtiges weggelassen wurde. Für künftige Wagnerforscher wird der Briefwechsel Wagner-Wesendonck ein Quellenwerk sein; wer aber wird sich wohl entsinnen, daß der Brief Wagners an seine Schwester Kläre in der ‚Täglichen Rundschau' veröffentlicht war, und ihn mit dem Brief, den Professor Golther mittheilt, vergleichen? Die weggelassene Stelle lautet: ‚Dieser (nämlich Otto Wesendonck) konnte der offenen Unumwundenheit seiner Frau gegenüber nicht anders, als bald in wachsende Eifersucht verfallen. Ihre Größe bestand nun darin, daß sie stets ihren Mann von ihrem Herzen unterrichtet hielt und ihn allmählich bis zur vollsten Resignation auf sie bestimmte. Mit welchen Opfern und Kämpfen Dies nur geschehen konnte, läßt sich leicht ermessen: was ihr diesen Erfolg ermöglichte, konnte nur die Tiefe und Erhabenheit ihrer von jeder Selbstsucht fernen Neigung sein, die ihr die Kraft gab, ihrem Mann sich in solcher Bedeutung zu zeigen, daß Dieser, wenn sie endlich mit ihrem Tode drohen konnte, von ihr abstehen und seine unerschütterliche Liebe zu ihr dadurch bewähren mußte, daß er sie selbst in ihrer Sorge für mich unterstützte. Es galt ihm endlich, sich die Mutter seiner Kinder zu erhalten, und um der Kinder willen — die ja uns Beide auch am Unüberwindlichsten trennten — fügte er sich in seine entsagende Stellung. So, während er von Eifersucht verzehrt war, wußte sie ihn wieder so für mich zu interessiren, daß er, wie Du weißt, mich oft unterstützte; als es endlich galt, mir nach Wunsch ein Häuschen mit Garten zu verschaffen, war sie es, die es mit den unerhörtesten Kämpfen über ihn gewann, für mich das schöne Grundstück neben dem seinigen zu kaufen. Das Wundervollste aber ist, daß ich eigentlich nie eine Ahnung von den Kämpfen hatte, die sie für mich bestand: ihr Mann mußte sich, ihr zu Liebe, mir stets freundlich und unbefangen zeigen; nicht eine finstere Miene durfte mich aufklären, nicht ein Haar durfte mir gekrümmt werden; heiter und wolkenlos mußte über mir der Himmel sich wölben, sanft und weich sollte mein Schritt sein, wo ich ging.' Es ist klar, weshalb der wagnerorthodoxe Herausgeber der Briefe diesen, wie Sie, verehrter Herr Harden, zugeben werden, wichtigen Absatz weggelassen hat. Um die Beziehungen Otto Wesendonck-Mathilde-Wagner sollte sich ein idealistischer Heiligenschein wölben und nichts daran erinnern, daß es in diesem Verhältniß Komplizirtheiten gegeben hat, die etwas Irdisches an sich tragen, und es einen Moment gab, wo Otto Wesendonck auf seine Gattenrechte verzichten mußte. Aus dem Buch selbst geht Dies sonst nirgendwo hervor; Wagners Brief an seine Schwester Kläre ist die einzige authentische Quelle. Den Versuch Golthers, Wasser aus dieser Quelle abzuleiten und

seitwärts unbemerkt im Sande verrinnen zu lassen, kann ich nicht loben. Die Philologentreue und Gewissenhaftigkeit hat hier den geschätzten Historiker im Stich gelassen."

II. Herr Peter Gast schreibt mir aus Weimar:

„Gestatten Sie, verehrter Herr Harden, daß zur Abwechselung auch ich Ihnen eine Erwiderung liefere. Herr Dr. Gutjahr behauptet nochmals, daß ihm von Friedrich Nietzsches Mutter doch erzählt worden sei, ihr Gatte habe schon Jahre lang vor dem Sturz von der Treppe des röckener Pfarrhauses ‚seine Zustände gehabt'. Herr Dr. Gutjahr betheuert Dies in der Annahme, daß wir im Nietzsche-Archiv die Möglichkeit abwiesen, Nietzsches Mutter könne diese Aeußerung gegen ihn gethan haben. Darum handelt es sich aber nicht, sondern darum, daß diese einzig dastehende Aeußerung mit allen früheren der Mutter Nietzsches nicht übereinstimmt. Zu mir, der ich die Frau Pastor seit 1877 kannte, hat sie mehrmals Gelegenheit gehabt, von ihrem Leben im röckener Pfarrhause zu sprechen und ausdrücklich zu betonen, daß ihr Gatte bis zu eben jenem Sturz (August 1848) sich stets der ungestörtesten Gesundheit erfreut habe, er überhaupt nie zuvor krank gewesen sei. Der selben Ansicht war die gesammte Verwandtschaft beider Gatten. Auch hat sich Nietzsches Mutter in Briefen immer nur in diesem Sinn ausgesprochen; in einem Brief an Herrn Professor Franz Overbeck vom siebenten Januar 1890 (der mir in einer basler Kopie vorliegt) protestirt sie dagegen, daß in einem Gutachten der jenaer Landesirrenanstalt die geistige Erkrankung ihres Sohnes als ererbt hingestellt wird, während sie doch den Anstaltärzten schon öfters gesagt habe, daß ihr Mann immer gesund gewesen und nur in Folge jenes Sturzes, also vier Jahre nach Friedrich Nietzsches Geburt, erkrankt und schließlich hirnleidend geworden sei. Herr Dr. Gutjahr kann uns unmöglich verdenken, daß wir diese vielfachen Zeugnisse uns gegen seine isolirt dastehende Aussage immer wieder ins Gedächtniß rufen, zumal wenn wir an den Unfug erinnert werden, den die psychiatrische Talentlosigkeit Deutschlands mit ihr schon getrieben hat. Eben so wenig kann man uns verdenken, daß wir zu der Ansicht neigen, dieser Aussage möchte doch wohl entweder ein Mißverständniß zu Grunde liegen oder die alternde Frau Pastor durch die viele Trübsal ihrer letzten Jahre, durch Einreden von verschiedenen Seiten in ihrer Ueberzeugung endlich wankend und nachgiebig geworden sein. Auf alle Fälle hat Herr Dr. Gutjahr den Ausdruck ‚seine Zustände haben' und ‚in Zustände gerathen', den Frau Pastor Nietzsche ihm gegenüber gebrauchte und dem er und Dr. Moebius einen Stich ins Epileptische geben, nicht richtig aufgefaßt. Der Ausdruck war eine stehende Redensart in der Familie Nietzsche und galt für freudige, aber auch für mißfällige Empfindungen. So heißts in einem Familienbrief von 1843: ‚Tante Riekchen gerieth über Ludwigs Verlobung in alle Zustände'. Das heißt: in ein wortloses Entzücken. Eben so sagte man von einem Zornigen: ‚Er geräth vor Erregung in alle Zustände'. Daß übrigens das Gedächtniß des Herrn Dr. Gutjahr nicht immer genau reproduzire, glaubt Frau Dr. Förster-Nietzsche daraus entnehmen zu müssen, daß er aussagt, vier Jahre lang der Arzt ihrer Frau Mutter gewesen zu sein. Er habe sie im Juli 1894 kennen gelernt, jedoch noch nicht als sie behandelnder Arzt; vielmehr sei er nur gerufen worden, um vereint mit Frau Dr. Förster-Nietzsche die Mutter zu bestimmen, mit dem kranken Nietzsche in eine freigelegene Wohnung zu ziehen; statt dies Vorhaben aber zu unterstützen, habe er dessen Ausführung als für Nietzsche nicht gerade nöthig hingestellt und damit erreicht, daß Alles beim Alten blieb. Wenn ich recht sehe, schreibt sich von da her eine gewisse Animosität zwischen Frau Dr. Förster-Nietzsche und Herrn Dr. Gutjahr, die es Nietzsches Schwester schwer macht, ihn als nicht befangenen Zeugen gelten zu lassen."

Den selben Gegenstand (den Streit, den der im letzten Januarheft veröffentlichte Legendenartikel entstehen ließ) behandelt ein Brief der Frau Förster-Nietzsche, in dem behauptet wird, Herr Dr. Gutjahr, der letzte Arzt der Frau Pastor Nietzsche, habe nur „wie mindestens vierzig Verwandte und Freunde, die liebenswürdige Einbildung", der Vertraute der alten Dame gewesen zu sein; er sei gerufen worden, um dem kranken Friedrich Nietzsche, „der sich unbeschreiblich nach Licht und Sonne sehnte," in eine bessere Wohnung zu helfen, habe den Auftrag aber nicht ausgeführt; und er wolle in seinem (am achtzehnten Februar hier abgedruckten) Brief andeuten, Frau Förster habe in der Nietzsche-Biographie wider besseres Wissen falsche Angaben gemacht. Bevor ich die Entgegnung des Angegriffenen mittheile, will ich erwähnen, daß die Vermuthung der Frau Förster, Herr Dr. Moebius habe in der zweiten Auflage seines „Nietzsche" über die Krankheit des Philosophen Anderes als in der ersten gesagt, falsch ist.

Herr Dr. Gutjahr schreibt mir aus Naumburg:

III. „Ich weiß nicht, wo Frau Dr. Förster-Nietzsche in meiner letzten Erklärung den Grund zu der Annahme findet, daß ich vielleicht mit meinen Worten nur ‚andeuten' möchte. In der Erwartung eines ‚Verlinderns und Verkritzelns' habe ich mich bemüht, kurz und deutlich zu sein. Und will es auch jetzt sein. Der für die Sache belanglose Handel um die Jahre und Monate meines ärztlichen Wirkens im Hause Nietzsche oder meiner Vertrauensstellung zur Mutter erscheint mir zu frauenhaft, um damit den Leser zu ermüden. So kann ich mir auch gefallen lassen, daß man, gleich verallgemeinernd, glaubt, bei diesem Handel ‚ungenaues Reproduktionvermögen und inkorrektes Gedächtniß' des Gegners gewonnen zu haben. Da aber, wo es die Mutter gilt, stützen mein Gedächtniß und Reproduktionvermögen gewichtige Briefe und Aufzeichnungen. Sie beweisen, daß bei der Abfassung der Biographie Frau Dr. Förster-Nietzsche den Korrekturen der Mutter wiederholt die schuldige Beachtung versagt hat. Unter den ‚vierzig Verwandten und Freunden' war ich es allein, dem die Mutter sich anvertraute, und zu der ‚liebenswürdigen Einbildung' gesellte sich damals die erschütternde Thatsache: Volle Vereinsamung und unsagbarer Herzenskummer einer der besten Mütter. Das Pathos dieser Worte wird begreiflich, wenn man weiß, wie oft bei dem Lesen der Nietzsche-Biographie die Frage laut wird: Wo bleibt die Mutter? Falsch ist die Darstellung des beabsichtigten Wohnungwechsels. Er war nicht der Grund meiner Berufung, nicht die Ursache einer Animosität zwischen Frau Dr. Förster-Nietzsche und mir. Als man glaubte, an der Wohnung und Pflege des kranken Denkers mäkeln zu dürfen, berief ich sofort, im Einverständniß mit der Mutter, den früheren Arzt, Herrn Professor Binswanger, an das Krankenlager; und unter den von diesem Sachverständigen immer wiederholten Worten: ‚Tadellos', ‚bewundernswerth' verlief die Prüfung der Wohnung und Wartung. Zurückzuweisen ist darum auch die Behauptung von der ‚unbeschreiblichen Sehnsucht des armen kranken Bruders nach Licht und Sonne.' Die geistige Umnachtung Nietzsches war schon damals so tief, daß eine solche Empfindung oder gar ihr Ausdruck ganz ausgeschlossen war. Licht und Son er hatte Beides in vollem Maß; und noch so viel, viel mehr, was nur eine Mutter ge kann. Bestand eine Animosität zwischen Frau Dr. Förster-Nietzsche und mir, so wa — der Beweis steht immer zu Diensten — nur ein Intermezzo. Meine Gefühlswell nie so hoch gestiegen. Den Grund aber, eine Beschuldigung der Mutter und meine E wehr, möchte ich in seinen Einzelheiten verschweigen, so lange es geht. Und damit Ba Mein quos ego: ich habe es wahrlich lange, vielleicht schon allzu lange zurückgehalte

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in B
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. März 1905.

Sankt Nikolaus.

Wir, Nikolai Alexandrowitsch, Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen, Zar zu Moskau, Kiew, Wladimir, Nowgorod, Astrachan, von Polen, Sibirien und dem taurischen Chersones, Herr von Pskow, Großfürst von Smolensk, Litauen, Wolynien, Podolien und Finland, Fürst von Esthland, Livland, Kurland, haben die Großfürsten, den Reichsrath, das Ministerkomitee, den Heiligsten Synod, die General-Gubernatoren und Gubernatoren Unserer Provinzen, die höchsten Würdenträger des Heeres und der Flotte nebst den Vertrauensmännern der Semstwos heute hier, vor dem Thronsitz Ruriks, versammelt, um dieser russischen Gemeinschaft rechtgläubiger Christen Unseren Willen kund zu thun, auf daß sie hingehen und dieses Willens Meinung verbreiten, so weit Unsere Landesfarben Weiß-Blau-Roth unterm Himmelsgewölbe leuchten, so weit auf Unserer Kriegsflagge das schräge Kreuz des Skythenapostels im Seewind flattert. Dieses Willens Ziel ist, dem Volk den Frieden zu sichern, Unserem leidenden Reich neue Opfer zu ersparen, dem russischen Menschen endlich den Segen ruhiger Arbeit für sein Haus und fürs gemeine Wesen wiederzuschaffen, der ihm unter der Obhut Unserer Ahnen in guten Tagen beschieden war. Das aber kann nur, darf um Unserer heiligen Rossija willen nur geschehen, so lange Wir frei sind, nicht äußerem Zwange gehorchen, sondern wählen, wie Unser Wollen selbständig bestimmt. Noch vermögen Wirs. Der Feind, der aus tausend von Unserem Schwert geschlagenen Wunden blutet, die Blüthe seiner Jugend vernichtet, die Kraft seines Leibes hinsiechen sieht, er selbst kann Uns nicht ohnmächtig glauben. An Menschen, an Bodenschätzen, an münzbarem Vertrauen sind Wir unendlich reicher als er und nichts auf der

Welt kann Uns hindern, weiterzukämpfen, bis er unter der Last seiner Rüstung zusammenbricht. Nichts als Unser eigener Wille. Ein neues Heer würde auf Unseren Ruf in den fernen Osten eilen, neues Gold Uns, ehe Wirs fordern, aus allen Schatzkammern der Erde geboten werden; und wenn die Winterdecke sich wieder über Unsere nordischen Ströme breitet, würden Geschwader, die auch der Haß fürchten müßte, Rußlands Flagge ins Gelbe Meer tragen. Wir sind geschlagen. Wir sind nicht erschöpft noch gar besiegt. Doch über Uns ist Gott. Er will nicht, daß hienieden das Leben des Menschen, dem er seinen Odem einblies, weniger gelte denn eines Hundes, den kein Redlicher launischem Eigensinn hinschlachten wird. Das Unternehmen eitler Laune aber wäre es, jetzt um jeden Preis die Reife der Frucht erzwingen zu wollen, die das Reich der Zaren später, nach geduldigem Warten, mit leichterer Mühe zu ernten berufen ist. Eingedenk des göttlichen Gebotes, im winzigsten Menschen das Ebenbild seines Schöpfers zu ehren, eingedenk auch der Tage, da das Russenvolk einst Rurik, Sineus und Truwor, die Waräger, ins weite, schöne, reiche Slavenland riefen, um Ordnung zu stiften, da zum Wohl des Volkes also vor tausend Jahren die Krone verschenkt, nicht Widerstrebenden abgetrotzt ward, haben Wir Uns zu friedlicher Beilegung des großen Streites entschlossen und offen, wie es dem Mann und dem Herrscher ziemt, Unsere Absicht, ohne Vermittlung, auf geradem Weg zur Kenntniß des Kaisers von Japan gebracht. Im hohen Sinn des Kaisers Mutsuhito, den die Trauer über den Tod von zweihunderttausend Menschen umwölkt, doch nicht verfinstert hat, fanden Wir Unserem Wunsch einen Verbündeten. Schon sind die wesentlichen Bedingungen des Friedensschlusses, der die russische Menschheit noch einmal aus alten, lieben Träumen reißt und abermals vom südlichen Meer abdrängt, vereinbart; und in wenigen Tagen kann die tapfere Schaar der Aufrechten vom Kriegsschauplatz den Weg in die Heimath antreten.

Zwischen Uns und Unserem Volk sei fortan keine Lüge! Dieser Friede bringt nicht nur eine Minderung russischer Macht, eine Schmälerung des Ansehens, das sich das erwachsende Reich des Ostens auf der ganzen Fläche des Erdkreises erworben hat: er ist eine Demüthigung, wie die Menschengeschichte, seit David den Goliath schlug und Dareios vom Häuflein der Makedonen überwunden ward, nur wenige sah. Denn der Starke räumt dem Schwächeren, dem l[illegible] e
Verachteten das Feld. Wäre nicht dieses Bedenken, die Furcht, das Reich Un[illegible] e
Väter mit dem Erbe der Schmach zu belasten, gewesen: unter dem Winterm[illegible] ›
schon hätten Wir den Frieden gesucht. In der dunklen Zeit der Heimsuch[illegible] ‹
erst, als im Inneren der Aufruhr sein Hydrahaupt erhob, der Bruder [illegible] e
mit der Waffe den Bruder hinstrecken mußte, kam Uns die Erleuchtung. [illegible] e

der Friede ist möglich, der Rußlands Waffenehre unangetastet läßt. Hat der Krieg Unschuldige in Schaaren gemordet, so darf der Friede nur den Schuldigen schänden. Dem Männer schützenden Sohn Philipps und der Olympias konnte ein lebloses Sühnopfer genügen; als er die Burg der Perserkönige in Flammen aufgehen ließ, schien Persiens Verbrechen ihm von der glühenden Fluth dieses Feuermeeres aus dem Gedächtniß gespült. Für schwerere Schuld muß jetzt ein Lebender büßen. Denn die Enkel Alexanders Newskij wohnen in einer anderen Sittenzone als der makedonische Heide. Seit Dieser auf dem Bukephalos sieghaft über den Balkan kam, drang zu uns die Botschaft, daß der Gehorsame, der sich in Demuth göttlichem Befehl beugt, dem Herrn der Welt besser diene und wohlgefälliger sei als Einer, von dessen Brandaltar früh und spät Opfergeruch himmelan steigt. Und seit der erste Christenfürst Alexander von dem an der Newa über den fremden Eroberer erfochtenen Sieg den Zunamen Newskij empfing, vernahm das innere Ohr der Russengemeinde auch die Stimme Samuelis, das Wort des Richters über die Könige: „Die Söhne wird der König Euch nehmen und zu Wagenknechten sie machen, zu Reitern, die vor seinem Wagen hertraben, zu Hauptleuten und Ackerleuten, zu Schnittern und Waffenschmieden; für sich nur wird er in Euren Aeckern, Weinbergen und Oelgärten ernten; und Alles, was jetzt Euer ist, wird ihm allein dann fronen: Knechte und Mägde, der glatte Jüngling und der wollige Widder.“ Ward in der heiligen Schrift solches Schreckbild eines Königs allen Völkern gezeigt und der gläubigen Christenheit offenbar, daß ein Mensch, dem Gottes Gnade so ungeheure Gewalt über Andere verlieh, nicht hoffen darf, ein Brandwölklein könne den Mißbrauch dieser Gewalt für alle Zeiten verhüllen.

Wer hat gesündigt? Wir nehmen die Mütze des Monomachos von Unserem gesalbten Haupt, entkleiden Uns freiwillig aller Zeichen irdischer Majestät und sprechen als russischer Christ nun zu rechtgläubigen Brüdern.

Ich, Nikolai Alexandrowitsch, habe gesündigt. Und keinen anderen Schuldigen dürft Ihr, Brüder, suchen. Nicht darin besteht meine Schuld, daß ich die Theilung ererbter Gewalt so lange geweigert habe. Das mußte ich thun, wenn mein Behagen, meines und der Meinen, mir nicht mehr galt als die Ruhe des Reiches; und getrost werde ich diesen Entschluß vor dem Thron des Himmelskönigs vertreten. Zu viele verschiedene Stämme wohnen in unseren Grenzen, zu jung ist unsere Geschichte, als daß wir trachten dürften, in einer feindlichen Welt uns selbst zu regiren. Zersplitterung, Zerfall, Ohnmacht wäre die Folge. Das fühlt auch das Volk. Rußland will einen Herrn. Die sich gegen die Selbstherrschaft erheben, sind Todfeinde jeglicher Ordnung oder unklare

Schwärmer; halbwüchsige, eitle Knaben, die aus unfrommen Büchern zu wissen wähnen, wie die Welt zu verbessern sei, oder den heimischen Sitten entfremdete Lustfahrer, die bei fremden Frauen vergessen haben, was daheim ihr Mütterchen braucht. Kämen die hundertvierzig Millionen Menschen, die mit uns hausen, zum Wort, sie würden die Erhaltung der alten Reichsgrundlagen fordern; und ihr einmüthiger Ruf würde das Gekreisch des Sektirerhäufchens überdröhnen wie der Schlachtgesang christlicher Kämpfer den Angstschrei eines verirrten Mädchens. Nicht darum bangt mein Gewissen, weil ich nicht wider den Willen der Mehrheit die Herrschaft der Mehrheit ertrotzen ließ. Auch nicht, weil ich gezwungen war, gewaltthätigen Aufruhr jüngst gewaltsam niederzuschlagen. Denn nicht nur den Feinden russischer Ueberlieferung kann von Gott erlaubt sein, mit Feuer und Schwert sich zu waffnen, und den Schützern dieser Ueberlieferung von ihm nicht geboten, wehrlos solche Anschläge zu dulden. Jene haben versucht, in den Tagen schwerster Prüfung und höchster Gefahr den Arm Rußlands zu lähmen, mit schmähendem Wort und tückischer That das feste Mauerwerk unserer Macht zu höhlen; dem Feind verbündeten sie sich, dem Fremdling: und Pflichtgefühl befahl deshalb laut, ihrem Wühlen mit aller Kraft zu wehren. Nicht zum Schutz des Kaisers schossen in der Hauptstadt bewaffnete auf unbewaffnete Brüder. Der Kaiser war wohlverwahrt, der Residenz fern und sicher vor feindsäligem Anfall. Das von Plünderung bedrohte Eigenthum friedlicher Bürger, die Freiheit des von der Schreckensherrschaft trunkener Banden geängsteten Arbeitervolkes mußte geschützt werden. Darum nur gab ich, schweren Herzens, den Befehl zu blutigem Handeln. Und nicht über mich wird in der Stunde des Gerichtes dieses Blut kommen. Was ich als Wahrer ehrwürdiger Tradition sündigte, war nur die verzeihliche Sünde wohlmeinender Schwachheit. Unerfüllbare Hoffnungen weckte ich, schwankte allzu lange vor jedem Entschluß und ließ manchmal, um Ruhe zu finden, geschehen, daß Irrglaube mit Nebeln die Geister umfing. Ein Herrscher, den sein Volk in Ehrfurcht Vater nennt, muß stetig im Wollen sein: und ich war unstet. Muß wissen, wem er vertrauen darf: und ich vertraute gestern dem Einen, heute dem Anderen und morgen gar Keinem mehr. Muß das Ziel des Weges kennen und immer im Auge behalten, den er die bli[illegible] ihm Folgenden führen will: und ich wußte niemals, wohin ich ging. Mein [illegible] die Schuld, daß der Wahn entstehen konnte, die Tage der Selbstherrschaft sei[illegible] gezählt. Nie wäre die Wirrniß so groß geworden, wenn zu jeder Stunde mei[illegible] Wille sichtbar geblieben wäre, den Zweifel mit Stumpf und Stiel auszurode[illegible].

Doch viel schwererer Schuld muß ich mich zeihen. Ich verhieß, de[illegible] Volk den Frieden zu erhalten, und riß es in den blutigsten Krieg, von d[illegible]

die Bücher menschlicher Geschichte melden. Ob er hinauszuschieben, ob ganz zu vermeiden war: laßt uns nicht heute, nicht hier danach fragen! Wem frommte die Antwort, die nur das Werk kurzsichtiger, sterblicher Weisheit sein könnte? Auch der Höchste darf irren; zeigt sich aber, daß er von Neuem stets irrt, immer der Spielball äffender Truggeister ist und niemals auch nur so klar sieht wie der Blick des Hüttenbewohners, dann muß er herunter von hohem Sitz. Wenn Jugendwahn Einen treibt, nach dem Amte des Weltenrichters zu greifen und aus Menschenmund die frohe Botschaft vom Erdenfrieden über die Lande zu rufen, so muß er fest entschlossen sein, selbst den leisesten Anstoß zu meiden, der zu Streit und Krieg fortwirken könnte. Und wenn Einer das Wagniß unternimmt, die Schaaren der ihm zu Gehorsam Verpflichteten in Streit und Krieg zu führen, so muß er dafür sorgen, daß diese Schaaren zu solchem Beginnen gerüstet sind, darf er nicht selbst etwa gar die Arbeit der Rüstung hindern. Denn auf ihm ruht die Verantwortlichkeit. Und unverzeihlich ist seine Schuld.

Ist meine Schuld. Ich konnte dem Japaner die Frucht seines Sieges über China gönnen: und thats nicht. Ich konnte dem Rath des klugen gelben Mannes folgen, der, das Fest meiner Krönung zu ehren, ins Russenland kam und nicht müde ward, uns vor dem Marsch in den Südostens Asiens zu warnen: und verschloß mein Ohr seiner Rede. Denn für den von der Vorsehung Auserwählten hielt ich mich, der das alte russische Sehnen nach einem Südmeer endlich stillen werde. Ohne Blut zu vergießen. Wer würde wagen, mit uns die Kräfte zu messen, gegen unser Heer, vor dem der Erdball erzittert, ins Feld zu rücken? Das kleine Volk gelber Schmalnasenaffen gewiß nicht. Das that sehr muthig, sehr kriegerisch, würde in Demuth aber, sobald es Ernst sähe, das Gesetz meines Willens hinnehmen. Daß ich den Gegner verkannte, mag noch verziehen werden; nicht aber die Ueberschätzung eigener Wehrkraft. Weil ein ruhiges Leben im häuslichen Freudenkreis mir besser behagte, hielt ich mich dem Heer fern, horchte nicht auf seinen Athem, fragte nach seiner Noth nicht noch nach seinem gerechten Anspruch, sah es flüchtig nur und ohne den inneren Trieb, ins Wesen dieses Organismus zu dringen. Alle Selbstherrscher, deren Angedenken vom Volke gesegnet wird, haben mit der Armee gelebt; ich lebte nur mit meiner Familie, mit Priestern, Schreibern und Gauklern. Wozu kostbare Zeit an ein Werkzeug verschwenden, das ich doch niemals gebrauchen wollte? Friede sollte fortan ja auf Erden sein. An dieses Evangelium klammerte ich mich; denn ich liebte den neuen Heiland, der es verkündet hatte, viel mehr noch als den, an dessen Krippe es zuerst ertönt war. Lächelte deshalb auch nur, als mir gesagt wurde, der Japaner bereite sich in der Stille zum Kampf, immer

wieder gesagt und dringend empfohlen, die Rüstung zu beschleunigen und die Löcher im Panzerhemd ohne Säumen zu stopfen. Ich führe keinen Krieg. Das war stets die Antwort. Und jede Rüstung wäre Aufreizung zum Krieg, könnte vom Gegner wenigstens so gedeutet werden. Keine Eile beim Bau unserer Schlachtschiffe. Keine Vorschiebung neuer Truppen gen Osten. Keine neue Division zum Schutz der mandschurischen Bahn; nicht eine einzige. Alles, was den Japaner mißtrauisch machen und reizen könnte, ist zu meiden. So sprach ich. War er aber etwa nicht gereizt worden, als wir den Vertrag von Shimonoseki mit bewaffneter Hand zerrissen? Ihm die Beute des Sieges nahmen? Uns in Port Arthur niederließen und nach Korea die Fänge streckten, wie vorher nach der Ainoinsel Sachalin? Ich that wie ein Knabe, der ein wildes Thier, weils an der Kette liegt, mit einer dünnen Lenzgerte so lange ärgert, bis es sich von der Kette reißt und den wehrlosen Peiniger niederwirft; wie ein Wegelagerer, der dem Wanderer ein Kleidungstück nach dem anderen raubt, nicht darauf achtet, daß der so Entblößte insgeheim nach der Pistole gegriffen hat, und nun jammert: Mit Pulver und Blei fällt dieser Elende mich friedfertigen Menschen in stiller Nacht an! Nicht klüger, nicht redlicher war mein Beginnen.

In lächelnder Zuversicht saß ich noch, als an der Waffe des Gegners der Hahn schon gespannt war; und brüstete mich: Jede Vorbereitung zum Krieg ist gehindert, also wird Friede sein. Mea culpa! Nicht im Thun, nicht im Unterlassen Anderer suchet die Schuld. Daß sie schlechte Rathgeber hatten, stöhnt nur die Gewissensangst der Könige. Wer hieß sie dem schlechten Manne ihr Ohr leihen? Eitelkeit, die den Schlechten, Feigen, Nachgiebigen lieber sieht als den Unbequemen, den Treugefühl zu warnender, tadelnder Rede drängt. Könige, glaubet mir, haben immer die Rathgeber, die sie zu haben verdienen. Hätte ich, habe ich in meiner Nähe denn Einen geduldet, der mir widersprach, meine Wünsche nicht täglich mit Katzenpfötchen streichelte? ... Das Auge Sergejs Juliewitsch spricht Euch und mir deutlich die Antwort: Keinen.

Die durch meine Schuld, auf mein Geheiß wider alles Warnen versäumte Zeit war im hastigsten Lauf nicht wieder einzuholen. Die Schiffe unfertig und ohne geschulte Mannschaft. Das Heer neuntausend Kilometer weit vom Kri schauplatz. Geschütz, Munition, Proviant: nichts in Bereitschaft für solches gen. Und ein Eisenstrang, ein einziger, vom Feind und von Bandenschwär bedrohter, um Menschen und Thiere, Waffen und Mundvorrath, Aerzte Krankenpfleger dahin zu befördern, wo wir sie brauchen. In langen Mono konnte Strategie und Taktik sorgsam vorbereitet, die Gegend von unserem To graphencorps erforscht, der Chinese, der Mandschu, Tunguse mit Gold

Versprechung gewonnen werden: nichts davon geschah, nichts durfte geschehen. So wollte es mein Wille. Was kommen mußte, kam. Noch wißt Ihr nicht, wie schwach, wie lächerlich schwach wir am Anfang des Feldzuges im Osten waren. Uebermächtig konnten wir auftreten: und sind bis auf diesen Tag die an Zahl und an Rüstung Schwächeren geblieben. Durch meine Schuld. Nur boshafte Lüge kann sagen, unser Heer habe nicht so gut gekämpft wie die Tapfersten je, von denen Fama berichtet. Flecklos weht seine Fahne im Wind und keine Rostspur haftet fressend an seiner Waffenehre. Gewissenloser Leichtsinn schickte es in schlechter Wehr auf den Plan: und dennoch schlug es sich, daß die Enkel auf solche Väterthat stolz sein dürfen. Ehre ihm; und mir die Schmach, mir ganz allein. Nicht eine Probe russischer Kraft war dieser Feldzug; oder wäre die Ohnmacht eines Riesen vom Wuchs unseres Muromers erwiesen, weil er von seinem thörichten Thurmwächter in Schlaf gelullt und schlafend von einem bis an die Zähne bewaffneten Zwerg überwältigt ward? Ist damit der Leichtsinn des Wächters nicht nur, nicht die Schwäche des Großen dem ernstlich prüfenden Auge enthüllt? Der junge Riese wird sich erholen; und dann werdet Ihr sehen, welche Streiche der Wache mit seinen guten Waffen zu führen vermag.

Damit Ihrs erlebet, muß der Wachtdienst besseren Augen anvertraut werden. Wie sollte Ilja nicht die Schicksalsstunde verschlafen, wenn Oblomow bestellt wäre, ihn zu wecken? Aus jeder Blutpfütze reckt sich ein zum Knochen geschrumpfter Arm himmelwärts, zu letzter, lautloser Klage; in den Semlianken, den von der Noth hastig geschaufelten Erdhöhlen, flüstert es zornig und bebt und kann nicht begreifen, warum Leid und Schmach den niedrigen Eingang nicht freigeben wollen; aus hundert Millionen Kehlen steigen Seufzer und Flüche auf und suchen ihr Ziel. Seht es hier! Seht einen Kaiser, der sich schuldig bekennt vor allem Volk, der vor dem Blick der Christengemeinde sich, wie der elendeste Verbrecher, an einen Kreuzweg stellt und, mit gebeugtem Haupt, den zerlumpten Bettler, den Burlaken, den Hütejungen noch demüthig bittet: Verzeih mir, Bruder, um aller Wunden Christi willen verzeih dem Bruder, der nicht schlecht war, nur schwach, nicht bös, nur eitel; der als Vater und Bürger im Engsten Nützliches geschaffen hätte, mit seiner schmalen Brust und seiner dünnen Haut nur nicht für die Monomachenwürde geboren war!

Nun that er sie ab. Zum letzten Mal hat der Selbstherrscher zu Euch gesprochen. Was bliebe mir noch? Nichts fühle ich in mir von jenem Friedrich, der, in fegenden Gewittern vom Schiffbruch bedroht, dem Sturm zu trotzen schwor und mit königlichen Gedanken zu leben, zu sterben. Mein Los wäre m Gnadenfall das Bajesids, auch eines Zweiten, der unter der lastenden Wucht nes großen Namens mühsam als Sultan seine kurze Wegstrecke hinkeuchte und

nach manchem Weh vom Gifttrank des eigenen Sohnes aus der Bahn geräumt ward. Wie er, habe ich einen Ahn, dessen Wink auf dem Balkan, im Archipel, bis nach Ungarn und Böhmen gebot. Wie er, sprach ich vom Frieden, entfremdete mich dem Heer und vermochte, als dennoch die Stunde zum Kampf schlug, gegen den Feind so wenig auszurichten wie der schwächliche Türkenherr gegen Bosniaken und Venezianer. Soll ich warten, bis meine Janitscharen wider mich aufstehen, im eigenen Hause sich mir der Mörder waffnet? Nein. Aus freiem Willen beschloß ich, was Bajesid gezwungen that. Nur dieses eine Opfer konnte ich dem Volke bringen; doch dieses eine ist nicht gering. Ahnt Ihr die Seligkeit des Befehlens? Die Wonne, über Millionen sich als Schicksal zu fühlen und keinen Herrn zu kennen als den einen, dem der Priester nur, unser biegsames Werkzeug, die Zunge löst? Dann wüßtet Ihr auch, was es heißt, auf solcher Höhe zu frieren und im Innersten zu empfinden: Dein war die Macht und Du hast sie frevelnd den Deinen zum Unheil genützt.

Ein Trost bleibt mir: auch für das Reussenreich ist die fortwirkende Kraft meines Opfers nicht gering. Nicht Rußland schloß diesen Frieden, sondern Einer, der von morgen an im Geschick russischer Menschheit nicht mehr bedeuten wird als der ärmste Bauer im entlegensten Dorf. Mein die Schuld und mein auch die Sühne. So mußte es sein. Ich wollte Frieden und taumelte schlaftrunken in den gefährlichsten Krieg. Ich wollte Ruhe und Ordnung im Reich und stärkte durch stetes Schwanken den Geist der Empörung. Um ihn dann niederzudrücken, brauchte ich Siege und forderte sie drum von meinem Feldherrn, heischte sie gebieterischer von Tag zu Tag. Vergebens beschwor er mich, ihm Zeit zu lassen, damit er sein Heer nicht nur sammeln, sondern auch zusammenschweißen und in neue Dienstpflicht gewöhnen könne. Vergebens. Er sollte siegen, schnell und mit Glanz. Er mußte seinen Plan ändern, den klug ersonnenen Rückzug aufgeben, der die Verbindunglinie des Feindes ins Unerträgliche verlängert hätte, mit Prahlerberedsamkeit sich laut seiner Truppenmacht rühmen und den Kampf da annehmen, wo er ihm aufgezwungen ward. Denn der Gossudar konnte nicht länger mehr warten. Der Gossudar rief immer wieder laut über den Erdkreis hin: Kein Friede ohne entscheidenden Sieg unserer Waffen! Und leiser: Du, Oberfeldherr, sorge mir für den Sieg! Nun hat er, ohne den allerkleinsten Waffenerfolg, nach der schwersten Niederlage Frieden geschlossen. Das Leid, das der Krieg zeugte, kann er nicht lindern; läßt das Erbe, das er empfing, gemindert, das Reich, von dem der Stärkste mit scheuer Achtung sprach, als die Zielscheibe schnöden Hohnes. Die Schmach dieses Friedensschlusses aber nimmt er mit sich auf seinen einsamen Weg.

Gott segne mein gutes Beginnen! Und Du auch blicke es in Gnade an, anctus Andreas, Patronus Russiae! Hier liege, bei anderer majest-

schen Zier, der Deinem Andenken gestiftete Orden, dessen Ritterschaft ich als Unwürdiger erwarb. Den Männlichen nennt Dich Dein Name; und mir war nur im Weibergemach so recht wohl. Als ein Mann des Friedens zogest Du, den Heiland zu predigen, furchtlos bis ins wilde Skythenland; und ich that wie Simon Petrus, Dein Bruder, und verleugnete, als just die Zeit zum Bekennen gekommen war, die heilige Sache. Nie mehr schmückt mich drum der grüne Sammetmantel mit dem Silberbesatz, weht vom Ritterhut mir die rothe Feder. Nur dieses eine Mal noch darf ich auf das goldene Bild des doppelköpfigen Adlers, der das blaue Andreaskreuz trägt, die Lippe drücken, einmal in Andacht noch die Schrägbalken berühren, an die Du, Deinem Meister gleich Kruzifixus, geheftet bist, und an den Ecken die Römerbuchstaben lesen, die dem Kind schon enträthselt wurden: S. A. P. R. Nie wieder. „Für Treue und Glauben." Zwischen den acht Strahlen des Silbersternes las ichs oft. Wem hielt ich die Treue? Mir selbst nicht bis auf diesen Tag. Zwischen Dir und mir war keine Gemeinschaft. Doch siehe: nun nehme auch ich mein Kreuz auf mich. Trugst Du viel schwerer daran? Ich will nach Achaia pilgern und an der Stätte, wo Du den Martyrtod littst, den Wind, der seit Jahrhunderten die Halme beugt, fragen, ob er Dich bis zum letzten Wank lächeln sah.

Ich scheide nicht heiteren Herzens, doch ohne Groll; ein Reuiger, nicht ein Ankläger noch ein schuldlos Gerichteter. Die Krone ließ ich meinem jungen Sohn Alexej. Gott schütze den Zaren! Die Reichsverweserschaft meinem Bruder Michael Alexandrowitsch. Er findet viel zu thun. Aber seine Arme sind frei; nie hat der Haß sich, der Verdacht auch nur an ihn gewagt und unbelastet ist sein Gewissen. Nichts bindet ihn, der kein Vertrauen getäuscht hat, und mein Wille, der Wille des Autokraten, war, daß auch zärtliche Bruderliebe ihn nicht den Beschlüssen des Vorgängers verlobe, die seine Ueberzeugung nicht gutheißen kann. Sein ist die Macht, sein nun die Sorge, das für Volk und Reich Beste zu erkennen. Auf eine Kundgebung des Selbstherrschers nur habe ich ihn mit Handschlag verpflichtet: auf das kaiserliche Versprechen, zur Vorbereitung und Berathung neuer Gesetze frei gewählte Vertrauensmänner des Volkes heranzuziehen; Männer aus allen Schichten, nicht nur aus dem hohen und mittleren Grundadel, der über die Semstwos verfügt; orthodoxe, lutherische, römische, armenische Christen, Mohammedaner, Raskolniken, Juden, Buddhisten und Heiden; Männer im Bauernhemd und im Arbeiterkittel. Sonst ist er frei; an dieser einzigen Wegscheide nur in meines Willens Richtung gezwungen. Denn die Trostverheißung, die breitstirnigen Gottesknechte, deren Schweiß und Blut Jahrhunderte lang die Saat Ruriks gedüngt hat, endlich vom Fluch ewiger Stummheit zu lösen, drang schon in die fernsten Hütten,

wird auf der Ofenbank und vor der Kirchenthür mit verständigem Ernst beredet und zeugt in der Eiskruste selbst den ersten Keim neuer Hoffnung. Wie eine im Festschmuck verlassene Braut würde Rußland trauern, wenn dieser Botschaft nicht die Erfüllung folgte. Wer so das Volk tröge, müßte vergebens dann immer um sein Vertrauen werben. Und dieses Vertrauen braucht Michael Alexandrowitsch, fortan der Schirmer des Reiches. Er möge sichs wahren. Möge nie verschmähen, den schüchternen Stimmen zu lauschen, die ihn auf der Höhe suchen. Rußland will einen Herrn. Aber Rußland ist reif, diesem Herrn mit berathender Rede zum schweren Werke zu helfen, und müde des schändenden Joches, in dem es, als stummer Zugknecht, von feilen Kaiserknechten gehalten wird. Mit stählernem Willen möge sich Michael waffnen und den blanken Harnisch dann mit frischen Blumen vom Frühling der schwarzen Erde gürten, ein starker Vater dem Volke sein und das liebe Väterchen doch auch zugleich, das der Hirtenknabe auf der Weide, der Flößer am Wolgaufer mit traulichem Du grüßt; ein strenggläubiger Christ und ein zur That rüstiger, nach frommer Mitleidsregung rasch wieder froher Mensch. Und in Lust und Leid nie vergessen, daß im Slavenland nur Dem die Herrschaft gebührt, der Ordnung zu schaffen, zu sichern vermag. Sein Bruder hats nicht vermocht.

Ward es so nicht vor manchem Jahr schon verkündet? Hat Vater Johann von Kronstadt so nicht alte Weissagung gedeutet? Wieder werde ein Nikolai Alexandrowitsch Selbstherrscher sein, doch nicht lange, nicht nützlich leben und Michael, seinem stärkeren Bruder, die Krone lassen? Nur ein zartes Kind- ein steht noch zwischen Prophetie und Erfüllung. Nikolai Alexandrowitsch starb nach kurzem, unruhigen, Unruhe stiftenden Wandel dem Zarenthron. In der Legende lebt er wohl wieder auf. Der Falsche Nikolai neben dem Falschen Dmitrij. Den als Jüngling in Otsu ein Japaner schlug, als Mann ein unvorhergesehener Japanerstreich aus dem Glanz stürzte. Der am Tag seiner Krönung auf dem Chodynkafeld beim Schall der Jubelchoräle dreitausend Menschen von christlichen Brüdern überrannt sah, zertreten, erdrückt, zu blutenden, im Koth dampfenden Fleischklumpen zerstampft. Der auf dem Erdrund Frieden stiften wollte, bald danach zehnmal Zehntausend auf Schlachtfeldern sterben hieß und am Tag der Hirtenverkündung gezwungen war, sei Soldaten die Brust der eigenen Volksgenossen als Ziel zu zeigen. Un dann, jung noch an Jahren, freiwillig aus der Herrlichkeit schied, um L land von der Schmach demüthigenden Friedensschlusses zu befreien. Kein L für uns. Doch kein schlechter Mensch. Ein Unglücklicher. Er hat gesündigt hat gebüßt. Und um Christi willen ward ihm verziehen. Wohin er ging nn er starb, weiß Niemand. Sollte Niemand wissen. Nach seinem Sch-

ists im Reich besser geworden und heute braucht kein Russe sich zu schämen, wenn er an den Frieden von Kioto erinnert wird. Das war ja Nikolais Friede. Gott schütze den Zaren! Die Heilige Mutter Gottes segne das Herz unseres Herrn!

*

So ungefähr müßte Nikolai sprechen, wenn Rußlands Wohl ihm wichtiger wäre als Rußlands Kaisersitz. Diese Sprache würden russische Herzen verstehen. Werden sie aber nicht hören. Der kleine Nika, den die eigene Mutter zu schmächtig für einen Selbstherrscher fand, wird gewiß nicht zugeben, daß er das Unheil verschuldet habe. Europa verlangt solches Geständniß auch nicht von ihm. Tante Europa, neben der Bruder Jonathan mit frommer Biedermannsmiene beim Kaffeeklatsch sitzt, plärrt immer den selben Rath: Frieden schließen und den russischen Reichstag einberufen! Der Zar, der unter diesen Friedensvertrag seinen Namen setzte, der Selbstherrscher, der, nach hundert Schwüren, nicht ohne Kampfpreis das Feld zu verlassen, so gnädige Schonung erbetteln müßte, wäre im Volksbewußtsein entwurzelt und, wenn ihn Verwandtenscham oder Kriegergroll nicht aus dem Weg meuchelte, der Schatten des Autokraten, ein machtloser, zum Kinderspott erniederter Mann. Ein neuer Zar wäre frei, sein Kleid nicht von Schande bespritzt. Dieser bliebe der Knecht seines schmählichen Handelns. Und der russische Reichstag? Haben die letzten zwei Monate nicht auch dem Zweifler deutlich gezeigt, daß diesem armen Land ein Parlament verhängnißvoll werden müßte? Ist, was wir da sahen, das Thun mündiger, zu politischem Wollen und Handeln reifer Menschen oder der wüste Rausch labiler Slavenseelen, deren Stimmung, wie ihres Landes Klima, keine Uebergänge kennt und in einer Nacht winterliche Starrheit in Blüthenpracht wandeln will? Im Süden metzeln Armenier und Tataren einander, ohne plötzlich fühlbar gewordenen Grund, nur, weil auf unterirdischen Gleisen die Botschaft kam, im Russenreich sei Alles nun anders geworden und keines Herrn harte Faust hindere und ahnde jetzt mehr die Stillung wilder Rachgier. Im Norden stellen Arbeiter, die gestern noch mit ihrem Los ganz zufrieden waren und nach ihrer Gewöhnung zufrieden sein konnten, Forderungen, deren Erfüllung im Lande der hundert Feiertage jede Möglichkeit fruchtbarer, im Wettbewerb der Völker auch nur ernst zu nehmender Industriearbeit beseitigen würde. Forderungen, an deren Erfüllbarkeit sie selbst nicht glauben, denen keine Ueberlegung vorherging, die nur aus der blinden Hybris entfesselter Sklaven stammen. Studenten, Schüler, die nichts von der Welt, von den tausend Nöthen des Lebens nichts noch von dem wahren Bedürfniß des ihnen fernen und fremden Volkes wissen, entlaufen viel zu früh der Lehre und weisen trotzig auf ihr Allheilrezept und drohen, wenns nicht sofort aus der Hofapotheke verordnet werde, mit Bom-

ben und Straßenaufruhr. Hat ein reifes Volk jemals Studentenpolitik geduldet, die, mag sie die edelste sein, immer die unklügste ist? Wo Vernunft regirt, steht an jeder Ecke ein Mann auf und spricht zu den Knaben: „Auch ich war nicht dümmer als Ihr; wäre die Welt aber eingerichtet worden, wie ich mirs mit zwanzig Jahren erträumte, dann säßen wir heute auf einer Trümmerstätte, hätten Eure Väter Euch vielleicht im oft von der Gier schon beschmutzten Schoß einer halbthierischen Männin gezeugt." In Rußland vernimmt man solche Stimmen nicht; und auch dort dienert, wie überall, ein Theil der Professorenschaft vor den eitlen Großmannslaunen, die ihn rühmlich ernähren. Alles, was zu den intellectuels gezählt sein möchte, der deklassirte Kleinadel vornan, schaart sich um dieses laute Grüppchen. Verfassung? Warum nicht? Endlich einmal etwas Neues, eine Abwechselung in der Langeweile russischen Winterlebens. Man könnte Reden halten, sein Herz über die elende Tschinownikwirthschaft ausschütten, wählen, am Ende gar selbst gewählt werden und dann den großen Herrn spielen, der Gunst zu verleihen hat. Ob die Nationen und Glaubensgenossenschaften einander zerfleischen, den Nahrungspielraum schmälern und im Kampf ekler Fanatismen den Staatsschlitten an den Abgrund reißen: was kümmerts uns, die nicht zu Hütern des Reichskörpers bestellt sind?.. Russischer Frühling. In der Nacht barst das Eis, der erste Morgenstrahl sengte den Schnee hinweg und dreißig Stunden danach ists bunt im gestern noch grauen Revier.

„Die Liberalen der Semstwos, die Aerzte, die Advokaten, Schriftsteller, Studenten, Revolutionäre und die paar Tausend von der Propaganda dem Volk entfremdeter Arbeiter, die in Rußland jetzt die Regirung bekämpfen, haben nicht das allergeringste Recht, sich für Vertreter des Volkes auszugeben. Im Namen des Volkes fordern sie von den Regirenden Freiheit, Preßfreiheit, Gewissensfreiheit, Versammlungfreiheit, Trennung von Kirche und Staat, Achtstundentag, Parlament und Aehnliches mehr. Geht Ihr aber ins Volk und fragt die hundert Millionen Bauern, wie sie über diese Forderungen denken, dann wird dieses wirkliche Volk kaum eine Antwort finden, weil all diese Forderungen, auch die des Achtstundentages, ihm ganz gleichgiltig sind. An Anderes denkt, von Anderem spricht, nach Anderem trachtet dieses Volk: die Erde will es, den Boden, den es bebaut, dem Grundherrn entrissen und zum Gemeinbesitz erklärt sehen. Von der Volksvertretung aber, die als sein heißester Wunsch mit solcher Sicherheit von Liberalen und Revolutionäre verkündet wird, will es schon gar nichts wissen; sie hülfe ihm nicht zum Recht. Die große Masse des Volkes glaubt noch an die Autokratie. Aus Trägheit, aber auch in der zuversichtlichen Gewißheit, daß nur die Autokratie die Freiheit des Bodens gewähren kann. Nur der selbstherrliche Zar, der die Leibeigenschaft auf

hören ließ, hat die Kraft, das Land den Herren zu nehmen und den Bauern zu geben. Falsch oder richtig: Keiner kann bestreiten, daß so der Volksglaube ist. Und deshalb haben die Liberalen und Revolutionäre nicht das Recht, als Vormund des Volksleides aufzutreten; nicht das Volk repräsentiren sie, sondern nur sich selbst." Stammen diese Sätze von einem Hoflakaien, einer betitelten Stütze der petersburger Tyrannis, einem Handlanger der an allen Kneiptischen verfluchten Großfürstenpartei aus der Fabel? Nein. Lew Nikolajewitsch Tolstoi schrieb sie im Februar dieses Jahres, schrieb sie als Antwort auf die Frage, wie er über die blutige Niederwerfung des Epiphanienaufstandes urtheile. Nicht anders als über jeden Frevel willkürlich herrschender Gewalt, sagt er; nur solle man sich vor dem Wahn hüten, daß irgend eine auf Gewalt gegründete, mit Gewaltmitteln Pflicht heischende Regirung, eine konstitutionelle oder selbst republikanische, in solcher Putschgefahr anders gehandelt hätte als die Machthaber in Petersburg. Das ist vorher auch hier gesagt worden, mitten hinein in das Gebrüll, ähnliche Gräuel habe die Menschheit noch nie erschaut. Auch, daß dem russischen Volk das Langen nach einer Verfassung so nah am Herzen liege wie die Sehnsucht nach einer Zuckerzange oder einem Bidet. Tolstoi findet wohl mehr Vertrauen. Und wo er mit seinem Todfeind Pobedonoszew übereinstimmt, muß an der Sache etwas Richtiges sein, das sich dem Oberflächenbetrachter verbirgt.

Von Europens Pfuscher salben ist Heilung also nicht zu hoffen. Längst kurirt ja kein kluger Arzt mehr nach dem Schema der molierischen Possenfakultät. Jeder sieht sich den erkrankten Organismus genau an und entscheidet dann erst, nach sorgsamster Prüfung des besonderen Falles, was er hier zumuthen darf, was streng verbieten muß. Nun wissen die Leute, die dem fiebernden, mit Schwären und Pusteln bedeckten Leib des Zarenreiches Schmierkuren ordiniren, von russischem Wesen nichts, — nichts von der Geschichte, den Wirthschaftformen, der sozialen Schichtung, nichts Haltbares sogar von den Vorgängen und Personen, die sie täglich beschwatzen. Die Semstwos, in denen fast immer ein Adelsklüngel den Ton angiebt, sind ihnen Schutzwälle des Bürgerthumes. Daß in Rußland Alles, aber auch Alles gestohlen wird, steht ihnen fest. Darum hungern in Ostasien ja auch die Truppen. Hungern sie? In der Vossischen Zeitung ist am vierzehnten März ein Brief veröffentlicht worden, den ein preußischer Offizier in der ersten Februarhälfte aus Mukden abgeschickt hat. Darin steht: „Die Leute sehen rund und gesund aus, sagen sämmtlich, daß sie gut verpflegt werden, und machen einen frischen Eindruck. Die Bekleidung ist gut und warm. Furcht vor Kriegsmüdigkeit kann nicht aufkommen. Die Behandlung der Mannschaften ist sehr gut; bei uns wird nicht besser für sie gesorgt. Die Stimmung ist gut. Das ist hier das Urtheil aller verständigen Leute. Ich

habe mich bei fast allen Armeecorps informirt." Und wie wurde Kuropatkin verhöhnt, weil seine Depeschen von guter Stimmung der Truppen sprachen! Wenn jeder Mann zweimal täglich warmes Essen erhält, ein Pfund Fleisch, Grütze, Reis, Kohlsuppe, drei Pfund Schwarzbrot, gezuckerten Thee, kann bis aufs letzte Körnchen doch nicht Alles gestohlen werden. Aber die Großfürsten! Kein einziger von den älteren hat sich in den Schußbereich der Japanerkugeln gewagt. Richtig; nur hat Kuropatkin, der seine Leute kennen muß, als er das Kommando übernahm, die Bedingung gestellt: Kein Prinzentrain auf diesem schwierigen Kriegsschauplatz! Ist übrigens Mutsuhitos Sohn, sind die höchsten Sippen und Magen des Mikados im Lager des Marquis Oyama? Wie förderlich die Gegenwart müßiger Prinzen im Felde ist, hat man 1870 seufzend erkannt. Aber die Großfürsten sinnen zu Haus nur Gräuel. Wladimir gab den Befehl, auf das Volk zu schießen; der unbeträchtliche Lebemann lag im Krankenbett, wußte nicht, daß Kugeln pfiffen, und hat den gekrönten Neffen seit Monaten nicht gesehen. Sergej hat zehntausend vom steinreichen Kaufmann Morosow gespendete Wolldecken unterschlagen und ohne Scham in Moskau selbst verschachert; er war ein Scheusal von Gottes Gnaden, der geschworene Feind aller Volksrechte und die Bombe, die seinen Leib in Fetzen zerriß, das Werkzeug eines gerechten Richters. Herr Morosow erklärt, seine Decken seien unangetastet ans Ziel ihrer Bestimmung gelangt; und Fürst Trubezkoi nennt im pariser Figaro die Behauptung, Sergej sei ein Erzreaktionär und Feind der Reformen gewesen, grundfalsch, — derselbe ungemein liberale Fürst Trubezkoi, der vor der Weihnacht als festester Hort der Wahrhaftigkeit und als bester der guten Europäer galt. Was weiter? Neunhundert Offiziere hatten vor der Schlacht bei Mukden mit Strike gedroht. Der erste Leibpage wollte den Zaren in die Luft bombardiren und hielt sich ein Laboratorium im Schloß. Genug. Und die Leute, die all diesen Spelunkenklatsch wie Engelspost glauben, dünken sich zur Vorschrift der Heilmittel berufen, die der patiente Riese morgens und abends zu schlucken habe.

Aber Rußland ist am Hun geschlagen worden und Japan hat wieder gesiegt; diesmal in einer wirklichen Schlacht. Und Japan hat ein Parlament, hat sich in der kurzen Zeit seiner jungen Freiheit selbst zur Großmacht modernsten Ranges erzogen. Wenn nun die Männer von Nippon auch nicht freier wären als die von Nikolais dummen Schergen geknechtete Menge? japanischen Sozialisten reden in ihrer Presse nicht anders als die russisch werden auch nicht wesentlich anders behandelt. Ihr tokioter Blatt ist verb die Herausgeber sind zu Gefängnißstrafen verurtheilt; und sie hatten ihr len doch nie in die blutrothen Sprachgewänder der Terroristen gekleidet. „ reie Meinung wird unterdrückt. So wars überall in den Jugendtagen des S-

lismus. Alle Regirungen sind blind und erkennen immer erst spät die Weisheit, die in der Meinung der Minoritäten lebt. Was aber ist in den Augen der Regirung unsere Hauptsünde? Daß wir den Krieg verdammen, jeden Krieg und besonders den jetzt geführten. Doch das Pflichtgefühl zwingt uns, offen im Namen und Auftrag des Volkes zu sagen, daß die Regirung diesen Krieg nur aus Angst vor der Militärpartei begonnen hat und daß sie ihn weiterführt, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen und ihr Ländergebiet zu erweitern. Deshalb verfolgt man uns. Doch eine vor Aller Augen liegende Thatsache wird durch die Verurtheilung lästiger Kritiker nicht weggewischt." So wars vor wenigen Wochen zu lesen in dem Blatte der Partei, zu deren Führern der Genosse Yano gehört, der Privatsekretär Seiner Majestät, dann Gesandter in Peking war und als Sozialdemokrat aus dem Diplomatendienst trat. Mit der japanischen Freiheit kanns nicht gar so weit her sein. Aber die Japaner sind tapfer, fleißig, nüchtern, leiblich und geistig bis zu völliger Selbstentäußerung disziplinirt; sie haben Führer, die mit geduldiger Meisterschaft und offenem Auge zu warten, mit meisterlicher Schlagkraft die günstige Stunde zu nützen wissen, denen zehntausend Menschenleben nichts gelten, nichts zu gelten brauchen; sie fechten dicht an ihrer Basis, auf vertrautem Terrain, haben sich seit zehn Jahren auf jede Möglichkeit dieses Krieges vorbereitet und die gelbe Menschheit dient ihnen als Kundschafterheer.

Und Rußland hat Nikolai Alexandrowitsch, den Bringer der Friedensbotschaft. Das unkriegerische, stets nur in passivem Widerstand von Heldenruhm gekrönte Volk hat einen Kriegsherrn, der die Vorbereitung des Krieges verbot und nicht einmal wollte, daß sein Generalstab rechtzeitig Karten der Mandschurei und der Liauhalbinsel anfertige. Denn seinem Reich blühte ja ewiger Friede. Der dem vorsichtigen Kunktator Kuropatkin die alte Russentaktik aus Kutusows Tagen durchkreuzte, ihn, der schon im Herbst bis nach Charbin zurückgehen und den Feind nachlocken wollte, vorwärts hetzte und zu rasselnden Prahlreden zwang. Die haben am Scha und am Hun eine Weile gewirkt. Als im Februar aber der zuchtlose General Gripenberg in der Wuth enttäuschter Eitelkeit den moskauer Reportern die Zahl der Bataillone Kuropatkins ausgeplaudert hatte, konnte der Marschall Oyama den Gegner nicht mehr überlegen glauben: zwölf Tage danach schlug er los. Und was trieb zu solchem Verrath, was wieder als die irrlichtelirende Laune des Asthenikers, in dessen Gunst sich Gripenberg betten wollte?... In seinem Landschlößchen sitzt er, verwünscht die Lauheit eines Feldherrn, der kein Spiel wagen wolle, wenn er nicht alle Trümpfe in der Hand habe, und fragt dann, im Bewußtsein reinster Unschuld, das Schicksal, warum es ihm nur, gerade ihm die Dornenkrone des Märtyrers winde.

Neue Menschen.

Seelenzustände sind die einzig wahrhaftigen Werthe, die einzigen, die überall vorhanden sind. Seelenmacht ist die einzige wirklich umgestaltende Macht. Weil diese Macht erst in sehr wenigen Seelen lebt, erscheint uns das Dasein noch immer als ein dunkles Chaos. Selten genug ist ja selbst die Seele der Genies eine wirkliche Macht; und allzu oft ist das Genie auf Kosten der Seele groß geworden.

Doch ringsum, in der Welt zerstreut, lebt schon ein besonderes Volk. Das hat es freilich stets gegeben; doch die ihm Angehörigen finden einander jetzt leichter als früher und ihre Zahl wächst auch von Jahr zu Jahr. Ueberall erkennen sie einander an ihrer Sprache; aber das Wesen des Einen ist dem Anderen so offen, daß sie mit weniger Worten auskommen und sich doch leichter verständigen als andere Menschen. Und die Worte, die sie anwenden, wiegen schwerer, sind behutsamer gewählt, klingen innerlicher; ungefähr so, wie sie zwischen Brustkranken werden, die zum Flüstern gezwungen sind, oder in den an Schriftzeichen gebundenen Gesprächen mit einem Tauben. Manchmal können diese Seelen freilich nur durch Fenster in einander blicken; doch es sind viele und helle Fenster und Lügen da ganz unmöglich. Diese Feinheit der Empfindung vermag, wenn sie allgemein wird, unzählige Häßlichkeiten des Lebens verschwinden zu lassen. Sie kann das Glück bis in die zartesten Schattirungen behüten und da jede Möglichkeit des Glückes hindern, wo die Gefühle erloschen sind, die seine Voraussetzung waren. Wie Natur und Kunst den Menschen unserer Tage eine Unzahl feiner Empfindungen und tiefer Seelenregungen ermöglicht hat, von denen die Menschen früherer Zeiten nichts ahnten, so bergen jetzt die neuen Seelen das Geheimniß eines innigen Zusammenschlusses, einer subtilen Fernempfindung, von dem man sich einst nichts träumen ließ Und nichts ist mir gewisser als die Thatsache, daß eine Seele für die andere eben so unerschöpflich werden kann wie die Küstenlandschaft für unser Auge oder Beethoven für unser Ohr. Diese neuen Menschen sehnen sich nach keiner anderen Eroberung so sehr wie nach immer verfeinerter Erkenntniß der Seelenzustände. Ein Schicksal im eigentlichen Sinn giebt es für sie nicht, denn sie fühlen mit Wilhelm von Humboldt: „Nicht, wie unser Schicksal ist, sondern, wie wir es aufnehmen, ist das Wesentliche". Auch Armuth im eigentlich Sinn giebt es für sie nicht, denn sie denken mit Goethe, daß die Genüs die nichts kosten, die wir in uns selbst haben, die höchsten sind. E sind bereit, in Schmerz oder Freude sich mit dem Leben auseinanderzusetze wenn ihnen das Leben bei solcher Begegnung nur Etwas zu sagen hat; m aller Kraft aber sträuben sie sich, in Lust und in Schmerz, gegen das Nichtsagende. Wenn die Dichtung jetzt durch die bloße Klangfarbe der Wor

Stimmung zu erregen, die Gestalt im Tanz ihre seelische Ausdrucksfähigkeit wiederzugewinnen sucht, wenn man Auge und Gefühl zur Einheit des Empfindens zu erziehen trachtet, so ist all Das nur ein Zeichen, daß die Seelen schließlich ungeahnte Wege zu einander finden werden; Wege, die sich zu dem lauten, von der Sprache gewiesenen verhalten wie der Waldpfad zur Großstadtstraße.

In all den neuen Menschen, Männern wie Frauen, Jungen wie Alten, Vereinten wie Einsamen, lebt der Wunsch: das Saitenspiel des Lebens möge einen immer tieferen, reineren, volleren Ton gewinnen, — selbst wenn ihn eine aus Splittern zusammengefügte Geige singt. Nichts Anderes ersehnen sie vom Leben. Wenn diese Menschen eine Karte ihres Landes, ihres Erdtheiles, ja, vielleicht sogar des ganzen Erdballes ansehen, so werden diese Karten für sie zu einem Sternenhimmel von leuchtenden Punkten. Jeder dieser Punkte bezeichnet eine andere lebendige Seele oder zwei, die gemeinsam die Luft um sich mit Leben, mit Wirklichkeit erfüllen; in solcher Luft schwingen im leichtesten Wort tiefe Untertöne mit, ist im flüchtigsten Blick noch ein reicher, fast überreicher Inhalt.

Diese Menschen, deren Seele eine Macht, eine Wirklichkeit ist, sind „gezeichnet"; sie erkennen einander — als einem vornehmen Geschlecht Zugehörige — an gewissen gemeinsamen Zügen. Damit ist aber nicht etwa gesagt, daß sie allgemein verstanden werden. Wie das körperliche Auge nicht den ultravioletten Rand des Spektrums wahrnimmt, so erschaut der Intellekt gewisse geistige Wirklichkeiten nicht. Der Intellekt, der für einen Sieg oder eine Stellung kämpft, sieht auf Alle herab, die nur für ihren Zustand kämpfen und für die eine Stellung nur Werth gewinnt, wenn und so weit sie auf den Zustand einwirkt. Ja, die Seelenmenschen fühlen sich den Thieren näher als den Verstandesmenschen, weil sie bei Jenen finden, was sie bei Diesen vermissen. Worin dies Etwas bestand, wußte Carlyle, als er seinen Hund „ein kleines weißes Fleckchen von Liebe, Leben, Treue und Gefühl" nannte, „das in dem Dunkel der ewigen Nacht aufschimmert."

Daß man anfängt, der Frau, dem Kind und dem Thier, die man so lange nur als Dinge angesehen hatte, jetzt Seelen zuzuerkennen, und daß auch bei den Männern die Macht der Seele wieder im Werth zu steigen beginnt, während die des Verstandes allmählich geringer geschätzt wird, ist kein Zufall; in der Zeit der evolutionistischen Weltauffassung kommt der Monismus und Humanismus wieder zur Geltung. Zunächst für die Gefühle; aber auch für das Denken. Die Ahnung von der Einheit des Alls, der Glaube an die Macht der Menschheit, sich selbst zu realisiren, die Gewißheit, daß der Zweck des Lebens das Leben selbst ist, hat erkennen gelehrt: je voller und feiner ein Mensch mit Seele und Sinnen lebt, desto inniger fühlt er seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, mit dem Allsein und mit allem Sein. Er weiß, daß

die Andacht, die von diesem Gefühl genährt wird, nicht in Begriffen ausgesprochen werden kann, weil sie unaussprechlich ist; daß alles Suchen nach Wahrheit ein Spiel ist gegen die ungeheuer ernste Pflicht jeder Seele, selbst eine Wahrheit zu werden. Wird diese Pflicht erfüllt, dann ist Etwas von dem Dunkel gelichtet, das um das Dasein liegt; dann wird Der, dem es gelang, je nach dem Maß seiner Kraft, selbst ein Lichtring im Dunkel des Lebens.

Während für den Theologen die Seele ein Gegenstand der Erlösung ist, für den Philosophen ein Ewigkeitbegriff, für den Psychologen ein Forschungsgebiet, ist die Seele für die künstlerisch einheitliche Empfindung des Daseins von Alledem Etwas, nur in anderer Art, als man sie bisher kannte. Die Seele soll aus ihrer eigenen Unwirklichkeit erlöst, soll als Ewigkeit erfaßt, in ihrer Mannichfaltigkeit durchforscht werden. Aber die alten Mittel reichen dazu nicht aus. Mit ihnen hat man sich freilich dem Ziel schon genähert; aber allzu langsam. Erst wenn jeder Mensch zum Bewußtsein seiner Macht über die eigene Seele erweckt wird, kann über dem „dritten Reich" leuchtend der Tag aufsteigen. In diesem Zusammenhang erhalten die Begriffe Gesellschaftkunst und Lebenskunst ihre richtige Betonung. Sie werden dann Andachtübungen in der Religion, die in unserer Zeit der uralten pantheistischen Empfindung des Daseins neuen Ausdruck giebt und immer bewußter das Streben birgt, individuelle und soziale, ethische und ästhetische Lebenswerthe in einer immer höhere Einheit zusammenzuschließen; freilich hat dieses Streben in verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Formen angenommen.

In der Musik, in der Dichtung und in der Bildenden Kunst hat diese neue Lebensanschauung bisher ihren höchsten Ausdruck gefunden. Eins ihrer feinsten Instrumente war der im Jahr 1900 als Dreißigjähriger verstorbene norwegische Dichter Sigbjörn Obstfelder, der einer vor ein paar Generationen nach Norwegen eingewanderten deutschen Familie entstammte. In der Dichtung wie in der ganzen Gemüthsanlage steht er dem deutschen Poeten Rainer Maria Rilke sehr nah. Leider kann er ja nur aus Uebersetzungen in Deutschland bekannt werden; und gerade er verliert in der Uebersetzung unendlich viel. Trotzdem dürften die bisher ins Deutsche übertragenen Arbeiten — deren letzte das „Tagebuch eines Priesters" war — schon manchem Leser gezeigt haben, daß Obstfelder ganz und gar dem neuen Volk angehört, das ich hier zu schildern versuchte. Jetzt ist wieder ein Buch von ihm erschienen: „Pilgerfahrten". Um auf dieses Buch hinzuweisen, habe ich von Obstfelder im Allgemeinen gesprochen. Denn all das Gesagte gilt eben ganz besonders von ihm. Er war ein Freund, den keiner seiner Freunde je zu betrauern aufhören wird, war eine wundervolle Seele, aus der jede andere Seele Erbauung schöpfen kann.

Stockholm. Ellen Key.

Allgemeine und Einzelforschung.*)

Daß die heftigeren Anfeindungen der Gegenpartei von der Seite der Einzelforscher ausgehen, wird Niemand, nicht einmal sie selbst, leugnen können. Man geberdet sich da manchmal recht seltsam. Der Eine faßt von einem allgemein gerichteten Buch nur einen oder zwei Abschnitte ins Auge, die er selbst aus Jahrzehnte langer Forschung kennt, findet darin nicht seine Schulmeinung vertreten und erklärt dann kurzweg, eine Förderung der Wissenschaft sei hier nicht zu finden. Daß die eigentliche Absicht und Arbeit des Werkes, die Zusammenfassung, Durcharbeitung, Vergleichung bisher ganz zerstreut liegender Erkenntnißreihen, dabei mit keinem Wort erwähnt wird, stört seine Ruhe nicht: kraft der der Einzelforschung einmal angeborenen Exaktheit liest er neun Zehntel des Buches nicht und mißbilligt die Absichten des Verfassers jedenfalls, auch wenn er sie nicht kennt. Ein Anderer macht gar die wohl beabsichtigte und siebenzehnmal hervorgehobene Abhängigkeit einer solchen Gesammtdarstellung von ihren Gewährsmännern ihr zum Verbrechen.

Ordnet man diese Vorwürfe, gereimte und ungereimte, zu begrifflichen Gruppen, so ergeben sich etwa die folgenden Gedankenreihen. Erstens: allgemeine Forschung ist überhaupt nicht Wissenschaft. Sie ist es so wenig wie Georg Webers Weltgeschichte oder ein Konversationslexikon. Dieser Vergleich ist insofern werthvoll, als er freilich dann Recht hat, wenn eine allgemeine Darstellung nichts Anderes leistet als die abgekürzte Wiederholung bereit zur Hand liegender Einzelergebnisse. Thut sie aber, wie sie soll, mehr, so liegt hier offenbar die Ansicht zu Grunde, daß nur die Herbeischaffung oder erneute Behandlung des Rohstoffes überhaupt Wissenschaft sei. Eine Forderung, die dem Zweck der Einzelforschung selbst zuwiderläuft. Bei einem Streit über ein bestimmtes Werk allgemeiner Geschichtschreibung wandte mir mein Gegner ein: Dieser Mann nimmt ja den Anderen ihre Rosinen fort und backt sie in seinen Kuchen. Und er war sehr betroffen, als ich ihn fragte: Wozu werden denn Rosinen getrocknet, wenn nicht zu dem Zweck, in einen Kuchen verbacken zu werden? In Wahrheit ist doch der letzte Zweck jeder Einzelforschung, in einen größeren Zusammenhang eingefügt zu werden, und noch die umfassendsten von ihnen, etwa die eine ganze Volksentwickelung umfassenden, schreien nach der Einreihung in eine Menschheitgeschichte. Wie viele andere Wissenschaften pflegen nicht auch ganz unbefangen diesen Gesammtüberblick über ihren Bestand, als eine nie ganz vernachlässigte oder gar bevorzugte Form ihres Arbeitbetriebes! Und wenigstens an einer Stelle wird sie im Grunde gefordert, wenn auch heute ohne Erfolg: die unlösliche Verbindung, in der unser

*) S. „Zukunft" vom 11. März 1905.

Hochschulwesen die Wissenschaft mit der höchsten Form gelehrten Unterrichtes hält, sollte eigentlich auch die Geschichtforscher verpflichten, das Ganze ihrer Wissenschaft zu umfassen. Noch ist auch kein Anwalt der Einzelforschung so weit gegangen, den allgemeinen und einheitlichen Endzweck aller Einzelforschung zu leugnen. Geschieht Das aber nicht, so ist bei dem unermeßlichen Umfang der geschichtlichen Wissenschaft heute ein anderes Verfahren unmöglich.

Zweitens wird wohl eingewandt: Ja, am Ende Jahrhunderte langer Arbeit wird man wohl so verfahren müssen. Aber nicht heute: jede heute unternommene allgemeine Darstellung beruht auf verfrühter Zusammenfassung. Mit Verlaub: Welche Forschung ist nicht verfrüht? Keine, auch nicht die auf das engste Gebiet beschränkte Untersuchung kann sich auf feste Grundlagen stützen noch auch sie selbst zu schaffen wähnen. Sie ist für ihre Hilfskenntnisse, ihre Voraussetzungen immer auf den augenblicklichen Stand der Forschung angewiesen, auf dem eigenen und auf Nachbargebieten. Keine noch so eingehende Textherstellung kann, zum Beispiel, heute mit anderen Werkzeugen arbeiten als den ihr von den Vorgängern überlieferten. Mit anderen Worten: schon ihre Forschungweise ist an einen Zeitpunkt in einer fortwährend weiterrollenden Entwickelung gebunden. Denn aller Einzelforschung frohe Hoffnung ist doch, auch die Forschungweise zu verbessern, ihr Stolz ist der Rückblick auf so und so viele überwundene, minder entwickelte Arbeitarten. Und ferner: Wortkunde, Grammatik, Sprachvergleichung und alle die tausend einzelnen Geschichtkenntnisse, die nicht allein zur Erklärung, sondern schon zur Textgestaltung eines Schriftstellers nothwendig sind: sie alle müssen von anderen Wissenschaftbereichen entliehen werden, sind also jedesmal an deren augenblicklichen Forschungstand gebunden. Ueberhaupt ist es doch eine der ungeschichtlichsten Vorstellungen solcher Geschichtforscher, daß Einzelarbeiten nicht veralten. Man prüfe heute die besten und gerühmtesten Untersuchungen, die älter als vierzig, fünfzig Jahre sind: wie viele von ihnen können noch bestehen? Und man wird doch nicht so kindlich naiv sein wollen, sich vorzustellen: Ja, so war es früher; wir Heutigen aber, wir sind viel weiter gedrungen, wir sind gefeit gegen dies Schicksal. Uneingestanden, unausgesprochen mag Vieler Denken dahin gehen. Und man baut dabei vermuthlich auf die Vorstellung, weiter als heute könne doch die Einzelbehandlung und Arbeitstheilung nicht getrieben werden, sicherer könne man überhaupt nicht mehr geh Man vergißt nur, daß die Formen des Veraltens auch ganz andere sein kön als die Erschütterung der Zuverlässigkeit einer Nachricht; man vergißt, daß täglich Vieles von Dem, was heute für wichtig gehalten wird, späteren (u vielleicht nicht allzu fernen) Zeiten höchst gleichgiltig erscheint. Die Stan punkte, die Gesichtswinkel wechseln und man wird manche heutige Einzelunt suchung, die mit allen Oelen zünftiger Vorsicht gesalbt ist, für oberflächl

und leichtsinnig erklären, nur weil sie Dinge überfieht, die dann wichtig geworden sind. Ich sehe die Zeit kommen, da der gesammte biographische Betrieb unserer Jahrzehnte, auf den die heutige Geschichtschreibung am Meisten stolz ist, als vollkommen unzureichend angesehen werden wird. Für die Vergangenheit aber kann jeder sorgfältige Beobachter der Wissenschaftentwickelung Dutzende von Beispielen raschen Veraltens häufen.

Dahinter verbirgt sich nicht der mindeste Vorwurf gegen die Einzelforschung; im Gegentheil: Das ist ihr bester Ruhm. Nur wo Kampf ist, ist Leben, und wo dauernd gekämpft wird, wird immer der Ueberwinder von heute der Ueberwundene von morgen sein. Für die allgemeine Forschung ist aus diesem Sachverhalt aber zunächst abzuleiten, daß sie sich des Veraltens ihrer Ergebnisse nicht zu schämen braucht. Sie ist dieser Gefahr freilich im doppelten Sinn ausgesetzt; die Ergebnisse der Einzelforschung, die sie übernommen hat, können veralten und ihr eigener Oberbau kann es eben so. Aber dies Schicksal wird mitunter dadurch in das Gegentheil verkehrt, daß die größere Spannweite der Gedankenführung allgemeine Werke noch dann lesbar erhält, wenn die zeitgenössischen, besonderen längst ungelesen in den Büchereien modern Herders „Ideen" leben heute noch. Das kann man keinem anderen geschichtlichen Gelehrtenwerk aus dieser Zeit nachrühmen. Ferner aber ergiebt sich aus dem nie raftenden Wesen aller Einzelforschung die Folgerung, daß man bis an das Ende der Tage warten müßte, wollte man zu allgemeiner Zusammenfassung erst dann schreiten, wenn die Einzelforschung fertig geworden wäre. Eben weil sie ihre Aufgabe nie für erledigt halten wird, muß die allgemeine Forschung immer das Recht der Mitwirkung haben.

Ein dritter Vorwurf ist der methodischer Mangelhaftigkeit. Er wird vielleicht mit dem größten Nachdruck vorgebracht. Denn noch heute gilt wirklich das Wort eines klugen Ausländers: In Deutschland hält man den Verfasser eines getadelten Buches nicht nur für dumm, sondern auch für schlecht. Und da nun der einzige Maßstab, den man heute für diese wissenschaftliche Sittlichkeit hat, den Gesetzen der Einzelforschung angepaßt ist, so kann man sich vorstellen, wie übel die allgemeine unter seiner Herrschaft fährt. Das Hauptgebot ist: Du sollst keinen Buchstaben schreiben, wenn Du nicht jeden erreichbaren Rohstoff für Deinen Gegenstand zusammengetragen hast. Die allgemeine Forschung muß ihren gröbsten Lebensbedingungen nach gerade diese heiligste Vorschrift beständig verletzen. Um sich für diese Stellungnahme zu rechtfertigen, wird sie der Einzelforschung zunächst die Gegenfrage vorhalten dürfen: Bist Du sicher, immer den Gegenstand erschöpft zu haben? Ich werde nie das überlegene Lächeln vergessen, mit dem mir ein Lokalforscher, der schwerlich je ein Buch geschrieben hatte, auseinandersetzte, wie oberflächlich doch Erdmannsdörfers Urkundenveröffentlichungen zur Geschichte des Großen

Kurfürsten seien. Beide Gegner sind heute tot und so wird man in aller Unbefangenheit sagen dürfen, daß die Anklage ganz gewiß Unrecht hatte; aber irgendwelcher buchstäbliche Anlaß dazu mag immerhin vorgelegen haben.

Wichtiger ist der andere Einwand, daß die Einzelforschung der selben Unvollständigkeit der Vorarbeiten schuldig ist wie die allgemeine, nur in anderer Richtung. Sie pflegt nämlich zwar im eigenen engen Bereiche grundsätzlich möglichst viele Nachrichten zu sammeln; aber um Alles, was außerhalb dieses Bereiches liegt, kümmert sie sich fast eben so grundsätzlich nicht. Sie ist vollständig in die Tiefe, unvollständig in die Weite. Die wunderlichsten Irrthümer kommen dadurch zu Stande, daß aufklärende Parallelen, oft in nächster Nähe, gerade dem gründlichsten Einzelforscher zu entgehen pflegen.

Doch braucht sich die allgemeine Forschung überhaupt nicht auf den Angriff zu verlassen. Sie vermag sich zu vertheidigen. Ihre Forschungweise nämlich ist dann, wenn sie richtig ausgeübt wird, überhaupt nicht von der der Einzelarbeit unterschieden. Gewiß: sie kann sehr oft nicht zu den tiefsten Schächten des Wissens, zu den Stoffsammlungen selbst zurückgehen; aber sie kann bei der Benutzung der ihr zunächst stehenden Einzelforschungen nicht wohl andere Grundsätze anwenden, als jene selbst es ihrem Rohstoff gegenüber thun. Wenn ich aus eigener Erfahrung reden darf — ich war etwa sechs Jahre für einzelne, zehn für allgemeine Forschungen thätig —, so kann ich nicht zugeben, daß zwischen dem Aufbau einer Sonderuntersuchung aus einer Anzahl von Aktenbündeln und dem eines allgemeinen Versuches aus einer Anzahl von Büchern und Abhandlungen ein wesentlicher Unterschied besteht. Das Maß äußerster Peinlichkeit und Genauigkeit, das der Einzelforschung zunächst für die grobe oder feine Richtigkeit der überlieferten Nachrichten bürgen soll, ist für allgemeine Darstellungen, wenn anders sie sich von den vornehmlich literarischen Unternehmungen dilettirender Schriftsteller unterscheiden sollen, ganz eben so wenig zu entbehren. Des schönsten Reizes der Einzelforschung geht die allgemeine freilich verlustig: jenes anziehendste Spiel wissenschaftlichen Scharfsinnes, die Entscheidung über die Vorzüge einer Nachrichtenquelle vor der anderen, ist ihr versagt. Ihren Ersatz muß sie suchen in dem ihr eigenthümlichen Zusammendenken, Ordnen, Deuten, kurz, im begrifflichen Durchdringen der ihr von der Einzelforschung übermittelten Ergebnisse.

Der aber würde kläglich irren, der ihr wissenschaftlich-sittliche Pflichten fremd wähnte. Sie sind nur ganz anderer Natur als die des Einzelforschers. An die Stelle der Vollständigkeit des Rohstoffes tritt für sie die Zuverlässigkeit der Gewährsmänner, denen sie Glauben und Vertrauen schenken will. Die Entscheidung darüber ist gewiß leichter als die im Zweck ähnliche des Einzelforschers, ob ein Chronist, ein Berichterstatter ihm vertrauenswürdig erscheint. Denn es handelt sich um die nach festen Regeln arbeitende heutige Wissen-

schaft. In deren Bereich die des Erfolges sichersten Forscher herauszufinden, ist oft nur eine Frage der öffentlichen — innerhalb der Zunft öffentlichen — Meinung, jedenfalls aber eine aus den halbwegs feststehenden Grundsätzen der Einzelforschung selbst heraus zu entscheidende Angelegenheit. Ist diese Wahl getroffen, so ist die Pflicht der allgemeinen Forschung — im Gegensatz zur Einzeluntersuchung — nicht die möglichst selbständiger, Das heißt: von Neuem nachprüfender Verwerthung, sondern vollkommener Unterordnung unter ihre Gewährsmänner. Sklavische Treue, bis zum Verzicht auf jede kleinste eigenwillige Abweichung, ist hier gefordert, so weit es sich um die Thatsachen als solche handelt. Jede fernere Ausdeutung und Einreihung — die selbst sehr oft schon eine Deutung einschließt — ist Sache der allgemeinen Forschung; die feste Grundlage des Thatbestandes aber soll sie lediglich als fertiges Ergebniß aus der Hand der Einzelforschung entgegenehmen. Es ist ein Unding, vom Standpunkt allgemeiner Darstellung aus auch etwa nur zwischen mehreren Einzelformen strittige Fragen sachgemäß entscheiden zu wollen. Es ist deshalb durchaus nöthig, sich dann der einen oder der anderen Partei anzuschließen. Das entgegengesetzte Verfahren Rankes in der Weltgeschichte, die kleinsten Daten- und Thatsachenfragen im Verlauf eines solchen Werkes nebenbei entscheiden zu wollen, ist ein heute anerkannt unglückliches. Die höchste Enthaltsamkeit ist hier Pflicht, es sei denn, der allgemein verfahrende Forscher wollte, was ihm nicht wohl verwehrt werden kann, an einem bestimmten Punkt seiner Darstellung als Einzelforscher auftreten. Ueberall sonst aber kann er, eben unter der Voraussetzung gänzlicher Unterordnung unter seine Gewährsmänner, auf sie die Verantwortung für seinen Bericht abwälzen. Und es wird räthlich sein, daß er auch äußerlich die Grenze zwischen diesem entliehenen Gut und dem eigenen seiner Zuthat, also aller begrifflichen Verarbeitung, erkennen läßt.

Nur so nämlich wird er die volle Rechtswohlthat einer anderen Stütze seines Verfahrens in Anspruch nehmen: nämlich des Gedankens der Arbeitstheilung. Ein fast tragikomischer Zusammenhang: die allgemeine Forschung kann sich auf den Arbeitgrundsatz berufen, der recht eigentlich der Leitstern für alle bisherige Entwickelung der Einzelforschung geworden ist. Warum Arbeitstheilung? Doch wohl erstens, um das äußerste Maß von Sachkenntniß auf beschränktem Raum zu erzielen; zuweilen aber auch, um allen anderen Mitarbeitern unnütze, wiederholte Arbeit zu ersparen. Diese zweite Erwägung aber findet ihre Statt auch für die Gesammteinrichtung, ja, für die Gesammtrechtfertigung aller allgemeinen Forschung. Es ist unmöglich, immer wieder von vorn anzufangen, und deshalb muß der allgemeinen Forschung gestattet sein, immer nur die Hälfte oder ein Viertel des Weges bis zum Rohstoff zurückzugehen, im Vertrauen auf die ihr bis dorthin entgegengetragenen Ergebnisse der Einzelforschung. So und bis in alle Zukunft hinein nie anders wird überhaupt nur die Herstellung von Gesammtübersichten möglich sein.

Gerade an dieser Stelle aber wenden nun die Gegner ein: Ja, Ihr dürft aber Euren Gewährsmännern nicht so viel Vertrauen schenken. Das ist unwissenschaftlich. Dieser Grund ist bezeichnend: denn eben hier enthüllt sich das Mißtrauen in die allgemeine Forschung als eins, das im Grunde der einzelnen gilt. Wozu sind schließlich die Arbeiten der besten und tüchtigsten Gelehrten da, wenn ihre Endergebnisse nicht haltbar genug sind, um in weiterem Zusammenhang wieder als Einzelbausteine verwandt zu werden?

Und noch eine andere Anwendung von dem Grundsatz der Arbeitstheilung darf die allgemeine Forschung machen. Den Gelehrten, die sich ihr widmen, giebt man auch dann, wenn sie von eng begrenzter Einzelforschung ausgegangen, also auch dort eine Art von Befähigungnachweis zu erbringen im Stande sind, den Rath, von Zeit zu Zeit zur Einzelforschung zurückzukehren, gleichsam um ihren übel befleckten Ruf einigermaßen wiederherzustellen. Das ist, finde ich, nur dann berechtigt, wenn ein allgemein verfahrender Forscher auf Felder der Wissenschaft träfe, die so brach liegen, daß er selbst Hand anlegen muß, um auf seiner eigenen Bahn vorwärts zu kommen. Im anderen Fall darf er die Vorzüge der Arbeitstheilung für sich in Anspruch nehmen, auf die sich sonst nur der Einzelforscher zu berufen pflegt. Die Aufgaben nämlich, die ihm gestellt sind, haben, ganz wie die der verschiedenen Bezirke der Einzelforschung, eine ganz eigenthümliche, oft der anderer Arbeitweisen gänzlich entgegengesetzte Natur. Sie verlangen von ihm ein Maß von Beweglichkeit der Gedanken, von Anpassungfähigkeit an stets wechselnde Gegenstände, das auszubilden eben so eine Sonderaufgabe ist wie die, ein Leben lang Papyri zu lesen oder Zunsturkunden herauszugeben. Und wie biegsam das so auszubildende Werkzeug werden mag: es verliert seine wesentlichste Eigenschaft, wenn es die Starre und Festigkeit annehmen soll, die wieder für jede erfolgreiche Einzelarbeit die nothwendige Voraussetzung ist.

Im Uebrigen aber ist dem allgemeinen Zielen zustrebenden Forscher in diesem Punkt Enthaltsamkeit viel eher als Tugend denn als Laster anzurechnen. Denn er erreicht den besonderen Zweck seiner Arbeit nur, wenn er stracks und geradeaus seine Straße zieht. Einzelheiten als überflüssig oder sein Gesammtbild doch störend auszumerzen, ist immer seines Amtes; das Ziel seines Weges bei der kurzen Frist menschlichen Lebens zu erreichen, ist ebenfalls seine Aufgabe. Er wird also nur recht daran thun, die tausend Versuchungen zu behagli Verweilen und zu ablenkenden Nebenwegen zu überwinden. Denn Versuchu sind ihm in der That die zahlreichen Gelegenheiten Erfolg verheißender Ei arbeit, die sich ihm — und ihm viel öfter als irgend einem Einzelforsch aufthun. Er müßte kein Gelehrter sein, lockten sie ihn nicht, der, ach, oft der Einzelforschung unbeantwortete, unbeantwortbare Fragen stellt. S was dem Einzelforscher Pflicht ist, wäre ihm Sünde wider den Heiligen G

Gewisse Mängel dieser Forschungweise darf auch ihr wärmster Anwalt nicht in Abrede stellen. Es sind nicht die von der Einzelforschung übernommenen, für die sie jener die Verantwortung überlassen darf, sondern andere, gewissermaßen Berufsmängel. Sie sind schwer zu vermeiden; sie sind Versehen der Werkzeuge noch mehr als des Arbeiters, für die er Fehlergrenzen aufzustellen sich bescheiden muß. Fort und fort ist Pflicht der allgemeinen Forschung, tausend Wiederholungen der Einzelvorgänge zu einem Bild zusammenzuziehen; wie schwer ist da die Grenze zu halten zwischen der Einzigkeit und Besonderheit weniger Thatsachenreihen und der Massenhaftigkeit und Häufigkeit so vieler anderen! Hat die Einzelforschung sehr absonderliche Thatsachen festgestellt, so rückt die allgemeine, ihr folgend, vielleicht an einer Stelle die Kontur ihres Gesammtbildes auffällig weit hinaus. Ergiebt sich späterhin, daß diese Ausnahme zu Unrecht als solche angesehen worden ist, daß sie vielmehr unter die allgemeine Regel fiel, so ist der Fehler im Gesammtbild der großen Darstellung auffälliger. Der Versuchung, über bestehende Unvollständigkeiten und Unsicherheiten der Ueberlieferung hinwegzutäuschen, kann die allgemeine Forschung eher widerstehen, obgleich ihr Stil, ihre Geberde leicht unabsichtlich dazu verführt; falsche Verallgemeinerungen dagegen, vielleicht nur der Kürze wegen vorgenommen, und andere ähnliche Fehlerquellen werden sich kaum je ganz dicht verstopfen lassen. Aber kein billig Denkender wird um ihretwillen die ganze Forschungsgattung verwerfen. Wer unter den Einzelforschern seine Arbeitweise von allen Mängeln frei weiß, Der hebe den ersten Stein!

Aber noch ein vierter Vorwurf gegen die allgemeine Forschung wird wohl laut. Man erklärt etwa: All diese Eigenthümlichkeiten mögen ja zu Recht bestehen; aber was nützt sie überhaupt? Der wohlunterrichtete Einzelforscher müsse ohnehin ein ungefähres Gesammtbild vor Augen haben; seiner allein nöthigen Arbeitweise aber werde durch Gesammtdarstellungen nur mehr oder minder kostbare Arbeitkraft entzogen. Darauf ist mit großer Entschiedenheit zu erwidern: Nein; wenn es gar keine allgemeine Forschung um ihrer selbst willen gäbe, so müßte sie um der Einzelforschung willen noch heute erfunden werden. Denn Niemand hat sie nöthiger als diese. Das Gesammtbild, das der einzelne Forscher haben soll, mag in wenigen begünstigten Fällen vorhanden sein; aber selbst seinem Besitzer würde es nur nützen, wollte er es in festen Umrissen aufzeichnen, also niederschreiben. In der überwiegenden Zahl der Fälle ist es überhaupt nicht vorhanden. Wirklichen Nutzen aber kann es nur dann stiften, wenn es öffentlich vorgetragen (auf Deutsch: gedruckt) wird. Und die Zahl der Arten und Formen, in denen es die Einzelforschung betrachten kann, ist außerordentlich groß.

Keine Wissenschaft ist bisher so unbegrifflich betrieben worden wie die

Geschichtschreibung. Nur erst wenige Zusamenfassungen mittlerer Stellung haben grundsätzlich immer wieder die selbe Stofftheilung für verschiedene Zeitalter oder verschiedene Völker angewandt. Ein werthvoller Vortheil ist schon davon zu erwarten, daß eine Anzahl von Geschichtreihen immer wieder in der selben Zeiteintheilung und in der selben Stoffzerspaltung betrachtet wird. Sie sind nun mit einem Blick zu übersehen, sind erst jetzt fruchtbar mit einander zu vergleichen. Werden dem Stoff unerbittlich immer wieder die selben Fragen vorgelegt, so giebt er in sehr vielen Fällen Antworten, die er, für sich befragt, nicht gab. Jede Volks- oder Völkergruppen-Entwickelung ferner wirft neue Lichter auf alle anderen; alle Unterlassungsünden der Einzelforschung, alle die von ihr nicht gefragten Fragen kommen nun ans Tageslicht. Wichtiger noch ist, daß die echten Abweichungen sonst gleichmäßig verlaufender Entwickelungen nur so aufzufinden sind. Indem man etwa die griechisch-römische Entwickelung mit der germanisch-romanischen vergleicht, geräth man auf die wirklichen Wesensverschiedenheiten alt- und neueuropäischen Wesens. Wie viele Reflexe von der wirthschaftlichen auf die staatliche, von der Glaubens- auf die Kunstgeschichte, von aller Geistes- auf alle Gesellschaftgeschichte geworfen werden, ist schwer zu beschreiben. Dem aufmerksamen Leser würde schon die bloße Nebeneinanderstellung Vieles verrathen. Sache der allgemeinen Geschichtforschung aber ist vornehmlich, alle diese Schlüsse selbst so scharf und sicher wie möglich zu ziehen, in immer wiederholter Vergleichung das Gemeinsame und das Besondere festzustellen und so aus der Aneinanderreihung der Theile ein Neues, ein Ganzes zu gewinnen. Dieses Ganze aber strahlt auf jedes seiner Glieder wieder Reflexe neuen Schimmers zurück, giebt ihnen eine Beleuchtung, die sie von sich aus nie gewinnen würden. Oft muß man aus einer Vergleichung heraus, ähnlich wie die Sternkundigen längst gethan haben, rein rechnerisch auf das Vorhandensein bestimmter, durch die Ueberlieferung heute noch gar nicht nachweisbarer Thatsachenreihen schließen. Das Nebeneinander alt- und neueuropäischer Entwickelung läßt für die sehr wenig beleuchtete Wirthschaftgeschichte der Alten eine ganze Anzahl solcher Folgerungen zu. Und es ist keine noch so tief gelagerte Schicht der Einzelforschung denkbar, die nicht von diesen Einwirkungen allgemeiner Arbeit erreicht würden. Schon bei Veröffentlichungen kann eine neue Wendung des Fragens der Wissenschaft auf die erste, die gröbste Vorbereitung solchen Abdruckes, auf die Auswa der Stücke Einfluß haben. Eben die neuen Fragen, zu denen die allgemei Forschung führt, müssen von der Einzelbearbeitung neu beantwortet werde

Eine gleiche Reihe von unbegründeten Anklagen zusammenzubring die gegen die Einzelforschung gerichtet wären, möchte schwer fallen. Wie hätten nicht auch die mit allgemeinen Forschungen Beschäftigten Gelegenheit über die Einseitigkeit, Kurzsichtigkeit, die Schollenkleberei der anderen Part

zu spotten! Aber nur selten geschieht es. Viel zu groß ist das Gegengewicht natürlicher Dankbarkeit, daß jeder ins Allgemeine Strebende gegen die Arbeiter der Einzelforschung empfinden muß, ohne deren Werk sein eigenes Trachten undenkbar wäre. Die Grunderkenntnisse vollends, daß alle Entscheidung bei der Einzelforschung liegt, daß ohne sie jede allgemeine Darstellung auf müßiges Geschwätz hinausliefe, daß die Hauptmasse der Forscher immer in dieser Form thätig zu sein gezwungen ist, daß Zunft und Regel unentbehrliche Bande des gemeinsamen Arbeitens Vieler sind: welcher Verständige wollte sie anzweifeln? Jeder weiter Blickende unter den auf allgemeine Erkenntniß Gerichteten muß wünschen, daß uns die Götter vor einer Zeit vernachlässigter Einzelforschung bewahren mögen. Geradezu entsetzlich wäre der Gedanke, jeder deutsche Professor müßte ein Lehrbuch der gesammten Geschichtwissenschaft verfassen.

Heute aber handelt es sich darum, der allgemeinen Forschung erst das Mindestmaß von Daseinsberechtigung und Anerkennung zu verschaffen, das ihr doch, selbst zum Nutzen ihrer jetzt noch so unduldsam herrschenden Schwester, der Einzelforschung, zu wünschen ist. Man gestatte dem Laien ein militärisches Gleichniß. Die allgemeine Forschung ist die Reiterei, der der Aufklärungdienst und die Vorbereitung aller taktischen und strategischen Heeresbewegungen zufällt. Die großen, langsam nachrückenden Massen des Fußvolkes, der Einzelforschung haben unbestritten die Entscheidung. Aber wäre es nicht unsäglich thöricht, wenn beide Waffengattungen in fruchtlose Eifersucht gegen einander geriethen und wenn die starke, aber an sich unbehilfliche Hauptmacht des marschirenden Heeres auf den unsäglichen Nutzen, den ihr allein die leichter bewegliche und schnellere Vorhut gewähren kann, verzichten wollte, nur um sich den Ruhm des Feldzuges von ihr nicht schmälern zu lassen?

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Moderne Religion.

Moderne Religion. Eugen Diederichs Verlag, Leipzig.

Seit einiger Zeit herrscht auf dem Gebiete der religiösen Literatur eine außerordentlich rege Thätigkeit, die sich noch vor zehn Jahren Niemand träumen ließ. Gewiß ist diese Thatsache an sich ein sehr erfreuliches Symptom der Vertiefung und Verinnerlichung des Lebens in unserer Zeit und sie erscheint doppelt erfreulich, wenn wir die Art dieser Erscheinung im Einzelnen ins Auge fassen: das friedliche Zusammenarbeiten der beiden bisher feindlichen Lager, der christlich-theologischen Truppe und der modernen Laien- und Literatenkreise. Es ist gar

nicht zu verkennen, daß sehr viel echtes, lebendiges Gefühl, daß viele neue, fruchtbare Gedanken an dieser Bewegung mitwirken. Und doch führt sie nicht rasch genug vorwärts. Warum nur? Man wird zunächst den Mangel an überragenden Persönlichkeiten beklagen. Wenn jetzt wieder ein Jesus, ein Luther aufstände! Doch solche Geister waren stets vereinzelte Ausnahmen und fehlten vielen Bewegungen, die dennoch ans Ziel führten, ganz. Und unsere religiöse Renaissance hat sogar Führer von unbestreitbarer Genialität: Tolstoi, Maeterlinck. Auch scheint das Verlangen nach einem neuen Heiland, so oft es laut wird, meist nicht allzu ernst gemeint und nicht vom Glauben an seine Erfüllung begleitet zu sein. Mir scheinen vielmehr andere Umstände daran schuld, daß die Diskussion nicht sehr fruchtbar und ergebnißreich zu werden verspricht. Erstens, daß Jeder sich nur bemüht, seine eigenen Gedanken vorzutragen, und sich so wenig wie möglich um die Anderen kümmert, die neben ihm zu dem gleichen Ziel streben. So verläuft Alles in unzähligen kleinen Rinnsalen, statt sich zu einem großen Strom zu sammeln. Noch Etwas kommt hinzu. Jeder redet, wie ihn der Geist treibt, und schwelgt im Rausch seines Gefühles und in der Fülle seiner Gesichte, so daß es manchmal fast scheint, als wiederholte sich das Pfingstwunder des Urchristenthumes. Das sind Erscheinungen, die der Frühzeit einer religiösen Entwickelung anstehen; denn sie muß, wie alles Große und noch mehr als Anderes, aus dem Gefühl erwachsen. Aber sie darf nicht dabei stehen bleiben, denn Bestand, dauernden Werth, Kraft zur Weltüberwindung, Weltgestaltung und Lebenserneuerung hat das Gefühl erst dann, wenn es in Gedanken umgesetzt ist, in Gedanken von allgemeiner Verbindlichkeit, denn erst dadurch wird es objektivirt, wird vom Erleben des einzelnen empfindenden Subjektes zum Besitz der Menschheit. Solche Gedanken dürfen dann aber nicht blos das Empfinden des Einzelnen aussprechen, sondern müssen auf festem Grund ruhen. Beide Mängel hängen eng zusammen: Weil der Eine sich so wenig um den Anderen kümmert, kommt ihm das Fehlen einer gesicherten Grundlage und organischen Entwickelung in seinen Gedanken nicht zum Bewußtsein. Und weil Jeder nur seinem eigenen Gefühl freien Lauf läßt und sich nicht bemüht, ihm den Charakter der Nothwendigkeit und allgemeinen Verbindlichkeit zu geben, indem er es „befestiget mit dauernden Gedanken“: darum ist eine Verständigung und eine wirklich fördernde Debatte so schwer zu erreichen.

Kritische Selbstbesinnung ist es, was uns vor Allem noththut. In diese Richtung wollen meine Bemerkungen weisen. Mein eigener religiöser Standpunkt, wie ich ihn in meiner „Modernen Religion“ gezeigt habe, muß dabei freilich erwähnt werden. In der Hauptsache aber handelt es um methodologische Hinweise, für die ich von jedem Standpunkt aus Anerkennung fordern muß. Ich will hier nicht sachliche Antworten geben, sondern nur zu richtiger Fragestellung führen.

Was ist also Religion? Sehr Viele, die heute darüber reden, würden ihr scheinlich um eine klare Antwort recht verlegen sein. Ich kenne auch Men nen, die darauf nicht klar antworten wollen, sondern die Religion mit allem Mö lichen zusammennengen und jeder Abgrenzung und Begriffsbestimmung geflissentl aus dem Wege gehen. Wenn wir auf irgend einem Gebiet Selbstkritik üben und uns über die Fundamente unseres Wissens oder Glaubens Rechenschaft ablegen wo len, dann kehrt unser Blick zurück zu Kant, dem Schöpfer der kritischen Methode. Bei ihm werden wir uns den besten Rath holen. Damit ist nicht gesagt, daß

Kantianer sein müsse. Man muß nur von Kant ausgehen; einerlei, wie weit man über ihn hinauszukommen glaubt oder in den Resultaten von ihm abrückt. Die Grundposition der kantischen Vernunftkritik muß Jeder anerkennen, der nicht in die Luft bauen will. Kant hat uns nun gelehrt, daß die Dinge nicht für sich unabhängig von uns bestehende Existenzen, sondern „Erscheinungen", Inhalte unseres Bewußtseins sind. Sobald wir die Dinge als für sich daseiend nehmen, wird es unmöglich, zu begreifen, wie eine Erkenntniß von ihnen zu Stande kommt. Diese, die doch eine unzweifelhafte Thatsache ist, wird erst verständlich, wenn wir von der entgegengesetzten Annahme ausgehen, nämlich der, daß die Dinge, wie wir sie erkennen, durch unseren Geist hervorgebracht werden, daß also nicht der Geist sich nach den Dingen, sondern die Dinge sich nach unserem Geist richten. Die Wirklichkeit dieser Dinge wird dadurch nicht angetastet. Daß sie sind, ist gewiß; fraglich nur, was sie sind. Eben darin, daß sie Bewußtseinsinhalte sind, besteht ihre eigentliche, ursprüngliche Realität. Ihre Objektivität aber ist der Ausdruck für die Nothwendigkeit und Allgemeingiltigkeit ihrer Erzeugung.

Wenn wir Kants Entdeckung nun für unseren Zweck verwenden, so ergiebt sich deutlich die Aufgabe, in der Religion eine besondere Art von Bewußtseinsinhalten aufzuweisen. Jede Bestimmung der Religion, die vom Objekt ausgeht, also etwa als das Verhältniß der Menschen zu Gott, wird damit hinfällig. Sie gehört zu dem „naiven Realismus" der Zeit, die durch Kant überwunden wurde. Diese Konsequenz habe ich in meinem Buch zu ziehen gesucht. Da steht der Satz: „Wir fassen Religion nicht — wie Schleiermacher gelegentlich sagt, mit einem ungenauen Ausdruck, der aber bei ihm weiter keinen Schaden anrichtet — als das Handeln eines unbekannten, unerkennbaren und unfaßbaren Universums auf uns, sondern ganz schlicht und nüchtern als eine besondere Art von Seelenvorgängen."

Es ist bezeichnend, daß, so weit ich sehe, keinem meiner Rezensenten diese eigentliche Tendenz meine Buches aufgegangen ist. Vielen von ihnen gelte ich als Schüler Nietzsches und für Manche bin ich damit schon geächtet. Nun nenne ich mich zwar einen „Jünger Zarathustras" und citire zweimal die Vorrede zum Zarathustra für die Negirung des Gottesglaubens und das Vergehen der Seele mit dem Leibe. Aber es dürfte schwer sein, nachzuweisen, daß die eigentlichen Leitgedanken meines Buches von Nietzsche stammen; und dann hat man doch kein Recht, mich einfach unter die Nietzscheaner zu werfen. Um über diesen Punkt keine Unklarheit zu lassen, sei es mir vergönnt, hier kurz anzugeben, worin ich mich als Schüler Nietzsches fühle. Zunächst: nicht in der Negation eines persönlichen Gottes und einer individuellen Fortexistenz nach dem Tode. Das ist nicht von Nietzsche erfunden und ich hatte es nicht von ihm zu lernen. Wo ich Nietzsche citirte, hatte [illegible], die Schönheit und edle Größe des sprachlichen Ausdruckes dazu ver[illegible]t. Hätte ich für meine These einer fremden Autorität bedurft, so würde ich [illegible] weder bei Nietzsche noch bei dem „Kraft und Stoff"-Männern gesucht haben [illegible]. der persönlichen Gottesvorstellung hat für mich Kant definitiv aufgeräumt: [illegible]ns durch den unwidersprechlichen Nachweis, daß ihr keinerlei Erkenntnißwerth [illegible]ommt, zweitens durch den selbst nach dem Urtheil der Theologen mißlungenen [illegible]rsuch, ihr auf anderem Wege Giltigkeit zu verschaffen. Und was die Un[illegible]blichkeit angeht, so habe ich in meinem Buch selbst auf die schroffe Ablehnung [illegible]hleiermachers hingewiesen, der sie eben im Namen der Religion bekämpft. Ich

notire hier die sehr merkwürdige Uebereinstimmurg mit Tolstoi, der (in „Mein Glaube") sagt: „Den Begriff eines zukünftigen persönlichen Lebens haben wir weder aus der Lehre der Juden noch aus der Lehre Christi geschöpft; er ist ganz anderswoher in die Kirchenlehre eingedrungen. Wie sonderbar es scheinen mag: man kann nicht umhin, zu sagen, daß der Glaube an ein zukünftiges persönliches Leben eine sehr niedrige und grobe Vorstellung ist, die sich auf eine Verwechselung des Schlafes mit dem Tode gründet und allen wilden Völkern eigen ist."

Es giebt aber Punkte, wo ich allerdings von Nietzsche abhängig bin, wie heute so Viele. Denn es ist die eigenthümliche Wirkung der ganz Großen, daß sie selbst Die beeinflussen, die nie von ihnen gehört haben, weil die geistige Atmosphäre durch sie verändert wird. Der Hauptpunkt, in dem Nietzsche Alles, was nach ihm kommt, bestimmt hat, ist die Ueberwindung des Pessimismus, die stolze, entschiedene Bejahung des Lebens mit der vollen Einsicht in all seine Ungerechtigkeit und Grausamkeit, mit dem gewissen Muth und dem festen Willen, den Kampf mit ihm auf uns zu nehmen. Weitere wichtige Punkte sind die Einsicht, daß der Wille zur Macht die eigentliche Triebkraft alles Lebens ist, und die andere, daß auch das Denken ein Organ des Lebens ist und dem Leben dient, daß also bei der Beurtheilung der Gedanken nicht ihre „Richtigkeit", sondern ihr Lebenswerth, ihre Leben fördernde Wirkung und Fruchtbarkeit entscheidet. Auch dem Einfluß dieser Thesen, in deren Anwendung übrigens einige Vorsicht nothwendig ist, kann man sich heute schwer entziehen. Wenn ich mich hier zu dieser Abhängigkeit bekenne, so muß ich auch mit Entschiedenheit betonen, daß andere, wesentliche Sätze der nietzschischen Gedankenwelt in meiner „Modernen Religion" keinen Platz haben. Nicht von Nietzsche, sondern von Kant kam mir der bestimmende Einfluß. Allerdings verdanke ich ihm im Grunde nur die allgemeinen Grundlagen und Voraussetzungen meiner religiösen Anschauungen, nicht diese selbst. Eine Kritik der Religion hat Kant eigentlich nicht geschaffen; und mein Buch ist eben ein Versuch, diese Kritik zu geben. Von den beiden Denkern aber, mit denen ich mich in allem Wesentlichen einig fühle und denen daher der größte Theil meines Buches gewidmet ist, von Schleiermacher und Maeterlinck, bin ich insofern unabhängig, als ich den ersten Aufsatz, der bereits alle Hauptpunkte enthielt, vor meiner Bekanntschaft mit ihnen geschrieben habe. Um so mehr Gewicht lege ich natürlich diesem Zusammentreffen bei.

Die Aufgabe ist heute also, die Religion als eine besondere Art und Kategorie von Bewußtseinsinhalten zu erfassen. Als solche muß sie entweder eine besondere Quelle und Entstehungweise haben oder sie muß von anderen Bewußtseinserscheinungen abgeleitet sein. Nun wird sich im Ernst Niemand besinnen, die Religion den primären Seelenfunktionen zuzurechnen. Deren Zahl ist jedoch sehr beschränkt. Denn wir haben nur drei Wege, uns Bewußtseinsinhalte zu schaffen: Denken, Wollen und Fühlen. Auf einem müssen wir also die Religion unterbringen. Das Mittelalter hat in der Religion unbedenklich eine besondere Art der Erkenntniß gesehen, eine Erkenntniß, die eine besondere „übernatürliche" Quelle in der Offenbarung hat und neben der Vernunfterkenntniß fließt. Diese Anschauung ist nicht verschwunden; sie spukt noch im Kopfe Derer, die unklar von einer „Versöhnung von Glauben und Wissen" träumen und reden. Doch für den geistig nicht gebundenen Menschen von heute, dem Kant nicht vergebens gelebt hat, ist sie überwunden. Auch die moderne Theologie sieht in der Religion eine Erkenntniß

art nicht mehr. Inniger ist die Beziehung zum Willen. Aber der Wille hat seine eigenthümliche Welt, die Welt des sittlichen Handelns, der Moral; und während man für diese früher eines religiösen Fundamentes zu bedürfen glaubte, hat Kant sie von der Religion gelöst und auf sich selbst gestellt. Die Unabhängigkeit der Moral von der Religion gehört seitdem zum geistigen Besitz der Kulturmenschheit. Dafür hatte Kant den Versuch gemacht, umgekehrt die Religion auf die Sittenlehre zu gründen, wodurch sie in die Reihe der sekundären Inhalte rücken würde. Aber dieser Versuch hat sich nicht als haltbar erwiesen und die Religion mußte sich eine neue Heimath suchen. Den dritten, allein noch möglichen Weg hat Schleiermacher eingeschlagen und dort die heute allgemein angenommene Lösung des Problemes gefunden. Er hat die große Entdeckung gemacht, daß das eigentliche Wesen der Religion Gefühl ist. Bei den Theologen hat sich diese Thatsache zu der fable convenue gestaltet, daß Schleiermacher neben Erkennen und Handeln das von Kant übersehene und ignorirte Gemüth wieder entdeckt habe. Sie scheinen also nicht zu wissen (wissen es natürlich sehr gut), daß Kant nicht nur eine „Kritik der reinen" und „Kritik der praktischen Vernunft", sondern auch eine „Kritik der Urtheilskraft" geschrieben hat, die uns die Aesthetik als eine dritte Welt zeigt, eine Welt des Gefühles. Also mit der angeblichen Entdeckung des Gemüthes ist es nichts. Kant hat das Gemüth sehr wohl gekannt und berücksichtigt; wenn er die Religion nicht darauf baute, so hatte er seine guten Gründe dafür. Auch dieser für die Religion beanspruchte Platz ist nicht mehr frei. Schleiermacher hat diese Schwierigkeit übersehen, da ihm der Sinn für die Kunst fehlte; aber er hat sie doch geahnt. Er beklagt selbst diesen Mangel, unterschätzt aber dessen Tragweite: er meint, daß ihm dadurch eine bestimmte Form des religiösen Gefühles verschlossen sei, während in Wirklichkeit die Religion selbst auf dem Spiel steht.

Ich selbst bin einen anderen Weg gegangen. Nicht das Gefühl im Sinn der ausgesprochenen Lustempfindung ist die Grundlage der Religion, sondern der primäre, unbestimmte, undifferenzirte Seelenzustand, in dem Denken, Wollen und Fühlen noch ungetrennt beisammen sind, der Untergrund des Bewußtseins, aus dem alles Einzelne auftaucht, das Urphänomen alles Seelenlebens, das wir aus Mangel einer besonderen Bezeichnung ebenfalls „Gefühl" nennen. Die Religion ist aber nicht im eigentlichen Sinn, nach nur ihr zustehenden Gesetzen, schöpferisch. Es giebt keine besonderen religiösen Kulturgebilde und Schöpfungen. Alles, was wir in der Sphäre des religiösen Lebens von solchen Bildungen finden, gehört in Wirklichkeit den anderen Reichen an, der Wissenschaft, der Ethik, der Politik oder Kunst. Eben so ist ja auch die Theologie nicht eine eigene Wissenschaft, sondern eine für das praktische Bedürfniß hergestellte Verbindung von Theilen verschiedener Wissenschaften: der Philologie, Geschichte und Philosophie. Ich behaupte nicht, damit die Frage befriedigend und erschöpfend beantwortet zu haben. Mag sein, daß allerlei Schwierigkeiten und Unklarheiten bestehen bleiben. So hohe Bäume fallen natürlich nicht auf einen Hieb. Und ich bin mir der Unzulänglichkeit meiner Kräfte und besonders meiner Kenntnisse vollkommen bewußt. Dennoch glaube ich, auf dem rechten Wege zu sein, und werde darauf weiterschreiten, bis mir ein besserer gewiesen, bis mir wenigstens eine andere Möglichkeit gezeigt wird, den offenbaren Thatsachen unseres geistigen Lebens gerecht zu werden.

Göttingen. Heinrich Meyer-Benfey.

Das Mächtigste.

Als der junge König den Thron bestieg, war er voll von schönen Hoffnungen, warmer Güte und stolzem Machtgefühl. Und er sprach zu seinen Höflingen: „Am Tag meiner Krönung soll in meiner Hauptstadt keine Thräne fließen. Geht aus und kündet allen Leidenden und Betrübten: Jeder, den ein Kummer drückt, komme ins Schloß und erbitte sich eine Gnade. An diesem einen Tag wenigstens sollen Alle sich freuen. So will ich, der König, es haben. Und dem König ist Alles möglich."

Und die Höflinge thaten nach seinem Wort und zogen aus und verkündeten, was der König verheißen. Und in langen Schaaren kamen sie ins Schloß gezogen: die Mühseligen und Beladenen, die Kranken und Bresthaften, die Enttäuschten und Verarmten, die Trauernden und Betrogenen. Und der junge König hörte Alle an und fragte Jeden nach seinem Begehr und gab mit vollen, mit königlichen Händen, was er an Gold und Ehren und Menschenliebe zu verschenken hatte. Und Alle waren entzückt von ihm und beglückt durch seine Gunst für wenigstens diesen einen Tag. Und der König sprach, als Alle wieder gegangen waren, voll Befriedigung zu sich selbst: „Ich habe Alle getröstet und erfreut." Und er war stolz auf seine königliche Macht.

Nur über Eins wunderte er sich: es war keine einzige trauernde Mutter vor seinem Thron erschienen. Und er rief nach seinen Höflingen und fragte sie: „Birgt meine Hauptstadt keine Mutter, die um ihr totes Kind weint? Gern hätte ich auch den trauernden Müttern eine Freude bereitet. Warum kamen sie nicht und erbaten eine Gunst von mir?"

Die Höflinge blickten einander an und sannen auf Ausflüchte und Lügen. Denn sie hielten es für selbstverständlich, den König zu belügen, wenn ihm die Wahrheit unangenehm sein könnte. Doch unter ihnen war einer, ein einziger, der ehrlich geblieben war und die Wahrheit liebte, trotzdem er schon Jahre lang am Hof lebte. Der kam den anderen zuvor und sagte schnell: „Wohl giebt es in Deiner Hauptstadt trauernde Mütter, o Herr. Aber sie wollten nicht kommen. Nicht eine. Ich fand sie auf den Gräbern ihrer Kindlein sitzend und sie wiesen mich ab und eine sprach zu mir: ‚Was soll mir der König und alle seine Gnaden? Mein holdseliges Knäblein ist tot. Des Königs Macht ist nichts gegen meinen Schmerz.' Und sie verhüllte ihr Antlitz und weinte."

„Die arme Mutter hat wahr gesprochen", sagte der junge König ernst. Und er verbannte den Höfling nicht seines Freimuthes wegen, obwohl Alle geglaubt hatten, daß der unkluge Mann, der dem König die Stimmung verdorben h in Ungnade fallen würde. Und wenn der junge Herrscher fortan auf seinem einer Mutter begegnete, die, in schwarzen Trauerkleidern, ihrem toten Kinde letzte Geleit gab, neigte er sich tief und ehrfurchtvoll vor ihr und ihrem Mu schmerz, der mächtiger war als all seine königliche Macht.

Wien. Emil Marri

Bankbilanzen.

Bankbilanzen waren das offizielle Hauptthema der Woche. Als ich vor einiger Zeit hier von den Aussichten der Banken sprach, deren Bedeutung für unseren Geld- und Effektenmarkt von Jahr zu Jahr wächst, versuchte ich, zwischen Wirklichkeit und Ueberschätzung, zwischen dem Urtheil erfahrener Börsenkenner und dem des Publikums den richtigen Standpunkt zu finden. Nun sind die Bilanzen veröffentlicht worden, die Geschäftsberichte sind ihnen gefolgt: und ich kann sagen, daß es ungefähr so gekommen ist, wie ich damals annahm. Den tiefsten Eindruck hat der Abschluß der Deutschen Bank gemacht, der wieder den der Diskontogesellschaft weithin überstrahlt. Trotzdem bleibt es noch immer bei dem günstigen Vorurtheil, das sich so lange schon im Kurs von Diskontokommandit ausdrückt; dieses Papier gilt zwar 50 Prozent weniger als die Aktie der Deutschen Bank, aber viel mehr als die übrigen Bankwerthe. Allzu lebhaft war das Interesse der Börse für die Bankberichte diesmal nicht. Die Gespräche, die darüber geführt werden, sind meist akademischen Charakters; sie fehlen nie, führen aber recht selten zu Käufen und Verkäufen. Nur offiziell waren die Abschlüsse der Banken das Wochenthema. In den Tagen, die das Ende der Periode ungewöhnlich billigen Geldes brachten, ist die Aufmerksamkeit ganz anderen Gebieten zugewandt. Wer den Zeitungstimmen glaubt, muß vermuthen, das wichtigste Motiv sei jetzt die Erwartung neuer deutschen Anleihen, auf die das Uebernahmekonsortium sich gebührend vorbereiten müsse. Mir schienen viel wichtiger die amerikanischen Shares, die noch immer in großen Mengen gekauft werden. Die dafür aufgewandten Summen müssen schließlich auch einem auf seinen Geldüberfluß stolzen Markt fühlbar werden. Ueber den Erfolg dieser Spekulation, die wohl englischen, doch nicht deutschen Maklern hohe Courtage einträgt, läßt sich natürlich nichts Sicheres voraussagen. Einstweilen ist ja, ein ganzes Jahr lang, Alles gut gegangen. Sogar die Stahltrustaktie, die man doch beim besten Willen nicht schwindelfrei nennen kann, hat den Muth und die Kraft gehabt, von 9 wieder auf 37 zu klettern. Der Kurszettel verräth von diesen deutsch-amerikanischen Transaktionen nicht das Geringste; sie werden nicht notirt, existiren für den öffentlichen Verkehr nicht, nehmen ihren Weg aber ganz ruhig durch die Kontore (noch öfter durch die Wechselstuben) unserer Banken. Die Entwickelung der Wechselstuben wird übrigens wohl in manchen Ruhmesfanfaren zu laut gepriesen Wirklich lohnenden Ertrag sollen nur die der Deutschen und der Dresdener Bank liefern; nur diesen Instituten scheint es gelungen zu sein, ihr Wechselstubenpublikum auch für den Depositenverkehr zu erziehen. Da spekulirt die Kundschaft für ihr eigenes Geld; in den anderen Wechselstuben nur allzu oft mit dem Gelde der Bank, die dann die gekauften Papiere beleiht.

Eine Sonderstellung nimmt die Reichsbank ein. Halb Staatsbank, halb Aktiengesellschaft; ein Zwitterwesen, das mit dem seit 1854 modernen System des Crédit Mobilier wenig zu thun hat. Steht im Geschäftsbericht der Reichsbank etwa ein Passus über die voraussichtliche Wirkung der neuen Handelsverträge, die gerade für dieses Institut doch wichtig werden könnten? Kein Wort. Natürlich. Der Reichsbankpräsident Dr. Koch ist dem Reichskanzler unterstellt; und die Zumuthung, wider besseres Wissen zu sprechen, würde Graf Bülow nicht stellen und Herr Dr. Koch nicht hinnehmen. Recht lehrreich ist eine Gegenüberstellung. Am

Schluß des Jahres 1904 hatte die Reichsbank an inländischen Wechseln einen Bestand von 966 Millionen Mark, während Deutsche Bank, Diskontogesellschaft, Dresdner-Schaaffhausen, Handelsgesellschaft und Darmstädter Bank zusammen auf ungefähr 914 Millionen kamen. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, die Leipziger Kreditanstalt, die Frankfurter Bank und andere sehr wichtige Diskonteure lasse ich hier absichtlich aus, weil mirs nur darauf ankommt, die Ausdehnung der eigentlichen Großbanken zu beleuchten. Die haben zusammen also fast eben so viele Wechsel im Portefeuille wie die Reichsbank. Der Vergleich der Gesammtziffern sagt noch nicht Alles. Die Reichsbank zählt Platzwechsel (190 Millionen) und Versandwechsel (212 Millionen) auf, die „innerhalb der nächsten fünfzehn Tage" fällig werden; die Großbanken aber haben einen unvergleichlich höheren Betrag an Dreimonatwechseln liegen, sind also (wenn man von den londoner, pariser und wiener Rothschilds absieht) die Hauptstützen deutscher Diskontirungthätigkeit. Bei dem englischen Haus Rothschild spielen noch die sehr lebhaften Handelsbeziehungen zwischen Hamburg und London eine große Rolle. Die Reichsbank hatte nur für 573 Millionen Wechsel „in längerer Sicht"; also wohl kaum Zweimonatwechsel. Ihr Reservefonds beträgt 65 Millionen. Er hat nicht in dem selben Maß wie bei den Kreditbanken die Bestimmung, die Dividende mitzuverdienen, denn die Reichsbank muß ja stets eine ungemein große Kasse zur Verfügung haben. Der Werth der ihr gehörenden Grundstücke ist mit 45 Millionen eingeschätzt. Eine stolze Ziffer, über die man sich aber nicht wundern darf, da es jetzt 415 Reichsbankstellen giebt. Ein anderer Posten, der sonst in den Bankbilanzen fehlt, trotzdem gewiß überall Material genug dazu in den Büchern zu finden wäre, lautet bei der Reichsbank: „662 000 Mark vorausbezahlte Gehälter an die Beamten." Hier wird ein altes Gewohnheitrecht der preußischen Bureaukratie sichtbar, zu der die Herren der Reichsbank sich mit freudigem Bewußtsein zählen. Uebrigens sollte die Reichsbank über Zahl, Alter, Besoldung, Invalidität ihres ins Riesenhafte gewachsenen Personals ausführliche Mittheilungen bringen. Das fordert der sozialpolitische Geist unserer Zeit. Leider sind die Geschäftsberichte unserer Banken in diesem Punkt immer noch unvollständig. Ich hoffe, sie haben nicht besondere Gründe zu solcher unmodernen Schweigsamkeit und lassen uns schon im nächsten Jahr einen beruhigenden Blick in dieses zu lange verborgene Gebiet thun.

Bilanz und Geschäftsbericht der Diskontogesellschaft zeugen nicht gerade von nützlichen Fortschritten. Die Accepte haben sich zwar um 41, die Debitoren sogar um 58 Millionen vermehrt und damit ist die Vergrößerung der Engagements deutlich bewiesen. Trotzdem aber eine Reserve von 57 Millionen unverzinslich mitarbeitet, konnte die Verwaltung nicht mehr als 8½ Prozent vertheilen. Man darf nicht glauben, daß sich an Reports, selbst bei sehr großen Beträgen, viel verdienen läßt. Da übertreibt die Vermuthung leicht; ich glaube, daß als Zwischenzins selten mehr herauskommt als ¼ bis ⅜ Prozent. Der Posten, auf dem die Debitoren st. umfaßt leider auch die Bankguthaben. In schwierigen Zeiten — wenn, zum spiel, die pariser Druckluft das Behagen am Dasein mindert — ist diese Form Buchung bequem; im Interesse der Uebersichtlichkeit aber sollte sie vermieden we Eins muß der Neid selbst der Diskontogesellschaft lassen: ihre ungedeckten toren sind noch besser als die gedeckten. Oft hört man die Thatsache bemän daß diese beiden Posten nicht von einander getrennt und einzeln geführt w-

die wichtigere Frage, wie es um die Art der Deckung stehe, wird meist vergessen. Der deckungslose Debitor erster Banken ist gewöhnlich so „gut", daß er im Zahlungfall sofort baar remittirt. Doch was hilft alle Freude an Einzelheiten? Wer den Bericht der Diskontogesellschaft gelesen hat, behält das Gefühl zurück, dieses Institut sei an einem toten Punkt angelangt. Eine neue Erhöhung des Kapitals wird in absehbarer Zeit nicht leicht durchzuführen sein; und schon zu dem jetzigen Kapital steht der Gewinn nicht im richtigen Verhältniß.

Bei fast allen Banken wachsen die Spesen unaufhaltsam. Die Diskontogesellschaft hat diesmal eine Spesenerhöhung um mehr als eine Million zu verzeichnen und kommt jetzt auf 5 Millionen; bei der Deutschen Bank ist dieses Konto von 13 auf 14 1/2 Millionen gestiegen. Freilich gehören bei der Deutschen auch die Gewinnantheile der Direktoren zu den „Unkosten". Die Bilanzziffern dieser Bank, auf die Deutschland wirklich stolz sein kann, werden von Jahr zu Jahr großartiger. Seit 1900 ist ihr Aktienkapital von 150 auf 180 Millionen gestiegen; und genau in dem diesen Zahlen entsprechenden Verhältniß hat sich ihr Bruttogewinn erhöht: von 31 auf 40 Millionen. Effekten- und Konsortialgewinn sind hier zum ersten Mal zusammengeworfen worden. Dieser Modus gefällt mir gar nicht. Eine Bankpolitik von so großem Zug sollte auch den Schein der Verdunkelungabsicht meiden. Im Ganzen gehen die Gewinnsteigerungen diesmal nicht so hoch wie im vorigen Jahr bei noch unverändertem Kapital; immerhin zeigen sie eine höchst stattliche Fortsetzung des Aufschwunges und die Aktionäre können zufrieden die Hände reiben. Sie bekommen zwölf Prozent: ihre kühnste Hoffnung ist also verwirklicht. Zu erwähnen wäre noch, daß die Accepte mit einem Betrag von 185 Millionen jetzt über das Aktienkapital hinausgehen; schon im vorigen Jahr fehlte nur noch eine Million daran.

Nach dieser Richtung hat sich die Gruppe Dresdener Bank-Schaaffhausenscher Bankverein, der man Scheu vor Geschäften doch sicher nicht vorwerfen kann, als vorsichtiger erwiesen. Die Dresdener Bank hat 160 Millionen Aktienkapital und 150 Millionen Accepte, Schaaffhausen 125 Millionen Aktienkapital und 82 Millionen Accepte. Trotzdem ist der Betrag der Accepte bei den Verbündeten um zusammen mindestens 50 Millionen gestiegen. Nur mit diesem neuen Concern wird künftig die Deutsche Bank zu vergleichen sein; wer sie heute in der Kritik noch immer mit der Diskontogesellschaft konkurriren läßt, benutzt eine veraltete Schablone. Wenn nüchterne Vorsicht nicht abmahnte, schon aus dem Abschluß des ersten Jahres weitgehende Folgerungen zu ziehen, müßten die Leiter der Deutschen Bank vor diesem Bericht der jungen Interessengemeinschaft einigermaßen bedenklich werden. Das gespannte, unfreundliche Verhältniß zwischen den beiden Aktiengroßmächten scheint noch nicht aufgehört zu haben. Neulich erst erzählte man an der Börse, die

'sche Bank wolle den von ihr engagirten nürnberger Direktor der Dresdenerin
chst bei der Görz-Gesellschaft in London verwenden und später dann einfach
die Spitze ihrer nürnberger Filiale stellen. Ueber die Hibernia-Angelegenheit
o im Geschäftsbericht des Konsuls Gutmann rein sachlich referirt, ganz kurz,
ne irgend welche Polemik. Wozu auch für 5 Prozent Provision vom Nominal-
'rag des erworbenen Aktienpostens erst noch eine Vertheidigung des Handels-
nisters versuchen? Ueber die große Betheiligung der Dresdener Bank an Trans-
aalgeschäften wird kein Sterbenswort gesagt. Wenn mein Eindruck richtig ist,
ab die Abschreibungen bei den mit Albu und der General Mining Company be-
menen Transaktionen viel größer, als man im Allgemeinen annimmt.

Die Berliner Handelsgesellschaft hat wohl nicht so starke stille Reserven wie die Deutsche Bank und die Gruppe Dresden-Schaaffhausen; freilich hat sie auch kein so weithin gestrecktes Risiko zu überwachen. Mitunter hört man die Behauptung, die Hibernia-Vertheidigung habe in diesem Jahr die Handelsgesellschaft so beschäftigt, daß sie, um sich nicht zu zersplittern, manches lohnende Geschäft an sich vorbeigleiten ließ. Die Berechtigung zu solchem Urtheil scheint mir sehr fraglich. Mit ihren 100 Millionen Aktienkapital hat die Handelsgesellschaft jedenfalls mehr konzentrirte Kraft und Aktivität gezeigt als andere Banken, die über größere Mittel gebieten. Auch ihr Bericht verräth übrigens nichts von dem heftigen Kampf, den sie, an der Spitze des Rathes der Fünf, im Sommer gegen die Koalition Preußen-Dresden-Schaaffhausen geführt hat. Viel scheint sie diesmal an ihrer neuen new-yorker Verbindung verdient zu haben, für die der junge Herr Winterfeldt drüben thätig ist und bei der formell Herr Fürstenberg selbst die Betheiligung vertritt.

In der Bilanz der Darmstädter Bank fiel mir am Meisten die Steigerung des Effektengewinnes um 1½ Millionen auf. Im Jahr 1900 waren auf diesem Geschäftsgebiet nur 95 000 Mark verdient worden. Die Darmstädter Bank war einst sehr konservativ; sie hat sich erst vor kurzer Zeit zu moderneren Anschauungen bekannt und, während sie ansehnliche Fortschritte machte, sich doch ihre alten, soliden Verbindungen zu erhalten gewußt. Das ist das Verdienst des Direktors Dernburg, der das berliner Geschäft jetzt als Haupt leitet und namentlich in Terrainunternehmungen oft Thatkraft gezeigt hat. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß mancher erfahrene und vorsichtige Mann diesen Bankdirektor allzu muthig findet.

Noch einer Bank sei hier gedacht, die eigentlich zwar zum Auslandsressort gehört, Jahrzehnte lang aber auch auf unserem deutschen Bankenmarkt eine Hauptrolle spielte: der Oesterreichischen Kreditanstalt. Sie hat diesmal mehr verdient als in jedem der seit 1900 verstrichenen Jahre, trotzdem aber jetzt nur 8¾ Prozent Aktiengewinn vertheilt. Das klingt nicht ungeheuer; bei einem Aktienkapital von nur 100 Millionen Kronen (80 Millionen Mark) wäre diese Dividende aber in Deutschland wohl kaum erreichbar. Eisenbahnaktien hat die Kreditanstalt auf unserem Markt nicht mehr unterzubringen; und wenn sie schwere Anlagepapiere zu placiren versucht, fehlt ihr sehr die Hilfe des alten frankfurter Hauses Rothschild. An unseren Emissionen ist sie, die zu der Gruppe der Diskontogesellschaft gehört, noch ziemlich stark betheiligt. Ein ernst zu nehmender Nebenbuhler ist ihr allmählich im Wiener Bankverein erwachsen, der zwar nicht ganz so streng zu bilanziren pflegt, dafür aber die Deutsche Bank hinter sich hat.

Wenn die Dividende festgesetzt ist, pflegen Direktion und Aufsichtrath der berliner Großbanken sich bei festlichem Mahl zu vereinen. Die Tafelstimmung soll diesmal besonders heiter gewesen sein. Warum auch nicht? Der Abschluß des vorigen Jahres war gut und auch vom laufenden Jahr erwartet man ein günstiges Ergebn Anno 1905 werden wir uns nach menschlicher Voraussicht ja des wiederhergestell Weltfriedens zu freuen haben. Wenns nur dann keine Enttäuschung giebt! Einze Pessimisten (deren Meinung ja auch mancher Bankbericht durchschimmern ließ) find die Kurse so hoch, daß sie fürchten, bei der heutigen Gewöhnung, jede Möglichke lange vorher zu escomptiren, werde man nach dem Friedensschluß in den Börser sälen am Ende den Schreckensruf hören: Weh uns, der Friede ist da! Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. März 1905.

Moritz und Rina.

Kressin, Reminiszere 1905.

Moritz Iwanowitsch!

Psalmen sind längst nicht mehr Dein Fall. Konntest am zweiten Fastensonntag aber getrost eine Ausnahme machen und das erbherrliche Näschen in den fünfundzwanzigsten stecken. „Nach Dir, Herr, verlanget mich. Gedenke, Herr, an Deine Barmherzigkeit und an Deine Güte, die von der Welt her gewesen ist. Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretungen; gedenke aber mein, Herr, nach Deiner Barmherzigkeit, um Deiner Güte willen!" Hasts sehr nöthig; bist aber an Jugendsünden und Uebertretungen nicht gern erinnert (was Niemand besser versteht als Deine Ergebenste) und meidest deshalb Psalter und Harfe comme l'autre Kruzifix und Hochgericht. Alles in Ordnung. Hat der alte Heide nun wenigstens in die Natur geguckt? Was man früher so Schöpfung nannte? Ein Bischen davon muß doch in Eurem nordwestlichen Vorgärtchen zu sehen sein. Uebermorgen steht der Lenz im Kalender; auf dem Blättchen vorher freilich Bismarcks Entlassung. Fünfzehn Jahre. Doch heute wird nicht geheult. Ahnst gar nicht, wie rasend schön es jetzt bei uns ist. Einfach zum Jungwerden. Vor der Klitsche ein Massengebimmel von Schneeken. Ueberall grüne Spitzchen. Hyazinthen üppiger denn je und Krokusschen die schwere Menge. Morgens, wenn die Mätze piepen, geht Einem das Herz auf. Dir nicht. Erstens: Berlin. Zweitens: keinen Sinn für ungetrüffelte Freuden. (Sicher auch wieder die anderthalb Obstbäume zu spät gestrichen.) Saison Deines Schlages ist der Winter. Theater, Konzerte, Balldamen etc. pp. Solltest vom Totensonntag bis zum Aschermittwoch mal hier sitzen. Würdest

die Flötentöne lernen und vor Thorschluß begreifen, was Frühling heißt. Für Unsereinen wirklich Auferstehung. Diese Winterabende in überheizten „Salons“ (Du meine Güte!) mit den Klöppelspitzen des befestigten Grundbesitzes, zwei Stunden bei Tisch, nachher noch endlose Korridorcour, wobei das geehrte Piedestal sacht abfriert: der Jammer ist wahrhaftig auf keine Kuhhaut zu schreiben. Ist ja aber wieder aus und die Welt riecht schon von Weitem nach Ostern. Leider noch lange hin. Dafür werden wirs, wenn nicht Alles schief geht, diesmal zusammen feiern. (Was natürlich nicht hindert, daß am Gründonnerstag das Pommernlämmlein, der Napfkuchen nebst Palmkatzen und Stechginster prompt im Hansaviertel landet.) Eigentlich wollten wir, wie angesagt, schon zu Reminiszere dort sein. Miezes Marinirter scheint aber noch nicht abkömmlich; und in seiner Nähe zu weilen, war ja der Hauptzweck der Uebung. Nichts zu machen, Königliche Hoheit. Das Mädel behalten wir nicht. Ist in den Jahren; und gegen ihren Seemann läßt sich nur sagen, daß er durchaus Adolfens Schwiegersohn werden will. Der Gedanke ist furchtbar. Die Kleine weggeben, ihr Stübchen leer sehen und mit dem Unnennbaren hier dann allein weiterhocken, bis Retraite geblasen wird. Nicht auszudenken. Alle hundertfünfzig Psalmen helfen nicht drüber hin. Aber der Schmerz schrumpelt nicht, wenn man ihn in die Röhre legt. Also lieber Ende mit Schrecken. Ostern. Der Junge, der Weihnachten drum kam, kriegt längeren Urlaub und freut sich wie ein Schneekönig auf Berlin. Alle Familientrümmer vereint. Wenns da noch nicht klappt, meint auch Deine Lotte, muß es bei dem Eidam (gar nicht: in spe) irgendwo hapern und Mademoiselle hat sich die Sache dann gefälligst aus dem Sinn zu schlagen. Wird aber wohl. Lassen schneidern, daß die Lappen fliegen. Koffer lackiren. Sitzen halbe Tage lang über Modejournalen. Fabelhaft fein wirds. Der mir angetraute Atheist, Anarchist und Spekulant (seit zwei Jahren; hatte nur noch gefehlt) scheint an seinem Papierschwindel eklig verdient zu haben und hat, nach dreitägigem unverständlichen Geschmunzel, verfügt: Friedrich wird neu eingekleidet und kommt mit. Wir Weiber starr. Ungefähr Weltuntergang.

Billig kommst Du diesmal nicht weg, Standesherr; hast ja auch Schonzeit gehabt. Sechs Wochen werdens wohl. So bis Bonifatius, rechnen wir; denn Mariechen brennt auf die Kronprinzenhochzeit und will nicht heim, ohn' die Goldkutsche gesehen zu haben. Soll auch nicht. Also früh Repertoire machen. Edelster und Bester. Nicht zu viel, versteht sich am Rande. Sonst schmeckt Adolf nachher wieder die Scholle und die Hausputze nicht und er fordert jeden Morgen seine Extrawurst. Nur das Nöthigste; was man so für die Hausbildung braucht. Dom, jüdische Museum, Theater, die paar Altbekannten, dreimal

was Apartes für den Gaumen; und für die Vier, die aus dem Schneider sind, kurzer Blick ins Unanständige de rigueur. Gern geliefert? Weiß. Höchstens zu langen. Möglichst viel zu Haus. Man will endlich doch wieder mal reden.

Bis dahin passirt wohl noch was. Jetzt ja abenteuerlich still. Oder bildet sichs die schnöde Verlassene nur ein? Hier wird nicht mal mehr gemunkelt. Seit Neunzig nie solche Ruhe im Glied. Die Handelsverträge sind immerhin ein Tropfen auf den heißen Stein; ein dicker sogar. Nichts, was die Sache gründlich ändert. Aber man hofft, allmählich aus dem Gröbsten herauszukommen; und hatte (entre nous) noch weniger erwartet. Posadowsky for ever! Trotzdem er mir zu röthlich schillert, bete ich, daß er fest sitzen möge. Kurt, der hier noch immer den Allwissenden spielt, brachte brühwarm aus der berliner Küche die Nachricht, drei Excellente hätten den Blattschuß und würden bis zum Herbst peu à peu das Dienstliche segnen. Mimte, als nach den Namen gefragt wurde, den Diskreten; wußte also entweder überhaupt nichts oder hatte nur von ganz fern läuten gehört. Ders wissen könnte, hüllt sich in Schweigen. Die greisende Schwester ist ja auch keine Zehnpfennigmarke werth. Längst resignirt. Im Grunde ists Jacke wie Hose. Nur Den vom Kultus sähe ich gern spedirt, weil allzu nett mit den schwarzen Männern, die ich (rückständig, wie ich bin) nun einmal nicht riechen kann. Trifft gerade gewiß einen Andern. Und der große Lucanus soll endlich auch aus den Sielen? Habe nichts dagegen. Parlamentaria lese kaum noch. Hauptsachen, Zollchose, Kanalkram, ja erledigt; fürs Militär wird Einem schon holen, was wir dringend brauchen, und die Marine geht mir, trotz Miezens bräutlichen Regungen, noch jetzt nicht an die Nieren. Die alte Wunde brennt nur, wenn ich sehe, wie wenig (richtiger: gar nicht) man sich um unsere Afrikaner kümmert, die ich in Südwest über jedes Lob erhaben finde; und von wegen der Militärpensionen, die ganz gemüthlich eingebuddelt sind. Bülow? Zwischen Veränderlich und Schön. Brillant, wenn mit der Bebelei abfährt; flau, wenn er Deinen Russen und Katholen Komplimente macht. Im Ganzen zu viel Heiterkeit und zu wenig Furioso. Offenbar aber mit beiden Füßen fest im Bügel. Meinetwegen. Nur ein Bischen forscher und auch ich würde nicht mucken. Aber die alte Landpommeranze versteht von Politik bekanntlich so viel wie Patzke von Tomatensalat.

Bekanntlich. Zwei Weise haben die Thatsache für Zeit und Ewigkeit festgestellt. Steht sie noch? Enorm anständig von mir, daß nicht jede Woche ein frankirtes Triumphgebrüll ins Haus geschickt habe. Ohé! Kannst Du noch, Cousin! Ihr Beide, Adolf und Du, wart Eurer Sache bombensicher. Botet die höchsten Wetten an. Schade; hätte zum ersten Mal Geld verdient.

Die Talglichtfresser bleiben bumsstill; Revolution nur in Kinderbüchern. Lauter Kleinigkeiten, die schnell vorübergehen. Und Kuropatkin macht das Rennen. Nur hübsch Geduld haben. Den Gelben geht nächstens die Puste aus. Wenn die große Armee erst auf den Beinen ist, wird die graue Reinette was erleben. Dann setzts für Japan Hiebe, daß die Fetzen fliegen. Beriefet Euch auf Generalstabsautoritäten und rochet auf fünfzig Schritte nach Juchten. Jetzt könnt Ihr Euch sammt den Karmesinenen in den Skat legen. Oder zu Niklas in den Wurstkessel. Kuropatkin hat austelegraphirt. Die große Armee ein Bonmot von vorgestern. Und die gelben Kerlchen blitzflink hinterdrein wie Fritz von Preußen bei Lissa. Wer hats vorausgesagt? Eine in Ehren Verwitterte, die von Politik Strategie, Taktik und ähnlicher Mimik keinen Dunst hat. Weils eben auf der flachen Hand lag. Nur Neunmalweisen nicht sichtbar. Und weil sies stets mit dem Kurländer hielt, der Dich nicht fromm kriegen konnte. Denkst Du dran, tapfrer Lagienka? „Jlauben Sie mir: Rußland ist een jemalter Riese!"

Kein gut gemalter, mignon; an allen Ecken schimmert die Pappe durch und nun ists Matthaei am Letzten. So leid mirs thut, daß der Bruder als falscher Prophet entlarvt ist (um den Herrn und Gebieter schon ein ganzes Stück weniger): die Stimme des Jubels ist stärker. Seit Neujahr hats mir die Tage gewärmt. Der alte Gott lebt noch und sorgt für Gerechtigkeit. Die Sippschaft hatte es gar zu toll getrieben. Freiheit: je m'en fiche (solche gräßliche Ausdrücke sind die Früchte Deiner pariser Instruktionstunden); aber auf wehrlose Menschen fidel mit Kanonen schießen: dafür ist keine Mutter zu haben. Ist der Schwefelbande auch schlecht bekommen. Alles aus Rand und Band. Krieg weiterführen? Farcirter Unsinn. Womit denn? Die dümmsten Bauernjungen lassen sich ja nicht mehr in den schimpfirten Rock stecken. Dein Schwager hofft noch; pflanzt am Grabe die Hoffnung auf und rechnet mindestens auf ein Wunder, das seine Lieblinge aus der Bredouille reißt. Ehe Der einen Irrthum zugiebt (mit den unbeschreiblichen Waarenhausmöbeln wars eben so), erklärt er den Himmel für einen Dudelsack. Schleicht mit geheimnißvollen Mienen umher und grunzt, wenn das Abendblatt die neusten Prügel gemeldet hat, diplomatische Töne. „Wird Alles noch anders. Nach Barclay kam Kutusow. Werdets schon sehen." Nur krieche ich mit meinen morschen Beinen nicht mehr an, Leim. Würdige seine Mätzchen gar keiner Antwort, sondern streiche im Bl. chen nur das Wichtigste blau an. Mit dem dicken Hurrastift. Selber lesen: de wird ihm das Botschafterlächeln vergehen. Et vous? Doch von anderem ' liber. Schwach, doch kein Bösewicht; will mir den Glauben an einen bußf. gen Christenmenschen nicht rauben lassen. Der Familienreputation w-

Denn Brüderlein fein trägt unseren alten Namen. Moritz Iwanowitsch: je veux bien. Lau geworden und so gräulich geistreich, daß ein Theil des Menschenverstandes in die Binsen ist. So nimmts wohl auch Lotka, die fast noch japanischer als Miezе und Miezenmama. Findest Dich aber wieder zurecht. Unter der Haut noch immer schwarzweiß bis in die Knochen. Ließe mich dafür hängen. Der fremde Herr, mit dem ich seit etlichen Jahrzehnten hier hause, ist mir nicht so pupillarisch sicher. Je älter, desto unheimlicher. Besonders jetzt, mit der sanften Abgeklärtheit und den Kuren. Seit ich denken kann, haben anständige Leute ihr Geld in den Boden gesteckt; arrondirt, was sie hatten. Papierchen nicht mit der Feuerzange angerührt. Wer sich auf so was einläßt, rückt in die Nähe von Cohn & Co. und ist noch schlimmerer Dinge fähig. Der Rubel auf Reisen. Weißt noch, wie der baltische Pastor mit rothem Kopf uns den Platen vordeklamirte? Trotzdem der zweite Vers gegen die Mucker ging. Bei mir hats gesessen. Gedächtniß Ia. Das Einzige, was mir geblieben ist.

Da wird die Nacht gescholten Tag,
Der Teufel wird so gut!
Was nicht ein heller Klang vermag,
Was nicht ein Rubel thut!

Der Teufel siegt, der Gott verliert,
Der blanke Rubel reist:
So ward von je die Welt regirt,
So lang' die Sonne kreist.

Stimmts? In der Sache, zum Glück, nicht mehr. Denn diesmal verliert der Teufel. Doch könnte man wirklich auf sonderbare Gedanken kommen, wenn man den kressiner Moskowiter reden hört. Kotzebue der reinste Waisenknabe dagegen. Und diese Ueberlegenheit; als ob wir Frauen Wonnegänse mit Apfelfüllung wären. Dabei Alles so klar wie Hotelbouillon. Mag ja nicht das Aergste glauben. Dieser Landwehrmajor Deiner Wahl ist jedenfalls hart an der Grenze zum Landesverrath. Wärs nach mir gegangen, dann kam nach der mukdener Affaire alles vorhandene Stearin in die Fenster. Er aber! Noch flauer als Euer lappiger Reichstag. Eigentlich sollte man Tag vor Tag flaggen. Das Große Los für uns. Ohne daß wir uns zu rühren brauchten, ist der [illegible]che Nachbar in die Pfanne gehauen. Von einem Knirps obendrein: die [illegible]lamage gönne ich den Stülpnasen. Ewig schade, daß Bismarck diesen Frühling nicht mehr erlebt hat. Der, mein Junge, hätte der Katze die Schelle angehängt. Während der Jetzige sich mit europäischen Redensarten behilft und [illegible]ngst zu haben scheint, bei der Wäsche den Bärenpelz naß zu machen. Nur [illegible]nmer niedlich. Aber konnte aus Klein-Flottbeck Besseres kommen?

Schluß. Entweder bereust Du längst und dann strapazire ich mich ins Himmelblaue; oder schlägst Dich auf die Schwagerseite und dann haben wir ausgeredet. Faule Finten giebts da nicht. Werde ja hören. (Erst auf Eurem neustiligen Sofa? Könntest die Tortur kürzen. Das Porto ist nicht erhöht.) Und quand même nicht vergessen, daß mein Fleisch und Blut. Hast vom Christfest her einen dicken Stein im Brett; was damals für den armen Jungen gethan, ging wirklich weit übers Onkelhafte. Darauf läßt sich schon eine Weile sündigen. Sogar sein Vater (wie kam es nur?) markirte Rührung. Trampelt jetzt übrigens bald ein Halbstündchen über meinem Ehrenscheitel herum und schickt eben Tutchen: er sei so weit und das gnädige Fräulein lange aus der Kirche zurück. Ausflug. Sonntagsdiner in der Kreisstadt geplant. Solche Sachen macht dieser Mann jetzt. Familienvater in brauner Butter. Wahrscheinlich, um dem Kind nicht den Muth zur Ehe zu nehmen; ist Marie erst unter der Haube, dann wirds mit Idyllen und Landfrieden wohl vorbei sein und zum Frontalangriff kommen. Aber die Sonne scheint, dem Mädel machts Spaß, die Leute können früher zum Tanz und ich bin froh, wenn zur Abwechselung mal ein anderer Verantwortlicher den Pudding überzuckert. Weil noch das Lämpchen glüht! Auch sind sicher ein paar Standesgemäße an der Krippe, die mit mir für Oyama schwärmen und den Major in die Klemme bringen. Dann jauchzt meine Seele, Lottchen kriegt den dicksten Kuß, ihr galanter Jochgenosse wird begnadigt und darf mich bis zum Friedensschluß schimpfen

Katharina Iwanowna.

Berlin, am Wilhelmstag 1905.

Amaterasu, Sonne des Ostens!

Nicht des elbischen diesmal (wofür auch Einiges zu sagen wäre), sondern des ferneren. Sonne von Nippon. Nitus = Sonne, Hon = Aufgang; davon Nihon oder Nippon = Land des Sonnenaufganges. Aus dem Nichts erschaffen von dem Götterpaar Isanagi und Isanami, das, ohne pommersch zu fragen, wie es nur kam, Amaterasu, die Sonnengöttin, in die Welt setzte. Von dieser glänzenden Dame stammen sämmtliche Mikadomajestäten. Giebt der frère prodigue Ehre, dem Ehre gebührt? Und ist er gebildet? Scheint mir auch Aber nicht nur im Sino-Japanischen sattelfest; erst recht in der Bibel. Kennt sogar den am zweiten Fastensonntag fälligen Psalm und weiß, daß damit nicht graulich zu machen. Keine Spur von Bedrohung der in der Jugend Verirrten (was übrigens nicht mein Fall), sondern: „Der Herr ist gut und fromm, darum zeiget er den Sündern die zu wandelnde Straße und leitet die Elender

auf den rechten Weg.“ Wer nicht die höhere Staatskarriere wählen will, sollte hübsch richtig citiren; auch das Buch Israels. Doch von Alledem später.

Heute ist Dein Feiertag; unter den weltlichen der höchste im Jahr. Die beste Flasche auf dem Tisch und den Leuten Bier bis in die aschgraue Katzenjämmerlichkeit. Einverstanden. Wäre gern von der Runde. Will auch, wie gewöhnlich, sehr edel sein und die Dottergelbe nicht mit den Waffen des alten Wilhelm schlagen. Was recht leicht wäre. Wenn man sein Leben lang Einen verehrt, muß man ein Bischen, ma mie, doch auch an ihn glauben. Und daß Luisens Sohn 1905 für die Citronennigger aus Tokio und Umgegend wäre, wird selbst Dein Feuerköpfchen nicht träumen. Mag seinen Namen aber gerade heute nicht unnützlich führen. Vorläufig, damit ich in der angelesenen Hitze überhaupt Gehör finde, ein paar kalmirende Tropfen Bismarckessenz. Mußt mir nur, Mylady Percy, nicht gleich ungeduldig werden. Das „Aktuellste“, heißts in Deiner Presse. „Die studirten Klassen und die Offiziere sind die lautesten in der Kritik. Es überschreitet alle Schranken des Anstandes, wie in der ‚Stummen von Portici‘ die revolutionären Szenen mit frénésie und lediglich um der politischen Demonstration willen vom Publikum, besonders aber von den jungen Offizieren, applaudirt werden; es fehlt nur noch, daß sie Garibaldi dabei leben lassen. Ich finde überhaupt hier in Civil und Militär, bei Alt und Jung, mit Ausnahme der näheren Freunde des alten Nesselrode, Niemand, der nicht laut über die hiesige Regirung und die Apathie des Kaisers klagte. Für Rußland verlangt und erwartet Jeder, der nicht gerade ausschließlich von seinem Amt lebt, irgend eine verfassungmäßige Form der Betheiligung des Volkes und namentlich der höheren Schichten an der Regirung des Landes. Die Gemäßigten mit Maßen; aber man hört Stimmen, die an den Konvent erinnern und den Standpunkt der Girondisten schon überwunden haben. Leute in hohen Stellungen, durch Amt und Geburt, sprechen mir von Revolutionen als von Dingen, die wohl möglich wären, sie aber eigentlich wenig angingen, sondern nur den Kaiser beträfen, so daß es keinenfalls scheint, als ob sie in Vertheidigung des Thrones ihr Leben einzusetzen gedächten. In dem Gedanken, ‚daß es anders werden muß‘, sind Alle einig, der Aristokrat, der Demokrat, der Panslavist, der Orientalist. An gewaltsame Bewegungen glaube ich nicht, es sei denn, daß in den Provinzen Bauern aufstehen, die etwa meinen, daß man ihnen nicht giebt, was der Kaiser befohlen habe. In Betreff der inneren preußischen Politik bin ich nicht blos aus Gewohnheit, sondern aus Ueberzeugung und aus Utilitätgründen so konservativ, wie mir mein Landes- und Lehnsherr irgend gestattet, und gehe grundsätzlich bis in die Vendée, quand même. Das heißt: auch für

einen König, dessen Politik mir nicht gefiele; aber nur für meinen König. In Betreff der Zustände aller anderen Länder aber erkenne ich keine Art prinzipieller Verbindlichkeit für die Politik eines Preußen an; ich betrachte sie lediglich nach Maßgabe ihrer Nützlichkeit für preußische Zwecke." Für heute genug, nicht wahr? Briefe des preußischen Gesandten Otto von Bismarck an den Minister Freiherrn von Schleinitz; sechziger Jahrgang. Klingts nicht wie gestern geschrieben, wie Lehre für morgen? Auch Einer, dem nachgesagt wurde, daß er nach Juchten rieche. In solcher Gesellschaft läßt sichs aushalten.

Hoffe, die kleine Schwester ist nach dieser Kur etwas beruhigt, und gehe zum Meritorischen über, wie die lieben Ungarisch-Oesterreicher (so heißts jetzt) sagen. Vom Allgemeinen ins Besondere, vom Nahen ins Ferne. Ohne übermäßig lange bei der ewigen Wahrheit zu verweilen, daß der Frühling noch immer eine schöne Erfindung und ein Schneeglöckchen nicht von Pappe ist. Was schon die ältesten Dichter meines Wissens niemals ernstlich bestritten haben.

Schwer Belastendes fand der Angstblick diesmal nicht auf dem Sündenregister. Daß Ihr Euch nicht von der alten Puschel trennt und jeden lieben Winter lang Landadel spielt, ist schließlich nicht meine Schuld; hundertmal hergewinkt, sogar mit Lotkas Goldfinger. Aber die ganze Scholle muß es sein und Centralheizung wird für den Anfang vom Ende Borussiens erklärt. Um so besser, daß Ihr endlich mobil macht. Sollt nur das Feinste vom Feinen zu sehen und zu schmecken kriegen; mit dreijähriger Garantie. Und wenn Marie ihre Zukunft endgiltig aufs Wasser legt und hier Osterverlobung feiert, soll getafelt werden wie bei dem seligen Lucullus (der mir immer mehr Geheimer Kommerzienrath und Kolonialgründer als rauher Krieger schien). Alle Puppen sollen tanzen; und wärs mein Ruin: nach Zigeunermusik. Die Sache wills. Denn Thränen wirds setzen. Kein Wunder. Wo die Rechnung ohne Bruch aufgeht, giebt die Addition der Gefühle von Mutter und Tochter einen Betrag, den das reichste Leben nie wieder bringt. Was dann die Trennung solcher Frauen bedeutet, hat noch kein Dichter gemalt, weil Männernerven das letzte Verständniß dafür fehlt. Warum ist die gute Lotte an der Seite des (trotz Deinem Saturnalienlächeln) Treusten denn innerlich immer einsam geblieben? Keine Brücke schafft da, wie für kranke Vorderzähne, Ersatz. Und doch muß, n
es so weit ist, gezogen sein, Schwesterherz. Vorsehung. Göttliche Welt
nung. Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen. Der den
zug hat, unerfahren, brutal, rücksichtlos, aber um etliche Grade wärme
sein. Und so kribbelt und wibbelt es weiter. Eine verdammt ernste Sache.
Ihr werdet Euch den Fliegenden Holländer von allen Seiten besehen ha

Mir fuhrs in die Knochen, als von so naher Möglichkeit las. Deinetwegen, Trautste, und ein Bischen auch um Adolfi willen, der mit der ganzen Takelage seines schamhaft versteckten Herzens an dem Mädel hängt. Leicht wirds nicht werden, nach der Amputation Euch als Pärchen einzurichten und in immerhin avancirtem Lebensalter (immerhin, junge Schwieger!) plötzlich wie zwei Wellensittiche auf schmalem Stänglein Euch allein gegenüberzusitzen. Findet sich aber; und paßt in die Jahre, wo Aufregungen durch die Brut fatal werden. Der Junge bleibt Euch und Kapitäns kommen oft und nicht lange allein. Jedenfalls nicht zum Spaßen. Si jeunesse savait! Bitte deshalb gehorsamst, sich nicht zu wundern, wenn der auf die Postille Gebückte heute stockernsthaft redet.

Bis zu zwanzig Gramm kostet ein Brief noch immer zehn Pfennige. (Das ist ja wieder mal das Hauptdelikt.) Nur soll der Umschlag doch auch einen Inhalt haben. That is the question. Man will Substanz geben und fände nur Konversationstoff, der so wie so schon das Leben verpestet. Für Klatsch doch wohl Beide zu gut und Gewisses weiß man nicht. Möchtest immer, daß „Etwas passirt." Warum denn? Sind ja stolz drauf, daß davon allmählich entwöhnt. In der nächsten Zeit ist böiges Wetter nicht zu erwarten. Wenn S. M. im Mittelmeer kreuzt, ist über allen Reichsgipfeln Ruh. Daß der alte Lucanus (der sich in sehr verleitlicher Stellung stramm und sauber gehalten hat) vor dem Sommer verschwindet, ist möglich; die um die Nachfolge Strebenden könnten sich irren. Möglich auch (trotzdem hier vielfach kolportirt), daß drei Ministerwohnungen frei werden. Eine ists schon, seit Du schriebst: Hans Hammerstein ist vorgestern an einer Herzgeschichte gestorben. Für die res publica (Adolf Mezzofanti übersetzt viel schwierigere Sachen aus dem Handgelenk) kein Verlust. Eifer genug; aber keine Ueberfracht an Kulturgedanken und allzu wenig Geschmack. Eines Welfenministers Sohn, der in Brusttönen gegen die Welfenpartei zetert: macht sich nicht gut. Scherz von S. M., werde ihm nächstens silbernen Maulkorb mitgeben, zwar dementirt, doch von Ohrenzeugen bestätigt. Der dritte Hammerstein, mit dem Preußen Pech hatte. Namen des Erben meldet der angestammte Scherl. Kombiniren war nie meine Lust. Daß noch Zwei gehen, glaube auch erst, wenn im Lokalanzeiger steht. Der König sieht nicht gern neue Gesichter.

s Meiste übrigens jetzt anständig, Manches vorzüglich versorgt. Kultus ist mer eine böse Ecke. Wer da sitzt, hat nichts zu lachen; alle Wechsel einlösen, das Centrum zieht, und die Polen mit Papierkugeln ins Bockshorn jagen. be zu, daß die Geschichte in größerem Stil betrieben werden könnte. Käme er ein halbwegs Moderner hinein, dann würde er Dir und Deinen Standesnossen noch weniger passen. Die Hauptheße ging ja gegen Althoff, den Mi-

nisterialdirektor a latere (siehe Landwehrlexikon), dem nicht gerade die Herzenseinfalt eines Landpastors, doch eine Riesenportion Verstand nachzurühmen ist. Kein Wirklicher Geheimer nach der Schnur; strotzt von Persönlichkeit und nimmt die Dinge mit überlegenem Humor. Sehr richtig, daß S.M. ihn konservirt und mit auf den Kahn frachtet. War der Einfall, die aufgeregten Hochschüler in die Weinkneipe zu lotsen, nicht ganz famos, gegen alle Kleiderordnung der Bureaukratie? Statt aber Lob zu ernten, weil er als Excellenz einfach aufs Ganze ging, muß er sich von den Bewirteten nun öffentlich nachrechnen lassen, wie viele Pullen Sekt er geschmissen, welches Futter angeboten und wie viele Henry Clay herumgereicht hat. Du alte Burschenherrlichkeit!

Da hast Du die Bescherung. Der senile Bruder verschwatzt sich und Mefrouw wird müde, ehe er noch ans eigentliche Beweisthema kommt. Einen letzten Versuch, den Klepper zu tummeln. Wehmuth scheint aus der Feder zu tröpfeln, mit der Du schreibst, seit Neunzig seis bei Euch nicht so still gewesen. Solltest Dich drüber freuen, Erzboruffin, und den Klein-Flottbecker segnen, der uns so weislich geführet. Im Ernst. Deine Fraktion hat nun keinen Grund mehr, die Unterlippe hängen zu lassen. Alles wieder im Loth. Fünfzehn, auch zehn Jahre schon ist ja vielleicht ein Bischen lange für bloße Heimkehr ans alte Ziel; aber es ist erreicht. Müßt Euch nach neuen oder billig abgelegten Idealen umsehen, wenn keine Neigung, ins Gouvernement einzuschwenken. Lieder von donnemals ziehen nicht mehr. Das bleibt Bülows Verdienst. Dem auch kein Gerechter Fortschritte absprechen kann. Kaum möglich, ohne Schöpferkraft mehr zu leisten. S.M. viel ruhiger, das Verhältniß zu den angeblich Konservativen wiederhergestellt, Komplimente von Bundeshäuptern und auf der linken Seite nichts eingebüßt: allerlei Achtung. Die Karre läuft flotter als je. Und nach außen wirkts gut, daß der Kanzler im Handgemenge mit den Sozialdemokraten immer oben bleibt. Weil ers so gut kann, thut ers so oft. Die Leute machens ihm freilich bequem. Internationale Politik war stets ihr wunder Punkt. Keinen Schimmer von Ahnung und ganze Wagons voll Ethik, mit denen die Welt gebessert und bekehrt werden soll. Halten noch bei David Urquhart und dessen Portfolio von anno 1836. (In Russensachen Bebel Dir übrigens näher benachbart, als Dein gläubiges Herze zu wissen scheint.) Da hats Bülow leid war während der Bulgarengeschichte in Petersburg und hat auf dem Balk gesehen, wies in der Welt zugeht. Geradezu ein Jammer, daß wir nie e Opposition haben, in deren Köpfen sich diese Dinge wenigstens in Umriß malen. Unsere Parlamentarier werden heute (auch von Euer Liebden) unt schätzt; in den letzten Monaten ist manche sehr verständige Rede gehalten wo

den. Gehts aber ins Auswärtige, dann ist Blödsinn Trumpf. Jetzt wieder die Schimpfereien auf Nicklas und seine Leute. Soll damit Muth prästirt sein? Nicht mal in England Sitte, wo es doch einen Zweck haben könnte. Umständlicher Nachweis, daß schon Bismarck sich vor dem Zaren „erniedrigt" habe. Angenommen (aber nicht zugegeben), es sei so gewesen: that ers aus Privatvergnügen? Weil er gern Staub leckte und nicht so viel Courage hatte wie Bebel und Vollmar? Oder schluckte er auch diese Pille, weils ihm im deutschen Interesse nöthig schien und er persönliche Neigung opferte?

Und da wären wir denn endlich vor Rhodus; drei Schritte noch und der Tanz kann beginnen. Elfengekicher über meine Prophetengabe (mit der, weiß Gott, nie geprotzt), das mich zur Schreibmaschine bekehren könnte, weil dann von hochwichtigen Familienbriefen Abschrift zu haben. War alles vor drei Monaten Gesagte wirklich so kindisch und falsch? Auch, daß Eure Handelsverträge nicht mehr gefährdet seien und bis über Manteuffel hinaus alles sozusagen Konservative entzücken müßten? Daß sie glatt durchgehen und den Kanal mitschleppen würden? Daß der Kanzler, den Rinette im Rutschen glaubte, vor seiner glorreichsten Saison stehe? Hilft nicht. Von der Tafel des Erinnerns gewischt. Die Russen haben Keile bekommen und deshalb ist der Greis im Silberhaar vor der großen Patriotin für ewig blamirt.

Den Prophetenmantel gebe ich billig; stand mir nie zu Gesicht. Leugne auch keinen Augenblick, daß ich mir die Entwickelung anders gedacht hatte. So ists Leuten gegangen, die von Kriegführung wesentlich mehr verstehen als Dein Getreuster. Den pfiffigsten Generalstäblern; Waldersee (nicht mein Mann, aber auf diesem Gebiet Autorität und Kenner der beiden Heere) zweifelte gar nicht, daß die Russen nach bösen Anfangsschlappen am Ende den Längeren ziehen würden. Für mich hing Alles (lies, bitte, mein hoffentlich noch Geschätztes vom März 1904 nach) davon ab, ob und wann die Russen ihre Vierhunderttausend über den Baikal bringen würden. Daß sie bis heute noch nicht zur Stelle sein könnten, durfte kein Unbefangener annehmen. Nahmen auch die klugen Japaner nicht an. Wer beginnt denn solchen Krieg ganz unvorbereitet? Daß in der Mandschurei kein Heer versammelt war, wußten wir Alle; so hatte der angenehme Herr im Phrasenthronsaal des Winterpalastes befohlen. Daß aber ein Reich, das vier Millionen Soldaten auf die Beine stellen kann, nach Jahresfrist noch immer in der Minderzahl sein würde (auch bei Mukden, trotz voraufgegangenen Prahlereien, noch war), wußte Keiner. Oder nur Einer: Kuropatkin, der Rußlands Kriegsminister gewesen war und seine Japaner kannte. Höllische Kerle. Alles bis auf den letzten Knopf in Ordnung. Uralter

Feudalstaat mit Kriegertradition. Wenn der Daimyo rief, ließen die Samurai sich schlachten, ohne lange zu fragen, wofür. Auch die Religion erklärt Vieles. Diese Asiaten haben keine Nerven und nicht die ungeheure Schätzung des Individuallebens, die bei uns seit der Aufklärung Mode geworden. Chinesische Sprudeljugend ist auf amtliche Ladung ruhig nach Peking gegangen, trotzdem sie wußte, sie würde von Mama Kaiserin zu Tod gefoltert; kam auch so: die Führer wurden bei lebendigem Leib zersägt. Darüber wird gar nicht erst viel geredet. Die kleinen Japaner werfen sich zu Dutzenden in die Bayonnette. Für sie ists, obwohl sie auf dem Festland kein Vaterland zu vertheidigen haben, ein heiliger Krieg; endlich die Rache an dem weißen Eroberer. Und da sie das Handwerk bis in die feinsten Finessen gelernt haben, ist mir zweifelhaft, ob irgend ein europäisches Heer ohne große Uebermacht mit ihnen fertig geworden wäre. Das war auch wohl Kuropatkins Furcht. Deshalb mit seinen Reservekrüppeln immer zurück, jede Offensive vermieden und abgewartet, bis er hunderttausend Mann mehr haben würde als der Gegner. Die kamen aber nicht und von Petersburg aus wurde weiterer Rückzug verboten. Bei Mukden scheint er dann schlimme Fehler gemacht zu haben; Genaues wissen wir noch nicht, können uns aber vorstellen, wie sein Heer aussieht. Adolfs Vergleich mit Barclay und Kutusow hat viel für sich; auch Barclay de Tolly hat ja (wie jetzt von Kuropatkin behauptet wird), als ihm der Oberbefehl genommen war, unter seinem Nachfolger einen Flügel geführt. Die Frage ist nur, ob Lenjewitsch ein Kutusow und ob ein Borodino und Smolensk noch möglich ist. Oben glaubt man bei uns nicht mehr daran; glaubt eher, die Russen würden noch weit über Charbin hinaus nach Norden gehen, dem Japaner bis auf bessere Zeit den Platz in Liautung und der Südmandschurei lassen und, ohne Frieden zu schließen, abwarten, bis er Miene macht, sich die Anerkennung seiner Besitztitel und die Kriegsentschädigung aus Moskau zu holen. Was er wohl nicht thun wird. Dann hätten wir also einen Waffenstillstand, der wahrscheinlich Jahre dauern würde. Da aber mit Nikolai zu rechnen ist, kanns auch ganz anders kommen. Noch ein Versuch mit untauglichem Werkzeug; mit Leuten, die da unten im Nebel kriechen. Vielleicht erst noch ein paar Schiffe zerschossen. Wenn man all die petersburger Dummheiten der letzten zwölf Monate aufschriebe, müßte sich Leporello mit seiner Liste verstec

Beglückt Dich nach Alledem der Glaube, die durch Wahl (bitte: so w. und Geburt Dir Nächsten hätten schmählich geirrt, dann gieb ihn um ke Preis her. Geirrt hat Napoleon, als er nach Rußland zog, und Chamber als er Dauer und Kosten des Burenkrieges öffentlich abschätzte; und P sahen die Ereignisse nicht aus der Luftlinie Spree-Yalu. Solamen es

seris (der Deine weiß Alles). Gestatte in Gnaden dem Neuigen nur, daß er Dir ein Geheimniß ins Ohr raunt, le secret de Polichinelle: „In fast jedem Krieg wird Einer geschlagen; und gewöhnlich Der eben, der geirrt hat. Soll schon öfter vorgekommen sein. Sah es Amaterasu von ihrem Wagen noch nie? Der bereits erwähnte Napoleon, kein ganz dummer Kerl, ist geschlagen worden. Rußland beinahe immer. Preußen 1806. Oesterreich 1866. Frankreich 1870. Und gar nicht so selten hats im Lande des unterliegenden Volkes Etwas wie Putsche gegeben; an die Commune, gegen die aller russische Quartalsschrecken doch Kinderspiel war, sollte das berühmteste Gedächtniß der alten Provinzen sich noch erinnern. Damals lag der Feind vor der Stadt und Versailler und Communards trieben es ärger als sämmtliche Nikolaiten. Eh bien! Was ist an der Sache denn nun so unerhört? Im schlimmsten Fall, wenn das Wunder Adolfi nicht noch geschieht, verliert das Zarenreich, nach ungeheuren Opfern, die ihm aber nicht unter die Haut gehen, einen großen Kolonialkrieg. Muß da gleich weltgeschichtliche Epoche gemacht werden? Wie schnell hat das kleine Preußen, das kränkelnde Oesterreich, wie schnell Frankreich sich von Krieg und Bürgerzerfleischung erholt! Nur unsere Rötheften wollen nicht einsehen, daß mit der ruchlosen mandschurischen Eselei für oder gegen Rußlands Chancen in einem europäischen Krieg sehr wenig bewiesen ist. Darauf sind die Brüder gerüstet, dahin schicken sie nicht schlappe Reservisten; und sie wären kultivirten Europäern vielleicht fast eben so gefährlich wie ihnen die wilderen Fanatismen der Türken und Japaner. Was im Land selbst vorgeht, steht auf einem anderen Blatt. Da handelt sichs um die größte Agrarreform, von der wir je hörten, um die Pflicht, endlich die Uebelstände wegzuräumen, die Alexanders mit echtem Tatarenleichtsinn erdachte Bauernbefreiung vor vierzig Jahren geschaffen hat. Der Zar, der seinen Bauern Land giebt, sie erkennen lehrt, was Eigenthum ist, braucht vor Revolutionen nicht zu zittern; hätte eine Leibgarde von hundert Millionen Mann. Doch davon wirklich lieber beim Palmenfrühstück.

Die ganze deutsche Weiblichkeit hast Du für Dich. Noch eifriger als in der Burenkriegszeit; vergessen ganz, daß gegen Christenthum und Rasse optiren und die Partie Englands spielen, dem sie gestern noch blind an den Kragen

[illegible]ten. Erinnert mich an zweite Jugend im berliner quartier latin, wo
„ alles (nicht immer edel) Weibliche für Japan erglühte. Jetzt respektablere
fühle. Freiheit, Menschenrechte, toute la lyre; und die Leyer (das Bild ist
n Schiller, mein Kind) riecht nach Männlichkeit. Gar nichts dagegen, daß
e Damen sich dem Tapfersten zuneigen; könnten nur für unsere Afrikaner
ch noch was übrig lassen. Schwerer begreiflich ist mir der Jubel nüchterner

Herren der Schöpfung. Wenn Rußland wirklich in die Brüche ginge: wer jauchzt denn, weil ein Hauptkunde Pleite macht? Möchte wissen, wies in der oberschlesischen Ecke aussähe. Und was aus der ganzen europäischen Wirthschaft würde, wenn Väterchens Finanzminister auch nur einen staatlichen Zinscoupon uneingelöst ließe. Débâcle mit Eichenlaub und Schwertern. Etwas noch nicht Dagewesenes. Und die politischen Folgen? Frankreich (das ohnehin nicht mehr gefährlich; zu viel Kultur und zu wenig Menschen) wären wir los, aber mit England ohne Möglichkeit russischer Hilfe allein. Etwa Zufall, daß jetzt zum ersten Mal ernsthaft an deutsch-britischen Krieg zu denken war? Und macht Japan denselben Fehler wie England in den Tagen der Pucelle, setzt sichs, statt seine insulare Lage ostbritisch nach allen Seiten auszunutzen, auf dem Kontinent fest, dann sind wir die Nächsten dazu und können die Gelder für Kiautschou lieber sparen. Shantung Ade! Wenigstens für seriöse Pläne. Siehst Du, Strahlen uns Spendende: solche Gedanken können auch ohne Rubelnachhilfe von den Gelben wegscheuchen. Der Angelsachse mag jauchzen, der französische Radikale sich den Russenalb seiner Kirchennächte vom Hals wünschen. Aber wir?

Für uns kommt bei dem Geschäft nichts heraus. Fürchte, die Entrüstung ist allzu wörtlich zu nehmen: schwächt wirklich unsere Rüstung, ehe die für Deutschland wichtigsten Auseinandersetzungen beginnen. Deshalb drehe ich nicht mit an der Walze. Dein Jammerruf, daß Bismarck es nicht mehr erlebt habe, sehr berechtigt. Glaubst aber, Der hätte auf Deine Karte gesetzt? Nee, mein Häseken, sagte Wrangel zu Dir, als der schöne Wahn noch nicht zerrissen war. Gethan hätte er was. Entweder den Russen Dienste geleistet, die unter Brüdern einen ordentlichen Fetzen Landkarte werth waren, oder mit dem ganzen Einsatz auf Gelb gegangen. Nummer Eins oder Zwei; so lange er aus dem Vollen schöpfte, sicher. Die Leute sagen, er habe Glück gehabt; nicht falsch. Aber in einem Lustrum erst England, dann Rußland in schwerster Verlegenheit: solche veine war ihm doch nicht beschieden. Und da sitzt das Elend: wir nutzen nichts aus. Bülow ist ein famoser Kapitän für ruhige See, um die Passagiere auf dem Promenadedeck zu unterhalten, und nicht dafür verantwortlich, daß die Zeit größer als er. Jetzt siehts ja aus, als sollte wenigstens den Franzosen, während der Liebste in Asien blutet, die marokkanische Suppe versalzen werden. Kom. da auch wieder nichts raus als dekorative Huldigung und Friedensdemonstr tion, dann, weiß der Himmel, ziehe ich mich von dem politischen Kram zurü gründe, mit Adolf als Nachtportier, ein Marienheim für verlassene Seemann frauen und bleibe, weiß oder gelb, nur noch Dein Knecht und weiland Brud

Moritz.

Liaisons dangereuses.

Ein ganz junges Mädchen, frisch aus dem Kloster in die Welt versetzt, wird von zwei eleganten Verbrechern mit Rath und That, ohne daß sie ahnt, was mit ihr geschieht, bis zu den niedrigsten Verrichtungen der Dirne gebracht. Es entsteht ein Ungeheuer aus Lasterhaftigkeit und Naivetät. Eine seit Kurzem glücklich verheirathete, fromme Frau wird von dem selben Verbrecherpaar, durch langsame Qualen geriebener Verführung hindurch, in Schande und Tod getrieben. Der Mann, der, geleitet von seiner Helfershelferin, Dies vollbringt, beginnt beide Unternehmungen ohne eine Spur von Gefühlsdrang und nicht einmal aus Sinnlichkeit. Bei dem kleinen Mädchen kommt ihm niemals Liebe. Im Fall der jungen Frau entsteht sie unter dem Stachel langen Widerstandes; er unterdrückt sie, in der Besorgniß um seine Ueberlegenheit, aus Furcht vor dem Hohngelächter der Genossin; und wirft sich mit verdoppelter Wuth auf die Zerstörung des liebenden Opfers. Liebe darf nur Mittel zur Herrschaft über Menschen, zum gesellschaftlichen Erfolg sein. Eine Frau verführen, ist erst halbe Arbeit; die andere Hälfte: sie verderben. Die beiden Schlimmen sind nur die Gelungensten eines Typus. Ein Offizier hat drei Frauen auf einmal unmöglich gemacht; die Marquise von Merteuil ist noch geschickter und besiegt ihn. „Ich will ihn haben und werde ihn haben; er will es sagen und wird es nicht sagen." Es geschieht, wie sie will. Der Ehrgeiz vieler Frauen ringsum richtet sich auf das Selbe; nur sind sie nicht so begabt. Die Männer sind sämmtlich weniger glänzend als der Vicomte von Valmont; weil aber ihr Sieg in Leichterem besteht als der Sieg der Frauen, brechen dennoch unter den Tritten manches Helden die weiblichen Existenzen zusammen ... So ist, in dem Roman von den Liaisons dangereuses, die gute Gesellschaft unmittelbar vor der französischen Revolution.

Die Grundlage von Alledem ist ein durch nichts unterbrochener Müßiggang. Nicht einmal Vorzimmer-Intriguen in Versailles unterbrechen ihn; dieser Theil des Adels lebt ohne Ehrgeiz, erst recht ohne geistige Interessen und vollends ohne Selbstzucht. Dennoch arbeitet der Geist der Zeit noch in den leichtesten Köpfen: der Geist des Jahrhunderts der Vernunft, analytisch und n Gefühl feindlich; und das Einzige, was sie kümmert, die Liebe, sie betreiben sie, als erfänden sie Musterbeispiele für eine Physiologie de l'amour. Sie sind Psychologen in Aktion. Sie greifen eine Frau an, um zu sehen, elche Stadien die gehetzte Seele durchlaufen wird, ehe sie erliegt. Sie chlürfen Gefühlsnuancen. Tischgenossen wetten für und gegen die Tugend einer Abwesenden, und wer sie zu Fall bringt, hat eine Geistesthat hinter sich und einen glücklichen Feldzug. Der Klatsch ist unendlich bereichert und

veredelt. Die Liebe ist das herrschende Gesellschaftspiel, unglaublich prickelnd, weil es immer im Begriff steht, ernst zu werden und den Kopf zu kosten.

Denn es wäre verhängnißvoll für eine kürzlich Eingetroffene, für einen Neuling, wenn sie sich durch Ton und Schein in die Irre führen ließen. Offen werden die erstaunlichsten Geschichten erzählt, als seis nur ein Spaß. Der und Jener giebt einem Kreis von Damen geistreich die Manier zum Besten, in der die Gräfin Soundso sich ihm gewährt hat. In einer Schloßgesellschaft verabredet sich ein Paar für die kommende Nacht und zieht einen gemeinsamen Freund hinzu, der ihnen das Vergnügen ermöglichen soll. Lauter Geheimnisse Polischinells: nur hüte man sich vor dem Augenblick, wo irgend Etwas nöthigt, die Fiktion des Nichtwissens fahren zu lassen. Dann schlägt unvermittelt der Spaß in düstere Wirklichkeit um, die Skepsis in spanische Ehrliebe. Keine Frau darf bei der Einschiffung vergessen, daß an Cytheres anderem Ende ein großes Kloster starrt, zu lebenslänglicher Einsperrung; kein Mann, daß in einem Haus, wo er erwischt wird, ein Haufe riesiger Lakaien ihn einfach totschlagen kann. Die persönliche Sicherheit ist erst unvollkommen verbürgt und endet beim Selbstschutz des Anderen. Die nächtlich einander Genießenden werden noch aufgestört zu angstvollem Durchshaushorchen und zu einem Ruck nach dem Degen. Und auch Das schärft, wenn es einem Kulturmenschen geschieht, das Denken, macht umsichtiger und klarer. Man hat es so nöthig, den inneren Gängen aller Betheiligten genau nachzutasten. Der erste Anlaß, aus dem man Psychologe ward, war der Müßiggang: aber der Zwang, durch den man es bleibt, ist die Gefahr.

Die nothgedrungen erworbenen Eigenschaften vervollkommnet man bewußt; man verachtet das Gefühl, das man durch Vernünftelei zersetzt, unter Ausschweifungen erstickt hat; schämt sich sogar des Glückes, das Einem unberechnet zufällt. Man kommt durch den Mißbrauch der Analyse endlich zu ganz gefälschten Begriffen, glaubt, daß Wonnen gewollt und herbeigeführt werden müssen, und sagt: „Ich empfand eine unfreiwillige, aber köstliche Regung.“ Das Gehirn arbeitet so einseitig, daß man vor gewissen Erscheinungen aus Feinheit zum Dummkopf wird. In dem Augenblick, da Jemandem wirkliche Liebe zugefallen ist, ruft er aus: „Man muß darauf verzichten, die Frauen kennen zu wollen!“ Denn Diese ist geflohen; und Das kann nur eine neue List, ein weiteres Mittel, um weh zu thun, sein. Wandelt Einen eine echte Empfindung an, so beeilt man sich, sie dadurch zu rechtfertigen, daß man ausnutzt. Man hat Nerven und kann im Lauf einer kaltblütig eingelei Verführungszene in ehrliche Thränen ausbrechen. Einem Valmont aber noch während sie rinnen, ein, welche Wendung sie der Szene geben k und er spielt in dieser Richtung weiter. Auch ihm kann geschehen, sich verliebt und eine Frau glücklich machen möchte: aber doch nicht um

willen. Sondern „das Experiment, das ich mit ihr anstellen will, erfordert, daß ich sie glücklich, vollkommen glücklich mache." Das Experiment soll herausbringen, was aus einer schüchternen und leidenschaftlichen, sehr frommen und bis dahin streng tugendhaften Frau, die sich ihm endlich hingab, wohl wird, wenn man sie auf dem Gipfel des Glückes plötzlich mit einem Fußtritt entläßt.

Man ist vorurtheillos genug, um seine Experimente auch auf die Tugend auszudehnen, wenn man am Wege des Lasters einmal auf eine stößt. Valmont vollbringt, böser Zwecke wegen, eine gute That, spürt Vergnügen und ruft mit Genugthuung: „Ich bin versucht, zu glauben, daß, was man die tugendhaften Leute nennt, nicht so verdienstvoll ist, wie man uns gern vorredet." Er benimmt sich manchmal hochanständig. Das kommt dann daher, daß die Unanständigkeit zu leicht, also seiner nicht würdig gewesen wäre. Eine Dame, mit der er die Nacht verbracht hat, scheint, dank einem unvorhergesehenen Zwischenfall, verloren. „Man muß zugeben, es hätte Spaß gemacht, sie in der Lage drin zu lassen; aber konnte ich dulden, daß eine Frau um mich und nicht durch mich ins Unglück käme? Und sollte ich mich, wie der Durchschnit der Männer, von den Umständen meistern lassen?" Die Schwierigkeit einer Sache ist immer das Ausschlaggebende. Valmont hat die tugendhafte Präsidentin früher lächerlich gefunden, schlecht angezogen, putenhaft; eines Tages aber fällt ihm auf, daß Niemand sich mehr um sie kümmert; ihre Tugend, die „schon zwei Jahre des Triumphes" hinter sich hat, gilt als unumstößlich; also muß Valmont sie umwerfen. Aber nicht durch Ueberrumpelung. Nicht auf „den albernen Vortheil, eine Frau mehr gehabt zu haben", kommt es an; sondern auf „den Zauber langer Kämpfe und einer schwierigen Niederlage." Sie soll kämpfen, diese Frau, für die die Hölle noch etwas Wirkliches ist. Er will ihre Qualen schmecken, den Duft ihrer Angst einathmen. Was ein Mensch dem anderen zufügen kann, erfährt man im Lauf dieser Inquisition eines Psychologen, wie man es bei der der Mönche erfährt. Er nimmt sie nie, so oft ers könnte; er hat Zeit, bis sie, sich klar bewußt, daß sie ihr ewiges Verdammungurtheil fällt, ihn in ihre Arme zieht. Ueber Gott siegen: Das ist hier der Kitzel, dem zu Liebe man sich Monate lang einen fälligen Genuß versagt.

In Alledem ist ein kindisch grausamer Spieltrieb; aber auch ein sehr aparter Stolz. Alles seinem frei schaltenden Willen zu verdanken, nichts [illegible]nesausbrüchen, nichts dem Gefühl. Durch Gefühl gewährt man Anderen [illegible]ht über sich. Wer die Freiheit liebt und die Macht, hütet sich vor der [illegible]iedrigung, „denken zu müssen, daß ich gewissermaßen von eben der Sklavin [illegible]ängen könnte, die ich mir unterworfen habe, und daß die Fähigkeit, mir kräftige Genüsse zu verschaffen, der oder der Frau vorbehalten sein sollte, er Ausschluß jeder anderen." Nur in kein anderes Wesen aufgehen, keinem [illegible]rgriffe gestatten! Im Gefängniß dieser Gesellschaft des achtzehnten Jahr-

hunderts, der wachsamsten, kleinlichsten, die je da war, wenigstens innerlich ganz kettenlos auftrumpfen! Unter den Worten eines Roués, der sich gegen die Liebe sträubt, wird, dumpf dröhnend, der Aufstand der Persönlichkeit gegen die Gesellschaft vernehmlich. Dies Geschlecht wird die Revolution vollbringen, in der „Gleichheit" nicht viel mehr als Redensart, aber „Freiheit" wildester Ernst sein wird: Befreiung des Individuums . . . Nun ist es befreit; und der erste und größte der neuen Menschen, Chateaubriand, hat sein einsames Empfinden und seine stolze Langeweile über Steppen, durch Urwälder und die Ränder von Ozeanen entlang getragen. Wenn jetzt Valmont zurückkehrte? Da ist er, in Mussets Confession d'un enfant du siècle: beträchtlich ermattet und vom Gewissen angekränkelt, aber mit der selben Neugier des durch Ausschweifungen Ernüchterten und wieder verliebt in Eine, die sich ihm opfert. Und was entdeckt er nun auf dem Grunde dieser Liebe? Musset entdeckt: „Während Deine Lippen die seinen berührten, während Deine Arme seinen Hals umschlangen, während die Engel der ewigen Liebe Euch, wie ein einziges Wesen, mit den Banden des Blutes und der Lust umwanden, waret Ihr einander ferner als zwei Verbannte an den beiden Enden der Erde, getrennt durch die ganze Welt." Wie viele Liebende werden fortan Dies wiederholen, wie viele Dichter! Als der Roman auf seine Höhe gelangt, deckt der Ueberdruß am Wissen um die eigene Einsamkeit den schwarzen Schleier über alle Schöpfungen Flauberts. Als der Roman sich reif zu Ende neigt, ist unverbrüchliche Einsamkeit die Tragik jeder Seele, die Maupassant beschreibt, — Einsamkeit, gegen die man sich den Kopf einrennt, Einsamkeit, die man weltmännisch verachtungvoll weiterträgt. Jedes hochstehende Gefühl ist mit diesem Mal gezeichnet, während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts.

Dem achtzehnten ist es unbekannt. Der Liebhaber von damals nimmt sein Alleinstehen leicht. Er macht sich ein Verdienst aus den egoistischen Ekstasen, zu denen das andere Wesen ihm nur Vorwand ist und in denen unvergessen bleibt, daß, was man in diesem Augenblick umarmt, im nächsten ein Mittel sein wird, die Aufmerksamkeit eines Salons auf sich zu ziehen; ein Geräth, sich hinaufzuhissen, ein Weg zum Ruhm, ein Unterdrückter, ein Feind. Unabhängig und ganz frei von Gemüth; leicht beweglich und immer in der Spannung vor dem Kampf; tapfer und überaus unbedenklich; ohne alle Sehnsucht; ein elegantes, gelassen auf sich selbst beschränktes Raubthier: so ist Valmont der jüngere Bruder des Pippo Spano und der Rokokome ein Nachzügler der Renaissance. Gewiß: er hat weniger Kraft und viel n Eitelkeit. Die Empfindungform, wie der Kunststil, ist in den dreihun' Jahren, die vergingen, dünner und verschnörkelter geworden; doch ist Grundlinie die selbe und der Weg, den diese Kultur nahm, von keiner gew. samen Hand noch aufgerissen und abgebrochen. Ein Salon in der Mitte

achtzehnten Jahrhunderts ist eine verkommene Republik des fünfzehnten, in Denkweise und herrschenden Trieben, in der Zähigkeit einer zum Kleinlichen entarteten Rachsucht, in manchem aus seidenem Gekniſter jäh hervorbrechenden grassen Wort, in hundert mit Spitzen besetzten Roheiten des Gefühles und skrupellosen Handlungen. Aus einer Liebesaffaire einen Hinterhalt zu machen, ist die wenigst gewaltsame, das Durchstöbern eines fremden Schreibtisches längst nicht die unzarteste. „Ich bedaure, daß ich nicht stehlen gelernt habe; aber unsere Eltern denken an nichts.“ Am anderen Ende der Skala liegt dieser Ton: „Habe ich erst diesen Triumph erreicht, dann will ich meinen Rivalen zurufen: Seht mein Werk und suchet ein zweites, das ihm gleicht, im Jahrhundert!“ Ein Römer konnte so sprechen, wenn er einen halben Welttheil erobert hatte; ein Condottiere nach der blutigen Einnahme einer Jahre lang listig belauerten Landstadt. Der Caesar des achtzehnten Jahrhunderts verkündet es bei der bevorstehenden Niederlage einer Frau.

Wie bös diese Zeiten waren! Welches niemals aussetzende Bewußtsein der Feindschaft von Mensch zu Mensch, welche Gefeitheit gegen jeden Anflug von Wohlwollen muß damals Einem eigen gewesen sein, damit er kalten Blutes eine Unglückliche aus einem mörderischen Affekt in den anderen hetzen, dem Instrument dieser Seele Melodien der Qual entlocken konnte, — zu seinem Ruhm! Welcher Spätere konnte Das fassen? Als einmal die alte Gesellschaft zersprengt war? Denn nur sie, mit ihrem unablässigen Aneinanderreiben der Eitelkeiten, war im Stande, solche Gehirne zu bilden. Böse wird der Mensch erst, wenn er unter Seinesgleichen ist und aufs Handeln ausgeht. In seinem Zimmer ist ers nicht und nicht im Walde. Der einsam Betrachtende neigt zur Güte; und gutmüthig und naiv kommen nun die romantischen Jahrzehnte, naiv und gutmüthig bis in ihre Libertins. Der Wunsch nach Frieden zwischen den Geschlechtern wird sehr groß; das Bewußtsein von ihrem Kriegszustand geht fast verloren; er muß künftig wiederentdeckt werden, wie eine neue Wahrheit. Wie dazu Valmont die Schultern gehoben hätte! Aber die Marquise von Merteuil hätte in ihrem geschulten Gesicht keine Miene verzogen.

Denn die Marquise äußert grundsätzlich nie, was sie gerade denkt; und sie hat dafür gesorgt, daß man es nicht erräth. Gleich bei ihrem Eintritt in die Welt hat sie sich in Arbeit genommen, jede unwillkürliche Freude unterdrückt, sich Schmerzen beigebracht, um sie unter Heiterkeit verbergen zu lernen; ließ in der Hochzeitnacht sich kein Vergnügen anmerken, damit ihr Gatte sie für unempfindlich halte und Vertrauen fasse. Unter ihren Liebhabern ist keiner, der sich nicht für den einzigen hielte; denn keiner seiner Vorgänger oder Nebenmänner durfte Etwas ausplaudern: von jedem kennt sie ein gefährliches Geheimniß, selbst von Valmont. Sie ist sich bewußt, Valmonts Leistungen tausendmal zu überbieten. Er mag viele Frauen ins Unglück gebracht haben;

wenn er aber unterlag? Dann wars eben ein Erfolg weniger; sie aber, sie wagt. Wie viel mehr Schlauheit hat sie nöthig! „Glauben Sie mir, Vicomte, man erwirbt selten die Eigenschaften, die man entbehren kann.“ Auf den Ehrgeiz, ihre Liebhaber im Zaum zu halten und der Gesellschaft zum Trotz zu leben, verwendet sie den Willen einer Katharina. Sie ist in Wahrheit auf der Höhe des Jahrhunderts. Valmont vergleicht sich umsonst mit Turenne und Friedrich; er prahlt zu viel; auch ist der Stoff, in dem er arbeitet, zu unmännlich, wie er ein einziges Mal selbst zu fühlen scheint. Er kann in diesem weiblichen Zeitalter immer nur die zweite Rolle spielen Die Merteuil erst, das weibliche Genie, erhebt die Liebesintrigue zur hohen Philosophie und zum groß angelegten Spiel um die Macht. „Unser Programm heißt: erobern.“ „Ich stieg in mein eigenes Herz und dort studirte ich die Herzen der Anderen.“ Valmont weiß nur, was ihn angeht, was die Praxis des Verführers ihn gelehrt hat. Er hat, zum Beispiel, grundfalsche Meinungen über alte Frauen. Er ahnt nicht einmal, was seine ehemalige Geliebte, die Merteuil, in Wirklichkeit für ihn fühlt, seit sie sich in Güte getrennt haben; er wähnt, eine Frau verzeihe Dies. Nur sie sieht klar in Allen und ist gerüstet, Jeden zu treffen. Sie gelangt, libertine in jedem Sinn, im Lauf ihrer lasterhaften Ueberlegungen zu den vorgeschrittensten Maximen Sie ist Aesthetin; bereitet sich durch wechselnde Lecture auf die Stimmungen vor, die die Liebesnacht ihr bringen soll; wird bei erotischen Seltsamkeiten landen. Sie hat einen Künstlerhaß auf die Plattheit und auf jene Frauen, die leichtsinnig aus Dummheit und nichts weiter sind als Amusirmaschinen. Um nur ja nicht im Gewöhnlichen stecken zu bleiben, geht sie, als Beratherin der Jugend, bis an die Grenzen der offenen Gemeinheit. Diese weise Korrumpirung eines vertrauenden kleinen Geschöpfes! Und der bewußte Todesstreich gegen seine Geliebte, zu dem sie Valmonts eitle Hand lenkt! Sie hält sich als Bundesgenossin zu dem Feinde ihres eigenen Geschlechtes. Erst sie bezeichnet wahrhaftig in der Menschheit die Stelle, wohin nichts Menschliches mehr dringt. Die Frau der Renaissance bleibt weit zurück. Das Leben der Katharina Sforza müßte ganz aus dem einen Moment auf Imolas Festungwall bestehen: „Mein Kind? Tötet es nur! Ich mache mehr!“ Und auch dann noch wäre sie keine Merteuil. Diese Frau ist unberührbar; das letzte Laster ist unberührbar gleich der äußersten Reinheit Es gäbe nichts, woran sie zu Grunde gehen könnte; nur ihr eigener Stolz bringt sie um. Und als dann Alles am Licht ist und sie in e Theaterfoyer ausgejohlt wird von eben der Gesellschaft, die sie gängelte den heuchlerischen Halbschurken, denen nur Muth und Genie fehlte, u. werden, was sie ist: da wird ihre Größe frei. Sie triumphirt noch im U. gehen; Niemand kann glauben, daß sie sich getroffen fühlt, und man immer lauter werden und man erschrickt fast: rührt sich doch nichts in ihren Mi-

Wo blieb sie, seit sie verschwand? Sie ist bis zur Stunde nie wiedergekehrt, nicht einmal mit verwässertem Blut, wie Valmont wiederkehrte. Im Werk des nächsten Bildners einer Gesellschaft, bei Balzac, ist die gefährlichste Frau keine Marquise; es ist eine kleinbürgerliche Cocotte. Und diese Marneffe thut nichts Fürchterliches, läßt nur zu, daß sich ein armer Alter an ihr zu Grunde richtet. Sie hilft nur ein Bischen nach. Wenig Initiative der Sinne, gar keine des Geistes. Statt aller Philosophie ein paar Dirnencynismen. Welch tiefer Fall, nachdem noch soeben auf dem Gipfel der Kultur die heftigste Bosheit geherrscht hatte! Nie war das Böse heftiger als in der Merteuil; und da für die Kunst Intensität Alles ist, kann man zu dem Glauben kommen, die Merteuil sei eine der großen Gestalten der Weltliteratur.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr Dichter war ein Soldat der Revolution. Er war es als General bei der Rheinarmee und der in Italien; und er wars in seinem Buch. Es erschien 1782, noch drei Jahre vor „Figaros Hochzeit", und es ist als Parteischrift gemeint. Valmont und die Merteuil bedeuten die Verkommenheit des Adels; als dritte Hauptfigur vertritt die von den beiden Verbrechern zu Tod gequälte Präsidentin Tugend und Frömmigkeit des Bürgerthumes. Ohne Willen Laclos' schillert aber sie erst recht von Zersetzung. Unredliche Sinnlichkeit blinkt in ihren thränenden Augenaufschlägen. Sie ist eine Zeitgenossin der Sünderinnen des Greuze und eine späte Verwandte der Magdalenen von Carlo Dolci. Sie ist, diese kleine Bürgergans, der ihres Mannes richterlicher Adel Zutritt in die Welt verschafft hat, ganz weg in den schlimmen, schneidigen Valmont; und damit bei dem Kitzel, den sie sich nicht länger versagen kann, auch der Himmel nicht zu kurz komme, nimmt sie sich vor, den Ausgestoßenen zu erlösen, für ihn das Martyrium zu erleiden. Laclos hat Das gegeben, wie es ist, und es steht Jedem frei, es widerlich zu finden; er selbst aber hat es schön gefunden, daran ist kein Zweifel. Choderlos de Laclos liebt Frau von Tourvel. Hat er sie immer geliebt?

Als junger Offizier, schmal und düster, hat er die ersten Blicke auf die glänzendste Gesellschaft Europas geworfen, die ein Mensch mit Künstlerinstinkten schwerlich ansehen konnte, ohne sie insgeheim an sich zu reißen, sie in seinen Träumen zu verschlingen. Er wird das Alles begehrt haben, alle Eleganz, [illegible]n Ruhm der Roués, alle Frauen. Die Merteuil war die Krone von Allem: wollte sie haben. Sicher ist, daß Niemand eine Frau so in Worte einzt, er hätte sie denn geliebt. Es wird ihm in der Phantasie ergangen sein Valmont in der Wirklichkeit; er wird, sich hindurchträumend durch Vererungen, von der Merteuil zu der Tourvel gelangt sein. War er doch mont! Wie hätte er sich später seiner so gut entsonnen, wenn er ihn das nicht in sich gehabt hätte? Einige Jahre vielleicht; während deren er ver-

gebliche Anläufe gemacht haben wird, zu sein, als was er sich fühlt. Es halten ihn ab: Armuth, Schüchternheit Dessen, den nicht die That emporbringen soll, und Instinkt eines künftigen Berufes. Dann entscheidet die Zeitbewegung; seine enttäuschte Begierde richtet sich feindsälig gegen die Klasse, in der er so gern triumphirt hätte. Jetzt erst hat er den Standpunkt zu ihrer Schilderung Er fühlt: ich habe, ohne daran zu denken, erlebt, was die Zeit wollte, daß man erlebe. Und was in dieses Buch fließt, ist Alles, was mir beschieden war, bin ich ganz. Es heißt vorsichtig damit umgehen. Dies kehrt nicht wieder; mein ganzes Leben steht auf diesen Moment; und meine Zeit. So trägt er sein einziges Buch lange aus, es kommt vollreif zu Tage, die Briefe, in denen er es komponirt, werden ohne ein Schwanken hingeschrieben, ohne ein Durchstreichen. Es ist das Werk eines Vierzigjährigen, ein Werk von der Lebenshöhe, und ein Meisterwerk. Es wäre unmöglich, feinere Intriguen ganz und gar aus seelischen Thatsachen abzuleiten, eine energische Katastrophe moralisch besser zu füllen. Der emphatische Briefstil der „Neuen Heloise" liegt weitab; hier ist die bildlose Schärfe von Candide und dem Essai sur les Moeurs. Rapide Handlung, schneidende Reflexion. (Nur die kämpfende Tugend der Präsidentin hemmt ein Wenig.) Zusammenführen aller Fäden, an denen zum Schluß lauter Leichen hängen, in der Hand der Aeltesten, Ueberlebenden. Das Buch ist geschickt und tief, unangreifbar in der äußeren Sprache und im Spiel der inneren Federn.

Es ist abgestreift; nun hieße es, weiterwachsen. Eins, was in Valmont war, darf der Mann der Revolution fortbilden: seinen Persönlichkeitstolz. Valmont konnte die Gesellschaft noch nicht entbehren; der Schüler Rousseaus glaubt, es zu können. Ein Jahr nach den Liaisons schreibt er über die Erziehung der Frauen; und seine Erziehungmethode beschränkt sich darauf, daß er ihnen das „Naturweib" vorführt. Zwar hat den „Naturmenschen" Niemand je gesehen, Rousseau erfand ihn von Kopf bis Fuß; aber es giebt ein unerforschtes Afrika, wo er stecken könnte. Für Alle ist sein Vorhandensein eine wahre Herzensangelegenheit. Er ist dem achtzehnten Jahrhundert so viel, wie dem neunzehnten der Pithekanthropos werden wird. Laclos ist ihm ganz ergeben. Die sündenschöne Bürgerdame liegt hinter ihm; jetzt ergeht er sich in verliebten Schilderungen des sonnenbraunen Naturmädchens, das, von unbekannter Gluth verzehrt, in bethauter Sonnenaufgangslandschaft sich wirren Blickes auf den ersten Mann stürzt. Besorgt um ihren Ruf, kommt er dem Verdacht zuvor, sie möchte nicht recht sauber sein; und Das wirkt rührend dem Schöpfer der abgefeimtesten Romanfiguren, die je da waren. Ge Buffon und Voltaire, die dem Naturmenschen nicht hold sind, vertheidigt das Verlassen von Frau und Kind, — was abstoßen könnte, wenn es nicht ei em Träumer und von einem zum besten Familienvater Bestimmten käm

Er bleibt Träumer. Den Beweis dafür, daß die Liaisons dangereus

nicht, wie man zu finden scheint, ein Kunststück kalter Beobachtung sind: Laclos' ganzes folgendes Leben erbringt ihn. Es ist köstlich ungeschickt. Noch 1789 nimmt er vom Herzog von Orleans ein Amt an. Nach der Flucht nach Varennes greift er, um seinem Herrn auf den Thron zu helfen, in einer Volksversammlung zu Gewaltmitteln, übertrieben, nach Art des Schüchternen, der sich in Handlung stürzt. Seine Phantasie und seine Zaghaftigkeit zeigen ihm die Thatmenschen noch viel unbedenklicher, als sie sind. Er will mitthun, sie überbieten; und fällt ab. Die Revolution bereitet ihm als Einzelnem nur Enttäuschungen; er aber hängt an der großen, geliebten Abstraktion; will niemals glauben, daß außer einem kleinen Haufen Unverbesserlicher Jemand ihr entgegen sein könne. Geblendet vom Starren in die weite Morgenröthe, verliert sein Blick die Thatsachen. Er sieht nichts voraus und legt die Sache der Freiheit in die Hände Bonapartes. „Möge nur er leben!" Seine Leiden kommen ihm nicht von ihr, von der Revolution, sie kommen von Menschen; und in dem Kerker, in den sie ihn, als homme de génie, geworfen hat, begeht er ihre Feste, erfindet er Geschosse, die sie ausbreiten sollen, lehrt er seine Kinder, so lange man ihm das Schreiben erlaubt, ihren Geist. „Die Tugenden sind auf der Tagesordnung." Mit der ruhigen Größe, die den Menschen jener Tage als Preis ihrer Gläubigkeit zu Theil ward, trifft er Bestimmungen, „für den Fall einer Krankheit oder eines anderen Unglücksfalles." Der andere Unglücksfall ist die Guillotine.

Er entgeht ihr und wird zur Armee geschickt. Es ist Waffenstillstand, auch sind mehr als genug Generale vorhanden und es hieße, sich durch Ränke hinaufbringen. Laclos bleibt resignirt unten, trennt sich in seinem Bewußtsein immer von „Denen dort oben." Er behält im Alter die Neigung des sanften Dichters, die die Neigung ganz junger Menschen ist: die Leute danach zu beurtheilen, wie sie ihn behandeln. Sobald man ihn verwendet, leistet er mit seiner Artillerie die tüchtigsten Dienste. Aber er ist ohne Ehrgeiz, sehr unentschlossen, hat einen etwas pedantischen Gerechtigkeitsinn, fremd den ungesetzlichen Kühnheiten, denen jetzt die Welt gehört, und sieht den Ruhm so fern, daß ers vermessen fände, die Hand nach ihm auszustrecken. Auch weiß er nichts von seiner Vergötterung, die jetzt aufkommt; er hat den menschlicheren Glauben seines Jahrhunderts: „Das Ziel ist Glück und Ruhm nur ein Mittel." Der Republik dienen: was kann ihr Bürger noch mehr wollen? Den Seinen anständigen Unterhalt erwerben. Denn er lebt jede Stunde seiner Kriegszüge mit den Seinen, wie er einst im Gefängniß in Gedanken mit ihnen seine Mahlzeiten theilte. In seiner Frau liebt er die Erinnerung an die Tourvel, bedauert, ein Wort von ihr nicht mehr der Präsidentin in den Mund legen zu können, erklärt seine Frau für seine Nachwelt, sein Pantheon, worin sein Gedächtniß ruhen wird. Trost des Enttäuschten; ständiges Zurückfinnen an

die einzige Leistung, die ihm vergönnt war. Was er heute thut, er weiß es, ist subaltern; drum erträgt er gefaßt die Zeiten zwischen zwei Briefen seiner Lieben und seine Erholung ist, wenn er, der als Eroberer in eine italienische Stadt eingezogen ist, hinter den stillen Mauern eines Bischofspalastes mit einem freien Priester plaudern darf, der sein Buch gelesen hat.

Und so, mag er selbst seine Rolle auch bescheidener veranschlagen, hat er Theil am Sinn dieser Tage: den Verfasser eines gesellschaftkritischen Romans tragen Bayonnette durch unterworfene Länder. Der Soldat ist vom Herkommen abgewichen, er fristet nicht mehr das Bestehende, steht nicht länger der Thatwerdung von Ideen entgegen; er selbst tränkt sie, auf großen Siegeszügen, Europa ein. Er war Scherge und ist nun Kulturbringer; der literarische Offizier, in dessen Briefen die Namen Voltaire und Rousseau so oft vorkommen wie die von Kriegsmännern, ist der siegende Typus; und in Dem, der noch auf Sankt Helena von den Dichtern wie von Seinesgleichen sprechen wird, bereitet das Genie selbst sich vor, den Thron zu besteigen.

Laclos, schon alt, erfaßt wenig von Dem um ihn her. Die Jetzigen ergreifen lärmend Besitz von der Außenwelt. Diese Stürme haben Chateaubriand über das Meer geworfen, werden den Knaben Victor Hugo nach Spanien wehen und die Romantik, die Kunst der sichtbaren Dinge, entfachen. Er aber, der Artillerist und Erfinder, zieht den Feldstechern die Augen der Seele vor. Für seine Fahrt durch die Schweiz findet er in drei Zeilen Platz und hält Genua keines Besuches werth. Schon als Valmont hatte er gesagt: „So sind Sie denn auf dem Lande, das langweilig ist wie das Gefühl und traurig wie die Treue." Die schwierig zusammengesetzten Menschen, in einem Salon wohlverwahrt, die zu durchschauen und reinlich zu bestimmen ihm gegeben war, sie sind nicht mehr. Ein Uebriggebliebener, der sich den Zopf aufgelöst hat und von seiner Träumerbegeisterung in lauter Neues, vor Rauheit Unentwirrbares verschlagen ist, läßt er aus seinem weichen, runden und rothen Rokokogesicht seine melancholisch brennenden Beobachterblicke unbeschäftigt ausgehen über gleichgiltiges Land. Könnte er wenigstens seine geliebten hohlen Kugeln bei einer ordentlichen Belagerung probiren! Lieber noch schriebe er den längst in ihm keimenden Roman, dessen Thema lautet: „Das Glück lebt nur in der Familie." Er sinnt darüber, während er seine langen Glieder mühsam im Reiten übt; und hinter ihm ist immer, mit Karossen, Livreen und aufgedonnertem Stab, der opernhafte Pomp eines Generals der Armée d'It

Dann stirbt er, in Tarent, einem Ort des Fiebers, wo er nicht ein nützen konnte; stirbt ausgeschieden und geopfert und richtet „in dem Au blick, da für mich Alles enden soll", eine Bitte an den Ersten Konsul: Hilfe für die unglücklichen Seinen. Denn er hinterläßt nichts als seine vo voll bestickte Generalsuniform. Und die Liaisons dangereuses.

Die ersten Leser des Buches konnten (wie gewöhnlich) nicht ertragen, ihre Gesten, die ihnen, über die Wirklichkeit verstreut, niemals Ekel einflößten, im Kunstwerk zusammengebunden, ihre Seelenverfassung darin anschaulich kommentirt zu sehen. Marie-Antoinette, die Keusche, verbot, daß auf das Exemplar, das sie einbinden ließ, der Titel gedruckt werde. Der Ruf der Unsittlichkeit, den die Rache der Zeitgenossen dem Roman bereitete, hat fortgewirkt. Die moralische Absicht darin ist zwar eher zu deutlich. Glücklich wird man nur durch Liebe. Nicht durch Stolz; nicht durch Spielen mit Anderer Schicksalen; nicht durch Verstand: nur durch gütige Liebe. Wer liebt, merkt es und ruft den Uebrigen die neue Wahrheit zu. Wer nicht empfindet, hegt Neid auf Alle, die es können. „Ich bin empört," sagt Valmont, der glänzende Verführer, „wenn ich denke, daß dieser Mensch, ohne zu überlegen, ohne sich die geringste Mühe zu geben, einfach dadurch, daß er ganz dumm dem Trieb seines Herzens folgt, eine Seligkeit findet, die ich nicht erreichen kann." Das geht bis zur Fälschung. Gegen Ende des Buches wandelt die Merteuil eine Reuestimmung an und sie wünscht, von einem naiven Jungen so geliebt zu werden, „wie wenn ich seiner würdig wäre." Aber der Optimismus der Meisten, der Schwäche ist, steht einem solchen Buch entgegen; und die Zeit, die es ertragen soll, braucht einen wagehalsigen Geist. Die zunächst Kommenden waren am Wenigsten geeignet. So hat sich Charles Nodier albern und Michelet sich unverständig geäußert. Sainte-Beuve, den Analytiker von „Volupté", hätten die Liaisons dangereuses nicht weniger anziehen müssen als Sainte-Beuve, den neugierigen Kritiker; aber Beide schweigen. In der Präsidentin Tourvel hätte George Sand leicht ihre eigene Rechtfertigung der Liebe als Diakonissinnenpflicht wiederzuerkennen vermocht; doch erklärt sie, der Seele gesünder als die Liaisons dangereuses finde sie den Pfarrer von Wakefield. Ihrem Feind Baudelaire dagegen, dem „Sataniſten", der sich als verkannten Moralisten fühlte, war Laclos' Roman sympathisch. Und die Goncourt scheuen sich nicht, den Verfasser in die vorderste Reise der klugen Reformatoren zu stellen.

Nicht Das macht dem heutigen Geschlecht seiner Liebhaber sein Buch werth. Bei den Liaisons dangereuses verweilt, als bei einem frühen Bilde des eigenen Wesens, Jeder, der sein Erlebtes gern ins Schlimme steigert, sich aus der Hoffnungloſigkeit seines Wissens um Seelen einen Trost macht und einen Rausch aus seinem Herrschergefühl vor Abgründen, die er ermißt. Laclos rde stutzen beim Anblick seiner Freunde. Er wollte versittlichen: und sie Immoralisten. Er dachte, zu der sanften Tourvel zu führen: und sie undern die ruchlose Merteuil. Aber er, der ehemals lachend den Lästegen getrotzt hat, würde heute wohl mit Lächeln den Ruhm hinnehmen, der n mehr ist als ein weit verbreiteter Irrthum über unsere Person.

orenz. Heinrich Mann.

Neue Zeiten.

Er war ein sehr fleißiger, ein sehr braver, ein sehr gläubiger Mann. Er hatte spät geheirathet, weil er fest auf seiner Ansicht beharrte, daß Jemand, der aufs Standesamt und in die Kirche geht, an Kinder denken muß; und für Kinder ist vor allen Dingen Geld nöthig. Nun hing er besonders an seinen drei Knaben. Er liebte sie so innig, daß er feuchte Augen bekam, wenn er von ihnen sprach. Er liebte sie mit der straffen, strengen Zuneigung eines Mannes mit bereits ergrauenden Haaren, der weiß, was das Leben bedeutet und was man vom Leben zu erwarten hat; er liebte sie ernst, brummte über jedes ungezogene Wort, lächelte aber auch über jede frische Kinderthat. Doch indem ich Dies flüchtig skizzire, eile ich meiner Absicht schon voraus. Denn zur Zeit des Ereignisses, von dem ich sprechen will, waren die Jungen noch klein, besuchte erst der Aelteste die Dorfschule.

Der Vater war Buchhalter. Morgens um halb Acht saßen sie beim Frühstück: die Frau, der ergrauende Mann, die drei derben, gesunden Jungen. Dann las er mit sicherer, ruhiger Stimme ein Bibelkapitel vor; regungslos saßen die Jungen, bang vor dem Vater, den die geringste Bewegung schon geärgert hätte. Und allmählich kam ein andächtiger Ausdruck auf die Züge, blickten die Knabenaugen wie gebannt auf das dicke Buch mit den Messingbeschlägen. Mittags las Vater wieder, und abends um Neun, wenn sie schon im Bett lagen und schliefen, las er abermals, die große Brille auf der scharfen Nase, den Kopf geneigt, während sich der graue Bart mit dem Kinn beim Sprechen bewegte. Mutter ließ dann den Strickstrumpf oder die Flickarbeit ruhen. Sie blickte auf sein ernstes, ganz in dem Kapitel lebendes Gesicht, das so treuherzig und kindlich gläubig mit weit geöffneten Augen lächeln konnte, wenn er wieder und immer wieder mit lauter Stimme „O barmherziger Gott" sagte. Mutter lächelte dann auch und nickte leise. Und manchmal, wenn sie hörte, was sie schon so oft gehört hatte, murmelten ihre dünnen Lippen die Worte mit und sie war froh und glücklich. Die drei Bengel dahinten in dem Alkoven und das warme, behagliche Zimmer und das monotone Dröhnen dieser bekannten, in jedem Heben und jedem Senken ihr so lange schon wohlbekannten Stimme, die vertrauensvoll zu Gott sprach. . .

War es da ein Wunder, daß sich die Jungen, wenn sie gespielt oder getobt hatten, wenn sie mit rothen Köpfen zum Mittagessen hereinstürmten, rasch noch einmal die Hände wuschen und die wirren Haare bürsteten, weil Vater gar so streng aussah, wenn er die Bibel aufschlug und sie mit seinen großen Augen zum Weinen gebracht haben würde, hätten sie mit schmutzigen Murmelhänden zugehört? War es ein Wunder, daß der Vater ihnen Alles war, ein Vater, wie es nur einen in der Welt gab, ein Vater, der Alles wußte, ein Vater, der fast die ganze Bibel — die Bibel! — auswendig konnte, der oft las, ohne den Text zu sehen, so nur vor sich hin, über seine Brille weg, wohl fünf Minuten lang; ein Vater, der Stunden lang aus dem Alten Testament, überhaupt aus der ganzen biblischen Geschichte erzählen konnte?

Jan, der Aelteste, ein Kerlchen von etwa zwölf Jahren, strahlte, wenn er von seinem Vater sprach. „Mein Vater", sagte er dann mit lauter, prahlerischer Stimme, wenn er den anderen Knaben gegenüber aufschnitt, „mein Vater weiß mehr als der Pfarrer. Wahrhaftig! Mein Vater ist so gelehrt, daß er, wenn

wollte . . . Wenn er wollte, na, dann würde er Professor. Aber er will nicht! Will wirklich nicht." Und wenn die anderen Jungen dann mit ihrem Vater prahlten, der Dies könne und Jenes wisse, dann schnitt Jan noch toller auf: „So? Und kann Dein Vater etwa die Bibel auswendig? Dein Vater! Es wird was Schönes sein! Dein Vater! Der weiß nichts, gar nichts. Der soll nur mal zu meinem Vater kommen! Pah! Meiner schlägt Deinen mausetot!" Mittags, nach einem solchen Disput, blickte er dann bewundernd auf den grauen Männerkopf, der las und las, ohne zu lesen, und wenn es dann Abend ward und der Vater die Aufgaben seines Jungen durchsah und die Hefte mit den großen Rechenexempeln, die langen Additionen und die Multiplikationen von Zahlen (zum Beispiel: 73859 × 312) und er dann gleich alle Fehler entdeckte, dann nahm Jan sich vor, genau so klug zu werden wie Vater.

Später wurde er in die höchste Klasse versetzt, wo sie Französisch lernten. Es dauerte keine Woche: da sagte der kluge Racker schon mère zu seiner Mutter; und wenn der Vater Etwas sagte, antwortete er: „Wui, père". Das erscheint uns sehr einfach und ganz alltäglich, aber den grauen Buchhalter erfüllte es mit beklemmender Verwunderung. Wenn Jan aus der Schule nach Haus kam, rief er: „Bong jour, mère!" Wenn die Mutter ihn fragte, ob er noch ein Butterbrot haben wolle, sagte er sehr vornehm: „Siwuplee, mère." Wenn sie fragte, wie spät es sei, sagte er geheimnißvoll: „Cinq heures"; und wenn sie dann noch einmal fragte, antwortete er hochnasig: „Cinq heures, mère, père, siwuplee." Der Vater starrte dann auf den Tisch, runzelte die Brauen, daß sie sich fast berührten, und sagte mit zornig bebender Stimme: „Halte Deine Mutter nicht zum Besten, Du dummer Bengel! Du weißt sehr gut, daß Deine Mutter Dich nicht versteht." Dann schwieg der Junge sofort, aus Angst vor dem Vater.

An dem Abend, wo Dieses geschehen war, las der alte Mann zum ersten Mal in seinem Leben das Kapitel mit halber Andacht. Als er fertig war, that er nicht wie gewöhnlich; er legte seine große Brille nicht auf den Lederband und trank die Kaffeetasse nicht leer.

„Giebts was?" fragte die Mutter ein Bischen unruhig.

„Nein, nichts", sagte er; und log damit. Ja, er log; und gleich danach log er wieder. Denn als sie aufstand, um zu Bett zu gehen, blieb er sitzen; er müsse noch an seinen Kontorbüchern arbeiten, jetzt sei sehr viel zu thun. Kaum aber war sie aus dem Zimmer: da schlich er sich auch schon auf Strümpfen in die Ecke des Zimmers, wo ein Schulbücherhaufe lag. Jan hatte die Bücher mit einem Lederriemen zusammengebunden. Vorsichtig knüpfte der Vater ihn los und trug die nicht mehr ganz saubere Gelehrsamkeit unter die Lampe. Mit grimmigem Gesicht besah er sich die Titel, einen nach dem anderen, und stützte den Kopf in die Hände. Das hatte er nie gelernt. Wer dachte denn in seiner Jugend in den Schulen an Französisch? War es nicht schon genug, daß er eine so gleichmäßige Handschrift hatte, die fast aussah wie Gedrucktes? Jetzt aber, in diesen neuen Zeiten, würden seine Söhne ihm nächstens über den Kopf wachsen. Ein Kind hat keinen Respekt mehr vor seinen Eltern, wenn es gelehrter ist als sie. Das hatte er Jan auch vorhin schon angemerkt, als der Junge seiner Mutter auf Französisch sagte, wie spät es sei.

Die Pfeife glitt ihm aus der Hand. Vor ihm lagen die Schulbücher mit den räthselhaften Aufschriften: Nouvelle Grammaire française. Nouveau

recueil de thêmes et d'exercices. Choix de lectures et de dictées françaises envisagées au point de vue chrétien à l'usage des maisons d'éducation, des gymnases et de l'instruction privée. Ein Mysterium, ein nicht zu ergründendes Geheimniß. Und Jan las Das. Jan studirte diese geheimnißvollen Bücher. Jan würde bald . . . Grübelnd lehnte sich der alte Mann in den Stuhl zurück. Die Pfeife war ihm ausgegangen. Seine müden Augen starrten in die Ecke des Zimmers. Dann dachte er an seine eigene Jugend; wie er ohne Unterricht die Doppelte Buchführung gelernt hatte. Entschlossen nickte er vor sich hin. Es mußte sein: und es sollte sein. Man kann seine Autorität nicht wahren, wenn man einen Sohn hat, der auf Französisch sagen kann, wie spät es ist, und man selber dabei sitzt, ohne zu verstehen. Wenn er nun Abend vor Abend lernte, dann würde er schon mit ihm Schritt halten. Es mußte eben sein. Ein Vater darf sich einem elfjährigen Bengel gegenüber keine Blöße geben. Er schlug die Grammatik auf, bohrte den ermüdeten Kopf in die Hände und begann, während er sich die größte Mühe gab, sein altes Hirn, das niemals aus solchen Büchern gelernt hatte, wachzurütteln, andächtig zu lesen. Das französische Alphabet, das aus fünfundzwanzig Buchstaben besteht, in dem kein W vorkommt und das dreierlei e hat: das e muet, das e formé, das e ouvert. Rauchen konnte er dabei nicht. Sein Kopf that ihm schon weh genug. Wie konnten die Menschen nur so Etwas erfinden? Und wie konnten sie die Kinder so entsetzlich schwere Dinge lehren, die ein alter Kopf kaum zu fassen vermag? Scharf schnitt ihm die stählerne Brille in die Nase. Die Lampe schien ihm auf den Kopf und die Wärme machte ihn noch müder. Unverdrossen aber lernte er, daß es ein stummes und ein hörbares h giebt und daß die Artikel le, la, les und (apostrophirt) l' lauten.

Wochen lang quälte er sich so. Wenn er um acht Uhr aus dem Kontor kam, las er um Neun aus der Bibel, schickte seine Frau zu Bett, suchte die Bücher, prägte sich geduldig und mit gewaltiger Anstrengung die Accente, Deklination und Konjugation ein; diese wahnsinnige Konjugation mit ihren gräulichen Unbegreiflichkeiten, mit ihrem indicatif présent, ihrem imparfait, ihrem passé défini, ihrem plusqueparfait. Sein alter, mißhandelter Kopf neigte sich keuchend zu der Lampe hinüber; der Schweiß brach ihm aus, während er sich mit den kleinen Sätzen abplagte: „Der Diener holt Wein und Bier." „Meine Schwester ist eine gute Frau." „Der Hund frißt Brot." „Der König hatte ein Pferd." Manchmal dachte er daran, es aufzugeben; aber wenn er Jan dann sagen hörte: „J'ai beaucoup de l'argent" oder „Est le roi malade?" dann stachelte es ihn wieder und er nahm sich vor, die Sache durchzuführen, um mit seinem gescheiten Sohn Schritt zu halten.

Manchmal wollte er Etwas korrigiren. „Jan, Du sagst immer: j'ai été. Das ist nicht richtig, mein Junge. Du mußt sagen: je suis été; ich bin gewesen."

„Nein, Vater," sagte dann der Junge, „der Lehrer sagt: j'ai été."

„So?" meinte dann der alte Mann; „zu meiner Zeit sagten wir je suis été. Aber wenn der Lehrer es sagt, dann wird die Aussprache anders geworden sein." Und abends, zu der Zeit, da er sonst schon zu pflegte, studirte er eifriger denn je in den Heften und Büchern seines kleinen So In seiner Jugend hatte er seinem Vater nicht so viel zu schaffen gemach

Amsterdam. Hermann Heijer

Selbstanzeigen.

Jesus. Ein Roman von Pierre Nahor (Emilie Lerou). Autorisirte deutsche Uebersetzung von Walther Bloch. B. Behrs Verlag, Berlin.

Einen Roman nennt Emilie Lerou das Buch, weil sie die Resultate ihrer langjährigen wissenschaftlichen Studien zum Theil in dichterische Form gekleidet hat, um dem Leser so ihre Anschauung vom Wesen Jesu sicherer zu suggeriren. Der Kern des Buches ist streng wissenschaftlich, vor Allem in dem entscheidenden Punkt: dem Nachweis, daß Jesus mit Bewußtsein all Das erfüllte, was in den unvereinbar scheinenden Stellen des Alten Testamentes vom Messias ausgesagt war, daß seine Auferstehung keine überirdische Erscheinung gewesen, sondern daß Jesus durch besonders günstige Umstände, auf die er rechnete, dank seinen therapeutischen Kenntnissen, mit Hilfe des Joseph von Arimathias und des Nikodemus, der einzig eingeweihten Jünger, nach der Kreuzigung geheilt worden ist und noch kurze Zeit auf der Erde wandelte. Einige Gestalten hat Emilie Lerou vollkommen erschaffen: so vor Allem die des greisen Hindupriesters Kuwçamithra, der Jesum in die Lehren des Bhagavad-Gita einweiht und ihm auf der Reise nach Egypten die Kenntnisse des Fakirismus vermittelt. Frei erfunden hat sie etliche Episoden aus dem Leben Jesu, andere wieder, wie etwa das Auftreten des zwölfjährigen Jesus im Tempel, entnimmt sie der Bibel und rückt sie zugleich in eine völlig neue Beleuchtung. Einen breiten Raum nimmt die Geschichte der Maria von Magdala ein; sie ist mit besonders zarten Strichen gezeichnet. Und der ewige Fluch auf Judas Ischarioth wird von ihm genommen: als Lieblingjünger Jesu erscheint er, den ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen zum Verräther gestempelt hat. Es bedurfte seines Verrathes nicht, um Jesum den Priestern zu überliefern. War Jesus der Messias? Hat er mit Bewußtsein die messianischen Prophezeiungen erfüllt? Ob die Antwort, die Emilie Lerou auf diese Fragen giebt, sich wissenschaftlich dauernd behaupten wird, kann heute noch Niemand sagen. Gewiß aber bleibt dem Buch sein Werth als kühnes Glaubensbekenntniß einer reifen und hellsichtigen Frau, als ein Bild jüdischen Lebens zur Zeit Jesu.

Walther Bloch.

Bänkelsang vom Balzer auf der Balz. Axel Juncker, Stuttgart.

Meinem Balzer erscheint das Leben als ein richtiges Kasperltheaterstück. Er ist der Hanswurst, der tragisch-komische Held, der aus Ueberschuß an allzu großer Lebenskraft und Lebenslust seine eigene Frau totschlägt. Der Balzer treibt sich die treuste Frau der Erde, seine Frau Königin, aus dem Haus.

Er glaubt, daß man nur Liebe spielt,
Doch machts die Königinnen wild . . .

jetzt sich nach der großen Katastrophe vor seine Seele, wie vor einen Spiegel, singt sich seinen Bänkelsang vom Leib.

Denn wenn man es bei Licht besieht,
Wenn was Geheimes wo geschieht,
Das Heimlichste, das wird ein Fest,
Wenns später sich erzählen läßt.

Denn das Leben sieht sich aus dem Zuschauerraum immer unterhaltender an, als es in Wirklichkeit war. Als Jüngling umarmte der Balzer im Walde die Birken, aus Furcht vor der Liebe, „vor dem großen Fabelthier“.

Denn, seht, das Weib, das war der Knoten,
Empfohlen war es und verboten;
Kam man ihm nämlich mal zu nah,
War Sünd' oder Verlobung da . . .

So dachte er als Jüngling; aber später wird er Uebermensch und denkt anders; nachdem er die erste „Nacht in Roth“ erlebt hat, singt er:

Wie kann es Krieg und Schauder geben,
Da doch die schönsten Frauen leben?

Die Welt er jetzt ganz anders sah,
Man wußte jetzt, was nachts geschah.

Ihm schiens, man macht zu wenig draus,
Die Menschheit sah undankbar aus.

Und der Balzer balzt wie ein Auerhahn nach jener Liebe, „die auch am Tag dableiben soll“, bis er endlich nach manchen Irrfahrten seine Königin bekommt. Und er lehrt sie das Küssen und besingt die Hochzeitnacht. Hier schließt das erste Buch. Das zweite Buch beginnt er mit den Worten: „Ein Schicksal schon seit Oedipus an Jedem sich erfüllen muß“. Eine zweite Frau taucht in Balzers Leben auf.

Wenn ich mein Alter rückwärts schiebe,
War sie einst meine Jugendliebe . . .

Seine Jugendliebe ist eine amorettenhafte Dame ohne Ehering; weil sie dunkle Haare und dunkle Augen hat, nennt er sie „Mohrle“. Das ganze Buch handelt von seiner Flucht vor ihr; er will der Königin treu bleiben und flieht zuletzt sogar zu den Gegenfüßlern, weil er nicht sündigen will. Aber Heimweh nach dem Mohrle verfolgt ihn überall wie Moskitos. In Griechenland hört er nachts in Delphi die Pythia vom Mond ihm weissagen:

Im Leben mußt Du sündigen
Oder dem Leben kündigen.

Endlich sündigt er und vertreibt dadurch seine Königin. Sie kommt nur noch manchmal zu ihm. Er findet hier und da noch ein Haar von ihr in seinem Aermelfutter. Der Balzer wollte sein Leben auf mohammedanische Weise leben; er glaubte, daß ein Mann mehrere Frauen zugleich glücklich machen könne. Und wie dem Mann, dem es beinahe geglückt wäre, seinem Gaul das Fressen abzugewöhnen, wenn nicht der Gaul plötzlich zu früh gestorben wäre, so geht es dem Balzer. Als er eben glaubt, sein Leben lasse sich mit zwei Frauen eben so einrichten wie mit einer, da geht ihm die Eine wie auf einer Wolke durch die Decke. Da[illegible] überfällt den Balzer eine große Schlafsucht und er erwartet den Tod. Sein [illegible] hat er ausgegeben; nun malt er Sprüche auf Nachtlaternen, um nicht zu verhung[illegible] und legt sich die Karten, um zu erfragen, ob seine Königin nie wiederkommt. [illegible] es Abend wird, sieht er sie aus der Tapete hervortreten und träumt, bis sein [illegible] ausgeht und der Mond ihm auf den Bauch scheint.

München. Max Dauthend

Die Russenanleihe.

Nach der Schlacht bei Mukden tauchte zum ersten Mal die Behauptung auf, die Franzosen wollten den Russen keine neue Anleihe mehr gewähren, wenn der Krieg fortgesetzt werde. Mit aller Schonung und Ehrung russischer Gefühle mahnten zur selben Zeit große pariser Tageszeitungen den Verbündeten, Frieden zu schließen; und so fand denn auch eine zweite Behauptung Glauben: die, Herr Delcassé, der schmiegsame Minister des Auswärtigen, der schon etliche Kabinets überdauert hat, habe der französischen Hochfinanz den Abschluß neuer Russenanleihen untersagt. (Das Interdikt konnte übrigens auch von Rouvier, dem Finanzmann und Präsidenten des Ministeriums, ausgegangen sein.) Nun hat Frankreich freilich ein großes Interesse daran, daß sein theurer Alliirter nicht in einem endlosen Krieg allzu schwach wird; der Versuch, durch Geldverweigerung den Friedensschluß herbeizuführen, wäre aber recht unschicklich und brauchte obendrein sein Ziel noch nicht einmal zu erreichen. In manchen Depeschen lasen wir ja sogar, beide Gegner, Japan so gut wie Rußland, müßten den Kampf aufgeben, weil ihr Kredit erschöpft sei. Die Leute, die solche Meldungen in die Welt schicken, verkennen völlig die Seelenverfassung des Bankiers. Wer nicht bei der Waffe aufgewachsen ist, begreift nicht, wie man im heftigsten Geschützfeuer aushalten kann; und wer nicht Millionär ist, versteht, wie es scheint, nicht, wie man sich entschließen kann, einer in einen schweren Krieg verwickelten Macht Riesensummen anzuvertrauen. Im Grunde beruht Beides auf Gewöhnung, Tradition, Erfahrung. Die Gewohnheit nennt der Mensch seine Amme; und selbst Finanzmänner, die noch jung genug sind, um sich ihrer Amme erinnern zu können, wissen aus der Geschichte oder aus mündlicher Ueberlieferung, daß von je her die größten Gewinne in Kriegszeiten eingeheimst worden sind.

Japans Geldgeber waren bisher England und Amerika. Sie halten sich still, sind ungemein leistungfähig und haben, wie das starke Golddepot bei der Bank von England beweist, Alles pünktlich in beste Ordnung gebracht. Sympathie und Industrie haben da einen Bund geschlossen, auf den noch zu achten sein wird. Rußlands Geldgeber macht mehr von sich reden. Trotz Mendelssohn und Fischel, trotz allen berliner Zwischengewinnen und Konsortialberechnungen bleibt Frankreich doch des Zarenreiches finanzieller Hort. Auch auf anderen kontinentalen Märkten werden in den nächsten Jahren (namentlich, wenn auch für eine an Japan zu zahlende Kriegsentschädigung eine Anleihe nöthig wird) gewiß noch viele Russenpapiere gezeichnet werden und mancher Rentner wird sich neue Russen in den Geldschrank legen. Dieses ganze ungeheure Leihgeschäft wäre aber unmöglich, wenn Frankreich mit der Uebermacht und Geduld seines Kapitals nicht das feste Rückgrat böte. An der Seine wird der russische Kredit regulirt. Vielleicht behagt den pariser Bankiers ihre Rolle ar nicht mehr allzu sehr; aber sie haben sie nun einmal übernommen, kommen nicht mehr davon los und dürfen es beim Spiel deshalb auch an Eifer nicht fehlen lassen. Aufmerksam blicken sie ins Russenreich und nach Asien hinüber und sind zu jeder Stunde bereit, ihre Kundschaft mit schönen Reden zu beschwichtigen oder als Käufer zu intervenniren und jähen Kurssturz zu hindern. Einst schuf die Politik dieses Franzbündniß; jetzt, da so viele französische Milliarden nach Rußland gewandert sind, ist das finanzielle wichtiger als das politische Bündniß geworden. Die Eingeweihten kennen die hundert Wege, auf denen die Russenwerthe (besonders die in

Deutschland erworbenen) nach Jahr und Tag dem pariser Markt zuströmen. Jetzt war die Gelegenheit, sich eine ansehnliche Verzinsung zu verschaffen, ja günstig; auf lange Dauer aber passen diese Anlagen nicht mehr für unser deutsches Kapital, das auf so vielen Industriegebieten profitable Gelegenheiten zu erblicken glaubt.

Die französischen Banken haben das Gewicht ihrer Verantwortlichkeit durchaus nicht verkannt und sind erst seit dem Beginn des Krieges etwas leichtsinniger geworden. Nun brauchten sie sich ja nicht mehr mit mäßigem Zwischenverdienst zu begnügen und konnten auch mit dem früher sehr stolzen russischen Finanzminister deutlicher reden. In so abnormen Zeiten heißt bei allen Lieferanten und natürlich auch bei denen des Geldes die Losung: Jetzt oder nie! Warum sollte Herr Delcassé seinen Landsleuten so einträgliche Operationen verbieten? Wenn er das Tempo der Verhandlungen ein Bischen verlangsamt wünschte, konnte er den Kollegen Roudier bitten, im Stillen dafür zu sorgen. Und was ist nun eigentlich geschehen? Die pariser Hauptmacher, die wegen der Schatzscheine nach Petersburg gereist waren, thaten, als sei ihnen der vorgeschlagene Uebernahmekurs zu hoch; ein Prozentchen ließ sich auf diese Weise immerhin herausschlagen. Hätte die Regirung, weil Frankreich schon zu viele Russenwerthe besitze, mit einem Verbote gedroht, dann hätte der zum Anleihereisenden gewordene Leiter des Crédit Lyonnais einfach auf die Folgen solcher Maßregel hingewiesen. Den größten Theil des Geldes, das die neuen Schatzscheine liefern sollen, braucht Rußland ja, um in Paris die fälligen Zinsen anderer Anleihen zu bezahlen. Stockt dieser Zinsendienst auch nur einen Tag, dann ist die Panik der französischen Kapitalisten, die man so lange schon gefürchtet und mit allen Mitteln zu hindern gesucht hat, nicht mehr zu vermeiden. Ein Advokat Berent freilich, wie Björnson ihn im „Fallissement" vorführt, würde vielleicht das Rasirmesser wetzen und nach rein rechnerischer Prüfung der russischen Bilanzziffern die Eröffnung des Konkurses anordnen. Zwischen einer norwegischen Fjordstadt und einem Riesenreich ist aber ein Unterschied; und gerade in den allergrößten Verhältnissen ist oft das Wort unbestreitbar richtig: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Dieser Zeitgewinn bringt nebenbei ja auch den mehr oder minder ehrlichen Maklern nicht selten angenehme Profite. Da ist der Crédit Lyonnais, Frankreichs erster Kommissionär; diese Bank hat ungeheure Depositen, ein Wechselportefeuille, das oft größer ist als das der Bank von Frankreich, und die Betheiligung an kleinen Lotterieanleihen ist ihr durch das Statut verboten. Der Vertreter dieser Bank eilt geschäftig jetzt von Paris nach Petersburg, von Petersburg wieder nach Paris, um eine Anleihe abzuschließen, die einen ordentlichen Brocken abwirft. Das ist die Folge des großen Krieges. Alle Geschäftsleute wollen an ihm verdienen und er hat das Bild der Machtverhältnisse völlig verändert.

Wer nicht blind ist, muß erkennen, daß Rußland bei friedlicher Entwickelung auf die Erschließung mächtiger Reichthumsquellen rechnen kann. Von seinen Bi schätzen wissen unsere Montanmänner Erstaunliches zu melden; und dabei d sie noch nicht an Gold und Platina. Selbst die Amerikaner würden Konzessi zur Ausbeutung der wichtigsten Metallgebiete sehr gut bezahlen. Bis die russi Industriellen ihre Rohstoffe nicht mehr ausführen, sondern selbst verarbeiten, w wohl noch zwei Jahrzehnte vergehen; aber kommen muß die Zeit natürlich. welchen Ausgleich könnte in der Handelsbilanz der Weizenabsatz bewirken, in Rußland, wie in den Vereinigten Staaten, eine bessere Art der Ver

beschlossen und den Gutsbesitzern, die jetzt gewöhnlich um jeden Preis verkaufen müssen, das Getreide in der Heimath beliehen würde! Solche Reformen sind schließlich doch selbst im Zarenreich nicht gar so schwer durchzusetzen. Bei der Hoffnung auf gesteigerten Absatz braucht man nicht an Deutschland (mit seinen hohen Zollschranken) zu denken; der viel größere englische Markt wäre ja zur Aufnahme bereit. Auch die schon jetzt große Textilindustrie ließe sich noch gewaltig entwickeln; nur müßte man sie nicht durch so unkluge und unnöthige Maßregeln schädigen, wie die moskauer Massenausweisung eine war. Und die Hauptsache: Rußland hat zwar eine Menge unbequemer und thörichter Steuern, aber noch immer kein vernünftiges, modernes Steuersystem, das die Wohlhabenden und Reichen, deren Zahl man nicht unterschätzen darf, in ihrem Besitz angemessenem Umfang zur Mitübernahme der Staatslasten heranzieht. Bis jetzt wurden die Großen geschont und die Kleinen ausgebeutet. Der Staat darbte und die Beamten halfen sich mit allen Kunstwerkzeugen der Korruption. Eine Vermögenssteuer, wie sie in England (natürlich nur für die Einheimischen) durch die Belastung der Konsolcoupons geschaffen ist, würde in Rußland allerdings noch keine Schätze einbringen; denn der russische Mittelstand pflegt im Allgemeinen den Grunderwerb noch dem Ankauf russischer Staatsrentenwerthe vorzuziehen. Auf den reichen Adel ist bisher keinerlei Rücksicht genommen werden, auch nicht bei all den Herabsetzungen des Zinses für Bodenpfandbriefe und Staatsfonds. Die vielbesprochene Allmacht des russischen Adels gehört eben auch ins Märchenreich.

Wir müssen mit der schlimmsten Möglichkeit rechnen und annehmen, daß die Japaner, vielleicht unter dem von ihrem stillen Verbündeten geübten Einfluß, eine Kriegsentschädigung von Rußland verlangen. Japan ist übrigens ein so armes Land, daß es kaum erst bei Angelsachsen in die Schule zu gehen braucht, um zu begreifen, wie nützlich ihm einige Milliarden sein könnten. In diesem Fall würden die Russen wahrscheinlich nicht fragen, ob die Fortsetzung des Krieges nicht eben so theuer werden könne wie die Pflicht zur Kriegsentschädigung, sondern das Waffenglück noch einmal probiren. Warum soll zu diesem Versuch das Geld nicht gegeben werden? Es verschwindet ja nicht in eine Versenkung, fließt auch nicht in den fernen Osten; es bleibt in unserem Westen, zahlt die fälligen Anleihezinsen und strömt den Industrien zu, die den Russen zu zeitgemäß hohen Preisen die neue Rüstung liefern. Der Gläubiger ist in Shylocks Sinn „ein guter Mann", darf also weiter Kredit fordern und wird eines Tages zahlungsfähig sein. Die Geldgeber haben nur für die richtige Verschiebung ihrer Millionenbestände zu sorgen.

Nehmen wir den allerschlimmsten Fall. Rußland setzt den Krieg fort, wird auch unter dem neuen Generalissimus weiter vom Unglück verfolgt und muß den Japanern schließlich noch Milliarden zahlen. Wäre dieses Geld dann etwa nicht zu en? Würden die Bankiers, die es anbieten, sich nicht eben so hastig ins Sprechmer des russischen Finanzministers drängen, wie sie sich 1871 an den französen Finanzminister drängten? Damals lag Frankreich am Boden und doch wurden von allen Seiten die für die Fünfmilliardenentschädigung nöthigen Summen :boten. Freilich nahmen die Franzosen selbst große Posten ihrer neuen Rentenere auf. Man darf aber nicht vergessen, daß damals ganze Provinzen des ren Landes vom Feind und von den eigenen Truppen verwüstet waren, während jetzige Krieg sich auf neutralem Gebiet abspielt und das eigentliche Rußland

bis an die Grenzen seines älteren asiatischen Länderbesitzes die Hand des Feindes nicht zu fühlen bekommt. Das ist ein wichtiger Unterschied. Im Franzosenkrieg war die Bank von Frankreich schon nach der ersten verlorenen Schlacht gezwungen, die Barzahlungen einzustellen; in Rußland ist von einer Papiervaluta noch nicht die Rede und man braucht kaum zu fürchten, daß es wieder so werden könne wie nach dem Krimkrieg, wo fast alles Bargeld aus den Städten verschwunden war, die vorher doch den Ueberfluß fast als Unbequemlichkeit empfunden hatten. Auch im schlimmsten Fall würde die dann erforderliche Riesenanleihe wahrscheinlich überzeichnet. Sie brauchte ja auch nicht in einem Zug emittirt zu werden; die Japaner würden sich mit langfristigen Ratenzahlungen begnügen und die Russen hätten keinen Grund, sich mit den Rimessen so zu beeilen wie 1871 die Franzosen, deren Provinzen vom Feind okkupirt waren. Vielleicht würde ein Faustpfand oder die Garantie einer fremden Macht gefordert; dabei aber käme Deutschland eben so wenig in Betracht wie bei der griechischen Anleihe nach dem letzten Türkenkrieg. Und wenn eine Staatsrente dem vereinten europäischen Kapitalistenpublikum trotz Alledem nach zu unsicher schiene, könnte Rußland auch genug Aktiva bieten. Zum Beispiel: nach dem Muster Italiens, das sich dennoch weiter als Großmacht fühlen durfte, die Tabakregie einführen. Auch ein Monopol auf Naphtha und manches andere wäre bei Liebhabern für eine Reihe von Jahren leicht unterzubringen. Das staatliche Branntweinmonopol dürfte freilich nicht wieder aufgehoben werden; aus Gründen der Staatsmoral, weil sonst böse Mißbräuche die sichere Folge wären. Noch eine Erinnerung ist hier am Platz. Nach dem gegen Italien geführten Krieg ließ Oesterreich seine Staatsbahn wieder in eine Aktiengesellschaft (Oesterreichisch-Französische Staatsbahn) verwandeln. Diese Art der Geldbeschaffung hat sich zwar als sehr kostspielig erwiesen, könnte aber in Zeiten wirklich schwerer Noth auch weiter östlich Nachahmung finden. An profitlustigen Bankiers, die russische Staatsbahnen gern wieder in große Aktiengesellschaften umwandeln würden, fehlt es wahrlich nicht. Das Alles gehört in den Bereich der äußersten Nothbehelfe und wird hier nur angeführt, um zu zeigen, wie thöricht die Behauptung ist, Rußland verfüge über keine Reichthumsquellen mehr. Solche Auffassung ist kindisch. Und es ist klar, daß diese Quellen ungleich ergiebiger sein werden, sobald (in sicher nicht ferner Zeit) der Despotismus einigermaßen modernisirt und die Landesverwaltung vom ärgsten Unkraut gesäubert wird.

Einen raschen Blick noch auf Japan. Die Engländer und Amerikaner werden sich in Tokio gewiß bemühen, für das Verlangen nach einer möglichst hohen Kriegsentschädigung zu wirken. Natürlich. Nach dem Friedensschluß muß Japan, um das Erworbene auf mindestens fünfzig Jahre hinaus behaupten zu können, seine ganze militärische Organisation ergänzen, erneuern und sogar noch erweitern. Dazu sind ungeheure Summen nöthig; und die britischen und amerikanischen Lieferanten des Kriegs- und Flottenmaterials wollen lieber mit russischem Geld als mit japanischen Versprechungen bezahlt sein. Auch den Japanern würde allerdings genug Kredit zu neuen Anleihen gewährt werden. In diesem Fall müßte ja auch der Sieger, weil er arm ist, sich unbequeme Bedingungen gefallen lassen. Die Banken kämen also unter allen Umständen auf ihre Rechnung. Die fünfprozentige Anleihe dürfte auf dem deutschen Markt (wenn sie für ihn bestimmt ist) als Arbitragepapier willkommen sein. Seit mindestens einem Jahr schon haben unsere Großkapitalisten

gonnen, für ihre Rechnung in London japanische Bonds kaufen und verkaufen zu lassen. Das große Publikum müßte sich an diese asiatische Staatsrente, der Graf Bülow ja bereits seinen Segen gegeben hat, freilich erst gewöhnen. Zu ihrer Einbürgerung wären Jahre nöthig; vermuthlich aber handelt sichs nur um eine Episode.

Nun könnten Aengstliche fragen, woher denn all dies Geld kommen solle. Diese Unerfahrenen vergessen immer wieder, daß der Erlös solcher Anleihen in dem Lande bleibt, das sie übernimmt, und daß jedes neue Jahr den Bestand an Barmitteln mehrt. Wird nicht in jedem Jahr Gold in Fülle ans Licht gebracht? Das Transvaal allein hat im vorigen Jahr mehr als 350 Millionen Mark Gold geliefert; und es ist nicht das einzige Land mit starker Goldproduktion. Diese großen Beträge wurden bisher meist zu implantations benutzt. Künftig wird von dem neuen Gold mehr auf den Markt kommen, also wirklich dem Verkehr zuströmen und dessen Bedürfnisse befriedigen. Jetzt erst werden ja die Deeps zur Förderung herangezogen und gerade davon ist eine sehr beträchtliche Steigerung der Goldausfuhr zu erwarten. Geldmangel ist also nicht zu fürchten. Die ganze Welt hat Geld wie Heu und die Kapitalisten, die „schöne" Zinsgelegenheiten lieben (Russen sind seit dem Kriegsausbruch in Paris um ungefähr 14 Prozent gefallen), sind so zahlreich wie die Sandkörner am Meer. Nur kaufen sie nicht gern, wenn die Kurse schon wieder beträchtlich gestiegen sind. Das ist begreiflich. Ein bekannter Bankdirektor pflegte, wenn diese Thatsache erwähnt wurde, mit einem Achselzucken zu fragen, wer denn Lust habe, um fünf Uhr früh noch auf einen Ball zu gehen.

Pluto.

Notizbuch.

Der bescheidene, treue König, der vor dem Krieg um die Elbherzogthümer abdanken, 1866 nicht gegen Oesterreich, 1870 nicht gegen Frankreich Krieg führen wollte, heißt offiziell seit etlichen Jahren Wilhelm der Große. Das Volk hat sich an die Bezeichnung noch nicht gewöhnt, mancher Kultivirte lächelt, wenn er sie in Pompreden und Festartikeln findet, und allzu lange wird sie hoffentlich nicht leben. Selbst die höchst loyalen, für den Enkel begeisterten Hamburger konnten sich ja nicht entschließen, die Größe des Ahnen in goldenen Lettern der Nachwelt zu künden, und ließen, um nicht Anstoß zu geben, ihr Wilhelmsdenkmal deshalb ohne Inschrift. Wilhelm der Erste? Das ging nicht. Der Erste ist nach kaiserlichem Dekret nun einmal der Große. Und wer Wilhelm dem Großen ein Denkmal setzen will, muß streng darauf halten, daß die Größe des Bildes der Größe des darzustellenden Helden genau angemessen sei. Spezialvorschriften fehlen leider noch. Wir wissen, daß zum Paradeanzug der Marschallsstab, zur kleinen Uniform der Interimsmarschallstab, wissen auch, wann der Großadmiralsstab, wann der Interimsgroßadmiralsstab zu tragen ist. Daß nur Monarchen Reiterstandbilder bekommen dürfen. Daß nur für die Enthüllung von Monarchendenkmalen Paradeuniform anzulegen, die Enthüllung anderer Denkmale in kleiner Uniform zu feiern ist. Daß also irgend ein gemetz-

ter Albrecht, Sigismund oder Joachim auf Helmbüsche, Schärpen, weiße Hosen und aufgepflanzte Seitengewehre herniedersieht, Bismarck und Moltke aber nur buschlose Helme, schwarze Hosen und Feldbinden zu fordern haben. Doch bis auf diesen Tag noch fehlt die offizielle Bestimmung, wie groß ein Bild Wilhelms des Großen sein muß. Daß diese Lücke verhängnißvoll werden kann, haben graudenzer Bürger erfahren. Die wollten, Männer und Frauen, Civilisten und dem Militär Angehörige, Mitglieder der Innungen und Vereine, auf dem Marktplatz der Weichselstadt zur Erinnerung an den alten Kaiser ein Standbild errichten. Nicht eins von den Dutzenddenkmalen, die in Alldeutschland heute das Auge ärgern. Keine Bazarfigur, an der jeder künstlerisch Empfindende schaudernd vorüberschleicht. Nichts, was an die Puppenallee und andere neuberliner Gräuel mahnt. Etwas Individuelles, das in die besonderen Verhältnisse gerade dieses Stadtbildes paßt. Wer konnte sie hindern? Wenn sie das nöthige Geld zusammenhatten und die Stadtbehörde den Marktplatz hergab? Wer? So können nur sonderbare Schwärmer fragen. Wir leben im freisten aller freien Länder. Wenn aber Jedem gestattet wäre, auf seine Kosten ein Denkmal nach seinem Privatgeschmack zu setzen, dann müßte das Chaos wiederkehren. Kann nicht geduldet werden. Darf nicht geduldet werden. Als Wilhelm der Zweite drei Jahre auf dem Thron seiner Väter saß, wurde weislich deshalb verfügt: „Zur Aufstellung von Denkmalen für Mitglieder des Hohenzollernhauses bedarf es der Allerhöchsten Genehmigung, insbesondere dann, wenn es sich um Denkmale handelt, die an einem öffentlich zugänglichen Ort oder aus öffentlichen Mitteln errichtet werden sollen." Ob diese Verfügung, die im Sommer 1891 ein preußischer Minister des Innern den Provinzialbehörden zugehen ließ, mit dem Wortlaut und Sinn der Verfassung in Einklang zu bringen ist, mögen Staatsrechtslehrer entscheiden. Einstweilen gilt sie; und Niemand hat das Recht, ohne Allerhöchste Genehmigung sich einen Fritzen oder Wilhelm in den Garten zu stellen. Denn im freisten der freien Länder ist diese Genehmigung immer nöthig; nicht nur, wenn, sondern „insbesondere, wenn es sich um Denkmale handelt, die an einem öffentlich zugänglichen Ort errichtet werden sollen." Das wußten die Graudenzer, fürchteten aber keine Fährniß; und verfuhren streng secundum ordinem. Wählten einen Ausschuß und bestellten ein Preisgericht, dem neben den von der Stadt und der Handelskammer Erkorenen auch die berliner Hofgünstler Schwechten und Herter angehörten. Diese Jury, die mit der verpönten Rinnsteinkunst der Klinger und Messel, Liebermann und Uhde keinerlei Gemeinschaft hatte und revolutionärer Gesinnung nicht verdächtig war, verlieh einstimmig den Ersten Preis dem Bildhauer Heinrich Günther aus Gera. Den widerten längst schon, wie er an ein Ausschußmitglied schrieb, „die abgebrauchten, allzu beliebten Requisiten, Kanonen und Schanzkörbe, Fahnen und Löwen, Bayonnette, zerbrochene Wagenräder und all die anderen faulen Dekorationsstücke der Kaiserdenkmale"; gerade in Graudenz, meinte er, „auf der vorgeschobenen Grenzwacht muß deutsches Wesen besonders betont werden." Sein Entwurf versprach einen Brunnen. Ueber dem Wasser spendenden Bogen das Reliefbild des alten Kaisers. Auf dem Sockel eine germa
Speerjungfrau mit ihrem Roß. In Steinschrift sollte an dem Brunnen nur das ei
zu lesen sein: „Heimgeleitet". Wer durchaus Deutung eines Kunstwerkes will
Programmskulptur schätzt, konnte sich also sagen: Diese zarte Schildmagd bereit
einen Helden zum Siegvater nach Walhall zu führen; den Helden, dessen Bild das Rel
dem Sprudelbogen uns zeigt. Und wer Kunst, ohne von ihr ein Programm, eine T
eine mythische oder historische Anekdote zu heischen, unmittelbar auf sich wirken läß
sich an den einfachen Formen, der schlichten Ruhe des Brunnens freuen. Ein

phrasenloses Werk, das nicht mehr sein will, als es ist, und nach der Langeweile all der Gladenbeckerei den Blick zu angenehmem Verweilen ladet. Der Entwurf, der allgemein gefiel, wurde nach Berlin geschickt und Niemand zweifelte an der Genehmigung. Da kam der Bescheid: „Seine Majestät der Kaiser und König haben Allerhöchstsich nicht zu entschließen vermocht, zu der beabsichtigten Errichtung eines Kaiser Wilhelm-Brunnens auf dem Marktplatz in Graudenz nach dem vorgelegten Projekt die nachgesuchte Genehmigung zu ertheilen. Allerhöchstdieselbe sind der Ansicht, daß die Anbringung des kleinen Portraitreliefs Seiner Majestät des Hochseligen Kaisers Wilhelm des Großen an dem verhältnißmäßig großen Bildwerk der Absicht der Stadt Graudenz, der Erinnerung an den Heldenkaiser ein würdiges Denkmal zu widmen, nicht genügend Ausdruck zu geben vermag." Für die Stilleistung zeichneten zwei Ministerien verantwortlich: das des Inneren und das „der geistlichen pp. Angelegenheiten". Ein artiger Versuch, das überflüssige Schreibwerk zu vermindern. Nun sollte man eigentlich glauben, daß — zwar nicht die Stadt Graudenz, die mit der Sache nichts zu thun hat, aber — die graudenzer Bürger, die das Geld gegeben und unter vielen den Entwurf Günthers gewählt haben, am Besten beurtheilen können, welches Projekt ihrer Absicht „genügend Ausdruck zu geben vermag." Thuts nichts. Gegen eine Kabinetsverfügung ist fast noch weniger zu machen als gegen Gottes Fügung. Das Reliefbild ist viel zu klein. Das Reliefbild müßte viel größer sein. Und wäre dann noch immer zu klein. Wenn der Regimentsmedikus Schiller in ganzer Figur gemeißelt wird, kann ein Imperator und Rex sich doch nicht mit einem winzigen Brunnenwandbild begnügen. Herr Paul Fischer, der patriotische und gescheite Chefredakteur des graudenzer „Geselligen", sagte in einer Rede, die mit klug gewählten Gründen für Günthers Entwurf eintrat, ganz richtig: „In Berlin will man offenbar den Kaiser Wilhelm den Ersten grundsätzlich nur als Hauptfigur zulassen, als Hauptfigur auch nach dem Maß". Was war zu thun? Das Geld zurückzahlen und versuchen, ob man auch ohne Kaiserdenkmal selig werden kann. Oder die Geldgeber fragen, ob sie den Walkürenbrunnen auch ohne Reliefbild haben wollen. Oder ob ihnen ein Museum, ein Siechenhaus lieber wäre. Ein anderer Weg schien kaum gangbar. An der Weichsel fand man dennoch einen anderen; zwei Wege sogar. Der Ausschuß beschloß, Herrn Günther zu fragen: „Können Sie, sehr geehrter Herr, nicht auch anders? Nicht vielleicht Ihren Entwurf im Sinn des Ministerialerlasses ändern?" Womit der Künstler vor die Wahl gestellt war, den schönen Auftrag zu verlieren oder sein Kind zu zerstücken, ein organisch entstandenes Werk wider dessen innerstes Lebensgesetz nach fremdem Willen umzugestalten. Und in der Stadt regte sich das Fähnlein der Royalisten. Bis aus Berlin das Verbot eintraf, hatte sich gegen den Brunnenplan keine laute Stimme erhoben. Jetzt aber hat der König gesprochen. Also Versammlungen, Resolutionen, Flugblätter; und auf die Schanzen, wer seinem Landesherrn durch Dick und Dünn folgt! Der Hausbesitzerverein, der Kriegerverein, der Gardeverein, der Landwehrverein, der Verein ehemaliger Vierundvierziger, der Verein ehe-

…iger Jäger und Schützen: dieses ganze Heer wird mobil gemacht. Ein Apotheker, ein …macher und vier Obermeister (Schneider, Bäcker, Schlächter, Tischler) übernehmen die …rung der Bürgerwehr; der Kriegerzug ordnet sich nach der Dienstvorschrift. Und … mit Fanfaren auf den Feind. Wir wissen, was Kunst ist, kann und ewig sein soll Wir …n vier Stadtverordnete und einen Hauptmann der Landwehr unter uns, können also Fug behaupten, daß wir Besitz, Bildung und Wehrkraft der Stadt Courbières ver… n. Wir wollen „die Heldengestalt Wilhelms des Großen, wollen ein Denkmal, das …eldengestalt unseres unvergeßlichen großen Kaisers dem Volke fortgesetzt vor Augen

führen soll." So stehts in einem Flugblatt. Warum ein Unvergeßlicher „fortgesetzt" dem Volke vor Augen geführt werden muß, wird nicht gesagt; aber an „die Anhänger unserer Ansicht" die Bitte gerichtet, sich „in die in Umlauf gesetzten Listen einzuzeichnen; dieselben sollen mit einem entsprechenden Gesuch höheren Ortes vorgelegt werden." Der Walküren-brunnen wäre „kein richtiges Denkmal". „Er genügt dem Volksempfinden nicht." „Der einfache Mann will seinen alten Kaiser im Standbild vor sich sehen, wie er ihn auf den Bildern in der Kaserne gesehen hat." „Das Volksempfinden ist wichtiger als das Kunst-empfinden einiger höher entwickelten Herren." „Als alte Soldaten haben wir uns das Denkmal anders gedacht. Wir alten Soldaten kennen nur den unbedingten Gehorsam; wir wollen kein Ausnahmedenkmal. Wir lieben die Ausnahmen nicht." Die kernige Kraft solcher Germanenweisheit war nicht mehr zu überbieten. Weg drum mit dem Brunnen und her mit der vertrauten, unvergeßlichen Heldengestalt des Allerhöchstselig in Gott ruhen-den großen Kaisers. Das Volksempfinden, das die Ausnahmen nicht liebt, langt nach dem Putzenddenkmal des Infanteriegenerals mit dem Wilhelmsbart. Und wird es über ein Kleines wahrscheinlich auch an der Weichsel haben. . . Ists nicht lohnend, solche Bürger-komoedie einmal ausführlich zu erzählen? So leben wir. So wird das Volksempfinden erzogen. Kein Magistrat und kein öffentlich Zugänglicher wird fortan mehr wagen, einen Monarchendenkmalsplan vorzulegen, der nicht in die Hofpuppenschablone paßt. Jedes Mitglied des Hohenzollernhauses ist mindestens seine zehn Fuß Marmor oder Bronze werth. Absatteln, Walküre, und herunter mit Ihnen in eine Sockelecke! Für alles Uebrige wird ein redlicher Steinmetz oder die Aktiengesellschaft Gladenbeck sorgen, deren Divi-dende während der neudeutschen Kunstrenaissance schon beträchtlich gewachsen sein muß. Ein guter Komoedienstoff. Etwas für den Satiriker Ludwig Thoma. Und für den Mon-archisten doch eher der Stoff zu einer Tragikomoedie. Ihr zweifelt? Denkt Euch in eine Zeit, die das Kunstgefühl der Massen aus dem Schutt gräbt. Und gebt Euch selbst Ant-wort auf die Frage, die von Hunderttausenden dann täglich gestellt würde: Auf wessen Geheiß, nach wessen Geschmack wurden die unzähligen Monumentalungethüme geschaffen, die Alldeutschlands Antlitz, Alldeutschlands alte und neue Städtebilder entstellen?

* * *

Noch Etwas aus dem selben Kapitel. Herr Karl Scheffler schreibt mir:

„Vertrauen zu der Arbeit der Regirung hat in Preußen heute kein Stand und kein Beruf. Aber Jeder bemerkt immer nur die Fehler, die auf dem engeren oder weiteren Gebiet seiner eigenen Lebensinteressen gemacht werden; über ihre Sonderbedürfnisse vermögen nur sehr Wenige hinauszublicken. Landwirthe, Industrielle, Künstler, Hand-werker oder Arbeiter: Alle können den ihnen verursachten Schaden nachweisen; doch Je-der meint dann, die Interessen der Anderen würden verständig vertreten, das Ganze sei gut regirt. Es fehlt die Fähigkeit und Gewohnheit, vom Einen aufs Andere zu schließen; der Sinn für Relationen ist mangelhaft entwickelt. Den Vortheil aus solcher Beschränkung übler Art hat auch jetzt wieder die Regirung, wo es sich darum handelt, den Posten Direktors der Unterrichtsanstalt am Königlichen Kunstgewerbemuseum in Berlin zu besetzen. Außer den nächsten Interessenten kümmert sich kein Mensch darum; und handelt es sich um einen Vorgang von prinzipieller Bedeutung.

Die Resultate, die das moderne Kunstgewerbe seit seinem Erwachen in wei Jahren gewonnen hat, liegen vor Aller Augen. Als unser Markt in Gefahr war, Kunstindustrie vom Ausland entrissen zu werden, als zur Abhängigkeit von den [illegible] gangenheiten noch die vom heutigen England hinzukommen wollte, haben mol

Künstler Rettung gebracht. Und man hat nirgends gezögert, aus dieser sich darbietenden Kunstkraft Vortheile idealer und materieller Natur zu gewinnen. Die bedeutendsten Städte Deutschlands sind in kurzer Zeit der neuen Bewegung Sammelpunkte geworden und alle Faktoren haben so intensiv gearbeitet, daß die deutsche Kunstindustrie nun in Saint Louis einen vollen Erfolg selbst über die Länder erringen konnte, die vor Kurzem unseren Markt bedrohten. Solche Resultate können nur von einer wirklich lebendigen Kraft erzielt werden. Viel dazu beigetragen hat ein gesunder, von Bismarck auch im Politischen gewünschter Partikularismus, weil er die eine große Aufgabe der Angewandten Kunst vermannichfacht und reich gegliedert hat. In München, Darmstadt, Düsseldorf, Weimar, Dresden, Leipzig, Krefeld, Wien und anderen Städten giebt es heute Kolonien gewerblicher Künstler; viele Bundesfürsten zeigen ein verständiges Interesse und es ist, Alles in Allem, Ursache zur Hoffnung vorhanden.

Nur die Reichshauptstadt betheiligt sich nicht. Statt anregend auf die Provinz zu wirken, muß sie von ihr und vom Ausland Anregungen empfangen; und statt eine bedeutende Kulturmission zu erfüllen, bleibt die wichtigste deutsche Kunstgewerbeschule theilnahmelos inmitten des regen Lebens. Wenn sich nicht große Geschäftshäuser wie Hirschwald, Wertheim, Ball der Bewegung annähmen, erführen wir kaum, was im Reich vorgeht. Ueber das Problem der Kunstgewerbeschulen lassen sich freilich Bücher schreiben, — wenn auch noch nie eins darüber geschrieben worden ist. Man sollte denken, daß in diesen königlichen Unterrichtsinstituten die Angewandte Kunst um ihrer selbst willen gelehrt werde, daß der Zweck ein kultureller sei. In Wahrheit sind es nur Anstalten zur Dressur von Industricarbeitern. Die großen Worte der Programme sind Phrasen; nirgends ist ein Geist, der höher steht als die materiellen Interessen der zunächst Betheiligten, der die wahren Bedürfnisse der Industrie, der Schüler und des Staates in einem Blick überschauen könnte. Das voraussichtlose Kapital kommandirt; wenn auf dem Markt eine bestimmte Mode herrscht, müssen die Schüler schnell den entsprechenden ‚Stil' lernen. Die charakteristische Stellung dieser Schulen zeigt sich schon darin, daß sie — mit einziger Ausnahme der berliner Anstalt; einer Ausnahme, die die Verwirrung nur noch zu steigern geeignet ist — nicht dem Kultusminister, sondern dem Handelsminister unterstehen. Welchen Zweck haben aber diese Museen und Schulen, was rechtfertigt die Summen, die sie kosten, wenn sie nicht das Nationalvermögen in idealer und materieller Weise mehren können, wenn diese Aufgabe vielmehr den kunstgewerblichen Sezessionisten überlassen wird? England hat sich mit seinem Werkstättenunterricht und seinen Meisterkursen, mit seiner ganz volksthümlichen Erziehungmethode eine Stellung errungen, um die es von allen Nationen beneidet wird und die ihm riesige Summen einbringt.

In Berlin kommt der bekannte Widerwille des Kaisers gegen alles Moderne hinzu, um aus dem Kunstgewerbemuseum den lebendigen Geist ganz zu verbannen. Ein Kalkulator sollte einmal ausrechnen, wie viele Millionen diese subjektive Ueberzeugung die Hauptstadt kostet. Immer ist es das selbe Lied. Soll in Preußen eine kleine Lehrerstelle mit einem Künstler besetzt werden, der nur irgendwie moderner Neigungen verdächtig ist, so streicht der Kaiser den Namen persönlich von der Kandidatenliste. Und die Hoflieferanten oder die Herren, die es sein möchten, rufen Beifall. Ja, es wird wohl gar von profitwüthigen Fabrikanten, die für ihren festen Markt, den sie irgendwo in Südamerika oder sonstwo haben, fürchten, auf die bekannten Ueberzeugungen des Kaisers spekulirt; bessere, künstlerische Arbeit ist das Schlimmste, was diesen Kapitalisten zugemuthet werden kann; es wäre ihr Ruin. So verstehen sie denn, ihrem kleinlichen Handel den Anschein einer nationalen Rettung zu geben.